

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935



Verlag von K. F. Koehler in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze	Seite
*Ausweitung des Deutschen Geschichtsbildes, Die. Die Rede Alfred Rosenbergs auf der 2. Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Bremen	321
*Becker, Albert: Von Woban u. St. Michael zu Dagobert, d. Schutzgeist des Pfälzer Bauerntums. Berliner Aussprache, Die	97
*Blenk, Marie: Verwandte des Männchens von Döhlen	359
*Büch: Der Ged.	229
*Burkhardt, Heinrich: Der Götterhain zu Emesheim bei Weissenburg i. Bay.	241
*Döringsfeld, Die Eiche in	303
*Dom zu Bardowiek, Der	340
Fehle, Eugen: Tempelloser Gottesdienst	239
*Franzen, Arendt: Grundsätzliches zur Frage der Erternsteine	4, 65
*Gabert, R.: Das Pyrmonter Quell-Heiligtum	208
*Gebauer, E.: Felsenbilder am Bürgstein in Böhmen	173
*Gollob, Hedwig: Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung	225, 272
Günther, Hans F. R.: Die Auflösung d. germ. Rassenpflege durch d. mittelalterliche Christentum	33
*Güterbock, Gotthilbe: Der Steinberg bei Broigern	270
Hahne, Hans: Das vorgeschichtliche Europa	356
*Harder, Hermann: Querte und Keltenkreuz	136
*Hennig, R.: Germaniens Anteil am vorgeschichtlichen Handel	169
*Hogrebe, S.: Otto Sigfrid Reuters Werk „Germanische Himmelskunde“	162
*Hopmann, S.: Ortungsuntersuchungen	198
Hundt, R.: Zwei mitteldeutsche Höhlen erzählen	181
*Ibbeken, H.: Die Kirche in Blegen (Oldbg.)	234
Jugend und Vorgeschichte	146
*Karstens, Heinrich: Der „Kusfelsen“ bei Goslar	330
König: Kleiner Beitrag zur Geschichte der Urteile und Vorurteile	48
*Kühn, Lenore: Sinnzeichen in Apulien	308
Kummer, Bernhard: Die Wikinger: Raubtiere oder Helden?	263
*Kunze, W.: Von Steinkreuzen in Feld und Wald	291
*Laur, Gisela von: Tuscania	42
*Müller, Rolf: Betrachtungen über die Ortung im Gelände	327
Neuner, Georg: Seltene Bräuche aus der germanischen Zeit in Franken	299
*Pinter, Hans: Der heilige Hain von Keflingen	20
Platzmann, J. D.: Kaiser Karl und unser völkisches Bewußtsein	106
Platz, Fr.: Wilhelm Leudt zur Vollendung des 75. Lebensjahres	353
*Pohle, Walter: Der Püsterich von Sonderhausen	140
Prieke, H. A.: Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker	129
*Propping, Walter: Das „Dag“-Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus	143
Reinerth, Ausgrabungen im Gutshof Desterholz und in Langelsau	287
*Runge, Ella: Steinkreuze bei Nordhausen	364
S.: Heilige Bäume im deutsch-nordischen, vornehmlich niedersächsischen Bauernhaus	304
*Saeftel, Friedrich: Herd- u. Hochsäulen i. altnord. Haus als Träger alt. germ. Glaubensvorstell. 82, 112	
*Schmidt, Kurt: Der Randalaber bei Altenbergen	304
*Schröder, Albert: Schmiedeeiserne Beschläge auf Kirchentüren in Mitteldeutschland	366

	Seite
Sprater, Fr.: Gipfelheiligtümer in der Pfalz	269
Suffert, D.: Unheilvolle Suggestionen	49
Teubt, Wilhelm: Bericht über den Stand des Detmolder germanienkundlichen Werkes und der zu begründenden Pflegstätte, im Brachet (Juni) 1935	257
— Der Burghof in Desterholz	369
— Die deutsche Wissenschaft und ihre völkische Aufgabe	193
— Götter der Germanen?	289
— Zur Grabung in Desterholz (August 1935)	319
*Vorchristliche Sinnbilder an und in Kirchen	81
Weber, Edmund: War der Zooßen das Semnonenheiligtum?	17
*Werner, Fritz: Heiligtum oder Fluchtburg?	203
Zur Ortungsfrage	243

Rufer im Streit

(Seite: 120, 245, 282)

Blitz, Der alte falsche	283
Faulhaber, Noch einmal Herr Kardinal	121
Immer noch die alte Brille	245
Magharisierung der Zips	121
Mehr Würde!	245
S.: Die Urbibel der Ariogermanen	120
Schwerer Kampf des Deutschtums in U.S.A.	245
Vorgeschichte oder Urgeschichte	121
Was der christliche Religionslehrer wissen muß	245
*Werner, Fritz: Heimatschutz	282

Die Fundgrube

(Seite: 22, 88, 122, 183, 212, 248, 315, 341)

*Abdruck eines Gewebes aus der Eisenzeit	88
Bodenforschung und Wünschelrute	249
*Buschan, G.: Das Ohsener Männchen	212
Erfreuliche Ausnahme	183
G.: Über die Ortung der „Bisbefer Braut“	315
Germanen und Slawen in Ostdeutschland	315
Gotenburgen in Bulgarien?	315
Gundt, Rudolf: Vom Alter des deutschen Getreidebaus und der Viehzucht	248
— Der Urmenich sammelte Versteinerungen	342
Grimms, Erinnerung an die Zerstörung der	342
Hienau, M. M.: Berichtigung betreffend „Noch einmal der Zooßen“	249
Ortungsfragen in Südamerika	122
Hudelfo, A.: Beitrag zur „Queste“	122
Neste alter Götterverehrung auf dem Rottmar und dem Sonneberg (Oberlausitz)	341
Rosenfelder, Karl: Isländische Sprachpflege	89
Sauerländer, W.: Eine Erinnerung an den Ebergott im Ravensberger Lande	341
Schmidt, Kurt: Das Hakenkreuz als Steinmehzeichen	184
Steinmehzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes	22
— in Hirschfelde	316
Stranz, Kurt v.: Magharische Geschichtsklitterung	23
Vandalen-Märchen, Ein Italiener gegen das	22
Weber, Edmund: Neues zum Helianddichter	90
— Ein angeblicher Runenfund	316
Wehrhan, R.: Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze	212
*Werner, Fritz: Das Hufeisen als Heilszeichen	184

Aus der Landschaft

(Seite: 24, 56, 148, 185, 213, 246, 312, 343)

	Seite
Barsberg, Der, ein unbekannter Ringwall der Eifel	213
*Büch, E.: Der „Geck“	185
Falk: Nappsteinsteine an kirchlichen Backsteinbauten	314
Goldene Hirsch, Der	343
Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung (Jama) und germanische Frühzeit	149
*Karstens, Heinrich: Zeichen an der „Walmühle“ in Goslar	148
*Kuhfahl: Sächsische Grabplatten aus dem Mittelalter	312
*Leo, Justus: Steinbilder im Kloster Memleben	58
*Meier-Böle: Sinnbildliches aus dem Sünteltal	246
*Müller-Bremen: Radkreuze aus Reinhausen	314
*v. Deynhausen: Steinmehzeichen	25
*Paschke, Paul: Das „Gözenbild“ in Woltersdorf	56
*„Pilz“, Der, oder der „geharnischte Kopf“	25
rhdt.: Eisterübergang aus frühgeschichtlicher Zeit	313
Scheuner: Hinfelstein (bei Arnheim) und Petersberg	344
Weber, Edmund: Noch einmal der Zooßen	149
Wehrhahn, R.: Alte Überlieferungen von den Externsteinen	24
Werner, Fritz: Hufeisen als Heilszeichen	247
Wolfsstein bei Argen, Der	344

Schätze der Scholle

(Seite: 150)

Müller-Brauel, Funde und Ausgrabungen in Nordwestdeutschland	150
--	-----

Vorzeit im Brauchtum

(Seite: 281, 375)

*Geck in Lettland, Der	282
Reinsch, Hans F.: Herbstfeuer und Laternenumgang	281
*Schulz: Der Siebenstern in Bevenjen	375
*Suffert: Die Volkshunde als Hilfsmittel zur Deutung der schwedischen Felsbilder	377
Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch	375

Die Bücherwaage

(Seite: 26, 59, 90, 123, 153, 186, 214, 249, 284, 316, 345, 378)

Almgren, Oskar: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden	26
Beher, Paul Gerhardt: Eddalieder — Eddasprüche	90
Chomton, Werner: Heinrich der Löwe	378
Deubel, Werner: Schiller's Kampf um die Tragödie	155
Eichenauer, Richard: Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung	59
Ekkehardus I. Sangallensis: Walthari (Waltharius)	91
Ewing, Ludwig: Die Sage von Tanaquil	250
Fiesel, Rudolf: Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niedersachsen	186
Fronemann, Wilhelm: Armin der Cherusker	91
Gautier, E. F.: Geiserich, König der Wandalen	188
Gellert, Wilhelm: Die Hermannschlacht und das Hildesheimer Land	284
Günther, Hans F. R.: Frömmigkeit nordischer Artung	123
— Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen	154
Hahne, Hans: Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen, Völker und Rassen	346
Hamkens, Freerk Hage: Hermann der Cherusker	124
Hart, F. Th.: Alfred Rosenberg, Der Mann und sein Werk	284
Hindringer, Rudolf: Weiheroß und Hühweide	59
Höfler, Otto: Kultische Geheimbünde der Germanen	216
Hüttenhain, Helmut: Wefing	187

	Seite
Gupfens, Albert: Rheinische Familienkunde	380
Reich, Carl: Gestirnsverehrung im alten Italien	250
Kuhle, Hjalmar: Der erste Deutsche	187
Vienau, Otto: Die Bootsfunde von Danzig-Dhra aus der Wikingerzeit	250
Lücke, E., in Verbindung mit R. Müfswald und W. Schäfer: Karten und Schrifttum zur geographischen Landeskunde von Westfalen	316
Neckel, Gustav: Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen	60
Neuhaus, August: Deutsche Jagd-Altertümer	316
Pferd des Priesters Hrafnkel, Das	317
Rheinisches Volkstum	155
Reuter, Otto Sigfrid: Germanische Himmelskunde	153
Schmidt, Ludwig: Die germanischen Reiche der Völkerwanderung	27
Schmidt, R. R.: Der Geist der Vorzeit	379
Schoener, A. Clemens: Germanen und andere früheuropäische Namen nordischer Stämme	380
Schuchhardt, Carl: Vorgeschichte von Deutschland	345
Schulz, Walter: Die Germanen ein Bauernvolk	59
Sommer, Robert: Die Nibelungenwege	124
Strasser, Karl Theodor: Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen	249
Thule. Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden	60
Voegelin, Erich: Die Rassenidee in der Geistesgeschichte von Arah bis Carus	317
Vogelfang, Erich: Umbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus	124
Werner, Manfred: Natur und Sünde	251
Wirth, Hermann: Die Heilige Urschrift der Menschheit. 12. Viefierung	214
Wolfram, Richard: Schwerdtanz und Mämerbund	92
Zabel, Ursula: Norden in Not	251
Zender, Matthias: Volksagen der Westeifel	379
Zschaeßch, Karl Georg: Atlantis, die Urheimat der Arier	186
— Uralte Sippen- und Familiennamen	187

Zeitschriftenschau

(Hauptteil bearbeitet von Hertha Schemmel) (Seite: 28, 61, 92, 125, 156, 188, 217, 252, 285, 347, 380)

Vereinsnachrichten

(Seite: 31, 63, 94, 126, 159, 190, 218, 254, 286, 318, 351, 383)

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte: Hauptstelle Detmold 218, 224

Ortsgruppen:

Berlin	31, 95, 190, 351
Bielefeld	255
Dortmund	351, 383
Düsseldorf	383
Essen	223, 255, 286, 383
Frankfurt a. M.	126, 160, 190
Gelsenkirchen	255, 383
Hagen	32, 95, 126, 190, 223, 255, 383
Kassel	63, 160, 255
Osnabrück	64, 95, 191, 254, 318
Wilhelmshaven	127

Wichtige Mitteilungen:

Anschluß an den „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“	161
Klarstellung, Eine bemerkenswerte	94
Roffinias Lehrstuhl neu besetzt	64
Pflegstätte für Germanienkunde	192, 352, 383
Rademacher, Karl, ein Vorkämpfer für deutsche Vorgeschichte	127
Schulungslager des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht	318

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Januar / Hartung

Heft 1

Die Berliner Aussprache

Am 3. Dezember abends sprach in der Technischen Hochschule in Berlin Wilhelm Teudt über die Bedeutung der Externsteine. Anschließend gab Prof. Dr. Andree-Münster als Grabungsleiter einen Bericht über die diesjährigen Untersuchungsarbeiten an den Externsteinen.

Am folgenden Vormittag fand im Sitzungssaal der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine Besprechung statt zwischen den Vertretern der Vorgeschichtswissenschaft und den Freunden germanischer Vorgeschichte, dem sogenannten Teudt-Kreis.

Professor Reinerth als Einberußer stellte zur Aussprache:

1. Die Methodik Teudts;
2. die Frage der Externsteine;
3. den Jahrgang 1934 der Zeitschrift „Germanien“ im Hinblick auf seine wissenschaftlichen und methodischen Veröffentlichungen.

Zu seiner Arbeitsweise hatte Teudt sich am Vorabend schon in der Einleitung seines Vortrages wie folgt geäußert:

Das bekannte Wort von einer voraussetzungslosen, d. h. vorurteilsfreien Wissenschaft ist durchaus berechtigt. Gerade auf dem Gebiete der Vorgeschichte ist seit der Bekehrungszeit ein mißgünstiges Vorurteil maßgebend gewesen, so daß man dem Germanen abstritt, was bei den gleichzeitig lebenden Mittelmeerländern ohne weiteres anerkannt wurde. Auch die Romantiker — besser „Germaniker“ — haben daran nichts ändern können. Das war erst möglich durch die Spatentwissenschaft, durch die Deutsche Vorgeschichte, die durch die Bodenfunde bewies, daß im Norden eine eigene Kultur bestanden hat, die nicht aus dem Süden bezogen wurde, sondern im Gegenteil befruchtend und bestimmend auf die Südvölker gewirkt hat.

Zu fordern ist für unsere Vorgeschichte, daß sie sich der gleichen Erkenntnismittel bedient, die auch die allgemeine Geschichtswissenschaft anwendet, daß also nicht in zeitlicher

Reihenfolge urkundlicher Stoff aneinandergesetzt wird, sondern, daß Urteil und Bild entsteht unter Heranziehung allgemeiner Erfahrungen des Lebens, der Zusammenschau verschiedenen Wissens und der gleichen Logik, auf der jede Beurteilung menschlichen Tuns beruht. So muß z. B. für viele Kunstwerke der Vorzeit ein zeichnerischer Entwurf angenommen werden, auch wenn uns solche Entwürfe oder Geräte zu ihrer Herstellung nicht überliefert wurden. Vor allem muß aber beachtet werden, daß die im Vergleich zu den klassischen Ländern erschreckende Fundarmut der germanischen Landschaft auf dem Gegensatz zwischen der nordischen Holzkultur und den steinernen Kulturen des Mittelmeergebietes beruht. Das vergängliche Holz ist nach wenigen Jahrhunderten verschwunden, so daß wir nur farge, durch Zufall erhaltene Reste finden konnten. Aber allein das Vorhandensein der germanischen Worte „Buchstabe“ und „Buch“ sollte ein Fingerzeig sein für alle, die den Gedanken von den primitiven Germanen nicht los werden können. Berücksichtigt werden muß auch der Kulturbruch der Befahrungszeit, von dem die südländischen Kulturen weit weniger betroffen worden sind.

Ohne daß sich ein Widerspruch gegen die von Leudt dargelegten grundsätzlichen Gedanken zeigte, ging die Besprechung sofort zu Punkt 2 über, bei dem nicht nur die Externsteine, sondern auch die Heiligtümer in der Osterholzer Senne und die sogenannte Ortung behandelt wurden. Die zur Himmelskunde sich entspinneude Aussprache wurde im wesentlichen von den beiden Astronomen Univ.-Prof. Hopmann-Leipzig und Dr. Müller-Potsdam geführt. Das von ihnen Gesagte läßt sich etwa folgendermaßen umreißen:

Einwandfrei sind vom astronomischen Standpunkt aus alle drei Thesen Leudts: Externsteine, Osterholzer Senne, Ortung zu bejahen.

Bezüglich des Alters der Externstein-Anlagen wurde durch die Grabungen des Jahres, die im Sommer 1935 fortgesetzt werden sollen, Leudts Annahme von der vorgeschichtlichen Seite her bestätigt. Die astronomische Rechnung beweist mit ebenso großer Genauigkeit Leudts These von der Ausrichtung der Externstein-Anlagen auf die nördlichsten Sonnen- und Mondörter. Die Abweichung des Mondortes von dem wirklichen Aufgangspunkt beträgt z. B. nur 4 Bogen-Minuten. Beide Orte sind zudem für die Kalenderberechnung notwendig. Auf eine Zwischenfrage Prof. Reinerths bejahte Prof. Hopmann die Möglichkeit von Tageskalendern für die damalige Zeit.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wird auch auf die Sonnenausrichtung der vielumstrittenen Anlagen von Stonehenge und Odrh hingewiesen, während beide Astronomen sich darüber einig sind, daß der Böhower Steintanz als Zufallserscheinung aufzufassen ist.

Der „Sternhof“, Haus Gierke, in der Osterholzer Senne ist von Prof. Hopmann in diesem Jahre neu vermessen worden. Die Ausrichtung der Hofgrenzen, bezeichnet durch 3–4 Meter breite Wälle, die auf bestimmte mythologisch bedeutsame Sterne hinweisen, ist von Hopmann entgegen seiner früheren Auffassung bestätigt worden. Er fand zudem eine weitere 7. Linie zu dem „Quellenhügel“. Außerdem wurde der Hügel an der Südwestecke des Hofes als eine Beobachtungsstelle erkannt, von der aus weitere klare Linien festgelegt werden könnten. Damit sind auf Gierke-Osterholz 11 Ortungslinien erwiesen. Abgesehen von dem mathematischen Beweis über den Aufriß, der bei 11 Gegebenheiten zwangsläufig diese Figur verlangt, muß auch die Wahrheitslichkeitsrechnung, die sich auf viele Tausende belaufen würde, jeden Zufall ausschalten. Denn alle diese Linien, bzw. die von ihm festgelegten Stern-Auf- und -Untergänge sind für die alte Kalender-einteilung richtig gewesen. Sie markieren heute noch im Volksbrauch bedeutsame alte Feste.

Die gleiche Erscheinung ergab sich bei der Ortung in Ostfriesland. Auch dort sind mit ungewöhnlicher Genauigkeit Linien im Gelände festgelegt, die Gestirn-Aufgänge an alten, bedeutsamen Festtagen bezeichnen. Bei dieser Gelegenheit warnten beide Astronomen

ihrerseits vor den gerade auf diesem Gebiet vorhandenen zahlreichen Phantastereien und andererseits vor der restlosen Ablehnung dieser Erzeugnisse, da auf diesem unerforschten Gebiet natürlich die größten Überraschungen zu erwarten sind.

Gleichzeitig sind sich beide Herren darüber einig, daß bei diesen astronomisch festgelegten Erscheinungen der Vorgeschichtler das letzte Wort haben müsse. Beide Herren erklärten, daß sie jede ihrer Berechnungen zurücknehmen würden, wenn die Spatenforschung keine oder entgegenstehende Ergebnisse zeitigen wird. Ausdrücklich verwiesen sie auf die Externstein-Grabung, bei der theoretischer Beweis und Grabungsergebnis übereinstimmen.

Bei der Aussprache über die Externsteine wurde zunächst bedauert, daß auch dieses Mal die für die Datierung entscheidenden Scherben nicht zur Stelle waren. — Professor Andree wies auf die Beweiskraft der Abraumsschicht unter allen Kulturschichten hin und erklärte, daß das umstrittene Runenzeichen in dem großen Externstein als unbedingt alte, vielleicht sogar älteste Arbeit überhaupt anzusehen ist. Die Behauptung, daß die auf Felsen II aufgefundenen Keillöcher Verankerungen für ein dort angebracht gewesenes Kreuz waren, weist er nachdrücklich zurück und führt für die Erklärung die abgesprengten Flächen am Felsen I an, bei denen noch die gleichen Keillöcher zu sehen sind.

Eingehend wurde dann die Frage erörtert, ob der „Stuhl“ auf dem Kreuzabnahmebild am großen Externstein als Irminful zu deuten sei oder nicht.

Bemerkenswert waren in dieser Aussprache die Darlegungen Dr. Blasmanns, der an Hand der Texte die Behauptung widerlegte, daß im Jahre 531 bei Burgscheidungen eine Irminful gesetzt sei. Auch die Erläuterung Rudolphs von Fulda, daß die Irminful gleichsam die Welt trage, ist eine Verlegenheitsdeutung des unverständlich gewordenen Wortes Irminful.

Dr. Jörg Lechler, Schriftleiter des „Mannus“, zog ausgehend von seinen Arbeiten über das Hakenkreuz die Irminful-ähnlichen Zeichen auf steinzeitlichen Gefäßen (Trommel von Hörsnammern) heran. Seiner Auffassung nach ist das christliche Sinnbild des Ankers aus diesen alten Sinnbildern zu erklären. Er tritt der mehrfach geäußerten Auffassung entgegen, als wäre die Irminful als Lebensbaum und verwandte Sinnbilder erst in der Spätzeit entstanden.

In der weiteren Besprechung wurde auch der Einwand widerlegt, es sei nach der Befahrung und der Entstehungszeit des Kreuzabnahmebildes zu viel Zeit vergangen, als daß der Bildhauer sich noch an das Heidenzeichen der Irminful hätte erinnern können. Dem steht die Nachricht Heinrichs von Herford gegenüber, daß 1114 die Sachsen den letzten Rückfall in den alten Glauben gehabt haben, so daß damit auch die Neuweihe der Externstein-Kapelle im Jahre 1115 hinreichend begründet ist.

Die Aussprache hatte um 10 Uhr begonnen und wurde gegen 2 Uhr geschlossen, da um 2 Uhr die Vorlesung Prof. Reinerths begann. Deshalb konnte der vorgesehene dritte Punkt der Aussprache über die Zeitschrift „Germanien“ nicht mehr durchgeführt werden.

In ihren Schlußworten stellten W. Leudt und Prof. Reinerth fest, daß es erfreulicherweise gegenseitig zu einer Annäherung und Anerkennung gekommen sei, daß also die gefährliche Kluft zwischen Vorgeschichtsforschern von Beruf und Neigung überbrückt ist.

**Kummervoll reuhen Knechte durchs Leben,
Speise und Trank ist ihr Trost:
Nach Wissen dürstet des Waltenden Seele,
Nach Weisheit hungert den Herrn.**

Leopold Weber, Die Götter der Edda

Das Felsengrab oder der Sargstein — unter beiden Namen finden wir den ziemlich regelmäßig viereckig gemeißelten großen Block mit der Halbkreisnische und der Eintiefung einer menschlichen Gestalt, am nordöstlichen Fuße des ersten Felsens im Schrifttum genannt — ist eins der vielen geheimnisvollen Rätsel an den Externsteinen, die sich so hartnäckig jeder Lösung zu entziehen suchen. Ehe jedoch an eine Deutung dieses seltsamen, wie ein Grab anmutenden Gebildes überhaupt herangegangen werden kann, ist die Altersbestimmung unerlässlich; denn auch hier ist die Frage: germanisch-heidnisch oder christlich bei der Deutung ausschlaggebend.

Um die Altersbestimmung des Felsengrabes verständlich gestalten zu können, ist es zuvor erforderlich, eine Beschreibung und Ergänzung der Felspartie zu geben, aus der es herausgemeißelt ist. Der Sargstein zeigt sich als freistehender Steinwürfel von etwa 3,50 m : 4,25 m im Geviert und, heute nach der Freilegung, von einer durchschnittlichen Höhe von rund 5 m. Nach der Entfernung des ihn bisher umgebenden Erdrreiches, welches sich zum Teil als künstlich aufgeschüttet erwies, ist es offensichtlich, daß der jetzige Zustand und die heutige Form niemals die ursprüngliche und zweck erfüllende gewesen sein kann; denn es fehlen hier wichtige, früher vorhanden gewesene Bestandteile.

Der Felsenteil, aus dem der Sargstein gestaltet worden ist, ist dem Felsen 1 (Bildfelsen) nach Nordosten als frei und anstehender, ehemals bedeutend größerer und höherer Felsen (1b) vorgelagert (siehe Grundrißzeichnung Abb. 1 Nr. 7). Der ganze ehemalige Felsen 1b war durch einen tiefen schmalen Spalt vom Hauptfelsen 1 getrennt, der noch heute als kleiner Rest hinter dem Felsengrabblock zu sehen ist (Abb. 2 und Grundriß). In diesem Felsen 1b haben wir den Gesteinsteil der Externsteine vor uns, der das größte, bisher vollständig unbekannte Zerstörungswerk über sich ergehen lassen mußte. Der Felsen hat einstmals eine wesentlich andere Form gehabt, als sie sich heute nach der Ausgrabung bietet. Es fehlen neun Zehntel des gesamten Felsenkopfes. Daß die gewaltigen fehlenden Felsenteile künstlich weggebrochen sind, bekunden die großen scharfkantigen Bruchflächen mit den allenthalben darauf befindlichen Meißelhieben und Keilsetzungen.

Die gesamte, nun freiliegende Oberfläche des Felsens 1b läßt scharf drei Arten verschiedener Beschaffenheit erkennen:

1. Die nur stellenweise erhaltene alte verwitterte Oberfläche,
2. die weiten Bruchflächen des weggebrochenen Gesteins,
3. die durch menschliche Bearbeitung gestalteten Flächen.

Die nur an wenigen Stellen erhaltene alte Oberfläche — es sind einige Randteile und die Kopffläche des Felsengrabblockes — gaben für die gedankliche Ergänzung wichtige Anhaltspunkte.

Die Bruchflächen des weggebrochenen Gesteins lassen auf die Größe des Zerstörungswerkes schließen (Abb. 1). Bei den unter 3 angeführten Bearbeitungsflächen — sie finden sich nur am Felsengrabblock — müssen wir zwei Arten unterscheiden, und zwar nach der Technik, in der sie gearbeitet sind: Flächen, die mit dem Spitz Eisen geschlagen (Abb. 4), und Flächen, die mit dem Breiteisen gearbeitet sind (Abb. 5). Die mit dem Spitz Eisen gearbeiteten Teile sind die erhaltenen Flächen der ursprünglichen Form der ganzen Anlage. In dieser Technik ist die ganze

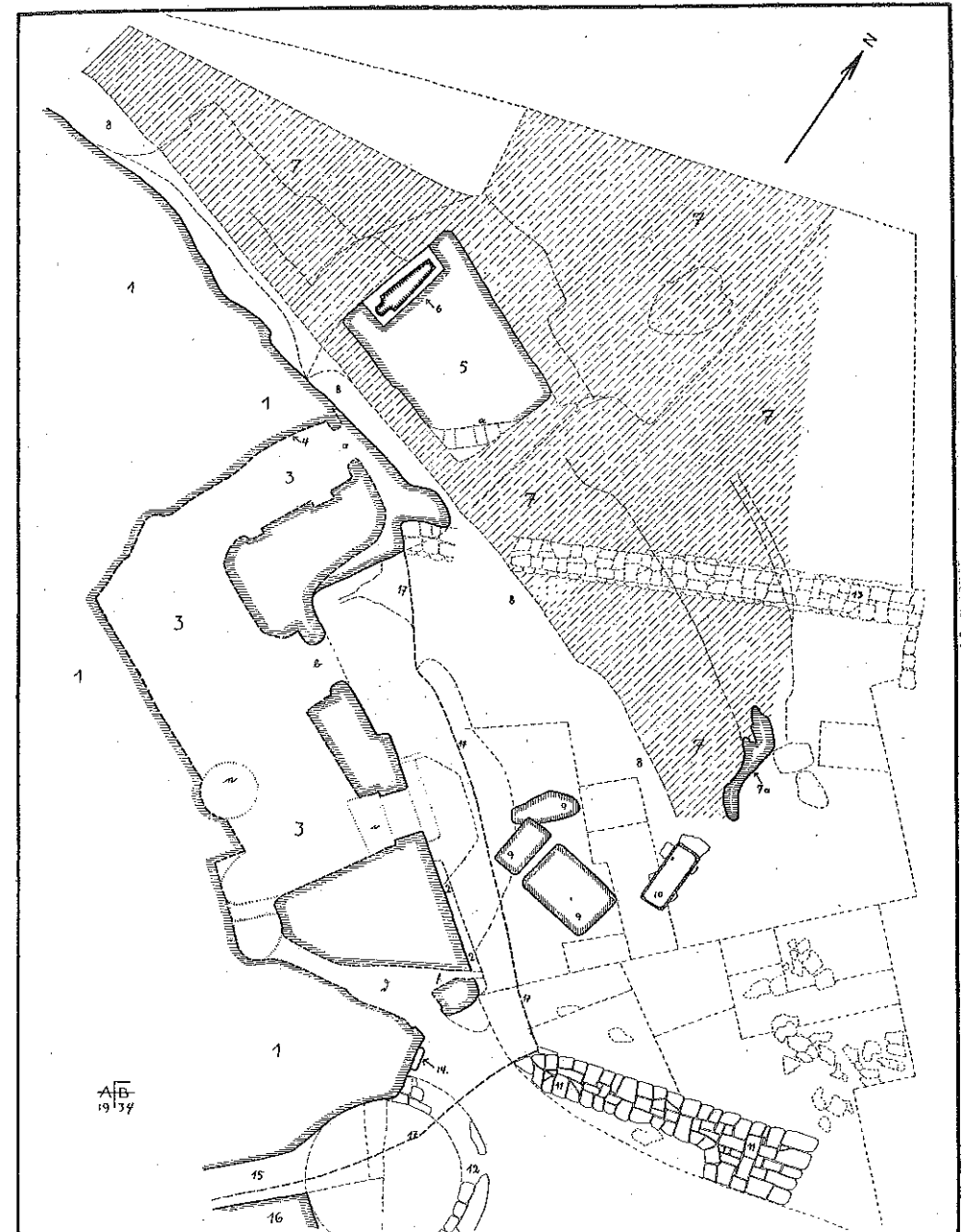


Abb. 1. Plan und Grundrißzeichnung des Geländes um den Felsen Sargstein vor dem großen Kulkraum und der Kreuzabnahme. Bedeutung der Zahlen: 1 Felsen 1 (Bildfelsen). 2 Kreuzabnahme. 3 Großer Kulkraum a) Kleines Fenster. b) Großes Rundbogenfenster. c) Höhleneingang. d) Eingang am Petrus. e) eingemeißelte Bodenvertiefung. f) Kleines Fenster (Kreuzabnahme). 4 Platz der sogenannten „Müne“. 5 Felsengrabblock. a) Reste der Treppen. 6 Rundbogen nische mit der Einmeißelung der menschlichen Gestalt. 7 Gebiet der großen Bruch- und Zerstörungsflächen des Vorfelsens 1b. 7a Rest der alten Oberfläche des Vorfelsens 1b. 8 Trennungsspalt zwischen Felsen 1 und 1b. 9 Germanischer Steintisch. 10 Baumfarg. 11 Trockenmauer (vermutlich frühgeschichtlich). 12 Reste des Festungsturmes. 13 Reste der Festungsmauer (12 und 13 vgl. mit Abb. 9). 14 Petrusfigur. 15 Petrusgang (dieser Felspalt trennt Felsen 1 vom Zwischenfelsen 1a). 16 Zwischenfelsen 1a. 17 Vermutliche ehemalige Grenze des Felsens 1. — Die geschwungen verlaufenden gestrichelten Linien sind Gesteinsranten, die gerade verlaufenden Grabungsstanten. Am unteren Bildrand der große Stein in der Turmmauer unter der Zahl 12 ist der Block von dem frühchristlichen Bildwerk, der in der Kreuzabnahme-Abhandlung besprochen ist.

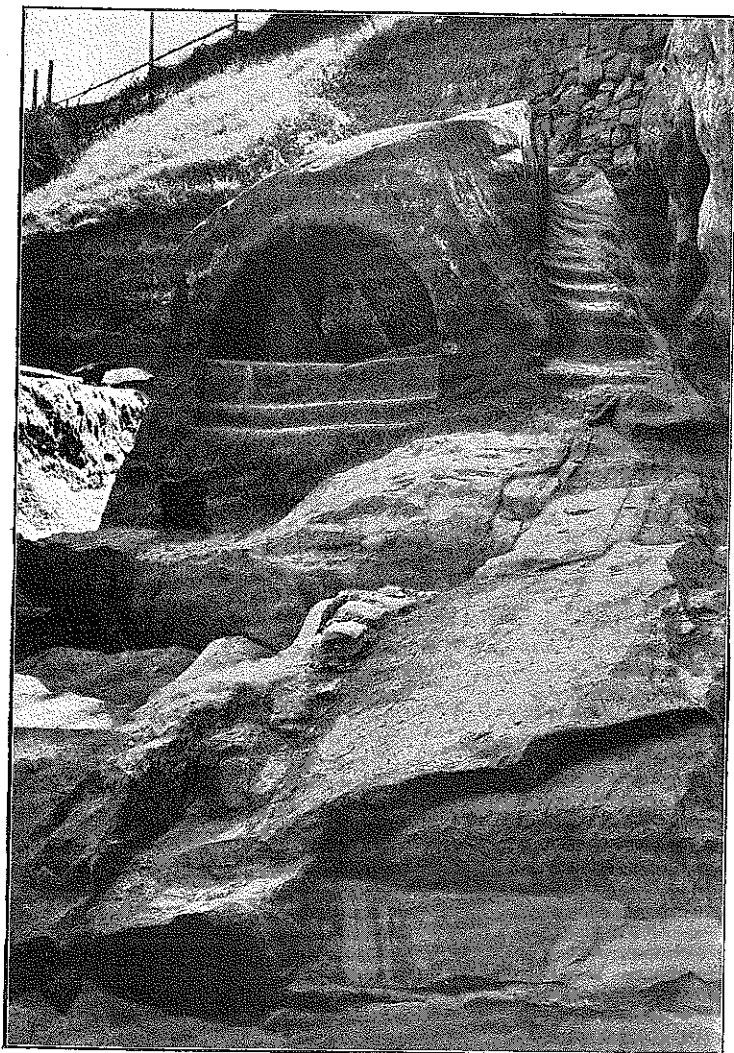


Abb. 2. Der Felsengrabbloß von Nordwesten gesehen, mit der Rundbogennische. Vor dem Grabblock die weiten Bruch- und Zerstörungsflächen des weggebrochenen Gesteins. Auf diesem Felsboden vor, links und hinter dem Grabblock lagerten die Erdschichten, deren Fundausbeute bis ins 9. Jahrhundert zurückreichte.

Abb. 5 gibt einen Ausschnitt der linken Seitenwand mit der Breitmeißeltechnik. Ein Vergleich der Abb. 4 und 5 zeigt, wie grundverschieden die Oberflächengestaltung ist. Daß die großen mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen Zerstörungsarbeit oder -werk sind, daran ist kein Zweifel möglich, wird doch durch diese glatten Wände jede Benutzung, wie überhaupt ein Erreichen der kleinen Treppenreste an der hinteren rechten Ecke zur Unmöglichkeit gemacht. Beide kleinen Treppen münden heute im Leeren. Wie große Schwierigkeiten ein Betreten der Treppen macht, aber auch, wie zwecklos ihre jetzige Form ist, zeigt am besten die Abb. 7. Der Verfasser steht vor der linken großen Seitenwand. Oberhalb ist die jetzige Rückwand, durch deren Anlage die linke Treppe zerstört und für die Benutzung unbrauchbar gemacht wurde. Der auf Abb. 2 sichtbare schräge Aufstieg neben der rechten Zerstörungswand ist auch im jetzigen Zustande keine Treppe. Er ist immer wieder irrtümlich als eingemeißelte Treppe an-

Borderseite mit der Halbkreisnische und der in den Boden eingemeißelten Vertiefung von menschlicher Gestalt (dem sogenannten Sarg) gearbeitet, sowie die Reste der kleinen Treppen an der rechten und hinteren Seite des Blockes, wenngleich die Spitzseilentechnik hier etwas gröber ist (Abbildung 6). Die Abbildung 4 zeigt die rechte untere Ecke der Grabnische mit der Spitzseilentechnik.

Die mit dem Breitmeißel geschlagenen glatten Wandungen sind ohne Ausnahme als Flächen anzusehen, durch deren Anlage früher vorhandenes zerstört wurde. Es sind das die Rückwand sowie die kleine rechte und die große linke Seitenwand des Blockes, sowie eine kleinere Fläche an der Borderseite unterhalb der Rundbogennische.

gesprochen worden. In Wirklichkeit ist es aber der zerstörte Rest der alten rechten Treppe, von der nur noch eine Stufe, und zwar der vierte Absatz von unten, erhalten ist. Bis zu 1 m Tiefe ist hier das Felsgestein fortgemeißelt worden. Es ist fast eine Unmöglichkeit, diese schräge Fläche in ihrer heutigen Gestalt als Ausgang zu benutzen, ganz abgesehen davon, daß eine der angeblichen Stufen die nicht steigbare Schritthöhe von 56 cm hat. Die alte Treppe mündet auch hier 0,80 m höher im Freien. Sind die kleinen Treppen an der hinteren Ecke also in ihrem jetzigen Zustande zwecklos, so ist es auch die kleine Plattform, die sich dort befindet, wo beide Treppen zusammenstießen. Diesen kleinen Treppenabsatz von 55 cm Breite und 47 cm Länge als Predigerstand zu deuten, wie Professor Fuchs es tut, geht nicht an. Es ist, wie die späteren Ausführungen zeigen werden, ein kleiner Treppenabsatz, wie er angelegt werden muß, wo zwei Treppen zusammenlaufen, genau wie bei der großen sogenannten Kanzel am Fuße des Turmfelsens.

Können wir nun für die Altersbestimmung des Felsengrabes die an dem Felsblock vorhandenen eingetieften Zeichen heranziehen und verwenden? Es handelt sich um sieben, bald als „Kultzeichen“, „Runen“, bald als Steinmehzeichen angesprochene Gebilde. Auf Abb. 8 sind alle Zeichen wiedergegeben. Um sie zur Altersbestimmung des Felsengrabes anwenden zu können, müssen wir sie zunächst nach den Flächen, auf denen sie sich befinden, und nach ihrem eigenen Alter trennen, in

1. solche, die auf der eigentlichen alten, nichtbearbeiteten Felsenoberfläche angebracht sind,
2. solche, die sich auf den in Spitzseilentechnik ausgeführten Flächen, also auf den Gestaltungsflächen der alten ursprünglichen Anlage befinden,
3. solche, die auf den Zerstörungsflächen angebracht sind.

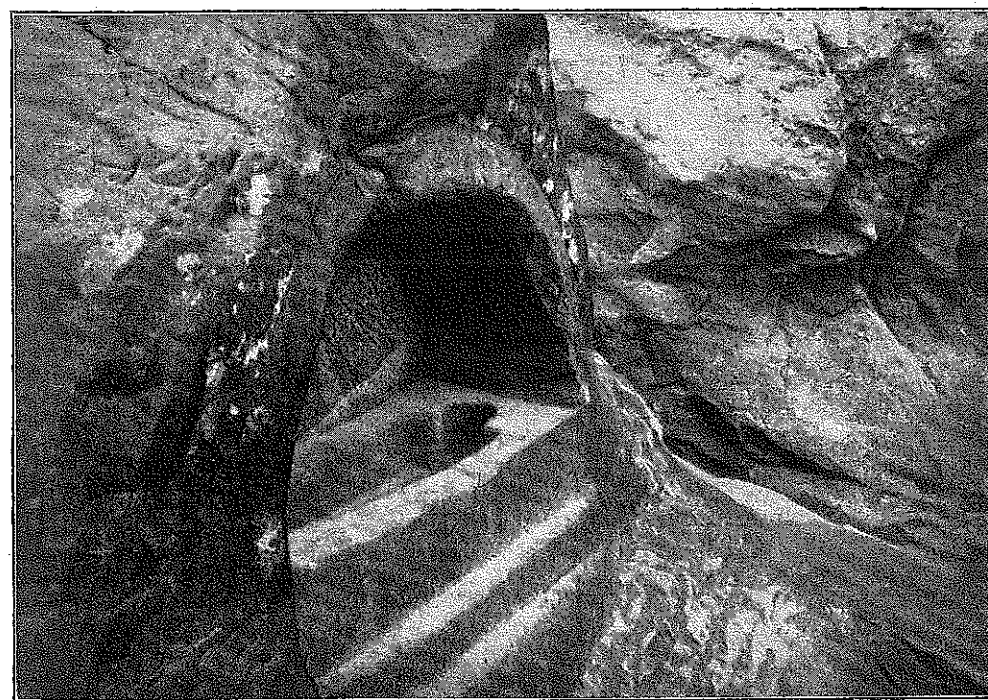


Abb. 3. Blick in die Grabnische mit der Einmeißelung und Eintiefung in menschlicher Gestalt.

Auf der alten, nicht bearbeiteten Felsenoberfläche, der Kopf- oder Rückenfläche des Felsenblockes, befindet sich das größte Zeichen, Abb. 8a. Es ist in den Stein eingeritzt und geschabt, nicht eingemeißelt. Wir dürfen und können es aus diesem Grunde als Steinmetzzeichen nicht ansprechen, wie es Prof. Fuchs macht. Jeder Steinmetz, auch ein herumziehender, hätte sein Zeichen eingemeißelt, d. h. eingehauen (geschlagen); denn nur das ist handwerksgerecht, abgesehen davon, daß ein solches Zeichen auch schneller eingehauen als eingeschabt ist. Denn es ist nicht etwa nur oberflächlich eingeritzt, sondern sitzt tief im Stein. Hinzu kommt weiter, daß ein eingeritztes oder eingeschabtes Steinmetzzeichen für den Hersteller eine Schande war. So sind denn auch die wirklichen Steinmetzzeichen an den Externsteinen überall sauber eingehauen. Es ist auch weiter zu beachten, daß die Formen der Steinmetzzeichen immer der Meißelführung angepaßt sind.



Ausn. Gage Hamkens

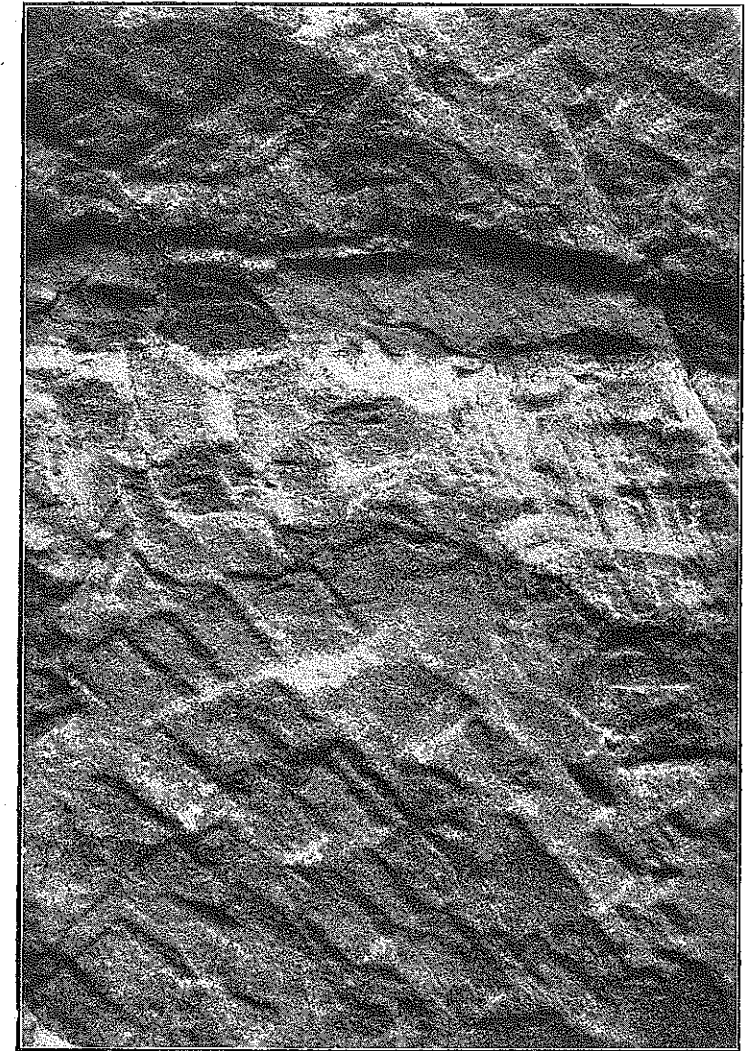
Abb. 4. Die rechte hintere Rundbogennischenwand in der Spitzentechnik. Diese Technik ist bewußt auf Belebung der großen Flächen hin ausgeführt, regelrecht geschlagene Spitzeneisenhiebe geben ein gänzlich anderes Bild. Die Schläge oder Hiebe sind sehr steil ausgeführt, d. h. das Eisen stand beim Schlag fast rechtwinklig zum Stein.

Nach Art der einfachen Technik kann dieses Zeichen eins der ältesten sein, die sich an den Externsteinen überhaupt finden, zumal seinem Anbringungsort nach; befindet es sich doch auf der alten Felsenoberfläche. Die Annahme, die Fuchs anführt, daß dieses Zeichen etwa in dem Zeitraum vom 14. bis 17. Jahrhundert entstanden sein kann, ist aber auch deshalb abzuweisen, weil der Felsenblock in diesen Jahrhunderten wohl immer mit Erde bedeckt war. Erst vor etwa vier Jahrzehnten ist er von der überlagernden Erde befreit worden. Die diesjährige Grabung ergab auch, daß die noch unberührte Erdeüberlagerung der weiteren Oberfläche des Felsens 1b sehr alt war und z. T. bis ins 9. Jahrhundert angelegt werden mußte. Wir dürfen also für die Erdschichten, die den Block bedeck-

ten, getrost annehmen, daß sie schon im 14. Jahrhundert vorhanden waren. Alle Abbildungen aus älterer Zeit — leider stammt die früheste erst aus dem Jahre 1670 (?) — geben das Felsengrab nur mit der Halbkreisnische sichtbar wieder. Immer ist die Oberfläche des Blockes selbst mit einer dicken Erdschicht überdeckt dargestellt. Abb. 9 gibt eine Ansicht der Externsteine nach einem Kupferstich von E. von Lennep aus dem 17. Jahrhundert, mit der sogenannten Festung. Auch hier ist nur die Halbkreisnische mit dem Sarg zu sehen. Nach allem diesem dürfen wir für das Zeichen ein hohes Alter annehmen und es dem vorchristlichen, germanischen Formelgut zusprechen. Wie es gedeutet werden muß, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ein zweites Zeichen in der nördlichen Ecke der Oberfläche des Grabfelsens (Abb. 8b), das als Hammer Thors gedeutet und von Professor Fuchs als Steinmetzzeichen angesprochen wird, ist kein von menschlicher Hand geschaffenes Zeichen, sondern ein natürliches Zufallsgebilde. Es kommt also sowohl als Zeichen wie auch zur Altersbestimmung nicht in Frage.

Auf den in Spitzentechnik ausgeführten ursprünglichen alten Gestaltungsflächen finden sich die Zeichen Abb. 8c und d. Das Zeichen 8c ist sehr oft falsch gezeichnet und falsch wiedergegeben worden. Auch Professor Fuchs bringt es nicht richtig. Es befindet sich in der linken hinteren Ecke der Bodenfläche der Halbkreisnische, hinter der Eintiefung des Sarges. Professor Fuchs lehnt dieses Zeichen mit der Begründung, daß es bei der Bearbeitung der hinteren Nischenwand durch Ungeschicklichkeit entstanden, also ein Zufallsgebilde sei, mit folgenden Worten ab: „In der Tat handelt es sich wohl nur um Schram-

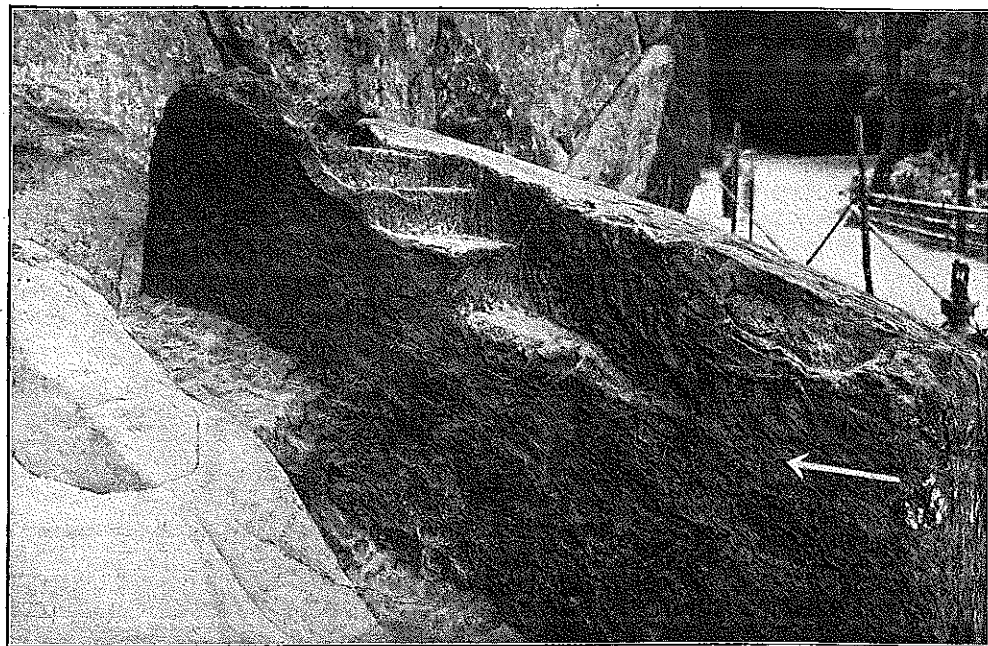


Ausn. Gage Hamkens

Abb. 5. Breitmeißeltechnik. Diese mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen unterscheiden sich wesentlich von den in Spitzentechnik ausgeführten. Schon aus der gleichgültigen Meißelführung geht hervor, daß es sich um grobe, aber nicht um gestaltende Arbeit handelt.

men, die dadurch entstanden sind, daß das Spitz Eisen beim Ausmeißeln der Rückwand der Grabnische auf den Sargrand abglitt. Die meisten Linien dieses „Zeichens“ liegen so genau im Zuge der auf der Rückwand ausgeführten Hiebe des Spitz Eisens, daß sie als deren Fortsetzung angesprochen werden dürfen.“

Diesen Ausführungen muß entschieden widersprochen werden. Wir müssen das Zeichen als absichtlich von Menschenhand gebildet ansehen. Es sind keine Schrammen, die durch Abgleiten des Spitz Eisens entstanden sind, sondern eingerichtete und geschabte Linien von derselben einfachen Technik, in der auch das große Zeichen auf der Kopffläche eingetieft ist. Wenn diese Linien als Zufallsschrammen entstanden wären, so müßten sie, wie Fuchs meint, beim Gestalten der hinteren Wand entstanden sein. Da es nun eine zwangsläufige Arbeitsfolge ist, daß der Boden zuletzt gehauen wird, so mußten diese Linien bei der Bearbeitung der Bodenfläche wieder verschwinden. Aber — und das ist ausschlaggebend — ein Meißel, der aus- oder abgleitet, hinterläßt nicht derartige lange Rillen. Das ist einfach eine technische Unmöglichkeit. Es kommt aber noch ein weiterer Grund dazu, der den Zufall ausschließt. Die Bodenfläche ist nämlich nach der groben Bearbeitung durch das Spitz Eisen zum Teil gründlich geschliffen worden, besonders in der nächsten Umgebung der Sargeintiefung, so daß die Spitz Eisenlöcher hier fast gänzlich eingeebnet sind. Da das Zeichen sich nun teilweise auf der geschliffenen Fläche befindet und das Schleifen die letzte Arbeit war, muß also das Zeichen später eingerichtete und angebracht worden sein. Ferner verlaufen die Linien keineswegs genau im Zuge der auf der Rückwand ausgeführten Hiebe des Spitz Eisens. Im Gegenteil, es sind auf keinen Fall Fortsetzungen dieser Meißelführungen. Nicht eine Linie nimmt ihren Anfang in oder an einem der Spitz Eisenlöcher. Wir dürfen von diesem Zeichen mit Bestimmtheit



Aufn. Stipp. Landesmuseum

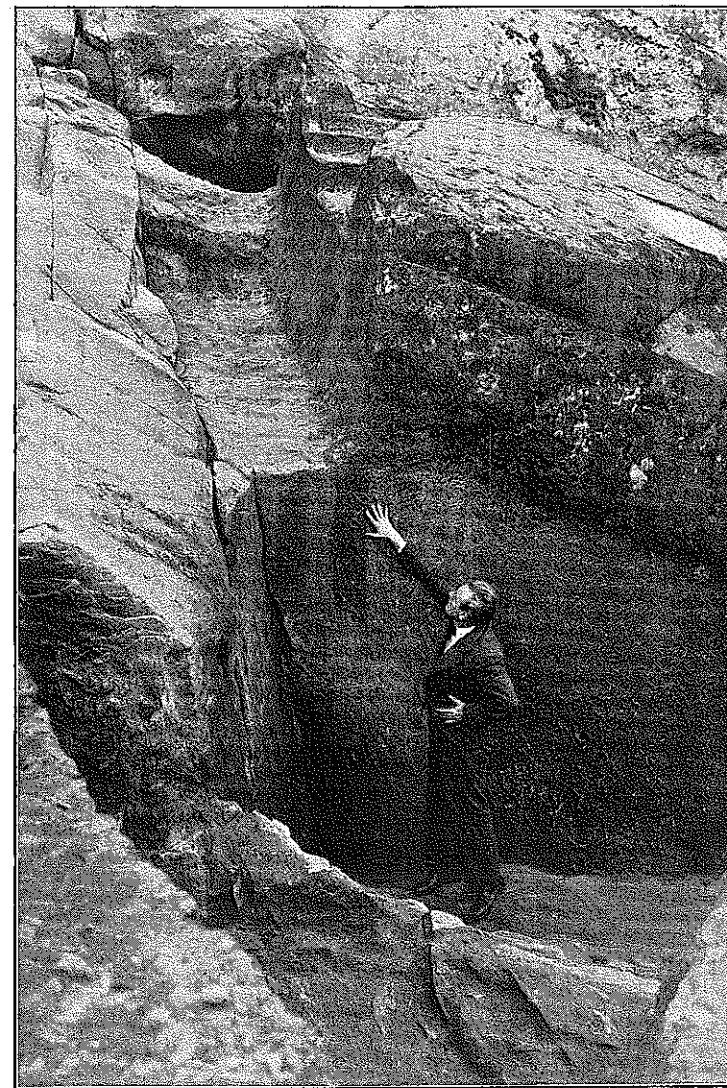
Abb. 6. Die rechte hintere Ecke des Sargsteines mit der linken zerstörten Treppe. Deutlich zeigt das Bild, wie die Breitmeißelfläche die Stufen der Treppe schräg durchschneidet und sie unbenutzbar macht. Der Pfeil zeigt auf das Steinmeißelzeichen aus dem 12. Jahrhundert.

annehmen, daß es frühgeschichtlichen Ursprunges ist und es ebenfalls dem symbolischen vorchristlichen Formelgut an den Externsteinen zuweisen. Daß die Fläche, auf der es sich befindet, frühgeschichtlichen Ursprungs ist, wird weiterhin bewiesen werden.

Auf dem vorderen Rand des waagerechten Bodens befindet sich ein weiteres Zeichen, Abb. 8d. Diese Einmeißelung, denn um eine solche handelt es sich, ist mit ziemlicher Bestimmtheit als Steinmeißelzeichen anzusehen. Da es erst angebracht worden ist, nachdem der Rand stark abgenutzt und abgetreten war, muß es zwangsläufig bedeutend jünger sein als die Boden- und Grabgestaltung. Ich möchte dieses Zeichen, wie es Professor Fuchs tut, ins 12. Jahrhundert

ansetzen, in die Zeit der Umwandlung der germanischen Kultanlage in eine christliche. Wie dieses Zeichen hier auf die germanische ursprüngliche Gestaltungsfläche kommt, glaube ich in den weiteren Ausführungen begründen zu können.

Auf den großen, die Treppen unbenutzbar machenden Zerstörungsflächen befinden sich drei weitere Zeichen. Ein kleines Kreuzchen, Abb. 8e, wird von Professor Fuchs als Steinmeißelzeichen angesprochen, ins 12. Jahrhundert angelegt. Das ist falsch. Dieses Zeichen ist erst vor drei Jahren, anlässlich der Ausgrabung von Dr. St. Münster vom Wegebaumeister Brandt, Horn, eingeschlagen worden. Das Zeichen ist so neu in der Ausführung, daß es fast unerklärlich ist, wie Professor Fuchs es um 800 Jahre zu alt einschätzen konnte. Die beiden weiteren Zeichen, Abb. 8f und g, befinden sich links und rechts neben den kleinen Treppen. Sie



Aufn. Stipp. Landesmuseum

Abb. 7. Die linke große Seitenwand des Felsengrabbloßes; oben der kleine Treppenrest, den zu erreichen die Zerstörungsfläche fast zur Unmöglichkeit macht. Vor der Wand der Verfasser.

sind Steinmehzeichen. Zwar ist das eine einige Zentimeter von der in Breitmeißeltechnik ausgeschlagenen Zerstörungsfläche entfernt; aber das andere befindet sich mitten zwischen Breitmeißelhieben. Beide Zeichen sind ins 12. Jahrhundert anzusehen. Dieser Ansicht ist auch Professor Fuchs, der sich außerdem noch auf den Dombaumeister Dr. Friedrich, Ulm, beruft.

Zurückblickend können wir sagen: Von den Zeichen dürfen zwei, die Abb. 8a und c, als in frühgeschichtlicher Zeit entstanden angesehen werden. Die Zeichen 8b und e scheiden als Zufalls- und neuzeitliche Gebilde aus. Als Steinmehzeichen verbleiben drei, Abb. 8d, f und g.

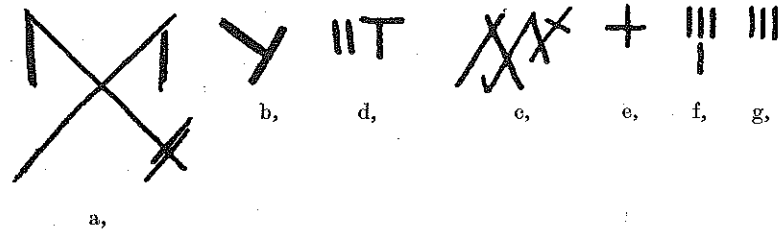


Abb. 8. Die eingetiesten Zeichen am Felsengrabbloß. Von den Zeichen sind a und c als vorchristliches, germanisches Formelgut anzusprechen, b ist ein Werk des Zufalls, e ist neuzeitlich und d, f und g sind Steinmehzeichen aus dem 12. Jahrhundert. (Zeichnung vom Verfasser.)

Wir haben nun mit diesen drei letzten wirklichen Steinmehzeichen erstmals an den Externsteinen die Möglichkeit, ein Zerstörungswerk zeitlich zu bestimmen, in diesem Fall wohl eine Begrenzung der fast vollständigen Vernichtung des Felsens 1b und der in ihm eingehauenen Teile der germanischen Kultanlagen, denen wir sicherlich, nach dem großen Zerstörungswerk zu urteilen, größte Wichtigkeit zuschreiben dürfen und müssen. Denn nur die Vernichtung der in den Felsen 1b eingehauen gewesenen Treppen und Umgänge kann nicht allein der Grund und die Ursache des Zerstörungswerkes gewesen sein. Daß der Felsen 1b ein außergewöhnlich wichtiger Bestandteil der germanischen Kultanlage gewesen ist, bezeugen die erhaltenen Reste des Felsengrabes, die Treppen und der große Steinisch.

Wenn nun die, durch die Steinmehzeichen zeitlich bestimmten Zerstörungsflächen — die am Grabblock — schon im 12. Jahrhundert, also kurz nachdem die Steine in kirchlichen Besitz gekommen waren, entstanden sind, so muß unbedingt gefolgert werden, daß die Grabanlage älter ist. Wir können doch nicht annehmen, daß das Grab mit seinen Treppenanlagen erst mühselig aus dem Osningstein herausgemeißelt und dann sofort zerstört worden ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß im 12. Jahrhundert die in Trümmern liegende germanische Anlage, so gut es eben ging, in die christliche umgearbeitet wurde.

Die eigentliche Zerstörung ist früher vor sich gegangen, und zwar um 800 n. Zv. Zu dieser Zeitansehung des eigentlichen Zerstörungswerkes zwang folgender Grabungsbefund: Die Erdschichten, die die zerstörten, deutlich Meißelspuren zeigenden Felsflächen und -teile neben, vor und hinter dem Felsengrabbloß, stellenweise bis zu 6 und 8 m Mächtigkeit überlagerten, enthielten nur Fund- und Scherbenmaterial, welches bis ins 10. und 9. Jahrhundert zurückreicht. Da das Erdreich um den Felsengrabbloß erst nach der Zerstörung und Vernichtung auf die weiten Bruchflächen des fortgesprengten und fortgemeißelten Gesteins kommen konnte, und alles Scherbenmaterial hier nicht weiter wie bis um die Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert zurückreicht, so müssen wir die Zerstörung um diese Zeit ansehen. Hinzu kommt,

daß die Gesteinsoberfläche keine Verwitterungsspuren aufweist, also nicht längere Zeit freigelegen hat.

Ist die Zerstörung um 800 anzusehen, so ist der erhaltene Rest — die kleinen Treppen und die Vorderseite des Blockes mit der Rundbogennische und dem Sarg — frühgeschichtlich. Das heißt: das Felsengrab ist germanischen Ursprungs.

Die Erkenntnis und die Feststellung, daß die großen in Breitmeißeltechnik ausgeführten Flächen am Felsengrabbloß Zerstörungsflächen sind, betrachte ich als das wichtigste und weittragendste Ergebnis meiner ganzen Felsenforschungen, die selbständig neben den Ausgrabungen, die unter Leitung von Professor Dr. Andree standen, von mir ausgeführt wurden. Denn die Erkenntnis, daß wir es um den Felsengrabbloß nur mit Bruch- und Zerstörungsflächen zu tun haben, und daß das Felsengrab nur ein Trümmer, ein Rest ist, brachte die Lösung der vielen Rätsel, die sich gerade in diesem Gebiet so häuften. Folgende, sehr wichtige Feststellungen und Tatsachen können wir als wissenschaftlich bewiesen und begründet ansehen, und diesen Feststellungen dürfen wir die allergrößte Bedeutung beimessen:

1. Die Vorderseite des Felsengrabbloßes mit Rundbogennische und eingetiefter Ausmeißelung einer menschlichen Gestalt sind einwandfrei als frühgeschichtlich anzusehen, also in germanisch-heidnischer Zeit entstanden, ebenso die kleinen Treppen auf der Rückseite.
2. Erstmals können und dürfen wir hier im Gebiet um den Felsensarg und am Sarg-

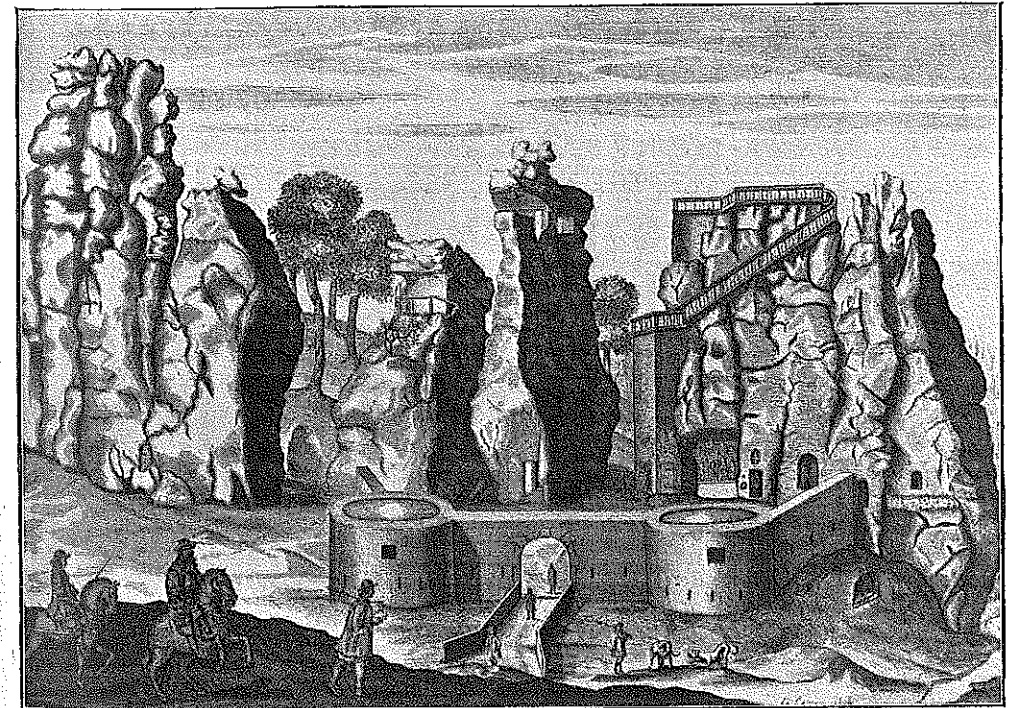


Abb. 9. Ansicht der Externsteine nach einem Kupferstich von E. von Kennep aus dem 17. Jahrhundert. Diesem Bilde kommt deshalb erhöhte Bedeutung zu, weil man bei den Ausgrabungen im Sommer 1934 allenthalben, sowohl im Gelände wie an den Felsen selbst, auf die Spuren und Reste dieser kurzen, sogen. Festungszeit stieß (siehe Grundrisszeichnung Abb. 1). In der rechten Ecke neben dem Festungsturm das mit Erde bedeckte Felsengrab, von dem nur die Rundbogennische zu sehen ist.

stein selber ein großes Zerstörungswerk an Hand von Bodensunden und weiteren Ergebnissen der Spatenforschung zeitlich bestimmen und festlegen. Es darf mit Bestimmtheit gesagt und angenommen werden: Die großen festgestellten Zerstörungen am Felsengrabbloß und in seiner Nähe sind ebenso wie die Zertrümmerung des Steintisches vor der Kreuzabnahme in die Zeit um 800 herum anzusehen. Wir dürfen also das Zerstörungswerk als von Karl dem Franken ausgeführt ansehen.

3. Die Abgrenzung des um 800 vor sich gegangenen Zerstörungswerkes durch die großen glatten mit dem Breitmeißel geschlagenen Flächen am Sargstein ist im 12. Jahrhundert geschehen. Von dieser Arbeit können wir annehmen, daß sie von den Mönchen des Klosters Abdinghof ausgeführt worden ist.
4. Wir haben nun den zweiten schlagenden Beweis dafür, daß im 12. Jahrhundert vorhandene Trümmer der zerstörten germanischen Kultanlage, soweit sie zu gebrauchen waren und den christlichen Kultzwecken angepasst werden konnten, zur christlichen Kultanlage benutzt und herangezogen worden sind. Das erstemal haben wir diese Arbeitsweise der Mönche im 12. Jahrhundert an den Steinen oben im Sazellum nachweisen und sehen können, als ich dort den Nachweis erbracht hatte, daß der zerstörte Raum der germanischen Sonnenwarte frühestens um eben diese Zeit (12. Jahrhundert) in eine christliche Kapelle umgearbeitet und der gesamten christlichen Anlage an den Steinen eingefügt worden ist.
5. Das Erkennen der Zerstörungsflächen läßt nun aber auch die Ergebnisse der vielen vorausgegangenen Grabungen am Felsengrab und Nachbargelände, die in den letzten

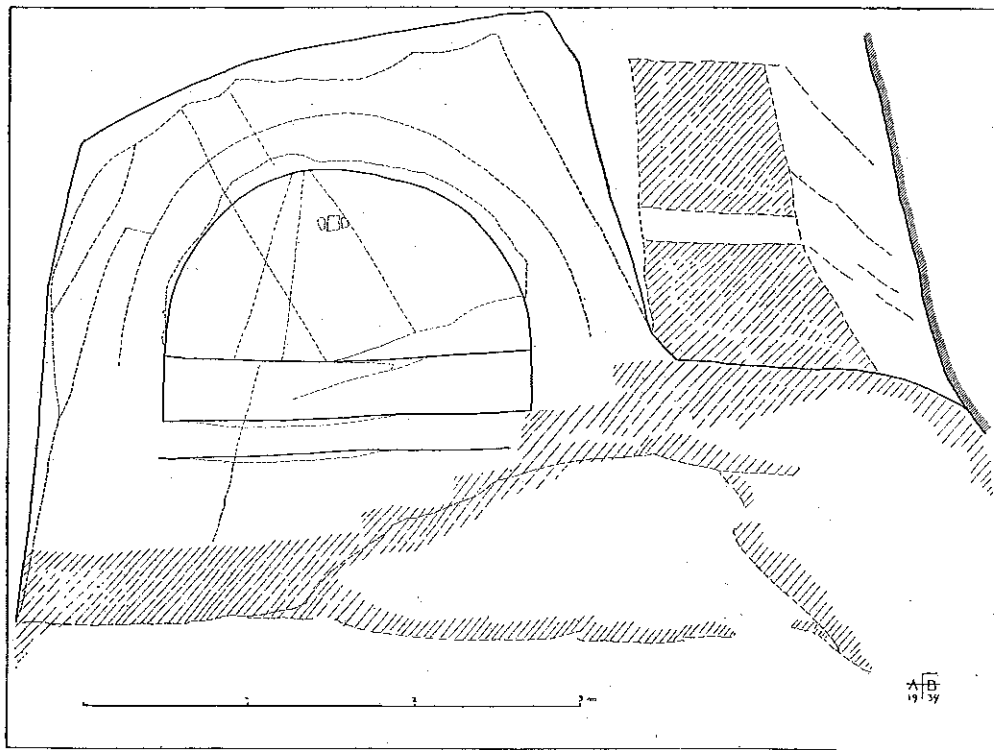


Abb. 10. Die Zeichnung gibt den Befund der Zerstörung an der Vorderseite des Grabes. Die schräg gestrichelte Fläche ist der Teil des Gesteines, der zerstört ist und Breitmeißelhiebe aufweist. Nach diesem Befund ist die Ergänzungszeichnung Abb. 11 angefertigt. (Zeichnung vom Verfasser.)

Jahrzehnten vorgenommen sind, in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Bei keiner dieser Grabungen wurden frühgeschichtliche Funde, wie Scherben usw., gemacht. Kein Fundstück reichte weiter als bis ins 9. Jahrhundert. Kleine Streufunde, wie ich sie selber aufgelesen habe, mußten ja dabei ausscheiden. Diese Grabungsergebnisse, aus denen man auf das Alter der Felsengrabanlage und der gesamten Kultanlage überhaupt schloß, wurden von den Freunden germanischer Vorgeschichte mit Recht als betrübend angesehen und von der Gegenseite, die die Annahme vertritt, daß die gesamte Kultanlage an den Externsteinen im 12. Jahrhundert, also in christlicher Zeit durch die Mönche des Klosters Abdinghof angelegt sei, als zwingender Beweis für ihre Ansicht ins Feld geführt. Hier haben die Zerstörungsflächen das bisher als Minus erscheinende Ergebnis in ein Plus umgewandelt. Auf dem Felsboden (Zerstörungsflächen) konnten sich nach den stellenweise viele Meter dicken Gesteinsabspaltungen im 8. Jahrhundert gar keine frühgeschichtlichen Funde befinden. Etwa vorhanden gewesene frühgeschichtliche Kulturreste mußten damals mit zerstört worden sein. Die neuen Kulturschichten, die sich auf dem nackten Felsboden bildeten, konnten nur Funde dieser Zeit und der folgenden Jahrhunderte enthalten. Sofort neben dem vernichteten Gebiet zur Kreuzabnahme hin fand sich die frühgeschichtliche Kulturschicht mit allem Scherbenmaterial, ferner die Baumsärge, der Steintisch usw. Somit ist aus dem bisher betrübenden Ergebnis ein erfreuliches geworden; denn nunmehr bestimmen die Funde einwandfrei die Zeit der Zerstörung auf etwa 800 n. Z. und das Alter des Felsengrabes als vorchristlich und demnach germanisch-heidnisch. Für die weiteren Ausgrabungen aber steht fest, daß im Zerstörungsgebiet keinerlei frühgeschichtliches Fundmaterial zu erwarten ist (es handelt sich um das Gebiet, das auf der Grundrißzeichnung Abbildung 1 schräg gestrichelt ist).

6. Das Erkennen der Zerstörung am Felsengrabbloß selbst gibt erstmals die Möglichkeit, uns in etwa ein Bild davon zu machen, wie vor allem die Treppen und Umgänge gestaltet waren. Die Ergänzung gibt ihrerseits wiederum auf einige bisher ungeklärte Fragen die Antwort.

Die Treppen, die einstmal eine Benutzung des Grabes ermöglichten, habe ich nach dem Zerstörungsbefund, den ich unterhalb der Rundbogennische feststellte, ergänzt. Wie schon gesagt, ist die ursprüngliche, alte Gestalt des Grabes an der Technik des Spitz-eisens zu erkennen und die Zerstörung an den Breitmeißelhieben. Das Zerstörungs- oder Breitmeißelgebiet gibt die Zeichnung, Abbildung 10, wieder. Aus dieser Zeichnung erkennen wir klar, wie die Stufen der Treppe, von links kommend, zur rechten Seite des Grabes hinaufführten und von dort weiter zu dem kleinen Treppenrest, der auf der Rückseite noch erhalten ist. Vor dem Grabe, von links, bis etwa zur Mitte desselben, befand sich ein waagerechter Absatz; erst dann beginnt die Treppe. Der Absatz befindet sich heute 50 cm tiefer als ehemals, so daß die Entfernung von der unteren Grabkante heute 1,60 m beträgt, damals also nur 1,10 m. Somit war es jedem Vorbeischreitenden möglich, bequem in das Grab zu schauen. Wir können und dürfen annehmen, daß die Treppen ursprünglich einen Umgang um das Grab bildeten, etwa so, wie ich ihn auf der Zeichnung, Abbildung 11, ergänzt habe. Die linke hintere Treppe dürfen wir wohl so ergänzen, daß sie in nicht allzuweiter Entfernung von der linken heutigen Ecke des Blockes herunterkam und den Absatz vor dem Grabe traf. Die rechte Treppe führte bestimmt in derselben Richtung, in der sie hinter dem Grabblock hervorkam, weiter herunter. Um das zu ermöglichen, sind wohl die großen Felsabspaltungen am Felsen 1

vorgenommen worden, vgl. Abb. 1. Für diesen Verlauf der Treppe sprechen noch weitere Einmeißelungen an diesem Felsstück. Nach oben führte die Treppe zur großen Höhle. Doch muß das späteren Ausführungen vorbehalten bleiben.

Die Treppenanlage entkräftet nun einen schwerwiegenden Grund, den Professor Fuchs gegen die germanischen Kultzeichen anführt: Professor Fuchs sagt nämlich: „Wären die Zeichen am Grabfelsen wirklich heidnische Kultzeichen, so müßte man sich vor allem fragen: Wie kommt es, daß diese Zeichen, die angeblich so wichtige Symbole des Glaubens unserer heidnischen Vorfahren sind, in so nachlässiger willkürlicher Ausführung und so versteckt angebracht sind? Warum ist das angebliche Sinnzeichen am Sargrand nicht auf der Mitte der Vorderseite des Sarges angebracht, sondern ganz willkürlich seitlich verschoben am hinteren Rande, wo es niemand sieht, und in ganz nachlässiger Ausführung, warum die angeblichen ‚Dreizackrunen‘ (Abb. 8) und die ‚Reinen-Lauch-Rune‘ ebenso versteckt, so daß man sie nur mit Mühe findet, selbst wenn man sie absichtlich sucht? Warum ist der ‚Hammer des Thor‘ auf der Oberfläche des Grabfelsens so schief und willkürlich angebracht? Wenn diese Kultzeichen unseren Vorfahren etwas bedeuten sollten, wenn sie wichtige religiöse Symbole sind, so hätte man sie doch gewiß an Stellen und in solcher Größe angebracht, daß das um den Grabfelsen versammelte Volk sie sehen konnte. Wenn wir heute religiöse Symbole anwenden, dann verstecken wir sie doch nicht, sondern bringen wir sie würdig, geordnet und gut sichtbar an, daß man sie erkennen und verehren kann. Als ganz abwegig und unstatthaft muß es bezeichnet werden, wenn Zeichen verschiedensten Typs und Alters kurzerhand auf eine Linie gestellt werden usw.“

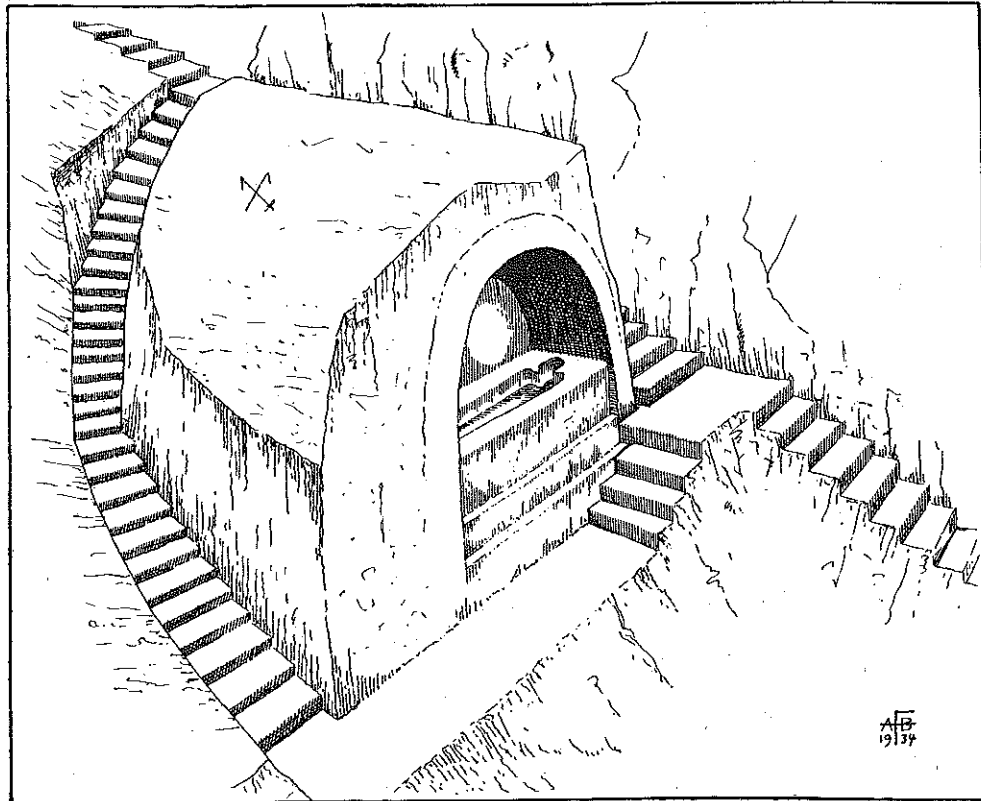


Abb. 11. Ergänzung des Felsengrabes (Zeichnung vom Verfasser).

Diese Ausführungen von Professor Fuchs dürfen wir nunmehr als vollständig entkräftet ansehen. Wie die Ergänzungszeichnung, Abb. 11, zeigt, ist das große Zeichen wirklich nicht versteckt angebracht, sondern sehr geschickt so, daß jeder, der die Treppe betrat, es sehen mußte. Was das Zeichen auf der hinteren Fläche des Nischenbodens anbelangt, so müssen wir doch fragen, ob man heute etwa religiöse Sinnbilder auf Treppenstufen einmeißelt, damit sie alsdann abgetreten werden. So wurde auch das heidnische Zeichen nicht auf der Vorderkante der Sargnische angebracht, weil es dort bald abgetreten und verwischt worden wäre. Auf die Vorderseite schlug man ein Steinmeißelzeichen ein, als die Benutzung der Sargnische nicht mehr in Frage kam. Der Steinmeißel, der das Zeichen (Abb. 8d) hierher setzte, war es sicherlich, der die Treppen in der unmittelbaren Nähe des Zeichens fortmeißeln mußte. — Fraglich bleibt aber immerhin, ob die Alten, unsere heidnischen Vorfahren, gerade diesen Zeichen so große Bedeutung beigemessen haben. Viel näher liegt doch die Annahme, daß die wirklich großen und heiligen Sinnbilder, die sicher an auffälliger Stelle gestanden haben, als vernichtet und zerstört anzusehen sind, und daß lediglich ein kümmerlicher Rest nachblieb, der der Zerstörung entging. (Ein weiterer Bericht folgt.)

War der Zooßen das Semnonenheiligtum?

Von Studienrat Edmund Weber

Von dem Bahnhof Friesack im märkischen Havelland aus bequem erreichbar liegt ein Erlen-Bruchwald, der stellenweise in einen Nischwald aus Buchen, Kiefern, Eichen und einzelnen alten Linden übergeht. Er heißt „Der Zooßen“. Es ist ein stiller, abgeschiedener Erdenfleck, an dem sich an manchen Stellen der Wald noch im Urwuchs erhalten hat. Seine Unberührtheit verdankt das Gelände dem Schutze durch das Havelländische und das Rhin-Luch. Der Chemigraph F. G. Krause, ein ausgezeichnete Kenner der vorgeschichtlichen Denkmäler der Mark Brandenburg, schreibt mir dazu folgendes:

„Vor die isolierte Lage dieses Dorstes inmitten meilenweiter Luch- und Sumpfflächen schon genügenden Schutz, so suchte man diesen noch zu erhöhen durch die Anlage von zwei gewaltigen Rundwällen sowie einer aus dreifachen Gräben und Wällen bestehenden Landwehr am sogenannten Wallwege. An einer schmalen Enge angelegt, trennt letzterer den Zooßen gleichsam in zwei Teile.“

Den stärksten Eindruck macht auf den Wanderer die große Wallburg beim Vortwerk Klaffener Zooßen. Ein 2—3 Meter hoher, über 400 Schritt im Umfang messender ringförmiger Wall liegt vor uns im flachen Gelände. Er ist innen und zum Teil auch außen von einem flachen Graben umgeben, der wohl beim Ausheben des Bodens zur Aufschüttung des Walles entstanden ist. Dunkelgefärbte kohlige Erdstellen, vielleicht Reste von Herdstellen oder Pfostenlöchern und Stücke von Lehmbewurf lassen vermuten, daß im Innern einmal irgendwelche Baulichkeiten aus vorgeschichtlichen Zeiten gestanden haben. Zahlreiche Gefäßreste aus germanischer Zeit, grobkörnig, quarz- und glimmerreich, von braunroter und rötlichgelber Farbe, aber ohne Verzierung, scheinen dies zu bestätigen. Noch zahlreicher finden sich die gleichartigen Gefäßscherben außerhalb des Walles in unmittelbarer Nähe sowie auch in weiterer Entfernung im Ackerboden. Dieser Umgebung entstammen auch eine Reihe anderer sehr bemerkenswerter Funde: Steinbeile und Steinhammer, darunter ein im Jahre 1909 gefundenes kleines Steinbeil aus Diorit ohne Schaftloch, eine auffällig sorgfältig gearbeitete, sichelförmige Feuersteinklinge von feiner Muschelung der Seitenflächen und mit scharfer Schneide auf der hohlen Innenseite. Besonders bemerkenswert sind ein paar prächtig patinierte Bronzearmringe; der eine ist innen ziemlich glatt, außen schwach gewölbt und mit kreuzweis übereinanderliegendem

Linienmuster verziert, der zweite eine bronzene Armbandsspirale aus ungefähr 10 bis 11 Windungen bestehend, in der Mitte mit Dreieck- und an den Enden mit Punktverzierungen versehen. Beide sind in unmittelbarer Umgebung der Wallburg dicht nebeneinander dem Ackerboden entnommen.

Die auffallende Zahl der Gefäßreste allein läßt auf eine starke Besiedlung der Umgebung schließen. Ob es sich bei der Wallanlage um eine Wehrburg (Schutzburg) oder um eine Dingstätte oder um ein Heiligtum handelt, kann nur durch eine gründliche Untersuchung durch eine sachgemäße Ausgrabung festgestellt werden. Die auffallende Breite des Ringwallles — 20 Schritt und mehr unten und bis zu 10 Schritt oben auf der Wallkrone — lassen die Vermutung zu, daß wir es mit einer ungewöhnlich starken Umwallung zu tun haben. An der Nordwestecke ist der Wall ein wenig abgegraben; vielleicht war hier ein Tor; sonst ist der Wall noch gut erhalten. Ein vom Rhin herkommender Graben, der heute stark verwachsen ist und nur noch an wenigen Stellen Wasser führt, früher aber augenscheinlich viel bedeutender war, dürfte in alter Zeit die Anlage mit Wasser versorgt haben. Anscheinend führte einst dieser Graben noch weiter bis zu einer sumpfigen Wiese und an die Landwehr heran, die im Volksmunde den so oft irreführenden Namen 'Schwedenschanze' führt. Schanze, Gräben und Wallburg sind einst sicherlich ein zusammengehöriges Verteidigungswerk gewesen. Sag hier vielleicht außer der Siedlung ein Heiligtum?

In späterer Zeit übernahmen die Wenden die alte Wallburg. Ihre hinterlassenen Gefäßreste, die auf der Oberfläche des Innenraumes zu finden sind, zeigen die so oft bei diesen Gefäßen wiederkehrende Wellenlinienverzierung. Lehmstücke mit eingebadenen Strohresten und Holzabdrücken, Tierknochen und Kohlenreste sind die weiteren, auch bei andern Wällen üblichen Funde.

Die zweite Wallburg beim Forsthaus Briesener Zooßen, in einem sumpfigen, mit flachen Erhöhungen durchzogenen Wiesengelände gelegen, ungefähr 120 Meter lang und fast ebenso breit, ist zum größten Teil abgetragen und teils beackert, teils mit wildem Gestrüpp überzogen. Nur stückweise haben sich im Norden und Süden Wallreste von etwa 2 Meter Höhe erhalten. Wendische Gefäßreste und gebrannte Lehmstücke deuten auf entsprechende Besiedlung im frühen Mittelalter.

Meiner Vermutung nach ist der Zooßen früher einmal Allmende gewesen und wurde später — in christlicher Zeit nach der Besitznahme durch die Askanen? — unter die umwohnenden Großgrundbesitzer aufgeteilt. So entstanden Bornwerke, die als Friesacker, Klaffenner, Briesener und Wagenitzer Zooßen geführt werden. Die Güter gleichen Namens liegen südlich des Waldes. Die Dörfer selbst haben keinen Anteil am Walde.

Zur Einholung dieser Schilderung des Zooßen von Herrn F. W. Krause in Berlin-Neukölln wurde ich veranlaßt durch folgende Mitteilung des Studienrats Ernst Müller zu Berlin am 24. August 1934:

„Es war in der Inflationszeit nach dem Kriege, als wir in größerer Gesellschaft den Zooßen besuchten. Die herrlichen, weiten Wälder erfreuten Auge und Herz. Ich sprach mit dem Förster über seinen schönen Wald und fragte, wie es denn in dieser Notzeit mit der Wildddieberei sei; die Versuchung, sich einen Braten aus dem Walde zu holen, müsse doch für die Bauern recht groß sein; bei der Ausdehnung der Forst und der Einsamkeit der Gegend hätte er sicher viel mit Wilddieben zu tun. 'Ach nein!' meinte der Förster darauf, 'hier in der Nähe gibt es kaum Wilddiebe; gefährlich werden uns gelegentlich Berliner, aber die suchen sich gewöhnlich Bezirke aus, die von Berlin aus bequemer zu erreichen sind.' Als ich seiner Zuversicht gegenüber Zweifel äußerte, sagte er mir, die Bewohner des Zooßens seien von einem merkwürdigen Aberglauben befallen: sie meinten, wer nach Dunkelwerden im Walde hinfalle, könne sich nicht wieder erheben, sondern müsse kriechend den Wald-

rand erreichen; erst dort sei es ihm dann wieder möglich zu gehen. Darum beträten die Einheimischen den Zooßener Wald überhaupt nicht gern nach Dunkelwerden.“

Bei diesem Bericht des Herrn Müller horchte ich unwillkürlich auf; denn er rief mir die Tacitusstelle im 39. Kapitel der Germania ins Gedächtnis, wo es von dem heiligen Hain der Semnonen heißt: „Noch in einer anderen Weise wird dem Haine Ehrfurcht erwiesen: niemand darf ihn anders als mit einem Bande umwunden betreten als ein sichtbares Zeichen der Unterwerfung unter die Macht der Gottheit. Fällt einer hin, so ist es streng verboten, sich aufheben zu lassen oder selbst aufzustehen: am Boden wälzen sich solche hinaus.“¹ Die merkwürdige Übereinstimmung der Volksüberlieferung mit dem Tacitusbericht erstaunte mich. Als ich das aussprach, sagte mir Herr Müller, daß es ihm ebenso ergangen sei.

Da sich die geschichtliche Zuverlässigkeit solcher Volksüberlieferungen in nicht wenigen Fällen erwiesen hat, so fragte ich mich, ob der Zooßener „Aberglaube“ möglicherweise auf das bisher noch immer nicht mit Sicherheit oder ausreichender Wahrscheinlichkeit gefundene Heiligtum der Semnonen zu beziehen wäre. Man hat es gesucht auf den Müggelbergen bei Berlin, auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, an der „Stadtstelle Blumenthal“ bei Strausberg und zuletzt in dem Burghwall von Lössow a. Oder. Für die letztgenannte Stelle wird in die Waagschale geworfen, daß man dort an 600 Gruben gezählt habe, von denen die bisher wissenschaftlich untersuchten 4—8 Meter tief sind und außer 6 Rinder- und 4 Pferdeüberresten auch jedesmal 1 Menschengesbein enthalten haben. Das beweist nach dem Urteil des Herrn Prof. Dr. Unverzagt, daß es sich um Opfergruben handelt, und da nun Tacitus an der oben angeführten Stelle berichtet, daß bei der Jahresfeier im heiligen Hain der Semnonen jedesmal auch ein Mensch getötet worden sei², so liegt der Schluß nahe, daß man endlich den Semnonenhain gefunden habe. Demgegenüber macht Prof. Dr. Rieckbusch das Bedenken geltend, daß die geringe Zahl der bisher sachmännisch erschlossenen Opfergruben noch keinen sicheren Schluß gestatte. Ich möchte ein weiteres Bedenken hinzufügen. Lössow war gewiß in frühgeschichtlicher Zeit ein hochwichtiger Ort, denn er deckte den damaligen Übergang über die Oder. Aber diese bildete doch die Grenze zwischen den Herminonen, zu denen die Semnonen zählten, und den Ostgermanen. Sollten wirklich die Gliedstämme des großen Schwabenbundes ihr Bundesheiligtum, die Wiege ihres Volkes, wie sie glaubten, an die Grenze ihres Machtbereiches gelegt haben?

Es erschien mir wichtig zu ermitteln, ob der Name Zooßen selbst etwas auszusagen vermöge und vielleicht mit dem slawischen Gott Ziu zusammenhänge. Ich wandte mich daher an Herrn Universitätsprofessor Dr. Wasmer in Berlin mit der Frage, ob das Wort germanisch oder slawisch deutbar sei. Er antwortete mir unter dem 29. Okt. 1934, daß er den Namen aus einem slawischen *sozna* „Fichte“ erkläre und das für ganz sicher halte, weil der Ersatz eines slawischen S durch Z sehr häufig vorkommt. Nach diesem Bescheid entspräche der Zooßen dem Ortsnamen Zossen, das nach Försteman ebenfalls vom slawischen *sozna* kommt.

Eine Nachprüfung in den alten Urkunden, wann und in welcher Lautform der Flurname zuerst belegt ist, war mir nicht möglich. Das muß weiterer Forschung überlassen werden. Aber soviel dürfte feststehen: die merkwürdige Übereinstimmung der Volksüberlieferung mit dem Bericht des Tacitus, der wieder auf den Aussagen des Semnonenfürsten Masva beruhen dürfte, welcher mit der Seherin Wana zusammen unter dem Kaiser Domitian Rom besucht hat, legt eine sachmännische Untersuchung des Zooßener Burghalles nahe.

¹ E. Weber: Die Religion der alten Deutschen. 2. Aufl. Quelle & Meyer, Leipzig. 0,60 RM.

² P. G. Beyer: Tacitus Germania in neuer Übersetzung. F. Schöningh, Paderborn. 0,40 RM.

Der heilige Hain von Keflingen

Unbekannte, felfame Kultftätte, befchrieben von Hans Pinter

Im füblichen Rheinland wird das mächtige, rheinifche Schiefergebirge vielfach begrenzt durch aufragende Gefteinsmaffen aus Taunusquarzit. Uralter Wald wächst auf diefen Berguppen an der Saar und der oberen Mosel. Verwitterungsfchichten, teilweise bruchig und naß, bilden auf dem Hochplateau zwifchen Mosel und Saar, faft unmittelbar an der heutigen deutsch-franzöfifchen Grenze, den mächtigen Grenzwald Schwarzbruch.

In diefem Staatsforft hielt fich bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Wolf als Standwild, in ihm fuhlt das Schwarzwild heute noch in faft urwaldähnlichen Revieren... in ihm befinden fich jahrtaufendalte, fteinerne Dokumente eines gefchichtslofen Zeitalters, die in ähnlicher Weife auf deutschem Boden faum ein zweites Mal zu finden fein werden.

Von drei Seiten langfam gegen das Ziel anfteigend führen Steinreihen, aus fchweren Quarzitblöcken, zu einem Steinring, dem Allerheiligften, einer Kult- oder Opferftätte mit Opfer- und Blutstein. In ihren Anfängen verlieren fich die aufrecht ftehenden Steinblöcke der Steinreihen an abgelegenen Stellen des Waldes oder bilden dort kleinere Steinringe.

Diefe Steinreihen, fo felfam fie erfcheinen, wirken in dem ftillen Eichenhochwald erfchreckend wirklichkeitsnah; fie werden der Wiffenfchaft noch manche Frage aufgeben, und wenn fie einmal dazu beigetragen haben, uns das Leben der Völker, die diefen deutschen Boden bewohnten, nahezubringen, fo wird der Zweck meiner Befchreibung diefer Stätte des Kultes der germanifchen Götter erreicht und glücklich erfüllt fein.

Gut erhalten find die Steinreihen, welche von Nordwesten nach Südosten zum Heiligtum führen. Sie beginnen am Rande des Waldes in einem kleinen Steinkreis von 4 bis 5 Meter Durchmesser und laufen dann genau parallel zueinander bis zu einem Dreiweg kurz vor dem Steinring, zwifchen fich einen Weg lassend (Bild 1). Am Dreiweg teilt ein auffallend weißer Quarzstein diefen. Die eine Wegegabel führt um den Steinring, der das Allerheiligfte bildet, herum zu erhöhten Sitzfteinen. Diefer Steinring hat einen Durchmesser von etwa 20 Schritten. Er wird an der höchften Stelle abgefchloffen von einem ftarken Felsblock, der als der eigentliche Opferstein anzufprechen ift, vor welchem nach dem inneren Ring zu der Blutstein fteht (Bild 2). Im Hintergrund ift das Ganze

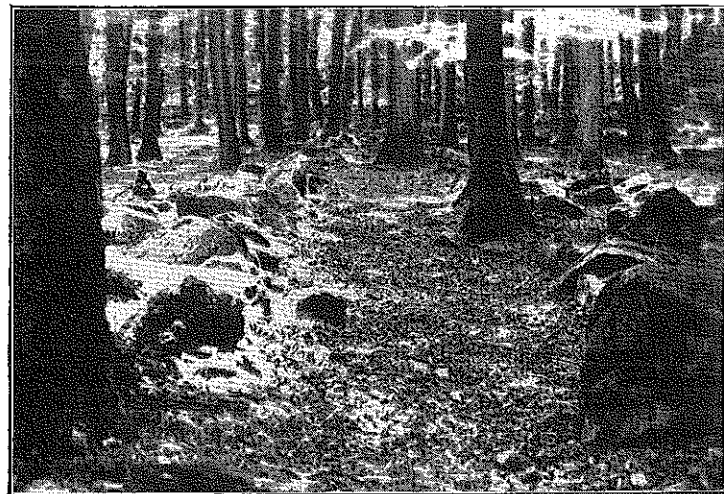


Abb. 1. Die Steinreihen am Dreiweg

abgefchloffen durch ein ftarkes Felsmaffiv, genannt „Der Schröckelsfels“. Die weiteren Steinreihen kommen von Osten und Westen und enden jeweils ebenfalls am Steinring. Vor einigen Jahren wurden durch Waldarbeiter leider fystematifch Zerstörungen vorgenommen, die das Gesamtbild jedoch nicht verwifchen konnten.

Drei Wege führen hier zur Kultftätte, die



Abb. 2. Der Steinweg, an dem die Steinreihen enden. Im Hintergrund der Opferstein

heilige Zahl drei ift auch hier deutlich fichtbar und greifbar; fie ift bei den Funden in der Mosel- und Saargegend immer wieder vertreten. Am schönsten in einem Opfergefäß aus dunklem Ton, welches aus drei Einzelbechern befteht, die in gleicher Größe nebeneinander auf einem Ring ftehen. Diefes Kultgefäß ftammt aus dem Anfang unferer Zeitrechnung und ift etwa 10 Kilometer von Keflingen gefunden worden. Über die drei Wege führt der Faden zu den drei guten Frauen der Germanen, „die fpäter von den drei chriftlichen Jungfrauen, volkstümlich bekannt als Barbel mit dem Turm, Greiel mit dem Wurm, Katrin mit dem Radel, das find die drei heilige Mabel“, überdeckt wurden. Schließlich hat fich die kultifche Zahl Drei auch erhalten in der chriftlichen Dreifaltigkeit.

Die Spatenforschung im vorchriftlichen Kultbezirk bei Keflingen fteht noch aus. Trotzdem gibt es Merkmale, die eine ungefähre Einreihung desfelben in den dunklen Raum vor unferer Zeitrechnung ermöglichen. Die Anlage wird in früher Bronzezeit entstanden fein und noch in der Zeit nächtlichen Opfern am Blutstein gedient haben, als fchon orientalifche Sendboten mit dem Chriftenkrenz in der Hand an Triers erften Klostermauern bauten, als an den nach Norden führenden Römerftraßen fich die erften Martinikirchen über den Trümmern alter Götterftätten wölbten.

Das hohe Alter ift durch Funde in der Nähe reichlich belegt. Es gibt prachtvolle Funde von Steinwerkzeugen und Waffen faft aller Epochen der Steinzeit. Funde der Bronzezeit find in der näheren und weiteren Umgebung nicht felten.

Heute raufchen die Wipfel von Eichen und Buchen über dem heiligen Hain von Keflingen. Vor mehr als hundert Jahren, als die Geometer die erften Karten diefes Gebietes fertigten, hieß der Flurname „Bei den alten Eichen“. Diefe Eichen werden die Stodausfchläge älterer Bäume und diefe wieder die Stodausfchläge von Bäumen geweifen fein, die fchon in die Zeit der Benutzung der Götterftätte zu nächtlichem Kult reichen, weil eine planmäßige Forftgeftaltung noch unbekannt in jener Zeit war. Der mächtige Fels, der fich im Hintergrund der Anlage anfchließt, heißt „Der Schröckelsfels“, d. h. der fteil abfallende, zerklüftete Fels.

Weitab vom Verkehr der Zeit liegt das kleine Gaudorf Keflingen. Römerwege durchziehen die Fluren und das Dorf, und aus ihnen ragen gelbe Kalksteinpaddlager, die die Sklaven der Römer vor zweitausend Jahren gelegt haben. Im Barockfischlein steht ein Barockaltar auf einem mächtigen fremden Sandsteinblock, der in seiner Inschrift auf der Vorderseite als Grabstein der römischen Familie Dubitato überliefert ist. Schritt auf Schritt weisen Spuren zurück, unzerstört und herrlich erhalten, auf ferne Menschengenerationen, die hier gekommen und vergangen sind.

... In stillen, hellen Sommernächten wandeln auf drei Wegen drei Matronen zum alten Opferstein am Schröckelsfels und niemand wird sie in der fernen Einsamkeit des Landes stören, wenn ihr stilles Raunen wie Flüstern anderer Welten durch alte Eichen geht ...

Die Fundgrube

Ein Italiener gegen das Vandalen-Märchen. Es ist bekannt, welch zähen Kampf die deutschen Geschichtsforscher gegen den Mißbrauch des Wortes „Vandalismus“ und die damit verbundene Herabsetzung eines edlen germanischen Volksstammes führen. Es ist deshalb doppelt bemerkenswert, wenn jetzt ein Italiener sich diesem Kampf anschließt und auf der literarischen Seite der Weltberühmten „terza pagina“ des „Corriere della Sera“, Mailand — Italiens größter und bedeutendster Tageszeitung — einen Artikel veröffentlicht, dessen wesentlicher Inhalt nachfolgend wiedergegeben sei:

Alfredo Panzini beginnt mit einer allgemeinen Richtigstellung, nämlich daß der Name „Vandalen“ an sich das „wandernde Volk“ bedeute und nichts mit Zerstörungswut, nichts mit Grausamkeit und Barbarei zu tun habe.

Dann beschreibt Panzini mit anschaulichen Worten, wie die Vandalen die ganze damals bekannte Welt durchzogen und Afrika erobert haben, wo 95 Jahre hindurch ein Vandalisches Reich bestanden hat. Er fährt fort: „Aber nicht das, was in Afrika geschehen ist, hat dem Namen der Vandalen den Sinn der Verwüstung und Zerstörung angehängt, sondern das, was sie im Jahre 455 in Rom taten. In Rom, das sie nicht aus eigenem Antrieb betraten, sondern von einer ehrgeizigen Kaiserin für ihre Rachepläne zu Hilfe gerufen.“

Das Vandalenreich wurde später von Belisar, dem großen Byzantinischen Feldherrn zerstört. Und alles, was den Vandalen zum Vorwurf gemacht wird, trifft in

gleichem Maße diesen Belisar. Schreibt doch Panzini selbst: „Belisar eroberte die Wohnsitze der Vandalen, tötete die waffenfähigen Männer, führte Frauen und Kinder in die Sklaverei und machte die denkbar reichste Beute an Geld und Edelmetallen. Belisar verfuhr nicht milde. Denn die Milde, die wir an anderen großen Feldherren des Altertums, wie Scipio und Alexander, bewundern, findet ihre Grenzen, wenn dadurch der Sieg und das politische Ziel in Frage gestellt werden könnte.“ Und gerade in diesem Satz liegt die beste Rechtfertigung für die Vandalen selbst.

Freuen wir uns jedenfalls, daß auch anderswo die Erkenntnis durchzudringen beginnt, die mindestens bei uns schon längst Gemeingut aller sein sollte.

Steinmehzeichen, Haus- und Hofmarken und Verwandtes. Herr Dr. rer. pol. Herbert Spruth (Berlin-Dichtersfelde-W.) teilt uns zu unserer Zusammenstellung im Juliheft 1933 folgende Ergänzungen mit:

Spruth, Herbert, „Runenartige Hausmarken der Forster Fischer“ (mit Abb.). Pommersche Heimat, Beilage zum Stettiner Generalanzeiger vom 16. Oktober 1932.

Spruth, Herbert, „Nordisch-germanische Runen in unseren Fischermarken bei Forst, Deep, Rewahl.“ Heimat, Beilage zum Greifswalder Kreisblatt, Februar 1933. (Forster Marken mit Abbild.)

Spruth, Herbert, „Hofmarken in Schleffin“ (Kr. Greifswald). Heimatklänge, Monatsbeilage zum Treptower Generalanzeiger, Treptow/Mega. Juli 1933.

Besch, „Pommersche Haus- und Hofmarken“ (Wittow, Mönchgut, Greifswald/Marienkirche, Greifenhagen, Garb/Ober, Ripperwieße, Kleinhorst [Kr. Greifswald], Alt-Deep, Kamp, Kolberg/Dom; mit Abbildungen). Heimattalender für Pommern. 1928. Verlag: Fischer & Schmidt, Stettin.

Schuppins, „Hausmarken Stolper Bürger.“ Monatsblatt der Ges. f. Pomm. Gesch. 1933 Nr. 3, Seite 43, m. Abbild.

Bucht, „Hofmarken aus Kamp, Wustrow und Rube.“ Heimatklänge, Beilage zum Treptower Generalanzeiger. Treptow/Mega. März 1933.

Schulz, Paul, „Hausmarken im Kreise Köslin“ (in Nest, Deep, Lase, Großmöllen). Unsere Heimat. Beil. z. Kösliner Zeitung. 1924. Nr. 7 u. 8.

Weber, Edmund, „Haus- und Hofmarken.“ In „Welt und Wissen“, März 1929. Verlag Peter J. Østergaard. Berlin-Schöneberg.

Spruth, Herbert, „Runen und Hausmarken.“ Germania, Kulturkorrespondenz zur Erkenntnis deutschen Wesens, Cideloß, Bez. Hannover. B. 5. August 1933 (9. Folge).

Spruth, Herbert, „Umfrage über Haus- und Hofmarken.“ Camminer Zeitung (Heimatstimmen) April 1933, Rügensche Zeitung 28./6. 1933, Gollnower Zeitung (Heimatskunde) 11. Mai 1933, Treptower Generalanzeiger (Heimatklänge) Juni 1933, Belgarder Zeitung 30. Juni 1933, Norddeutsche Presse (Neustettin) 7. August 1933. —

Herr R. Schmidt-Gotha gibt folgende Ergänzung:

Bach, „Steinmeh-Zeichen.“ 1861 (Festgabe zur Veranlassung des Gesamtvereins des Deutschen Geschichts- und Altertumsvereins in Altenburg 1861). Trotz der Kürze wertvoll durch die Zusammenstellung älterer Literatur und durch Beigabe von vier lithographierten Tafeln (vgl. Correspondenzblatt des Gesamtvereins 1862, Nr. 1).

In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf zwei Aufsätze in der Zeitschrift „Thüringen“, Verlag Wagner-Neustadt (Orla), V, 1. Heft, Okt. 1929 über „Rahmstern im Lehmputz als Beispiele alter Handwerkskunst“ hinweisen; der Text ist nicht viel wert, um so wertvoller aber die beigegebenen Zeichnungen, da aus diesen hervorgeht, daß auch in dieser bisher noch sehr wenig beachteten handwerklichen Ausübung uraltes Symbolgut (Sonnenkreis, Wellenlinien, Rhom-

benmuster usw.) noch fortlebt. — Überhaupt scheint mir eine noch stärkere Berücksichtigung der landschaftlichen Forschung für die Erschließung deutscher Urgeistesgeschichte sehr ergiebig.

Ferner sei noch hingewiesen auf:

A. Meier-Böke, „Die Steinmehzeichen von Schloß Barenholz.“ 24. Jahresbericht des Zippischen Bundes f. Heimatschutz u. Heimatpflege f. d. Jahr 1931. Selbstverlag des Bundes. Detmold.

A. Meier-Böke, „Stern und Rose und die anderen Rundornamente.“ Mit 100 Abbildungen auf 6 Tafeln und einem Ortsnachweis (Zipp. Norden). 25. Jahresbericht d. Zipp. Bundes f. Heimatschutz f. d. J. 1932. Detmold, Selbstverlag des Bundes.

Magyarische Geschichtsklitterung. Die schlimmsten, auch wissenschaftlichen Chaubursten sind oft Abtrünnige des eigenen Volkes. Leider marschiert der Deutsche auch hier in der Verachtung seines eigenen Volkstums voran. Treitschke hat bekanntlich die Zipser Deutschen (Ungarn) für unsere verächtlichsten Volksgenossen erklärt, weil sie geradezu ehrlos ihre Volkheit abstreiften, um falsche Magyaren zu werden. Eine Entschuldigung kann freilich die magyarische Gewaltherrschaft bilden, weil sie den deutschen Angehörigen jeden eigenen Sprachunterricht verwehrte. Ob Hr. Feti ein Zipser oder ein sonstiger Deutschungar ist, weiß ich nicht. Er bringt es aber über sich, die germanische Vorgeschichte Ungarns in eine angeblich reine Kultur der Hunnen und Avaren zu verwandeln. Als Wissenschaftler weiß er sicherlich, daß die angebliche hunnische Kultur gotisch war und daß die gleiche avarische eine gepidische gewesen ist, wie der tapfere deutschfreundliche Dr. Diclescu als gelehriger Schüler Rossinass mehrfach nachgewiesen hat. Aber nicht nur Ostgoten und Gepiden, letztere sogar dauernd, haben eine eigene Kultur auf ungarischem Boden geschaffen, sondern auch andere Germanenstämme haben in den Bodensunden Spuren ihrer Besetzung hinterlassen. Hunnen und Avaren waren und blieben an sich kulturlos.

Aber dieser sonderbare unechte Magyare hat einen besonderen Grund, eine solche Kultur vorzuspiegeln. Denn beide Räuberstämme sind die Vorläufer der gleichkräftigen Magyaren, die bekanntlich ein Völkergemisch der verschiedensten Türksämme waren, die raubend und plündernd das Donauland übersluteten. Hatte Karl der Franke noch den Avaren Halt geboten und ganz Westungarn deutsch besiedelt, so mußten

seine Nachfolger und auch selbst noch Heinrich I. die Magyarenflut über sich ergehen lassen, bis dieser erste Sachsenkönig das Steppenvolk auf seine jetzigen Sitze beschränkte. Natürlich stellt Jeticich auch die merowingisch-fränkischen, also noch rein germanisch-deutschen Kultureinflüsse als französische hin, obwohl es damals noch gar keine Franzosen gab.

Es handelt sich also bei der Frühgeschichte des heutigen Ungarns in geographischer Beziehung um rein germanische Bodenfunde, die nichts mit den jeweiligen mongolischen Steppenvölkern zu tun haben, unter deren Herrschaft sich gerade diese großen, edelsten Gotenstämme beugen mußten. Der Name des hunnischen Großkhans ist nur gotisch, als Attila überliefert und bedeutet Väterchen. Seine germanischen Verbündeten, nicht nur die gotischen, sahen ihn daher nicht als einen Gewalthaber an, sondern nur als ihren Oberkönig. Erst die römische Kirche und die spätromische Geschichtsschreibung haben sein Bild verzerrt. Es war die deutsche Tragik, daß Deutsche oder in diesem Falle Ostgermanen gegeneinander auf den katalanischen Feldern fochten, wo allein die westgotische Hilfe den Sieg der Römer entschied. Sobald Attila starb, wurden die Goten-

stämme unabhängig, und der Gepidenkönig herrschte gerade an der Theiß, wo die hunnische Königsburg gestanden hatte.

Wir sind leider eine solche Geschichtsfälschung gewöhnt. Hier stellt sie sich unmittelbar in den Dienst der Erlangung der französischen Gunst. Denn Frankreich läßt das uns abgepreßte Reparationsgeld in reichem Maße auch über Ungarn fließen. Anscheinend ist dies der Dank der französisch eingestellten Gelehrten. Ich halte es aber für meine Pflicht, eine solche Irreführung auf wissenschaftlichem Gebiete niedrig zu hängen. Es ist nicht das erstemal, und gerade diese deutschen Magyaren sind besonders eifrig, die germanisch-deutschen Einflüsse zu leugnen. Ein bekannter Prälat unter diesen Abtrünnlingen hat es auch fertig gebracht die vormagyarische Besiedlung Westungarns fast bis zum Plattensee abzuleugnen und spätere magyarische Ortsnamen als die ursprünglichen behauptet. Für den deutschfeindlichen Einfluß ist es bezeichnend, daß solche Aufsätze mit Vorliebe in der „Nouvelle Revue de Hongrie“, wie im Juniheft 1933 erschienen. Der Herausgeber mit tschechischem Namen ist ein Völkerbundsliterat und schwimmt ganz in französischem Fahrwasser.

Kurd von Strank.

Aus der Landschaft

Alle Überlieferungen von den Externsteinen. Die Forschungen Leudis und die Untersuchungen Professor Dr. Andrees haben den Blick von neuem auf die gewaltigen Externsteine gelenkt, von denen schon Wiberit in seiner „Chronik“ 1627 sagt, daß hier viel Zeichen und Wunder geschehen seien, man auch in fremden Landen viel von ihnen rede. Um was es sich bei den Felsen in alter Zeit wirklich gehandelt hat, das ist freilich dem Gedächtnis des Volkes entschwunden, aber schon die Tatsache, daß kein Punkt der lippischen Heimat und insbesondere des Teutoburger Waldes von einem so reichen Sagentranze umspinnen ist, wie die Externsteine, beweist, daß die Felsen ehemals eine ganz hervorragende Bedeutung besessen haben müssen; denn die Sage haftet sich mit Vorliebe an vorgeschichtlich wichtige Plätze.

Daß übrigens die Erinnerung noch vor wenigen Jahrhunderten echt und unver-

fälscht war, beweist die Mitteilung in „Zedler, Großes Universallexikon aller Wissenschaften und Künste...“ Halle und Leipzig 1734, wo es in Band VIII, Spalte 2358 von den Externsteinen u. a. heißt: „... Auf diesen Felsen haben die Sachsen ein Gözenbild verehret, das Carolus Magnus zerstört und an dessen Statt in einer Kapelle, so sich auf einem Felsen befindet, einen Altar aufrichten lassen...“

Hier haben wir also klar und deutlich ausgesprochen, daß der Verfasser die Irmenful als auf den Externsteinen gewesen ansah und zwar auf dem zweiten Felsen, wo jetzt das für die Aufnahme einer solchen Säule geeignete Loch gefunden wurde. Sicherlich ist der Verfasser der Mitteilung im Universallexikon nicht auf den Felsen geklettert, hat das Loch gesehen und daraus etwa seine Schlüsse gezogen, sondern hat sich auf die Überlieferung verlassen.

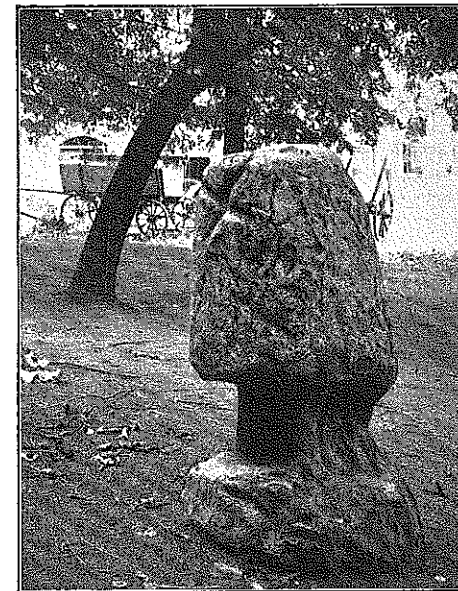
Am Schluß verweist er auf Fürstenbergs Monumenta Baderbornensis und auf Wiberits Chronik. In letzterer ist aber von der gedachten Überlieferung nichts zu finden; Wiberit verlegt den Standpunkt der Irmenful vielmehr auf die Arminiusburg bei Schieder. Fürstenbergs Monumenta sind mir leider nicht zugänglich gewesen.

Bei dieser Gelegenheit darf wohl daran erinnert werden, daß sich im Fremdenbuche am Externsteine, das jedenfalls in dem dortigen Gasthaus geführt wurde, eine Eintragung aus dem Jahre 1823 findet, die sich auf die Beobachtung des Mondaufganges vom Sazellum aus bezieht. Der Beobachter, Gustav Otto von Bennigsen, berichtet, daß er in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1823 in der hinteren Nische in der Mitte gesessen und durch das gegenüberliegende runde Loch den Mondaufgang verfolgt habe. Um 11.51 Uhr nachts ging das letzte Viertel des Mondes auf. Man habe sich ein wenig nach links beugen müssen, um den Aufgang zu beobachten.

Unterschieden ist die Eintragung: Externstein, den 3ten August morgens 12½ Uhr 1823. Gustav Otto von Bennigsen. Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Herr Prof. Diehl, Bad Pyrmont, ein Veteran von 1870/71, der die neunzig bereits überschritten hat, sich aber noch in körperlicher Rüstigkeit eines sehr guten Gedächtnisses erfreut, schickt uns folgende Mitteilung:

„Es war um die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herum, als wir mit unseren Eltern einmal im Jahre an den Externsteinen weilten. Damals stand noch das alte bescheidene Wirtshaus, und darin hantierte ein altes Weibchen, dessen lebendige Erzählungen uns Kinder zu atemloser Aufmerksamkeit fesselten. Unsere Teilnahme weckte das Bildwerk der Kreuzabnahme und die Frage nach der Ursache der Verstümmelungen. Auch da glaubte uns die alte Frau Auskunft geben zu können. Die Frevler waren die Franzosen, die zur Zeit des Rheinbundes das lippische Land besetzt hatten, und zwar berief sie sich auf ihre eigene Anschauung, „als ich noch Kind war“. Wenn man daran denkt, daß damals die Erinnerung an die französische Revolution noch lebendiger im deutschen Volke lebte als heute, so scheint es natürlich, daß man die Verstümmelung der Gottesmutter in Verbindung brachte mit den Seldentaten der Guillotine.“



Aufst. M. Rentwich

Der „Pilz“ oder der „geharnischte Kopf“ vor der Annenkirche in Zobten. Es soll der Untertheil einer Mönchsfigur sein, die mit dem Kloster der Augustiner die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in den waldbedeckten Gau Elenzane berufen wurden, zusammenhänge. Die Lage des Klosters ist umstritten. Nach seinem bald erfolgten Verfall sollen die Steinbilder als Grenzzeichen benutzt worden sein (vgl. Geschwendi, Siling, der Schieferberg. B. Filser Verlag, Augsburg 1928). Möglicherweise besteht aber eine Beziehung zur vorgeschichtlichen Zeit.

Steinmetzzeichen. Zu den auf Seite 346 des Heftes 11/33, Germanien, unter der Rubrik „Die Fundgrube“ (Runenmarken auf Rügen) abgebildeten Marken möchte ich beitragen, daß, wie in vielen alten Schlössern und Burgen, auch in der Grevenburg bei



Marken in den steinernen Treppenstufen des Turmes der Grevenburg bei Sommerfell (ältester Teil um 1550 erbaut).

Sommerfell, Bahnstation Steinheim, Kreis Höxter, einem Stammschloß unserer Familie, in den Stufen des Treppenturmes in sich wiederholender Reihenfolge etwa beiliegend abgezeichnete Marken sauber eingehauen sind. Dr. Frhr. v. Deynhäusen.

Die Bücherwaage

Oskar Almgren, *Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden*. Frankfurt am Main 1934, Moritz Diesterweg. 5 Kapitel, 2 Nachträge 378 Seiten, 8°. 12,— RM.

Wir begrüßen sehr die deutsche Ausgabe dieses grundlegenden Werkes des schwedischen Archäologen über die skandinavischen Felszeichnungen, das zuerst 1927 in Stockholm erschien und von deutschen Forschern vielfach herangezogen wurde. Vor allem den Bemühungen des Bonner Religionshistorikers Carl Clemen ist die Herausgabe dieser deutschen Übersetzung zu danken, die Sigrid Branden-Bonn verfaßte.

Einen Überblick über die ganzen Felsbilderprobleme gab Almgren 1925 in dem Artikel „Felszeichnungen“ in Eberts Reallexikon für Vorgeschichte. In seinem Buch sind vor allem die religionsgeschichtlichen Fragen eingehend erörtert. Nach Almgren sind die schwedischen Felszeichnungen nur religiös zu deuten, nicht historisch oder ästhetisch. D. h. es handelt sich primär um Symbolik und Kultsymbolik, nicht um Kunstwerke und keinesfalls um Bilderschrift geschichtlicher Vorgänge (Schlachten usw.).

Es ist Almgrens Überzeugung, „daß wir in unseren Felsbildern religionshistorisches Material von unschätzbarem Werte besitzen“ (S. XIV). Insbesondere kann „das reichhaltige Felsbildmaterial von weittragender Bedeutung für die nordische Religionsgeschichte werden“ (S. 288). Es bedarf dazu der Zusammenarbeit „der vergleichenden Altertumswissenschaft, der vergleichenden Religionswissenschaft und der vergleichenden Ethnologie“ (S. XIV). Almgren hat die Ergebnisse dieser Wissenschaften verwertet und ließ sich von den verschiedensten Fachleuten beraten. Wir lernen durch ihn eine Reihe von Arbeiten nordischer Forscher kennen, die so hervorragend sind, daß wir ihre Übersetzung ins Deutsche wünschen möchten (insbesondere: W. Brede Kristensen, *Livet fra døden*, Oslo 1925, und Aufsätze von N. E. Sammarstedt. Nebenbei: Wann endlich erscheint eine deutsche Ausgabe von Grönbachs großem Werke, das für die germanische Religionsgeschichte und

Altertumskunde grundlegend ist!). Almgren äußert den Wunsch, „daß religionshistorische Fachgelehrte sich nun ernstlich an die Untersuchung jenes reichhaltigen, echten und unverfälschten Niederschlags des nordischen Bronzezeitkultes heranmachen, der uns in den Felsbildern erhalten ist. Von archäologischer Seite aus dieses Felsbildmaterial ein wenig für die Religionswissenschaftler zurechtzulegen und sie durch Andeutung einer Reihe hier vorhandener Anknüpfungspunkte für religionsgeschichtliche Fragen anzuloden, dies war der eigentliche Sinn und Zweck der vorliegenden Arbeit, die in bezug auf Orientierung und Fassung des Problems nur ein Versuch sein möchte“ (S. 330. Sperrungen von mir, D. S.).

A. beschränkt sich im wesentlichen auf die schwedischen Felszeichnungen, die Behandlung der norwegischen seinen norwegischen Fachkollegen überlassend (S. 86). Er sieht in den Felszeichnungen symbolische Zeichen und Darstellungen von Kultriten, letztere sind für ihn der Ausgangspunkt der Deutung und, obgleich die Felsbilder nur in kleiner Zahl ausgesprochen rituelle Szenen enthalten, ist A. der Ansicht, daß auch Einzelbilder als Kultsymbolik gedeutet werden können, in dem sie nur in Kurzschrift gewissermaßen für bestimmte Riten stehen (eine Art z. B. soll bedeuten das kultische Herumtragen der Art usw. S. 146). Bei der Frage, ob die Felszeichnungen den Totenkult oder dem Fruchtbarkeits- und Sonnenkult zuzurechnen seien, entscheidet A. sich für das letztere, ohne die Möglichkeit der anderen Ansicht ganz von der Hand zu weisen (S. 280 ff.).

Sonderbar ist, daß A. die Bedeutung der Schuhsymbolik in den Hochzeitsriten übersteht (vgl. z. B. Guth, Janus, Bonn 1932, S. 78), die für seine Gesamtaufassung wichtig ist. Den Leichenbrand faßte als Opfer auf bereits Grimm (über das Verbrennen der Leichen, Berlin 1850, S. 31). Zur Frage Totenschiff und Toteninsel ist die friesische Sage vom „weißen Mäand“ heranzuziehen (Lübbing, Friesische Stammeskunde, Jena 1928, S. 136 f.), worauf ich zuerst in „Janus“ hingewiesen

habe. Übergangen sind die Zeichen der Externsteine und des Brunholdisfuhles, die „Wahlenzeichen“ Schlesiens und die Einritzungen an Steinkreuzen. Bedeutsam für die Felsbilderfrage dürften auch jene riesigen Tierbilder (saxon oder white horses) sein, die in England durch Ausschneiden des Rasens auf Kalkfelsen hergestellt und jährlich zur Sommer Sonnenwende erneuert werden (s. z. B. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, Z. 1929, S. 91). Wichtig wäre auch, den sog. Blumentepichen des Fronleichnamtages, deren Muster bisweilen auch mit buntem Sand gebildet werden, auf ihren Ursprung nachzugehen. Die tibetischen, im wesentlichen aber auf altindischer Symbolik beruhenden Mandala (Zauberkreise), die im lamaistischen Kult eine bedeutende Rolle spielen und den achtgeteilten Jahres- und Weltkreis, den Kalatshakra (Rad der Zeit) darstellen, dürften ebenfalls nicht ganz beiseite bleiben.

Sehr bedauerlich ist aber vor allem, daß die amerikanischen Felszeichnungen Übergangen sind, auf deren auffällige Entsprechung zu den europäischen zuletzt S. Wirth hingewiesen hat.

Die Forschungen S. Wirths werden von A. überhaupt nicht berücksichtigt, und die bedeutsame Felsbildforschung S. Schneiders scheint er auch nicht genügend zu würdigen.

Für seine Ansicht, daß die Bronzezeitreligion, ein Sonnen- und Fruchtbarkeitskult, zusammen mit dem Ackerbau aus dem Orient nach Nordeuropa gekommen wäre (S. 67, 290 f., 302, 349 u. a.), hat er nur sehr schwache Gründe vorbringen können unter Übergehung alles dessen, was dafür spricht, daß die ohne Frage bestehenden Zusammenhänge im wesentlichen in umgekehrter Richtung zu deuten sind (so richtig S. Schneider u. S. Wirth). A. ist die Rassenkunde leider unbekannt geblieben: die frühen nordischen Einschläge in Sumer und Ägypten geben doch zu denken.

Ich glaube, hier den Punkt aufgewiesen zu haben, wo einschneidende Kritik notwendig ist. Ich möchte aber nun auch noch auf die Stellen des Buches hinweisen, die als Ansatzpunkt für fruchtbare Weiterforschung dienen können.

A. betont, daß die Felszeichnungen Niederschläge eines großen religiösen Kunststiles sind, „der meist mit vergänglichem Material arbeitete“ (S. 273). Wie wir mit Felsmalereien auf umgestürzten Felspartien rechnen müssen, die daher für uns verlorengegangen sind, so müssen

wir ferner annehmen, „daß dieselbe Bildmagie durch Malen auf Baumstämme, auf lose Rindenstücke und auf Häute... durch Einritzungen in Holz, Bein oder Horn... durch in Sand ausgeführte Zeichnungen... zur Ausübung kam“ (S. 262 f.). Wenn die Kultriten, die in den Felszeichnungen dargestellt sind, z. T. in Volksbräuchen der Gegenwart oder nahen Vergangenheit erhalten sind, so muß die Frage gestellt werden, ob die alte Symbolschrift, die nur zum kleinen Teil auf den Felszeichnungen erhalten ist, in den Zeichen fortlebt, die wir heute auf vergänglichem Material finden, in dem Schnitzwerk bäuerlichen Hausgerätes, in Giebelzeichen, an Stühlen, Wiegen, Mangelbrettern, Holzschuhen, Spinngeräten, wie auch in Web- und Stickmustern usw. Hier haben deutsche Forscher bereits wichtige Arbeit geleistet, das Werk Grimms fortführend. Da wären zu nennen S. Schneider, S. Hahne, E. Jung, W. Schulz, A. Spieß, Hüsing, S. Wirth, W. Teubt u. v. a. Einen guten Einblick in das, was heute noch erhalten ist, in die gegenwärtige Urgeschichte, gibt Karl Th. Weigel (Lebendige Vorzeit, Berlin 1934). Damit ist die Richtung gewiesen, in der weitergearbeitet werden muß.

Dr. Otto Guth.

Schmidt, Prof. Dr. Ludwig, *Die germanischen Reiche der Völkerwanderung*. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1918, 108 Seiten, mit 8 Tafeln und 2 Karten. (Aus der Reihe „Wissenschaft und Bildung“, Nr. 120).

Schmidt gibt eine kurzgefaßte Geschichte über die Wanderungen der germanischen Völkerschaften und die von ihnen begründeten Reiche. Einführend werden die Verteilung der Germanenstämme zur Zeit des Tacitus, ihre Verfassung und ihre Stellung im römischen Reiche geschildert. Nicht ganz glücklich ist der Abschnitt über die Ursachen der Wanderungen. Hier kommt der Wissenschaftler der alten Schule durch, wenn Schmidt schreibt, daß „der den Germanen als einer kulturell verhältnismäßig niedrigerstehenden Nation innewohnende Drang nach dem Lichte der auf dem Gipfelpunkt stehenden römischen Zivilisation“ als erster Grund in Frage käme. Ebenso schief gesehen ist die Schilderung des nur raufenden Germanen, der die Frauen getrost arbeiten läßt, weil er es nicht nötig hat. Auch das Wort „Barbaren“ wird etwas häufig für die germanischen Völker gebraucht. — Davon abgesehen, ist das Buch zu empfehlen, zumal die Karten und ein gutes Nachschlageverzeichnis seinen Gebrauch erleichtern. S.—S.

Zeitschriftenchau

Zur Jungsteinzeit — der indogermanischen Zeit Mittel- und Nordeuropas. Aus Altschlesien, Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins. Selbstverlag Breslau, Bd. 5, 1934. (Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Seger.)

B. Gordon-Childe, **Eine Hirschgeweihart aus der Mittelsteinzeit Schottlands.** In Edinburgh befindet sich eine Hirschgeweihart, die unweit Stirling auf einem Walfischschädel liegend gefunden wurde. Sie bildet bisher das einzige unzweifelhaft der Mittelsteinzeit zugehörige Stück dieser Art in Schottland und deutet auf engste Beziehungen zur norddeutsch-skandinavischen Muschelhaufenkultur. Beachtenswert ist der Hinweis, daß die natürliche Gestalt der Hirschgeweiharte Vorbild gewesen sein mag für Form und Verzierung einiger Steinartformen. / J. Bøe-Bergén, **Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus West-norwegen.** Pfeilspitzen aus Stein sind in ganz Skandinavien weit verbreitet, einzigartig dagegen in Norwegen zwei wohlgearbeitete Spitzen aus Horn, die nördlich von Bergen gefunden sind. Der Fundort ist ein typischer Fangplatz, der Fundschichten von der Muschelhaufenzeit bis zur Völkerwanderung aufwies. Die Pfeilspitzen gehören der oberen Muschelhaufenzeit an, entsprechen zeitlich also etwa der Megalithgräberzeit. Vorformen waren bisher in Norwegen nicht festzustellen, dagegen finden sich ähnliche Knochenpfeilspitzen im ostbaltischen Gebiet, die jedoch ebenfalls jünger als die Rönnezeit sind. Es ist zu bedenken, daß am Rande des Eismeres ein Gebiet ist, das altsteinzeitliche Formen lange bewahrt und an die arktischen Völker weitergegeben hat. / Leonhard Franz, **Nordböhmisches Steinzeitfunde.** Auf der Domänenpachtung Drum bei Böhmischem-Leipa in Nordböhmen konnte eine fischbandkeramische Siedlung aufgedeckt werden. Es fand sich eine Anzahl von etwa 2 m großen, teils runden, teils ovalen Gruben mit starken Herdbrandspuren, Kulturresten und z. T. Erdbänken. Pfostenlöcher fanden sich nicht, die etwaige Bedachung kann also nur leicht gewesen sein. Unmittelbar dabei fanden sich vier Reihen Pfosten, die ein 15 m langes, 7,80 m breites rechteckiges Gebäude er-

gaben. Durch Vergleich mit den ganz ähnlichen Funden von Köln wird dieses Haus als Kornspeicher gedeutet, wobei die Innenpfosten einen erhöhten Boden getragen haben sollen. Es ist selbstverständlich, daß die kümmerlichen Gruben daneben nicht die Wohnräume dieser Ackerbauer gebildet haben können, doch ist die bei dieser Deutung voraussetzende eigentliche Siedlung an beiden Stellen noch nicht gefunden worden. Das Haus enthielt weder Funde noch Herdstellen. — Unweit von Drum, am Tollenreich, ist außerdem ein Jagdplatz mit zahlreichen Feuersteingeräten festgestellt worden, die deutlich Tardenoisienherkunft verraten, vermutlich aber doch jungsteinzeitlich sind, und entweder aus Überlieferung oder aus Zweckmäßigkeitsgründen diese alten Formen bewahrt haben. — Auch altsteinzeitliche Funde sind inzwischen in Nordböhmen festgestellt worden. / Werner Boege, **Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlesien.** Bei Wiltzschau, Kr. Breslau, fand sich eine tiefe, fischblasenförmige Grabanlage, an deren einer Seite sich eine stark gebrannte, herdartige Steinschicht befand, und in der ein ungewöhnlich großer, starkknochiger Mann in angehoelter Stellung beigesetzt war. Über dem Toten zeigten sich in der Grube weitere Brandspuren, die auf lange Totenopfer hindeuten. In dem Grabe stand ein Gefäß mit Schnurösen, das ebenso wie das zweite Stück dieser Art, die Amphore von Sieglitz, Kreis Glogau, den sächsisch-thüringischen Amphoren zugehört und die engen Beziehungen zwischen Schlesien und dem thüringischen Gebiet bezeugt. / Walter Schulz, **Ein wichtiger schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland.** Auf dem Galgenberg bei Schraplau im Mansfelder Seekreis, einer bekannten Begräbnisstätte der Schnurkeramik, fanden sich in einem Kindergrabe miteinander eine schnurkeramische Amphore und eine Bernburger Tasse. Damit ist der erste, wirklich eindeutige Beweis für die Gleichzeitigkeit dieser beiden wichtigen, indogermanischen Kulturen in diesem Gebiete gegeben. Der Aufsatz befaßt sich sodann eingehender mit der Entstehung und dem Alter der Schnurkeramik. Immer deutlichere Anzeichen sprechen dafür, daß sie an Ort und

Stelle aus den alt- und mittelsteinzeitlichen Kulturen hervorgegangen ist, und daß sichtbar vorhandene Beziehungen zu benachbarten Gebieten keineswegs immer Entlehnungen und Einwanderungen bedeuten müssen, sondern gerade hier auf eine gemeinsame Wurzel hindeuten. Mit Entschiedenheit weist Verfasser die Versuche zurück, die Schnurkeramik erst am Ende der Jungsteinzeit aus Südrußland einwandern zu lassen. / Walter Matthes, **Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge.** Die bekannte Steinfiste von Göhlitzsch, Kr. Merseburg, — das Grab eines Kriegers des schnurkeramischen Volkes — ist an ihren Innenflächen reich mit eingeritzten Ornamenten verziert. Diese verzierten Steinplatten zeigen uns offensichtlich die Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandteppiche. Wir sehen, daß sie aus mehreren Stücken zusammengesetzt sind, die durch Längenteile miteinander verbunden waren. Die Musterung ist zweifelslos nicht eingewebt, sondern aufgestickt, Verfasser nimmt an, im Stielstich, der bekanntlich auf der rechten Seite eine Schnur bildet und so der Schnurverzierung der Töpferware entsprechen würde. Der Leinen- oder Wollstoff dürfte naturfarben gewesen sein, die Stickerei war rot, wie noch an den Farbspuren der Steinplatten zu erkennen ist. Wir gewinnen damit eine lebhaftere Bereicherung unseres Wissens um die Wohnkultur der Jungsteinzeit, um so willkommener, als Reste verganglicher Stoffe äußerst selten erhalten sind. / Ernst Petersen, **Der Einfluß der jütlandschen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens.** Daß Schlesien von Seiten der nordischen Megalithgräberkultur Einflüsse und Einwanderungen erfahren hat, ist längst bekannt. Jetzt zeigen sich jedoch auch lebhaftere Beziehungen zur gleichzeitigen jütlandschen Einzelgrabkultur. So wurde in einem Grabe bei Wirrwitz, Kr. Breslau, ein typischer Schnurbecher alter jütlandscher Form gefunden, der keineswegs mit der thüringischen Gruppe in Verbindung gebracht werden kann. Auch an anderen Stellen wurden Einzelgräber echt jütlandscher Form aufgedeckt. In diesem Zusammenhange gewinnt das Vorkommen der sogenannten Mörser- oder Blumentopfbecher erneute Bedeutung. Schon Rosfina hat in ihnen einen Wanderweg von Jütland nach Schlesien erkennen wollen. Jetzt zeigt sich, daß das für den uralten Wanderweg oder aufwärts recht wohl zutrifft. Hier finden sich die echten, unbeeinflussten Formen, während die weiter ostwärts vorkommenden Funde bereits Beson-

derheiten zeigen. Es zeigt sich also für die jüngere Steinzeit in Schlesien ein Nebeneinander verschiedener Kulturen, unter denen die nordischen Kulturen eine recht bedeutende Stellung einnehmen. / Bruno Ehrlich, **Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramik in Succase, Kreis Elbing.** In Succase an der Haffküste ist es endlich gelungen, in einer schnurkeramischen Siedlung auch gesicherte Häuser festzustellen. Es konnten bisher eine ganze Reihe von Hausgrundrissen aufgedeckt werden. Sie liegen in Abständen von 1,50 bis 2 m voneinander, ihre Breite beträgt 4 bis 6 m, ihre Länge 10 bis 12 m. Es sind durchweg fast rechteckige Vorhallenhäuser. Die Herde liegen in Richtung der Mittellachse des Hauses und sind vorzüglich gebaut. Die Wände bestehen aus 2—3 Reihen von Pfählen, die teils mit gespaltenen Stämmen und Erde ausgefüllt, teils durch Flechtwerk verbunden sind. Starke Mittelpfosten trugen das Steildach. Auch Vorratsgruben und Kellergruben wurden festgestellt. Die Hinterlassenschaft an Kulturresten ist reich. Die zahlreichen Gefäße zeigen eindeutig die Herkunft dieser Siedler aus dem Elb-Saalegebiet. Bei Fortsetzung der Grabung dürfen noch wichtige Aufschlüsse erwartet werden.

Kultur und Technik

Ernst Fröhlinger, **Spiralceramische Siedlung bei Nähermenningen, B. A. Nordlingen.** Germania, Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. 18. Jahrg. Heft 4, 1934.

Bei Nähermenningen wurde eine spiralceramische Siedlung aufgedeckt, in der eine Grubenwohnung mit schrägen Pfostenlöchern, also zeltartiger Bedachung, sowie Feuerstellen, Vorratsgruben und zahlreiche Pfostenlöcher festgestellt wurden. An den Gefäßresten wurden außer anderen Nahrungsresten insbesondere die Spuren von Bierbrot gefunden. Damit ist die Bierbereitung bereits für die Jungsteinzeit erwiesen, während bisher Funde darüber nur aus verhältnismäßig recht später Zeit bekannt waren. Die Ausbeute an Gefäßen, Webegewichten, Haustierresten u. a. war reich. Bemerkenswert ist der Fund von drei Teilen eines menschlichen Schädels, die sich mitten im Abfall zwischen Tierknochen fanden. Verfasser erinnert an den etwa gleichzeitigen Befund in der Hanseles Hohl bei Fronhofen, in dem man Anzeichen von Kannibalismus hat sehen wollen, und möchte hier an ähnliches denken. Wenig später ist der Platz noch einmal be-

siedelt worden. / Stefan Paulovics, **Römischer Basternenkopf aus Bronze im Ungarischen Nationalmuseum.** Germania. 18. Jahrgang. Heft 4, 1934. P. veröffentlicht ein Bronzeköpfchen mit wohlgeordnetem Haupt- und Barthaar, das er nach eingehender Vergleichung mit den Basternendarstellungen auf dem Siegesmal von Adamklissi für einen Basternenkopf ansehen möchte. Das Köpfchen dürfte von germanischen Söldnern nach Pannonien gebracht worden sein. / Peter Paulsen, **Der Goldschatz von Giddensee.** Manus. Verlag Kabisch, Leipzig. 26. Jahrgang. Heft 1/2, 1934. Der Aufsatz widmet dem Goldschatz von Giddensee, einem der köstlichsten und zugleich kostbarsten Zeugen nordgermanischen Kunstschaffens, eine eingehende Würdigung. Er untersucht zunächst seine Fundgeschichte und knüpft dann an die Untersuchung der einzelnen Stücke eine weitgreifende Betrachtung über das gesamte Kunstschaffen dieser spätnordischen Zeit und seine vielfältigen Beziehungen. Das gewaltige Geistesringen jener Zeit, der Kampf zweier Welten, des Germanentums und des Christentums, wird vor unseren Augen lebendig, und der Goldschatz von Giddensee wird zum lebendigen Zeugen jenes Machtkampfes, in dem die kleine Ostseeinsel einen wichtigen strategischen Stützpunkt gebildet haben muß.

Herttha Schemmel.

„Das Bild“, die völkisch geleitete Kunstzeitschrift, auf die wir schon mehrfach eingehend hingewiesen haben, widmet das Heft 9/34 im wesentlichen der bildenden Kunst in Rheinland und Westfalen, beschränkt sich aber, wie auch in den anderen Heften, nicht auf die Gegenwart, sondern setzt für den germanischen Raum und für die germanische Zeit genau so gut wirkliches Kunstschaffen voraus.¹ Ein reichbebildeter Aufsatz von Fritz Witte behandelt das Werden des deutschen Ornamentes in den Rheinlanden; Franz Langheinrich gibt einen kurzen Bericht über die Externsteine, der allerdings die Aus-

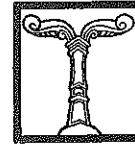
¹ Das Bild. Monatschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von der Hochschule für bildende Künste, Karlsruhe i. B. Verlag C. F. Müller, ebenda. Jahrgang 1934. Heft 9. Preis im Dauerbezug 1 RM., einzeln 1,25 RM.

grabungen des letzten Sommers noch nicht berücksichtigt. Besonders wesentlich scheinen uns die grundsätzlichen Feststellungen in dem Aufsatz „Westgermanische Tongefäße“ von Dr. R. v. Uslar. „Die Urgeschichtsforschung sucht nach im Boden gemachten Funden, nach deren Formen und Formenwandel das historische Geschehen in der Zeit zu erkennen, für die wir noch keine schriftlichen Aufzeichnungen besitzen. Sie tastet mit peinlicher Genauigkeit das Profil der Gefäße ab, stellt daran Veränderungen fest und bemüht sich darauf, Altes von Jüngerem zu scheiden. So kommt sie dazu, aus der materiellen Hinterlassenschaft, die der Boden in reichlich willkürlicher Auswahl bewahrt hat, auf den kulturellen Zustand und die geistige Veranlagung der Hersteller und Benutzer dieser Gegenstände zu schließen, den geschichtlichen Verlauf des Werdens und Vergehens von Völkern und Stämmen wenigstens ahnen zu lassen.“ — „Mit Unrecht wird gelegentlich über die ‚Scherbenwissenschaft‘ gelächelt, die aus unansehnlichen Topfresten weittragende Erkenntnisse gewinnen zu können vorgibt. Vielmehr sind Formenwandel und Veränderung der Tongefäße nicht willkürliche Vorgänge, sondern Ausdruck eines gesetzmäßigen Zwanges. Sie stehen offenbar in Wechselbeziehung zu der geistigen Haltung und dem Kulturzustand der Zeit. Mit zunehmender Anhäufung der Zivilisationsgüter schwindet eine derartige Bindung für die Dinge und Geräte des täglichen Kleinbedarfs als von zu untergeordneter Bedeutung im Gesamthaushalt. Es können also für die heutige Keramik die für die germanischen Tongefäße geltend gemachten Gesichtspunkte in keiner Weise mehr zutreffen. Nicht mehr aus innerem Zwang, sondern aus gewollter Überlegung der modernen Keramik geschaffen. Es besteht ein weltenferner Unterschied zwischen einem modernen Service, das seine Begrenzung nur in seiner praktischen Verwendungsfähigkeit findet, und dem in sich ruhenden Formenvorrat vorgegeschichtlicher Tonware. Unsere germanischen Gefäße sind historische Urkunden und Ausdruck innerer Verpflichtung; heutige Keramik kann Zeugnis künstlerischen Schaffens sein, das in durchaus effektischer (auswählender) Weise alle ihm bekanntgewordenen Mittel benutzt.“

„Voll ohne Raum scheint das Urproblem aller Geschichte zu sein, seit ein indogermanisches Bauerntum im nördlichen Mitteleuropa besteht.“

Walter Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.

Vereinsnachrichten



Ortsgruppen und Arbeitskreise

Altmark: Richter, Kurt, Neulingen ü. Seehausen/Altmark.
Mugsburg: Dr. med. D. Hennig, Kaiserstraße 15.

Berlin: E. Weber, Studienrat, Spandau, Moosstraße 16.

Bremen: E. Ritter, Krestingstraße 10.
Brilon: Rierfeld, Frau J., Niedernstr. 9.
Darmstadt: Dr. Brüning, W., Wilhelmienplatz 14, I.

Düsseldorf: Müller, Siegfried, Direktor, Winkelsfelderstraße 34.

Eschwege: Heinemann, Major a. D., An den Anlagen 14.

Essen: P. Ricken, Studienrat, Essen-Relinghausen, Sunderholz 35.

Grabow/Meckl.: Ritter, Gustav, Schriftsteller.

Hagen: F. Kottmann, Jng., Eppenhauerstraße 31.

Hamburg-Altona: Sturm, Karl, Hamburg 39, Scheffelsstraße 24.

Hannover: Brieke, Reg. und Baurat, Hannover-Linden, Falkenstraße 8.

Heidelberg: Dr. Uebel, Direktor, Heidelberg-Rohrbach, St. Peterstraße 21.

Ilmenau: Hühne, Georg, Oberlehrer, Unterpörlitz b. Ilmenau/Thür., Hauptstr. 14.

Jena: Martin, Frau Studienassessor, Kronfeldstraße 5.

Kassel: F. Stück, Architekt, Hohenzollernstraße 85.

Kissingen: Fischer, Hermann, Schulleiter, Kissingen.

Köln/Rh.: R. Walbhefer, Ubierring 5.

Köslin: Weber, Rektor, Danziger Str. 75.

Leipzig: Dr. Mommer, Leipzig C 1, Rickerlingsberg 12.

Oberhausen: Brons, Frä. C., Hindenburgstraße 96.

Oeynhausen: Dr. Behr, Oberstudiendirektor, Hindenburgstraße 22.

Oldenburg: Dr. Steinhoff, Margaretenstraße 14.

Osnabrück: Krügel, Frau E., Herrenteihsstraße 1.

Rostock: Augustin, Marich, cand. phil. Alexandersstraße 66.

Stralsund: Dr. Holz, Wasserstraße 31.
Stuttgart: Dr. Kessler, Robert-Bosch-Str. 91.
Wetzlar b. Treptow/Pom.: Kirchner, Frau.
Wilhelmshaven: Herbold, Studienrat, Göttersstraße 106.
Wuppertal: vorläufig frei.

Ortsgruppe Groß-Berlin. Auf dem geselligen Abend am 8. 11. 1934 sprach Herr Chemigraph F. W. Krause an Hand einer selbstgezeichneten Karte über die am 16. 9. 1934 besichtigten vorgegeschichtlichen Denkmäler des Blumenthals, lehnte die auch von Fontane vertretene Auffassung der Steinreihen bei der sogenannten Stadtstelle als der Überreste einer Stadt ab und wies auf sonstige Sachaltertümer der Gegend hin, z. B. auf die Steinkreise, unter denen sich ein 200 Schritt im Umfang messender Wunderberg (Labyrinth, Trojaburg) befindet. Am Schluß seines anregenden, mit lebhaftem Beifall bedankten Vortrages, regte er an, Schritte bei den maßgebenden Stellen zu tun, damit die noch vorhandenen Denkmälerreste unter Schutz gestellt werden.

Darauf gab der Gruppenleiter einen kurzen Bericht über die Quertenfeier in Quertenberg am Harz, die Harzburger Tagung und die Detmolder Hauptversammlung. Weiter verlas er die Erklärung des Leipziger Astronomen Hopmann, daß er nunmehr die astronomische Ausrichtung der Wälle des Desterholzer Sternhofes anerkennet und auch dem Quellenhügel eine solche beimißt. Zum Schluß wies der Leiter auf einen Aufsatz von Prof. Wahle hin, nach dem bei Meze in Hessen eine Ding- und Weistätte der Hessen einwandfrei festgestellt ist. Am 28. 11. 1934 sprach der Vorsitzende Edmund Weber über die altdeutsche Runenschrift. Er zeigte einleitend eine Reihe von Runenfunden aus den Mooren und Gräbern der germanischen Zeit sowie Abbildungen des germanischen Fundats von 24 Zeichen und der kurzen nordischen Reihe von 16 Zeichen. Dann gab er eine Einführung in die Runenkunde, soweit sie die altdeutsche Runenschrift betrifft, betonte, daß die Runen ursprünglich heilige, kraftgeladene Zeichen gewesen und erst allmählich in geschichtlicher Zeit auch zu rein weltlichen Alltagszwecken verwendet worden sind, und vertrat zum Schluß die

Ansicht, daß die Runen eigenwüchsiges und bodenständiges Geistesgut der Germanen und mit den altgriechischen und altitalischen Schriftzeichen urverwandt sind.

Ortsgruppe Hagen i. Westf. Herr Ingenieur Kottmann eröffnete die Mitglieder-versammlung vom 3. Nebelungs und gab einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Ausgrabungsergebnisse an den Externsteinen und über die Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Detmold am 6. und 7. Oktober.

Fräulein Emma Kottmann sprach über das Thema: „Gemeinsames in vorgeschichtlichen Kultgebräuchen der Nordischen und der Mittelmeervölker“.

Die Vortragende unterschied zwischen der äußeren Form der Religionen, die uns in Dogmen und Kultbräuchen entgegentritt, und dem geistigen Gehalt, dem von der Priesterschaft gehegten Weistum. Die großen Führer der alten Religionen bekannten sich alle zu dem Gedanken: der Geist ist alles, zu dem Glauben an ein ewiges Leben, an die Wiederkehr des Sonnenlogos. So erscheinen die Göttergestalten des Volksglaubens als verschiedene Auswirkungen derselben geistigen Kraft. So ist auch der Sonnendienst der nordisch-indischen Völker von dem Bewußtsein getragen, daß hinter dem sichtbaren Himmelslicht ein unsichtbares Geistwesen steht. — Am Schluß ihrer Ausführungen warf Fräulein Kottmann die Frage auf: Deuten die letzten Grabungsergebnisse an den Externsteinen darauf hin, daß wir hier eine Kultstätte vor uns haben, an der nordischer Sonnendienst und mittelmeerrischer Monddienst sich überlagern? Sind an den Externsteinen Mythen begangen worden, wie sie uns aus Griechenland und Ägypten überliefert sind?

Herr Oberstudiendirektor Doller, Hagen, berichtete von persönlichen Erlebnissen und Eindrücken im Ausgrabungsgelände Trier.

Am 1. Julmond versammelte sich die Ortsgruppe Hagen der Freunde germanischer Vorgeschichte im Hagener Museum, um einen Lichtbilder-Vortrag zu hören. Herr Fr. Wilm aus Gelsenkirchen sprach über die „Geheimnisse des Heidentempels zu Drüggelte“. Der Vortrag setzte keine wissenschaftliche und feststehende Tatsache vor, sondern war bewußte Kleinarbeit eines Laien auf dem Gebiete der Vorgeschichte, die für die Wissenschaft nur Hinweis und Anreiz sein sollte. Hier konnte man sehen, wie jeder persönlich „forschen“ kann im Dienste germanischer Vorgeschichte und damit deutscher Kulturgeschichte über-

haupt. Ausgezeichnete Lichtbilder des Innern dieses Heidentempels vermittelten so gleich einen Eindruck des Geheimnisvollen. Der Tempel, ein regelmäßiges Zwölfeck, wird von merkwürdigen Säulen in 3 Zonen geteilt. Die Kapitäle dieser Säulen sind mit seltsamen Zeichen und Bildern bedeckt, die in früherer Zeit teilweise mit Absicht zerstört worden sind. Sie zeigen altgermanische Runen und Darstellungen von Gestalten aus dem Mythos unserer Vorfahren. Der stark aufgeteilte Raum wird durch 7 schmale schartenförmige Fenster notdürftig erhellt. Durch sie fällt der Sonnenstrahl in die Mitte der innersten der 3 oben erwähnten Zonen mit 4 Säulen und gleitet langsam und unaufhörlich weiter. Verschwindet der Strahl an der einen Seite, so tritt er in diesem Augenblick durch das nächste Fenster ein und beginnt von neuem seinen Lauf über den Boden dieser im Zentrum des Tempels gelegenen, säulenumstellten Zone. Wie bei anderen derartigen Bauwerken soll der erste Lichtstrahl der Tag- und Nachtgleiche durch das mittlere Fenster dringen und den Tempel durch seine Spur halbieren, als Symbol des zweigeteilten Jahres. Der Redner glaubte den Schluß ziehen zu dürfen, daß wir es hier mit großer Wahrscheinlichkeit mit einer altgermanischen Sonnen- und Gestirnschranke zu tun haben. Dadurch, daß an einer der 12 Seiten eine Apsis als Altarraum angebaut ist, ist auch die Meinung aufgetaucht, daß die Drüggelter Kapelle eine Nachbildung der Heilig-Grab-Kirche zu Jerusalem sei, während der Zeit der Kreuzzüge entstanden. Aber es ist leicht festzustellen, daß diese Apsis erst in einer späteren Zeit dem Bau angefügt ist. Zum Schluß wies der Redner noch auf den Volksmund hin, der diese Kapelle den „Heidentempel zu Drüggelte“ nennt. Eine sehr angeregte Aussprache beschloß den Abend. Hoffentlich werden durch einwandfreie wissenschaftliche Untersuchungen die Geheimnisse des Heidentempels zu Drüggelte bald gelüftet. R.-P. S.

Mannusleser. Wir bitten unsere Mitglieder, die gleichzeitig Bezahler des „Mannus“ sind, dies an unsere Geschäftsstelle (Detmold, Bandelstr. 7) mitzuteilen.

Wir bitten unsere Mitglieder, die Mitgliedskarten für 1935 bei der Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, anzufordern. Wegen der Menge der Schreibarbeiten können wir die Mitgliedskarten zunächst nur denjenigen Mitgliedern zusenden, die sie verlangen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Februar / Hornung

Heft 2

Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum

von Hans F. K. Günther

Aus dem soeben erschienenen Buch von Prof. Dr. Hans F. K. Günther, „Herkunft und Rassen Geschichte der Germanen“ (F. Lehmanns Verlag. Preis geh. 4.80 RM., in Leinen RM. 6.—) bringen wir mit freundlich gewährter Genehmigung des Verlags den nachstehenden Abschnitt.

Im folgenden soll nicht untersucht werden, ob die kirchlichen Lehren, zu denen die Germanen bekehrt werden sollten, die rein erhaltene Lehre des Galiläers Jesus noch hinreichend darstellen konnten. Diese ursprüngliche Lehre wird, wie die wissenschaftliche Bibelkritik erwiesen hat, kaum je in zulänglicher Weise erfasst werden können. Zu den Germanen kam das Christentum jedenfalls als eine im wesentlichen artfremde, morgenländische Lehre. Daß sie als eine Lehre für Morgenländer gedacht war, zeigt vielleicht schon das Wort Jesu, er sei nicht gekommen, das jüdische Gesetz aufzulösen, und mögen ferner solche Worte andeuten wie Matthäus 10, 5 und 6; 15, 24; 15, 26 — Worte, die besagen, daß Jesus sich mit seiner Verkündigung nur an die Juden wenden wollte. (Das Wort „Geht hin und lehret alle Völker“ ist als unecht, als ein späterer Zusatz, erwiesen.) Die Frage der rassenfeindlichen Richtung des Christentums kann aber hier unerörtert bleiben, da nur betrachtet werden soll, wie die kirchlichen Lehren — die also keineswegs das gleiche sind, wie das ursprüngliche Christentum — seit dem Zeitalter der fränkischen Befehrkriege gegen das „heidnische“ Germanentum auf die germanische Rassenpflege eingewirkt haben müssen.

Da der Befehrkriege — Eiferer für einen Glauben als eine morgenländische Erscheinung steht der kennzeichnend nordischen Duldsamkeit der indogermanischen Glaubensform gegenüber¹ — nach Möglichkeit alle Zeugnisse der „heidnischen“ Vergangenheit austilgte, sind über die Auswirkung des Zusammenstoßes der kirchlichen Lehren mit

¹ Vgl. Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 112; Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 35.

der germanischen Überlieferung auf die germanische Rassenpflege kaum Zeugnisse erhalten. Es muß daher eine grundsätzliche Gegenüberstellung beider Glaubenswelten im Hinblick auf diese Rassenpflege versucht werden, eine Gegenüberstellung, die bei gebotener Kürze etwas grob und schematisch ausfallen muß, zumal ja die Wirklichkeit des menschlichen Lebens auch Vorstellungen aus einander widersprechenden Geisteswelten miteinander zu den verschiedensten Ausgleichen verbinden kann. In Wirklichkeit geht ja der Kampf der bezeichneten Geisteswelten bis auf heute weiter, und das Christentum beider großen christlichen Bekenntnisse ist nicht mehr das den Germanen gepredigte Christentum des früheren Mittelalters und seiner Bekenner im damaligen „Rassenchaos“ der Mittelmeerlande.

Das mittelalterliche Christentum hat zunächst die Völker- und Rassenschranke als gottwidrig bekämpft: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier“ — so Paulus im Galaterbriefe 3, 28. Das war gewiß im Hinblick auf jenseitige Werte gesagt: gegenüber Gott weder Jude noch Grieche, weder Freier noch Unfreier. Das Neue Testament ist auch gegenüber der Sklavenfrage gleichgültig, und zwar aus folgerichtigem Denken, denn alle irdischen Verhältnisse sind gegenüber den jenseitigen Werten ohne Bedeutung, höchstens daß Wohlhabenheit von den jenseitigen Werten abziehen kann. Ferner konnte die Sklavenfrage und Ständefrage keine Bedeutung erlangen in einem eschatologischen Jenseitsglauben, d. h. einem Glauben an ein baldiges Weltende und Hereinbrechen des Reiches Gottes. Als aber dieses Weltende sich nicht ereignete, wurde aus solchen Sätzen, wie Paulus sie ausgesprochen hatte, eine diesseitige Folgerung gezogen: die Aufhebung der Völker- und Rassenschranken, der Schranken zwischen Frei und Unfrei. Die Athener lehrte Paulus (Apostelgeschichte 17, 26), die Menschen seien alle aus einem Blute geschaffen: ex uno sanguine, wie die Vulgata übersetzte, deren Wortlaut durch die Befehrer im Abendlande für die Germanen zur verpflichtenden Heiligen Schrift wurde.

In Athen war diese Gleichheitsbotschaft keine neue Lehre, denn die späten Hellenen, ein wirres, entnordetes Rassengemisch, dachten größtenteils selbst so. Sie waren, wenigstens in den Städten, auch größtenteils Nachkommen von Sklaven der früheren, jetzt ausgestorbenen Hellenen und Nachkommen der zugewanderten Fremdstämmigen (Metaiten), und solche Bevölkerungen neigen immer zur Gleichheitslehre, die ihnen ihre Abstammung rechtfertigen oder verhüllen soll. Ebenso haben die Juden, aus deren Geistes- schule Paulus stammte, in hellenistischer und römischer Zeit überall da gerne Gleichheitslehren verbreitet, wo ihnen noch ein überliefertes Artbewußtsein der anderen entgegenstand. Gerade an der Umdeutung eines Begriffes indogermanischer Prägung wie *humanitas* aus einem Zielbegriff der völkisch verstandenen Vollmenschlichkeit und Edelingsart¹ zum schlagwörtlichen Begriffe eines alle Abstammungsunterschiede aufhebenden „Menschheitsgedankens“ sind besonders Juden beteiligt gewesen. Das ex uno sanguine wurde nun aber den noch gänzlich in der rassenförmlichen Überlieferung der Indogermanen lebenden Germanen gepredigt, und zwar als eine Glaubensverpflichtung, niedergeschrieben in der Heiligen Schrift.

Die rassenförmlichen Folgen der Gleichheitslehre des mittelalterlichen Christentums — vorher möglichste Reinheit des nordisch-säktischen Rassengemischs der Germanen, nachher Vermischung mit dunklen, kurzköpfigen Bevölkerungen und mit der nicht-nordischen Knechtsschicht — hat schon v. Hölder aus den Grabfunden erkannt: die rassenförmliche Gleichförmigkeit der Skelette in den Reihengräbern der Germanen erklärte sich völlig aus den germanischen Ehegesetzen mit ihrem Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien. v. Hölder weist dabei auf die Lex Frisionum (Tit. VI, § 1 und 2) hin; aber

¹ Pauly-Wissowa, Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Supplement-Band V, 1931, unter „humanitas“, Sp. 308.

alle germanischen Gesetze, so fügt v. Hölder mit Recht hinzu, enthielten die gleichen Bestimmungen über Einhaltung der Rassenschranken gegenüber den Unfreien, den servi und ancillae, wie sie in den lateinisch geschriebenen Gesetzen heißen¹. Bis zum 9. Jahrhundert lasse sich die Einheitlichkeit der Reihengräberskelette verfolgen, dann beginne sie zu schwinden. „In erster Linie war es der Sieg des Christentums, welcher die Vermischung in hohem Grade förderte.“

Die Grabfunde mögen wohl den Eindruck einer rasch vor sich gehenden Rassenkreuzung ergeben; aber wahrscheinlich hat, wie immer in solchen Fällen, die Überlieferung einer gewissen Rassentrennung, erst allmählich schwindend, noch einige Jahrhunderte fortgedauert, wenn auch die kirchlichen Lehren eine solche Trennung verwarfen. Zunächst könnte ja das Vorkommen nichtnordischer Formen in den Gräbern nur eine gleich sorgfältige Bestattung der freien wie der unfreien Schicht andeuten, während vorher nur die Freien sorgfältiger in den Reihengräbern bestattet worden waren. Auch v. Hölder vermutet einen solchen Vorgang vor der eigentlichen Rassenkreuzung: „Mit der Einführung des Christentums beginnt in allen Gräbern Deutschlands eine derartige Veränderung, welche nicht anders erklärt werden kann als dadurch, daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige und Knechte vorhandenen Brachycephalen [Kurzköpfe] von da an allmählich nicht mehr getrennt begraben wurden.“ In vorchristlicher Zeit seien Unfreie und Landfremde abge sondert bestattet worden².

Die Kirche machte vielfach Unfreie zu Geistlichen, wodurch sie in den Stand der Freien erhoben wurden. Manche Bischöfe scheinen gerade Unfreie wegen deren größerer Gefügigkeit in die Geistlichkeit aufgenommen zu haben. v. Hölder verweist für diese Annahme auf Kapitel 119 der Beschlüsse der Synode zu Aachen vom Jahre 816—17. Im Frankenreiche wurden die Priester hauptsächlich dem unfreien Stande entnommen, weil ein Freier nicht ohne Erlaubnis des Königs Priester werden durfte³. Im 11. und 12. Jahrhundert aber hat sich erst die Ehelosigkeit der niederen Geistlichen durchgesetzt, wodurch die Fortpflanzung der in den Stand der Freien erhobenen Geschlechter wieder gehemmt wurde.

In Schweden und Norwegen ist in vielen Gebieten die Rassenschranke zwischen Freien und Unfreien viel später als im südlicheren Germanien gefallen, weil das Christentum dort viel später eindrang. In Schweden gab es viele unfreie Knechte, die von Finnland her, aus Gebieten überwiegend nicht-nordischer Rasse, eingeführt worden waren. Die größte Zahl von Unfreien scheint Schweden um 1200 gehabt zu haben, wenn auch damals unter südlich-christlichem Einfluß schon viele Freilassungen stattgefunden hatten. Aber bis ins 14. Jahrhundert noch gab es in Schweden viele Unfreie, am meisten wohl in Uppland, der Landschaft gegenüber der finnischen Küste, in der durch den Sitz des Königtums und die Güter der mächtigen Großbauern der Bedarf an Knechten größer war. Eben in manchen Gegenden der Landschaft Uppland finden sich aber heute verhältnismäßig viele kurzköpfige Menschen mit breiten Gesichtern, betonten Fohbeinen (Wadenknochen) und Zügen ostbaltischer Rasse, wie sie in Finnland häufiger sind. Als um 1200 und später die Unfreien in Schweden frei wurden, zogen diese Menschen, da es noch genug bebautes Land gab, in die unbebauten und als unwirtlich angesehenen Gegenden. An Siedlungs- und Dorfnamen kann man in vielen Fällen solche Orte als die Rodungen und Gründungen von Freigelassenen erkennen. Nun sind aber eben in diesen

¹ v. Hölder, Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn v. Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 350.

² v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahrbuch d. Vereins für vaterl. Naturf., 32. Jahrg., 1877, S. 450.

³ v. Hölder, in der angegebenen Arbeit, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 343.

⁴ v. Hölder, in der angegebenen Arbeit von 1877, S. 437.

⁵ Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Bd. I, 2, 1845, § 124, S. 446.

Gebieten die Menschen meistens dunkler in Haut-, Haar- und Augenfarben als die anderen Schweden, zugleich in ihrem seelischen Wesen scheuer, einfältiger, mißtrauischer und furchtlicher und nicht wie die sonstigen Schweden offen und freimütig. So tritt — nach Untersuchungen von N i h l é n — trotz mancher späteren Vermischung der Bevölkerungen immer noch ein Rassenunterschied zutage zwischen den Nachkommen früherer Freier und denen früherer Unfreier¹.

Eine andere Aufhebung des Gedankens der Abstammung und Volkstammtheit brachte der Erlösungsgedanke — dieser Gedanke selbst eine so kennzeichnende Vorstellung der vorderasiatischen Rassenseele, daß C l a u ß die seelischen Züge des Menschlichen vorderasiatischer Rasse² zum Bilde des „Erlösungsmenschen“ zusammengefaßt hat. Die von der Kirche gelehrte Erlösung sollte aber — und das ist das Wesentliche gegenüber der überlieferten Rassenpflege des Germanentums — zugleich eine Befreiung und Reinigung von Artung, Stamm, Sprache und Volk bewirken, die hier als etwas Eingengendes und Befleckendes erschienen. Die „Offenbarung Johannis“ (5, 9) lehrte, daß Gott die Menschen herauserlöst habe durch sein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache und jedem Volkstum (ex omni tribu et lingua et populo et natione).

Ein Jude des hellenistisch-römischen Zeitalters konnte unter Umständen sein Volkstum als etwas Widerwärtiges und Abzulegendes empfinden. Es gab damals viele, die das jüdische Volk verabscheuten; es gab auch manche Juden, die ihr Volk gegenüber Hellenen und Römern als minderwertig ansahen. Josephos z. B., der jüdische Geschichtsschreiber auf Seiten der Jerusalem belagernden Römer, empfand so als ein Weltbürger mit hellenistischer Bildung. Nun sollten aber Germanen ihren Stamm, ihre Sprache und Artung als etwas ansehen, aus dem man erlöst werden müsse. Durch priesterliche Unterweisung wirkte nun morgenländischer Geist auf das Abendland ein³.

In meiner Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung“ (1934) habe ich zu zeigen versucht, warum der Erlösungsgedanke in allen seinen Auslegungen und Auswirkungen zunächst dem Germanentum gänzlich fremd erschienen sein muß: Erlösung nämlich von welchem Übel und zu welchem anderen Leben? Midgard, die Welt der sinnvollen Ordnung, die behaute Heimat Erde, war kein Übel, war vielmehr gerade etwas Göttliches, und Utgard, die Mächte des Widergöttlichen, galt es auf Seiten des Gottes zu bekämpfen. Ein besseres Leben als das streitbare Leben auf dieser Erde und in Gottesfreundschaft konnte es gar nicht geben. Eben als Frommer besaß der Germane die oben geschilderte Weltgeborgenheit und als Edeling und Nachkomme auserlesener adelsbäuerlicher Geschlechter die Gewißheit guter Artung. Nun sollte ihm Midgard ein Schauplatz der Erbsünde und der erlösungsbedürftigen Gebrechlichkeit werden, seine Artung selbst, dem widerwärtigen, zur Sünde hinabziehenden „Fleische“ verhaftet, etwas Befleckendes, aus dem eine vom Leibe getrennte Seele einem Jenseits zustreben müsse. Alle menschliche Artung sei schon im Reime verdorben, „böse von Jugend auf“ (1. Mose 8, 2) und erzeugt aus „sündigem Samen“ (Psalm 51, 7). Nach dieser Lehre war es gar nicht mehr möglich, daß, wie es dem Indogermanen erschien, sich in Menschengeschlechtern etwas Göttliches darstellen könne; vielmehr war alles Menschliche in Erbsünde empfangen, vor Gott unwürdig und darum auf eine Erlösung, die Erlösung durch ein Blutsopfer, angewiesen.

¹ Nihlén, När Trälarna släpptes lösa i Sverige, Nya Dagligt Allehanda, Söndagsbilaga 16. X. 1927, S. 2 ff.

² Über orientalische und vorderasiatische Rasse vgl. G ü n t h e r, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1931; C l a u ß, Rasse und Seele, 1932.

³ Gerade die oben angeführte „Offenbarung Johannis“ zeigt nach Fascher, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, 9. Halbband, 1934, unter „testamentum“, Sp. 935, trotz gelegentlicher Abneigung gegen die altjüdischen Gemeinden (2, 9; 3, 9) eine „stark semitische Färbung“ und hat weit mehr morgenländische Prägung als das Evangelium Johannis.

Es sind aus den oben (S. 33) genannten Gründen keine Zeugnisse erhalten, wie solche Lehren auf das germanische Gemüt gewirkt haben. Wahrscheinlich hat dieses Gemüt ihnen einen ähnlichen Widerstand entgegengesetzt, wie ihn auch G o e t h e wieder empfand, der sich gegen die Lehre von der Erbsünde auflehnte und „in gewissen Erscheinungen“ eine „Erbtugend“ anerkannt wissen wollte¹. Auch von der Entrüstung Goethes wissen wir über die Kantische Vorstellung vom „Radikal-Bösen“ im Menschen. Goethe war sicherlich ein zu guter Kenner der Wirklichkeit, um etwa zu übersehen, daß wahrscheinlich die Mehrheit seiner Zeitgenossen Beispiele für etwas „Radikal-Böses“ darstellen konnte; aber er weigerte sich aus einem, wie man es nennen könnte, indogermanischen Empfinden, dieses „Radikal-Böse“ als etwas der Gattung Mensch und allen Menschenschlägen Notwendig-Wesentliches aufzufassen, und meinte, Kant habe diese Anschauung in seiner Lehre deshalb eingeführt, um auch Christen zu seiner Philosophie herbeizulocken — so im Briefe an Herder vom 7. Juni 1793.

So etwas mögen Germanen gegenüber den mittelalterlich-kirchlichen Lehren empfunden haben. Eine Vorstellung, wie sie L u t h e r in seinem Taufbüchlein (1526) ausdrückt, daß das Kind vor der Taufe „vom Teufel besessen und ein Kind der Sünden“² sei; ferner eine Vorstellung, wie sie noch das A u g s b u r g i s c h e B e k e n n t n i s (Confessio Augustana) und die Konkordienformel (Formula Concordiae), verpflichtende Grundlagen der Evangelischen Kirche, aussprechen, daß der Mensch „in Sünden empfangen und geboren“, „keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben könne“; daß überhaupt nichts Gesundes und Unverdorbenes an Leib und Seele des Menschen sei und er deshalb zum Guten nicht nur unwillig, sondern völlig unfähig, und daß er nach seiner „ganzen Natur, Person und Wesen“ durch die Erbsünde gänzlich verdorben sei³ — solche Vorstellungen können bei ihrem Gegensatz zu germanisch-indogermanischem Denken doch erst nach Jahrhunderten angemessener Auslegung in das Gemüt der Nachkommen bekehrter Germanen übergegangen sein. Einzelne Germanen haben wohl versucht, die kirchlichen Lehren in einem heimatlichen Sinne umzudeuten; einen solchen Versuch, der aber den meisten damaligen Germanen fremdartig genug erschienen sein mag, stellt die altfriesische Heliand-Dichtung des 9. Jahrhunderts dar⁴. Die nüchtern Denkenden unter den germanischen Adelsbauern — und nüchternes Denken war unter den Bauern überwiegend nordischer Rasse immer verbreitet — mögen bei aller Geltung, welche die römische Kirche als weit umfassende Macht bei ihnen besaß, zunächst die kirchlichen Lehren etwa so empfunden haben, wie Friedrich der Große nach seinem letzten Willen vom Jahre 1768⁵.

Die kirchliche Entwertung alles diesseitigen Lebens greift über auf alle Dinge der sinnvollen Ordnung. Das Geschlechtsleben wurde entheiligt, weil es nunmehr zum verachteten „Fleische“ gehörte. Das Weib, die Hausherrin als Hüterin des Rassenerbtes, wurde zu einem Gegenstand, an dem sich fleischliche Begierden entzünden könnten. Damit löste sich die oben geschilderte „Ordnung der Zeugungen“ auf. Als besonders fromm sollten gar diejenigen gelten, „die sich um des Himmelreiches willen verschnitten haben“ (Matthäus 19, 12). Origenes hatte sich selbst entmannt, der große Kirchenlehrer. Die Ent-

¹ Goethes Werke, Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Bd. 37, S. 288.

² Luthers Werke in Auswahl, herausgegeben von Clemen, Bd. III, 1913, S. 310.

³ F. L. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, 9. Aufl. 1920, S. 38, 78, 520, 521, 576, 585.

⁴ Der „Heliand“ wird gemeinhin als ein Zeugnis dafür angesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Germanen den Vorstellungen des eingeführten Glaubens entgegengekommen seien. Wahrscheinlich muß man aber den „Heliand“ im Zusammenhang mit der durch viele Beispiele bezeugten Belehrungsanweisung sehen, die empfahl, auf einheimische Vorstellungen und Gebräuche weitgehend einzugehen, um später allmählich einheimischen Überlieferungen immer mehr fremden Gehalt zu geben. Der Heliand ist ein Beispiel „missionarischer Anpassung“.

⁵ Friedrich der Große, Briefe und Schriften, ausgewählt von R. Jester, Bd. II, 1927, S. 277.

würdigung des Leibes, der indogermanischen Ehrung des Leibes so entgegengesetzt, ging so weit, daß Athanasius (geboren um 297 zu Alexandria) den ägyptischen Antonius, einen Heiligen, rühmte, weil er seine Füße nicht mehr wasche, und die Heilige Agnes (im 4. Jahrhundert) mißachtete um der zum Jenseits strebenden Seele willen ihren Leib so, daß sie kein Bad mehr nahm. Bei den Indogermanen war immer die leibliche-seelische Gesundheit als ein hohes Gut geschätzt worden. Ganzheit, Gesundheit und Lebensfreude wünschte man sich beim Gruße: „Heil“ (zu englisch whole „ganz“), „vale“ oder „chaire“. Der Heilige Hieronymus (340–420) lehrte: „Man soll das Fleisch besiegen! Ein von Gesundheit strahlendes Angesicht ist das Kennzeichen einer besleckten Seele.“ Gesundheit sollte eine Gefahr für die Seele sein, Leibes Schönheit, ein Ausdruck ausgelesener Artung, ein Teufelswerk zur Aufreizung des Fleisches zur Unzucht. —

Natürlich haben solche Lehren nie das ganze Germanentum ergriffen, dazu war dieses im adelsbäuerlichen Wesen und im Alltag des Bauernkriegers zu fest verwurzelt. Nur wenige sind gänzlich den kirchlichen Lehren verfallen, die immer mehr mönchisches Leben als das wahrhaft christliche Leben verkündeten. Aber diese Lehren haben doch die hochachtenden und letzten Endes hochzüchtenden Glaubensvorstellungen des Germanentums aufgelöst, so daß Einzelnes aus der germanischen Rassenpflege nur noch als eine geduldete „weltliche“ Überlieferung fortbestehen konnte, während diese Rassenpflege vor der Befehrung gerade ein Ausdruck germanischer Frömmigkeit war. Jetzt galt vieles aus der Überlieferung als „heidnisch“ und verwerflich und löste sich im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte nach und nach auf oder wurde zu einer Standesüberlieferung allein des Adels, die aber immer mehr von ihrem ursprünglichen lebensgesetzlichen (biologischen) Sinne verlor.

Die Midgardsvorstellung, zu der die lebensgesetzlich und rassentümlich so bedeutungsvolle Ordnung der Zeugungen und alle die von Neckel¹ beschriebenen adelsbäuerlichen Werte gehörten, mußte sich durch die kirchlichen Lehren schnell zerlegen; die Weltgeborgenheit mußte sich auflösen. Diese Auflösung erstreckte sich bis auf den Wert der Heimat, der zum Kern des Midgardgedankens gehörte. In seinem Buche: Asketische Heimatlosigkeit (1930), hat v. Campenhausen den dem Heimatgedanken entgegengesetzten kirchlichen Wert der xeniteia, der Abkehrung von der Heimat und der heiligen Auswanderung in die Fremde geschildert, die peregrinatio, wie diese Heimat- abkehr im Abendlande genannt wurde. Vor allem in dem irisch-angelsächsischen Christentum trat der Wert der Heimatlosigkeit als eines Mittels zum Heil der Seele hervor. Im übrigen Abendlande trat diese Lehre später mehr zurück; doch wurde peregrinatio als eine besonders heiligende Lebensführung noch im Hochmittelalter gepriesen und ausgeführt. Mit der kirchlichen Entwertung der Heimat war aber die Midgardsvorstellung mitten ins Herz getroffen. Der Mönch Otfried von Weisenburg (im Elsaß) schrieb um 868 sein „Evangelienbuch“, worin er (I, 18) darlegt, daß unsere Heimat das Paradies sei, daß wir Menschen um unserer Sünden willen auf dieser Erde nur wie Ausgestoßene im fremden Lande lebten und nur durch Buße und Weltabkehr unsere eigentliche Heimat wieder gewinnen könnten.

Jetzt war — dem germanischen Glauben gerade entgegengesetzt — der Widerwillen gegen Heimat und Sippe geradezu zum Kennzeichen größter Frömmigkeit geworden. Die Bewahrung der Sippenbindung war für den Germanen die Sicherung alles Gedeihens schaffenden „Friedens“. Das Wort „Friede“ bedeutet eben ursprünglich das Gedeihen alles Wachstums der Sippenfiedlung durch die Ordnung der Sippen. Am unheimlichsten erschien dem Germanen Sippenentzweiung. Das hat Grönbech überzeugend dargelegt.² Darum mußte den immer noch sippentümlich denkenden Germanen auch bei

angemessenster Auslegung ein Wort Jesu, wie das bei Matthäus 10, 35 überlieferte, zunächst frevelhaft erscheinen: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein“. — Für die Kirche war ein solches Wort die Bestätigung des geistlichen Wertes der Abkehr von der Welt. Mit einer solchen Abkehr von der Welt war aber auch der Abkehr vom Gedanken der Abstammung und Sippenpflege ausgesprochen.

Dem Gedanken der Abstammung von adelsbäuerlichen Ahnen des eigenen Stammes trat als kirchliche Lehre ferner die Vorstellung von einer Anknüpfung wenigstens der Seelen an die Ahnen des jüdischen Volkes entgegen. Im paulinischen Briefe an die Galater (3, 27) wurde gelehrt: „Seid ihr aber Christi, so seid ihr Abrahams Same“. — Die Juden sollten ja nunmehr als das „ausgewählte Volk“ gelten, von dem das Heil komme (Johannes 4, 22), als das von Gott ausgewählte Volk, denn alttestamentliche Bezeichnungen wie Elohim oder Jahu (Jehova), Bezeichnungen für den Sondergott der hebräischen Stämme, wurden von der Heiligen Schrift, der Vulgata, übersetzt dargeboten als dominus oder deus, als „Herr“ oder „Gott“, also nicht mehr mit der Kennzeichnung als Sondergott, sondern mit der eines alle Völker umfassenden und alle zu seinen Geboten verpflichtenden Eingottes und Allgottes. Eben in dieser stillschweigenden Gleichsetzung hebräischer Gottesbenennungen mit Benennungen für den Allgott selbst beruht ja die glaubensgeschichtlich verhängnisvolle „Große Täuschung“, auf die v. Delitzsch eindringlich hingewiesen hat.³

Für die Rassenpflege der Germanen bewirkten die mittelalterlichen Kirchenlehren außer der Aufhebung der Rassenschranke zwischen Frei und Unfrei vor allem die Entwürdigung der Ehe, die innerhalb der göttlichen Ordnung des Indogermanentums etwas besonders Verehrungswürdiges dargestellt hatte. Nach Paulus (1. Korinther 7, 2) war die Ehe dazu da, die Hurerei der Menschen vermeiden zu helfen; „heiliger“ aber als eheliches Leben war Celibatsigkeit und Abtötung der Sinne (1. Kor. 7, 1). Diese Herabwürdigung der Ehe läßt sich von den frühmittelalterlichen Kirchenvätern an durch das ganze Mittelalter verfolgen. Die Mönchs- und Nonnensittlichkeit galt als höchste Sittlichkeit, und eine Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“, wenn diese Lehre auch nicht so einfach auszulegen war, wie der Laie sie sich dachte, konnte doch für den Laien nichts anderes bedeuten, als daß umgekehrt jede Empfängnis einer Frau seines Volkes als besleckt anzusehen wäre. Eine Ausnahme in der Bewertung der Ehe macht Clemens von Alexandria (gestorben etwa 220), der zum ersten Male nach Ausbreitung des Christentums die Ehe wieder wie bei den Völkern indogermanischer Sprache als eine Pflicht gegenüber Volk und Staat aufsaß und der sogar als den Sinn der Ehe die Zeugung wohlgearteter Kinder ansieht, die eutekna. Aber hier und noch zum Teil in Tertullians Anschauungen über die Ehe wirkt sich mittelbar und abgeschwächt doch noch indogermanisches Denken aus, hellenischer und hellenistischer Geist der Stoa und der Schriften des im wesentlichen noch indogermanisch empfindenden Hellenen Plutarchos.⁴

Mit der Entwürdigung der Ehe war folgerichtig verbunden die Entwürdigung der Frau. Es ist früher oft behauptet worden, erst das Christentum habe die Germanen die Achtung vor der Frau gelehrt. Der Kirchengeschichtsforscher Boehmer hat noch im Jahre 1913 den Germanen Dinge angedichtet wie Unzucht verschiedener Art, Verachtung und Knechtung des weiblichen Geschlechts und andere Schändlichkeiten⁵ — alles

¹ v. Delitzsch, Die große Täuschung, Bd. I, 1924, Bd. II, 1922.

² Vgl. Preisker, Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten, 1927, S. 201 bis 203, 248 ff.

³ Boehmer, S., Das germanische Christentum, Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 1913, Heft 2, S. 165 ff.

¹ „Altgermanische Kultur“, 1925, S. 32/33.

² Grönbech, Midgard of Menneskelivet, Kopenhagen 1912.

aber Züge menschlichen Verhaltens, wie sie nachweislich in Germanien immer nur von Sünden und Öfen eingeführt worden sind. Mit Recht hat ein Kenner der germanischen Welt wie *Niedel* in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“, 1934, solche Meinungen als unhaltbar zurückgewiesen. In der Tat hat das mittelalterliche Christentum geradezu eine Welle der Verunglimpfung des weiblichen Geschlechts erregt, während die Frau als Hausherrin (*déspoina*, *domina*, *matrona*) bei allen Indogermanen, solange jeweils die nordische Rassenseele in ihren Volkstümern bestimmend war, eine geachtete Stellung eingenommen hatte, in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens eine viel geachtete Stellung, als die verschiedenen Rechtsaufzeichnungen der Völker indogermanischer Sprache vermuten lassen. Bei den Germanen fand sich dazu noch die Anschauung, daß den Frauen „etwas Heiliges und Vorahnendes“ eigen sei (*Tacitus: aliquid sanotum et providum*). „Sie verschmähen ihren Rat nicht und achten auf ihre Antworten“, so kennzeichnet *Tacitus* (*Germania*, 8) die Achtung der germanischen Männer vor den Frauen.

Dem steht in der kirchlichen Lehre das *mulier taceat in ecclesia* (1. Korinther 14, 34/35) gegenüber und die Pflicht der Frauen, im Gottesdienste ihr Haupt zu verhüllen, weil sonst durch sie Fleischeslust erregt werden könnte (1. Korinther 11, 5 und 6). Bei den Kirchenvätern erscheint das Weib, dem *Paulus* (1. Timotheus 2, 14) den Ursprung der Sünde zugeschrieben hatte, als ein *templum aedificatum super cloacum*, als „Mutter der Sünde“ und „Quelle der Sünde“, und das Konzil zu *Macon*, das im 7. Jahrhundert unter den merowingischen Frankenkönigen tagte, beriet darüber, ob das Weib überhaupt als ein Mensch anzusehen sei¹. Wieviel Abscheulichkeit der nach mittelalterlichen Kirchenlehren urteilende *Heynhammer* dem weiblichen Geschlechte zuschreibt, ist in dieser Rechtsurkunde nachzulesen.

Die angeborene Verehrung der Frau durch Nachkommen der Germanen des Frühmittelalters konnte sich im Hochmittelalter wieder in der Verehrung der Jungfrau *Maria* auswirken und von solchen Äußerungen der Frauenverehrung her in den *Minnesang* einziehen, und in jenen *dolce stil nuovo*, für den *Dantes* Dichtung *Vita Nuova* das schönste Beispiel sein mag. Hier besingt der blonde *Dante*² die blonde *Beatrice* aus einem kennzeichnend nordischen Liebesempfinden. Die so wieder durchbrechende Ehrung der Frau konnte sich jetzt aber kaum noch so schlicht und groß aussprechen wie bei den Germanen, sondern erhielt einen mehr oder minder gezierten Zug oder erfuhr eine gewisse romantische Übersteigerung; vor allem aber: diese Frauenverehrung bewegte sich am Rande eines Abgrundes, des erregten Sündengefühls, der Angst vor der Fleischeslust, die für die kirchlichen Lehren das Wesentliche in den Beziehungen der Geschlechter ausmachte. Daher bei den *Minnesängern*, die in ihrer Jugend die Freude an „dieser Welt“ und die Liebe zwischen den Geschlechtern besungen hatten, so oft im Alter der angstvolle Umbruch zur Absage an die „Frau Welt“. In der kirchlichen Kunst wurde die „Frau Welt“ dargestellt als ein Weib, von vorn verlockend gestaltet, zur Sünde reizend, und hinten voll ellen Getiers. Als die Welt — für den Germanen *Midgard*, die bebaute Heimat, das Feld aller hegenden Tätigkeit des Menschen und alles völkischen Kampfes mit dem Gotte gegen *Utgard*, den Inbegriff alles Widergöttlichen — als die vom Germanen als *Midgard* begriffene Welt von der Kirche als diese „Frau Welt“ dargestellt wurde, als auch ein *Luther* in der Natur nur eine teuflische, den Menschen

¹ *Gregorius von Tours*, Zehn Bücher fränkischer Geschichte, VIII, 20; übersetzt von W. v. Giesebrecht, Bd. II, 1913, S. 279.

² Die eigene Blondheit erwähnt *Dante* in seiner 2. Ekloge an *Giovanni di Virgilio*, Vers 44; *Le opere di Dante*, herausgegeben von *Barbi*, *Parodi* und anderen, Florenz 1921, S. 457; *Giovanni di Virgilio* antwortet ihm mit einer Ekloge (*ecloga responsiva*), in der er (Vers 44) die frühere Blondheit des jetzt ergrauten *Dante* ebenfalls erwähnt (a. a. O. S. 459).

verführerische und äffende Macht sah, eine „Frau Gulde“, die „ihrem Gott widerbellen darf“¹, da war die Quelle desjenigen Lebensgefühls zugeschlüttet, aus dem die germanische Rassenpflege entsprungen war.

Die jüdisch-christliche Glaubenswelt hat so den Germanen aus dem Zusammenhang der Weltordnung zu lösen versucht und ihn als Befehrten auf ein Jenseits verwiesen, dem gegenüber angestammte „irdische“ Werte ihre Bedeutung verlor. Nach und nach wurde so das ganze Lebensgefühl des mittelalterlichen Abendlandes gerade in denjenigen gesenkt, die befähigt waren, geistige Werte in sich aufzunehmen und willens waren, nach diesen Werten zu leben. Die gröber gearteten Menschen lebten ohne tiefere Gewissenskämpfe in den verschiedenen Ausgleich zwischen Kirchenlehre und ererbter Artung, die möglich waren und von der Kirche geduldet wurden. Eine Senkung des gesamten Lebensgefühls im Mittelmeer ist aber unüberkennbar und dauert an, bis im Humanismus der Wiederbelebungszeit (*Renaissance*) die Besten in den abendländischen Völkern durch die Zeugnisse hellenischen und römischen Geisteslebens wieder alt-indogermanisches Lebensgefühl ahnten und bis später, im Zeitalter *Winckelmanns*, *Goethes*, *Schillers* und *Wilhelm von Humboldts*, von neuem indogermanischer Geist sich an den großen Zeugnissen der Vergangenheit entzündete, und bis endlich mit der Romantik das einheimische Germanentum wieder entdeckt wurde. Bis zur Wiederbelebungszeit aber galt im Abendlande durch kirchliche Lehre nicht mehr der indogermanische und germanische Sinn für das Menschlich-Hochtrachtende, nicht mehr die Richtung auf das Edelgeartete, der Wille zur Steigerung des Lebens, zur Pflege aller Wachstumswerte, sondern es überwog in allen geistigen Äußerungen eine Neigung zum verkümmerten Leben, gerade weil verkümmertes Leben eine bessere Vorbereitung für das Jenseits war in dieser Welt der Seinsuchungen. Der Mensch sollte sich nach solchen Lehren gar nicht geborgen fühlen in „dieser“ Welt.

Daher auch der Preis der Armut, die dem tüchtigen bauerlichen Germanen — in einer Zeit, in der noch genug freies Land zu roden und zu bebauen war — als Preis der Leistungsunfähigkeit erschienen sein muß. Armut war für ihn das angemessene Schicksal des Untüchtigen, nicht der Zustand, in dem ein Mensch dem Reiche Gottes näher war. Daher der Preis des Schwachen und Kranken, die Verdächtigung gesunden Aussehens als eines Unzeichens feilischer Befleckung (vgl. S. 37). Im Römerbriefe (12, 16) mahnt *Paulus*: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch hernieder zu den Niedrigen“ — das war die Verneinung der indogermanischen Werte wie Stolz, Machttrieb, Freude am Landbesitz, am Wettbewerb aller Kräfte des Ganges. Von diesen indogermanischen Werten wurde der mittelalterliche Fromme hinweggelenkt auf Werte der Demut, d. h. dem Wortstamme („dienen“) nach: des Knechtsinnes, der Heimatlosigkeit, Ehelosigkeit und Besitzlosigkeit.

Diese Umwandlung der Wertungen durch die kirchlichen Lehren des Mittelalters hat einer der besten Kenner des heidnischen Germanentums, *Andreas Heusler*, gekennzeichnet:

„Im Tiefsten unchristlich ist es, daß man sich offen und freudig bekennt zum Stolz und Machttrieb. Wer das Zeug dazu hat, soll der erste sein wollen in seiner Landschaft. Der Sag, wer sich selbst erniedrigt findet kein Echo in diesen Herzen. Dem Willen zur Macht gehört die Zuneigung des Erzählers und des Hörers... Mit Mitgefühl folgt man dem Selbstbewußten, den das Schicksal beugt. Etwas Neues ist in den christlichen Geschichten der Blick der Genugtuung, der den Sturz des Mächtigen streift. Soweit in den Sagas Voreingenommenheit und Schadenfreude herrscht, richtet sie sich weniger gegen den

¹ *Luthers* sämtliche Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. VII, 1827, S. 329.

Gewalthaber und Unterdrücker als gegen den Duckmäuser und Leisetreter, auch gegen den Emporkömmling¹."

Die Lehren der mittelalterlichen Kirche haben so die germanische Bezogenheit auf ein Menschenbild leiblich-seelischer Vollendung und hochtrachtender Lebensführung gelöst und statt dessen eher die Tugenden derjenigen gelehrt, die von den Germanen als *litilmenn*, als kleinbeseelte Menschen, bezeichnet worden waren (vgl. Anm. 1 S. 34). Damit fiel durch die neue Glaubenslehre das Auslesevorbild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen. Das mußte sich im Laufe der Jahrhunderte auswirken und hat sich mit anderen geschichtlichen Mächten zusammen dahin ausgewirkt, daß wir Deutsche rassistisch und erbgesundheitlich anders dastehen als die Germanen.

Mit der Befehrung der Germanen zum Christentum schließt die *Rassengeschichte* des *Germanentums* als solchem. Es beginnt mit dem Zeitabschnitt zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert — als die Rassenschranke zwischen den Freien und den Unfreien, hier früher, dort später, am spätesten in Niedersachsen und in Skandinavien, dort gänzlich erst im 14. Jahrhundert, fiel — die Rassengeschichte der Einzelvölker germanischer Sprache, in Deutschland die Rassengeschichte des deutschen Volkes. Das deutsche Volk des späteren Mittelalters und der Neuzeit stellt sich schon als ein Ausleseergebnis derjenigen Jahrhunderte dar, in denen die Rassezucht der Germanen, die auf indogermanische Wurzeln der Jungsteinzeit zurückgeführt, aufgelöst worden war.

Tuscania

Der Einbruch germanischer Kunst in Italien

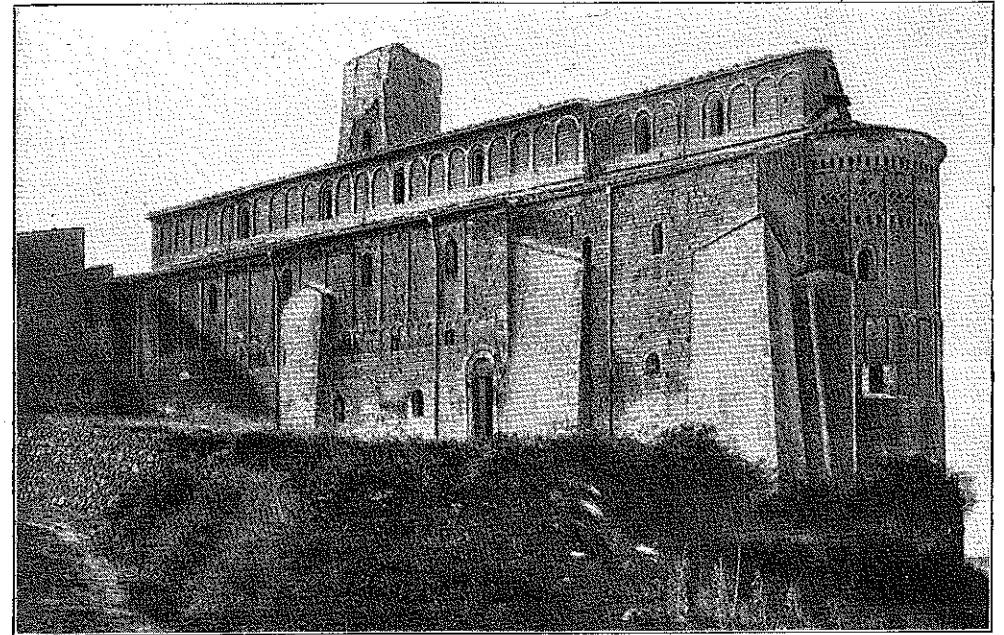
Don Gisela von Laur

Es gibt sehr wenige Italienreisende, die Kenntnis haben von der alten und außerordentlich interessanten Denkmalstätte *Tuscania*. Der kleine verfallende und öde Ort liegt in der römischen *Maremma*, da, wo sie landschaftlich und klimatisch am trostlosesten ist. Dieser südlichste Zipfel *Toscanas* ist seit anderthalb Jahrtausenden durch *Malaria* entvölkert, ist ein unwegbares Bruchland, hier und da unterbrochen von kleinen isolierten Hügeln und Kalkfelsengruppen. Nirgends im Landschaftsbild die sonst üblichen Schafherden; die spärliche Grasnarbe ist spätestens im Mai versengt und verdorrt. Die Rinnale dieser Gegend, die in grobverschotteten Mergel- und Tuffsteinbetten schon während der winterlichen Regenzeit wenig Wasser führen, sind um diese Zeit vollends versiegt. Weithin heiße Steppe, getaucht in Sonnenglast und braunen Staub.

Die bewegte geschichtliche Vergangenheit *Tuscantias* muß kurz gestreift werden, um jene Denkmäler, von denen die Rede sein soll, dem Verständnis näherzurücken. Es ist in der Geschichte der Kunst in hohem Maße fesselnd, wie die Begriffe sich ändern und eine Formgebung die andere ablöst; — unmittelbar wichtiger aber ist, wann und durch welche Einflüsse diese Übergänge sich vollziehen.

Das antike *Tuscania*, heute umgeben von den Resten mittelalterlicher Türme und Burgmauern, war einst eine starke Grenzfestung des freien Etruriens. Im Jahre 310 v. Chr. überschritt der Konsul D. Fabius Maximus Rullianus von Süden her den Mons *Ciminus*, der als unübersteigbares Bollwerk Südetruriens gegolten hatte. *Tuscania* wurde nach fast 30jährigem trohigem Widerstand erobert und dem antil-römischen Kulturkreis eingegliedert, blieb aber in der Folge noch jahrhundertlang Brennpunkt wechselnder Machtströmungen. Die tuskanischen Kunstdenkmäler jener Epoche weisen wenig ureigene

¹ Andreas Heusler, *Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit*, bei Kollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 200.



Aufn. B. Piert

Abb. 1. Tuscania. Basilica S. Pietro

Stilgebung auf; sie sind und bleiben nichts weiter als verflachte Kopien der etruskischen und römisch-griechischen Antike, deren Erstarrung auch durch byzantinische, also land- und weisensfremde Einflüsse nicht aufgehalten werden konnte. Nach der Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel sank die römische Provinz vollends zur absoluten Bedeutungslosigkeit herab.

Es war im 4. Jahrhundert den „Barbaren“, einem kraftvollen neuen Volk, vorbehalten, durch den Einbruch ins römische Reich mit den gesamten verbrauchten Kunst- und Lebensbegriffen der Spätantike aufzuräumen und einer neuen „primitiven“, d. h. primären Kultur den Weg zu bereiten. Auch das Christentum gewann durch seine innere Kraft gestaltenden Einfluß auf das Denken der Menschheit. Die Umwälzung, die sich im Weltbild vollzog, zeigte sich in auffallender Wirkung auch in der Wandlung der äußeren Formen. Die nach der Völkerwanderung neugeborene Menschheit löste sich bewußt von den überkommenen Kunstbegriffen, suchte kindhaft nach neuem, eigenem Ausdruck, der sich zunächst in der Ausschmückung christlicher Gottes- und Gemeinschaftshäuser als ein Besinnen auf die einfach-eindringliche Feierlichkeit archaischer Kunst fundigibt.

Aus dieser Willensrichtung entstand im 6.—8. Jahrhundert die Basilika *S. Pietro* in *Tuscania*. (Daß in der verödeten Provinz ein so bedeutendes christliches Denkmal hat aufgeführt werden können, erklärt sich aus der Zugehörigkeit *Tusciens* zu den ältesten Grundbestandteilen des Kirchenstaates.) Hier ringt ein Volk um Ausdruck, das ein Jahrtausend lang in wechselnder Knechtschaft Spielball imperialistischer Willkür gewesen ist, das nach Kriegen und Seuchen verarmt und niedergedrückt am Boden lag, dessen endliche Befreiung und Erhöhung nur im Glauben an die Verheißungen des Christentums liegen konnte. Der Bau steht augenfällig unter dem Einfluß eines Kults, dem die Stimme des einfachen Mannes wichtig ist, der die Pforten zur Gemeinschaft

öffnet. Reizvoll bleibt dabei die Verbindung nordischer Frühkunst mit den übernommenen Formen der sogenannten Mittelmeerkunst.

Für den Hauptbau (Abb. 1) wurde in bewußtem Gegensatz zum römischen und byzantinischen Rund- und Kuppelbau der Grundriß der frühchristlichen, dreischiffigen Basilika gewählt. Die äußeren Wände aus rohen Tuffquadern und ungleich gefügten Steinblöcken mußten der abschüssigen Felsenformation des Fundamentes wegen beträchtlich unterbaut und mit großen Strebepfeilern abgestützt werden. Der einfache langgestreckte Bau wird abgeschlossen durch das Halbbrund einer Apsis. Die klösterliche Armut und Regungslosigkeit der Außenwände ist belebt und gegliedert durch Blendarkaden von Ziegelfein, abgeschlossen durch eine aus dem byzantinischen Baustil übernommene Ornamentik, die im Wechsel von großen Tuffsteinen und geometrisch angeordneten kleinen Backsteinen nicht nur farbige Friese, sondern durch Licht- und Schatteneffekte, durch Fugen wie durch über Eck und gegenwärtig gestellte Steine ein Bandmuster darstellen.

In weitaus reichem Ausmaße konzentriert sich das Schmuckbedürfnis auf die Fassade (Abb. 2). Auch hier sind die Ausdrucksformen zum Teil noch geborgt: die Archivolten wölben sich in strenger, fast antiker Architektur; Bögen, Türsturz und Türrahmen

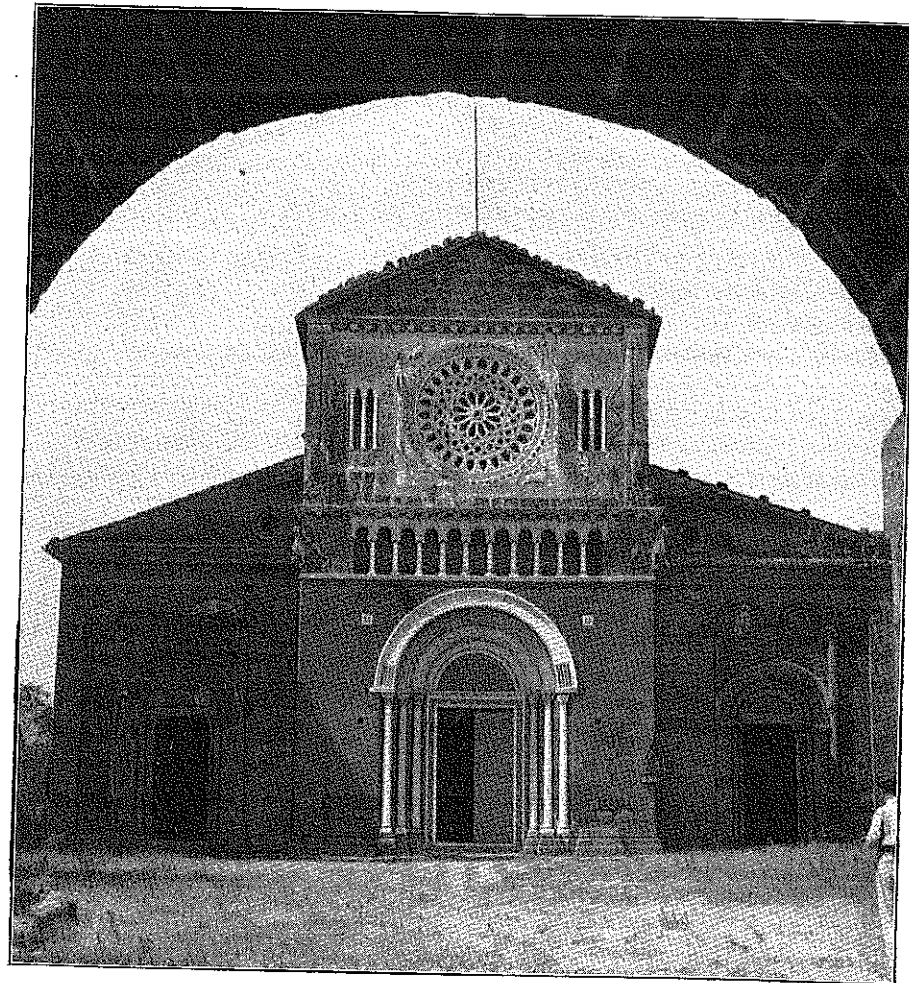
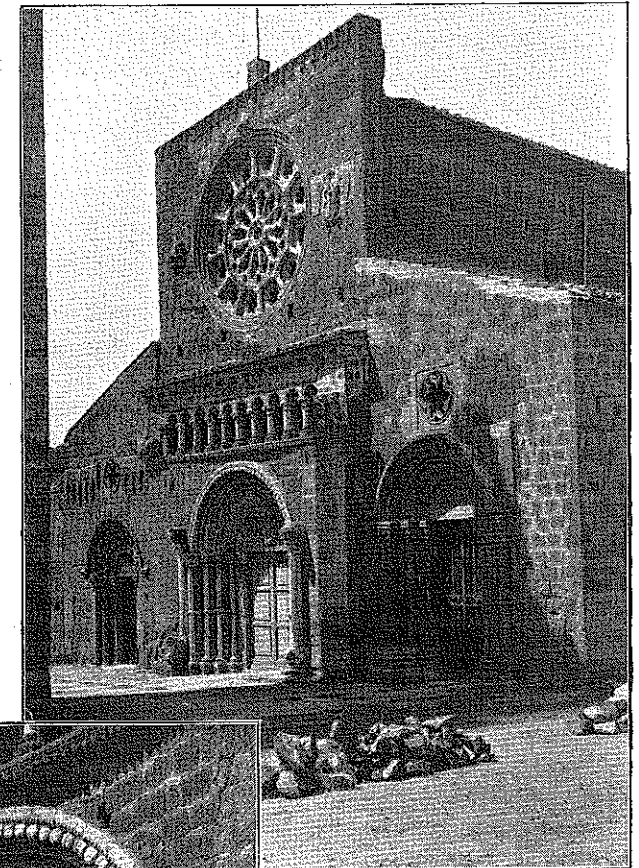


Abb. 2. Tuscania, S. Pietro

Aufn. G. von Laur

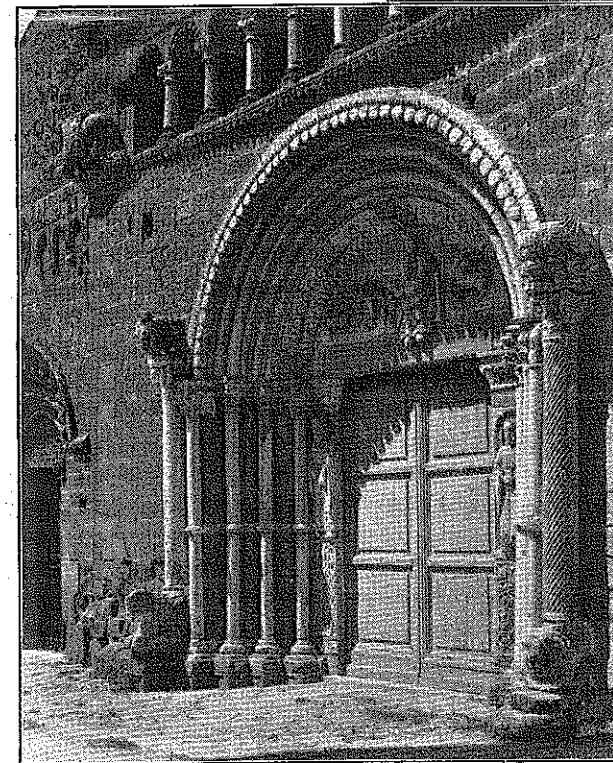
schimmern in marmorgebundenen Goldmosaiken. Auffallend sind die dünnen Schmucksäulen, die das Rund der massigen, zentral sich verengenden Portalbögen gewissermaßen nach unten auflösen, — Anklänge an das abgleitende, sich senkende Stalaktitentwesen, das in der frontal eingefügten Arkadenreihe über dem Hauptportal deutlich zum Ausdruck kommt. Als weiterer Schmuck treten uns die Evangelistensymbole, Porträtmedaillons, himmlische und teuflische Wesen — Sinnbilder erhabener und furchtbarer Mächte — in der Form schmückender Bauglieder entgegen. Eine geometrisch reich gegliederte Rosette, die wahrscheinlich erst gelegentlich einer



Aufn. G. von Laur

Abb. 3.

Tuscania, Fassade von Sa. Maria Maggiore



Aufn. G. von Laur

Abb. 4.

Tuscania, Hauptportal von Sa. Maria Maggiore

Restaurations im 9. Jahrhundert eingefügt worden ist, erhöht den Eindruck der ruhenden Ornamentfreude, mit der die Fassade geschmückt ist.

Die Kirche ist nicht mehr in Gebrauch, ihr Inneres daher stark vernachlässigt. Die auffallend weit und flach gespannten Arkaden der Seitenschiffe ruhen auf antiken Säulen verschiedener Form und Stärke, wahllos zusammengefügt mit griechischen Blatt- oder langobardisch-maurischen Klokaptälen, die von Flechtwerk entweder durchbrochen oder von

Bandwerk umwickelt sind. Die Seitenschiffe münden in einen Umgang, durch den man über eine finstere Treppe in die düstere und abgeschiedene Krypta gelangt. Rohe, ungleichmäßige Quadern bedecken den Boden dieses Geheimraumes, der dem Reliquien- und Totenkult geweiht war und noch heute von dunkler Feierlichkeit erfüllt ist. Nachdem aufgeschreckte Fledermäuse einen Großteil der grauen Spinnwebengardinen weggefegt haben, bleibt der Blick gebannt an den zarten Überschneidungen eines Kreuzgewölbes hängen, das zu den frühesten Teilen der Kirche gehört, also aus dem 6. Jahrhundert stammt und dennoch — gleichsam vorführend — als ausgesprochen gotische Stilgebung gelten darf (Abb. 6).

Die Gewölbefögen und -rippen werden jedoch nicht von gebündelten Streben, sondern wiederum von antiken Säulen verschiedenster Herkunft getragen. Die eine oder die andere ist gelegentlich um Kapitäl oder Sockel gekürzt worden, während zu kurze Säulen durch grob untergeschobene Steinblöcke der durchschnittlichen Länge angeglichen sind. Wo diese nicht erreicht werden konnte, sind die Gewölbefstreben entsprechend heruntergezogen worden.

Derartig „barbarische“ Materialbehandlung wird in der frühmittelalterlichen Kunst häufig angetroffen. Für das Bewußtsein der Primitiven bedeutet die Säule nicht mehr oder noch nicht wieder die in sich vollendete organische, personenhafte Form, sondern wird als Baustoff behandelt, wie ein Holzstamm, den man abhacken, oder wie ein großer Stein, den man nach Bedürfnis behauen kann.

Unter wesentlich reiferem, unverkennbar nordischem Einfluß steht der Baustil und die Ornamentik der nahebei, dem Tal zu, im 9.—10. Jahrhundert erbauten Kirche S. Maria Maggiore (Abb. 3). Hier ist der Bruch mit den überkommenen Formen offenbar. Ein eigener Gestalterwille bricht sich Bahn. Die Portalbögen des anspruchslosen, unprofilierten Kastenbaues (Abb. 4) ruhen nicht lediglich mehr auf ornamentalen Stützen, sondern werden in aufsteigender Linie gehoben von zweckbedingten, starken Säulen, die das Rund des Bogens wölbend nach oben tragen. In derselben Weise wird das aufstrebende Prinzip durch die Verwendung stärkerer Säulen in der horizontalen Arkadenreihe über dem Hauptportal betont. Die geometrisch strenge, klassische Linie der Archivolten wird naturalistisch durch phantasiereiches Rankenwerk unterbrochen, die Säulen sind umwunden von Spiralornamenten, die Türpfosten

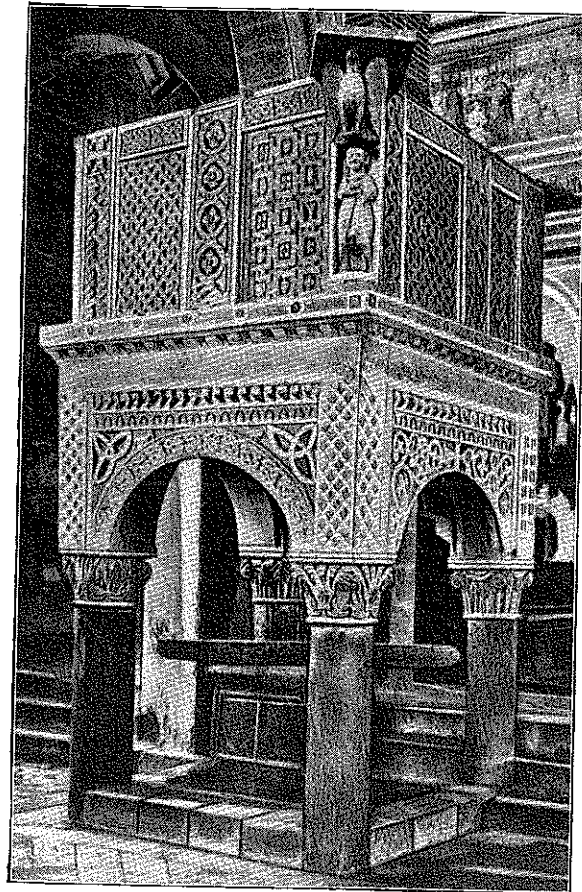


Abb. 5. Tuscania, Pulpitum in der Kirche S. Maria Maggiore

Ausf. B. Pieri

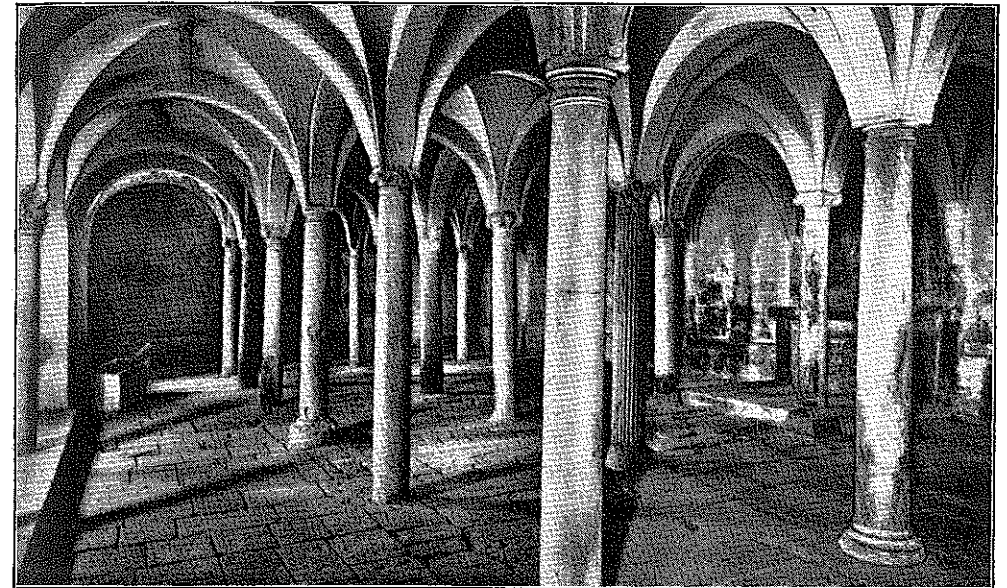


Abb. 6. Krypta in S. Pietro, 6. Jahrh.

Ausf. B. Pieri

durchbrochen von tierischen und pflanzlichen Schmudformen. Der Türsturz ist kein reines Bauglied mehr. Er ist durch die betonte Auswahl seines Reliefschmuckes gleichzeitig symbolische Überhöhung des Tores geworden, durch das ein Gläubiger in die Gemeinschaft einzugehen aufgefördert wird. In der Mitte thront die Gottesmutter mit dem Kinde, das steif und unplastisch verkürzt auf ihren Knien festgehalten wird, aber mit unsäglich rührender und tröstlicher Geste die Hand zum Segen erhebt, — zu seiner Linken das Gotteslamm, rechts eine heidnisch anmutende Opferszene. Der repräsentative Ausdruck älterer Kulturen wird hier umgeschmolzen zu einer zwar noch ungelenten, aber sehr verinnerlichten, sehr volkstümlichen Sprache. — In halber Höhe der Pfeiler, als Mittler zwischen den Gläubigen und der erhöhten Gottheit, stehen zwei Apostel, demütig, ruhevoll, streng, mit verschlossenem Ausdruck. Noch ist die physische Lebendigkeit aller Gestalten beeinträchtigt durch stoffliche Gebundenheit an die Reliefmasse. Die Kunst ist wie die Gesinnung naiv, verbohrt, kultisch, formelhaft, aber gerade durch die Einfalt und Unbeholfenheit ihrer Sprache gewinnt sie in so hohem Maße an Eindringlichkeit, daß sie zur lebendigen Verkündigung einer neuen Geistigkeit wird.

Über die Fassade sind weiter verteilt die Evangelistensymbole, Tauben, Pfauen und Löwen; neben der Fensterrosette antike Skulpturen, die unbekümmert Verwendung finden, wenn sie sich in Umfang und Form der symmetrischen Ordnung eingliedern. Hier herrscht noch ein primitives, troziges Genügen an zusammenhanglos nebeneinanderstehenden, gleichsam addierten Gebilden vor. Die architektonische Wiedergabe einzelner, einfacher, in sich abgeschlossener Gedanken muß wort- und sachweise vom Gesamtbild abgelesen werden.

Sehr anschaulich verdeutlicht sich das mangelnde Empfinden für organische Komposition am Pulpitum (Kanzel) im Inneren der Kirche (Abb. 5). In sorglosem Nebeneinander werden die Erzeugnisse und Bruchstücke zahlloser Epochen und Kulturkreise verwendet: antike Säulen, byzantinische Mosaiken, maurische Platten, langobardische Ornamentfriese, ein römisches Hoheitszeichen, dämonische Tiere, Heilige, sturille Fragen und Masken. Dennoch ist das Ganze zusammengefügt in einem unverkennbar

bewußten Stil- und Zweckwillen, — eine große Leistung insofern, als der neuen Kulturwelt aus Altem ein Anfang geschenkt wurde.

Die beiden Kirchen in Tuscania sind Zeugen eines innerlich erstarkenden Gefühls und künstlerischen Schöpferwillens, der unaufhaltsam vorwärtsströmt zur gotischen Lebensauffassung. Ihre Architektur darf als dringlichste Ausdrucksform vergeistigter Religiosität angesprochen werden und muß als kämpferisches Bekenntnis um so höher gewertet werden, als Denkmäler dieses Stils in Mittelitalien eine außerordentliche Seltenheit bedeuten.

Kleiner Beitrag zur Geschichte der Urteile und Vorurteile

Von Dr. König, Soest i. W.

Das landläufige Urteil über unsere Ahnen, das am Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte, gibt der wirklich „klassische“ Satz Adelungs (1806) wieder: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frisst.“ Die Lieblosigkeit dieser Anschauung wurde bald durch die Romantiker überwunden, die Unwissenheit, die sie ermöglichte, aber erst langsam. So finden wir am Ende des 19. Jahrhunderts die Ansicht vorherrschend, daß die Germanen zwar sehr anständige und auch bildungsfähige Leute waren, aber eben „Primitive“, die sich mindestens die Anregungen und Grundlagen zum eigenen Kulturschaffen aus der Fremde holen mußten. So kam die Hochflut der „Entlehnungstheorien“, merkwürdigerweise vorwiegend aus den nordischen Ländern, wo doch mehr Zeugen germanischer Kultur erhalten waren als in Deutschland. Nilsson suchte beinahe die ganze germanische Bronzekultur als phönizische Einfuhr hinzustellen. Die Entlehnung der Runen aus der lateinischen (Wimmer), griechischen (Bugge u. v. Friesen) oder keltischen (Marstrand) Schrift hat noch heute Verfechter. Das Tollste auf diesem Gebiete aber ist der Versuch Bugges, den Baldurm yttus auf den „Toledoth Jeschu“ zurückzuführen (s. Sophus Bugge-Oslo, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Helden sagen, München 1881). Jene im frühen Mittelalter entstandene rabbinische Schmähschrift stellt Jesus als einen Zauberer dar, dessen Wunder durch den Gegenzauber des Judas Ischariot immer wieder abgeschwächt oder vereitelt werden. Es gehört eine echt jüdische Einbildungskraft dazu, sich die, sagen wir medizinischen Einzelheiten auszudenken, wie Jesus von Judas „unrein“ gemacht wird. Da nun Judas unter anderem die Hölzer bezaubert hat, daß sie seinen Leichnam nicht tragen sollten, und Judas ihn in schlauer Ausflucht an eine große Kohl-Staude hängt, ist für Bugge die Ähnlichkeit mit Balders Tod durch den Mistelzweig — und damit die Entlehnung der schönen germanischen Sage aus dem widerlichen jüdischen Nachwerk — gegeben! So etwa hielt ein so verdienstvoller Forscher wie Bugge für möglich!

Es ist eine Genugtuung für uns, daß deutsche Forscher tatkräftig diese Anschauungsweise bekämpften. So W. Schwarz in seiner Arbeit „Indogermanischer Volksglaube“, Berlin 1885. Wolfgang Menzel betonte in seinem Werk „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre“, Leipzig 1870, daß „unsere Vorfahren wie in Welt der Laten, so in der Welt der Gedanken originell und den bedeutendsten Völkern des Altertums ebenbürtig waren“. Menzel ist in mancher Hinsicht als Vorläufer Wirths anzusehen. Die Symbole des Weltbaumes (einschließlich Irminsul!), des Schwanes, der beiden Schlangen usw. werden ausführlich behandelt. Sehr gut ist der Gegensatz des ewigen, gütigen Himmelsgottes und Allvaters zu Odin dargestellt, der „zwar als der höchste und mächtigste Gott verehrt wurde, aber keineswegs als ein ewiges Wesen, sondern nur als der Herrscher in einer gewissen Zeit, die ein Ende nehmen sollte“. Dann wird „Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, deren Herrschaft der vom Todeerstandene Baldur übernehmen wird“.

In einer mitreißend lebendigen Art schrieb Prof. Dr. Sepp 1890 seine „Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volksagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart“. Einige Sätze aus der Einleitung: „Wir haben allen Grund, unseren deutschen Nationalglauben hoch zu halten und zur näheren Kenntnis und Würdigung zu bringen.“ — „Weil im Psalm 96 steht, Die Götter der Heiden sind Dämonen“, mußten wir nicht bloß Götzenanbeter, nein! Satansdiener sein. — Es gibt nur zu wenige, die ein Urteil haben. Ich bin kein Heide, gleichwohl fürchte ich mit dem Heidenpropheten Bileam das Schicksal teilen zu müssen, daß mancher Esel mich eines Besseren wird belehren wollen.“ — Sepp protestiert auch heftig gegen Bugges Entlehnungstheorien, glaubt allerdings noch den weisen Mimir auf den phönizischen Memra zurückführen zu sollen. Das Buch ist eine vorzügliche Fundgrube für alte Volksbräuche. Das Barbarenurteil wirkt auch heute noch nach. In seinem Aufsatz „Die Christianisierung der Germanen“ (im Sammelwerk „Die Nation vor Gott“, Wichernverlag Berlin, September 1933) bezeichnet Joh. von Walter die Irminsul als „rohen“ Holzkloß, obwohl in der Beschreibung Ludwig von Fuldas nur steht „truncus ligni non parvae magnitudinis“ und die kunstvolle Form der Irminsul dank Teudt allmählich bekannt sein sollte¹. Ihre Zerstörung war nach Walter nur ein Strafzug dafür, daß die sächsischen Engern 772 „in gewohnter Weise einen Raubzug in das fränkische Gebiet unternahmen und hierbei auch Kirchen plünderten und zerstörten“². Alles weitere war Schuld der Sachsen, die den gelobten Frieden „nicht aufrichtig meinten“. Die zwangsweise Bekehrung und den Mord von Verden verurteilt Walter allerdings auch.

Unheilvolle Suggestionen

Altsteinzeitliche Funde in Norddeutschland — Dogmen von 1812–1931 — Germanische Astronomie, Steinkreise und Osterholz

Von D. Suffert

Gustav Schwantes, bekannt als vorsichtig abwägender Forscher, beginnt seine wichtige Arbeit „Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum“³ mit folgenden Sätzen: „Die vorgeschichtliche Forschung Nordeuropas stand und steht noch heute allzu sehr unter dem Einfluß der Suggestion, daß die Inlandsvereisung die nordischen Gebiete dem Menschen verschloß, die Siedlungsspuren der Zwischeneiszeiten vom später einrückenden Eise vernichtet wurden, und man daher im allgemeinen kaum Zeugnisse des paläolithischen Menschen erwarten dürfe. Zwar haben schon vor längerer Zeit Montelius und andere Forscher⁴ auf die Möglichkeit hingewiesen, daß der Mensch während der frühen Nacheiszeit

oder sogar während der jüngsten Vereisung den Norden bewohnen konnte, und Montelius glaubte, zu den mitteleuropäischen Zivilisationen des Solutrén und Magdalénien Entsprechungen im Norden gefunden zu haben, aber seine schwach begründeten und zum Teil offenbar falschen Theorien haben den alten Glauben an die Unbewohnbarkeit des Nordens in so früher Zeit nicht allzu tief gewandelt. So kommt es, daß bis vor nicht allzu langer Zeit das Spätneolithikum für den norddeutschen Vorgeschichtsforscher im allgemeinen die frühest erkennbare Besiedelung war. Selbst die sehr weit verbreiteten Wohnstätten mit Steingeräten der frühneolithischen oder mesolithischen Zeit entgingen unserem ein-

¹ Vgl. E. Weber, „Truncus ligni“, „Germanien“ 5/1934, S. 154.

² Bekanntlich unternahmen die Sachsen immer nur Raubzüge, die unschuldigen Franken (schrreich Dahn, Ebrotin) sind natürlich zu Sanktionen, Ruhrbesetzung u. dgl. gezwungen, wie sich das gegenüber Leuten gehört, die Versailler und andere Verträge nicht aufrichtig meinen. Schriftleitung.

³ Erschienen in der „Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde“ (Mitt. a. d. Museum f. Völkerkunde in Hamburg XLII), Hamburg 1928, S. 159–252.

⁴ Wenn ich mich recht erinnere z. B. Emil Weerth im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang XLVI (1915).

seitig orientierten Blick, insofern sie nicht auffallende und große Formen, wie Kernbeile und Spalter, enthielten. Erst eine genauere Darstellung der ehemals oft nur allzu summarisch aufgefaßten glazialen Vorgänge kann den Sinn für eine Auffassung freimachen, die eher der Wirklichkeit entspricht."

Schwantes behandelt dann kurz die Grundlagen seiner Arbeit: die Auffassung über die Ausdehnung der letzten norddeutschen Vereisung, wie Wolf und Gripp sie vertreten; die Zählungsmethode, die der Schwede de Geer ausgearbeitet hat („gehört zu den großartigsten Ergebnissen der nordischen Geologie“); die Gewinnung der absoluten Chronologie der Eiszeit durch Koeppen-Wegener auf der Grundlage der Berechnungen durch Milankowitsch („von außerordentlicher, allgemeinwissenschaftlicher Tragweite“)¹. Innerhalb des neuen zeitlichen Rahmens für die Eiszeit erörtert dann Schwantes die verschiedenen norddeutschen und dänischen Fundplätze, die für ihn in Frage kommen, und kommt am Anfang der „Schlußbetrachtungen“ noch einmal auf die grundsätzliche Erwägung der Einleitung: „Bei der Abfassung dieser Abhandlung war ich in erster Linie von dem Wunsch geleitet, zu zeigen, wie sehr sich die Erforschung des ältesten Menschendaseins im Norden in den Anfängen zu befinden scheint. Wenn die in der Tabelle gegebene Übersicht über die geologische Entwicklung in einzelnen Punkten der Wirklichkeit näherkommt als frühere Auffassungen, so ist damit für die Ansiedlung des Menschen im Norden in sehr früher Zeit viel Möglichkeit gewonnen. Damit wächst die Wahrscheinlichkeit des Auftretens neuer Funde ganz außerordentlich, und der Entdeckungseifer braucht nicht, wie früher so oft bei uns in Norddeutschland, an dem Gedanken zu erlahmen, daß die Eisbedeckung hier die Spuren menschlichen Daseins in allzu großem Umfang verwischen mußte und höchstens Funde aus der Rückzugszeit des allerletzten Inlandeises sich einstellen können. Der vom Druck derartigen Suggestionen befreite Blick wird, wie ich bestimmt glaube, noch Ungeahntes entdecken. Hier sozusagen hei-

¹ De Geer hat sich durchgesetzt. Das Zeitgerüst, das Koeppen und Wegener aufgestellt haben und das Soergel als Geologe in jeder Weise unterstützt hat, setzt sich immer mehr durch. Prof. Dr. Andree, Geologe von Haus aus und Fachmann für das Gebiet der Alt- und Mittelsteinzeit, hält es für „unbedingt richtig“, ebenso tritt der Geologe R. v. Wilow unter gewissen, noch gebotenen Beschränkungen dafür ein („Alluvium“, Berlin 1930).

lend einzugreifen, war eine der Aufgaben, die ich mir setzte."

Schwantes' Aufmunterung hat Erfolg gehabt. Ich will nur zwei Funde erwähnen. Im Anschluß an die Entdeckung eines Flintschlagplatzes am Rande des Maienburg-Ahrensburger Tunneltales (J. a. Germanien, 1933, S. 1, S. VI und Germanien, 1934, S. 180) untersuchte sein Schüler Alfred Rust¹ die nassen Wiesen, die dem Wohnplatz vorgelagert sind. In etwa 2 m Tiefe wurde ein Faulschlamm-sandgemisch erreicht, in dem auf 40 cm allein zwanzig bearbeitete Kengeweihstangen gefunden wurden, eine Knochenharpune, Messer aus Pferde Rippen, Hohlgriffe aus Vogelknochen und vor allem ein bis jetzt einzig dastehendes Gerät aus Kengeweih, das wahrscheinlich einen sehr kunstreich gebauten Angelhaken darstellt. Die Funde gehören der späten Madeleinezeit an, zeigen in der Ornamentik und in Eigenart der Steinbearbeitung aber noch eigentümliche Besonderheiten.

Aus einer wesentlich älteren Zeit stammen die Funde von Eidelstedt. „Ganz unlängst, 1934, sind nun endlich auch im äußersten Norden Deutschlands, bei Eidelstedt im südlichen Holstein, die ersten unzweifelhaft altpaläolithischen Geräte gefunden von Karl Otto Pielenz, und zwar in einer eiszeitlichen Sandablagerung. Es handelt sich zum Teil um echte, breite Levallois-Abschläge², von denen einer durch Bearbeitung der Ränder zu einem spitzen oder schaberartigen Werkzeug umgeformt wurde. Auch ein zierliches Gerät nach Art der Moustier-Handspitzen ist dabei. Zum ersten Male ist durch diese hochinteressanten Funde der Eidelstedter Stufe, wie wir sie nennen können, eingetroffen, was ich seit Jahren voraussah, indem ich darauf hinwies, daß in dem Gelände westlich von dem baltischen Moränengürtel, der den Oststrand der kimbriischen Halbinsel durchzieht, Funde aus dem Altpaläolithikum zu erwarten seien. Ein schon seit längerer Zeit bekannter bearbeiteter Feuerstein von Harebjerg in Dänemark, der bisher völlig vereinzelt da stand, könnte vielleicht auch in dieselbe altpaläolithische Besiedlungsstufe des Nordens gehören. Öffentlich bekommen, durch den neuen Fund

¹ A. Rust, Eine Rentierjägerfundstätte in Norddeutschland. Forschungen und Fortschritte 1934 (Jg. 10), S. 150/51.

² Die Levallois-Typen sind besondere Geräteformen, die sich darstellen als sehr große und flache Abschläge (mit dünnem Querschnitt) von einem Kernstein. Benannt sind sie nach Levallois-Perret bei Paris.

angeregt, unsere norddeutschen Sammler Mut zu weiteren energischen Forschungen in unserem Moränengelände³.

Wir kennen in der Entwicklung der Urgeschichte ähnliche Suggestionen, man kann auch sagen Dogma oder hindernden Autoritätsglauben. 1812 veröffentlichte Cuvier, damals der angesehenste Geologe, die Behauptung, daß es keine ausgestorbenen Menschenformen, keine „antediluvianischen“ Menschen gegeben habe. Wiegers², dessen sorgfältig gearbeitetem Kapitel ich hier folge, bemerkt: Die heutige Erdoberfläche ist nach Cuvier das Ergebnis der letzten Erdrevolution (C. nahm eine Entwicklung der Erde und des Lebens in Katastrophen an), die vor 5–6000 Jahren stattgefunden habe. Der Mensch ist erst nach derjenigen Katastrophe erschienen, die die ausgestorbenen Säugetiere vernichtet hat, deren fossile Knochen sich in den jüngsten Formationen vorfinden. Ein gemeinames Alter dieser Tiere mit den Menschen lehnt Cuvier ab, wenigstens für Europa. Wiegers gibt den genauen Wortlaut der häufig angeführten Stelle, die gewöhnlich zusammengefaßt wiedergegeben wird: L'homme fossile n'existe pas.

„Leider folgten fast alle Gelehrten, die mit und bald nach Cuvier lebten, blindlings (gesperrt von uns. Schriftleitung) den Ansichten ihres Meisters. Wer vorgab, in alten Höhlen oder Erdschichten Menschenknochen oder Geräte zusammen mit den Gebeinen vorweltlicher Tiere gefunden zu haben, wurde kaum beachtet oder ausgelacht³. Es gab solche, die vorgaben... Wiegers stellt fest, daß der erste Geologe, der sich im Gegensatz zu Cuvier für die Gleichaltrigkeit des Menschen mit den fossilen Tieren ausgesprochen hat, der Baron v. Schlottheim war, der 1820 in seiner Petrefaktenkunde und ausführlicher 1822 in den Nachträgen dazu den Fund fossiler Menschenknochen aus dem Winterischen Gipsbruch bei Köstrik in Thüringen be-

¹ Schwantes, Deutschlands Urgeschichte (1934), S. 13.

² Diluviale Vorgeschichte des Menschen I. (Stuttgart 1928), S. 1–23. W. erkennt die Verdienste Cuviers übrigens durchaus an. — Ich möchte hier auch darauf hinweisen, daß Wiegers seit Jahren für Deutsche Bezeichnungen in der Untergliederung der Steinzeit eintritt, schon deswegen, weil sich das französische Schema nicht auf die anders gearteten Verhältnisse Deutschlands übertragen läßt. Der Kampf um diese Bezeichnungen ist ein lehrreiches Kapitel für sich.

³ G. Schwantes, Deutschlands Urgeschichte. 5. Aufl. 1934. S. 14.

schreibt. Die geringe Bedeutung, die man solchen Funden beimaß, erhellt daraus, daß ein von Schlottheim außerdem angeführter Menschenknochen aus dem zwischen-eiszeitlichen Kalktuff von Bilzingsleben (Thüringen) verschollen ist. Heute besitzen wir aus Thüringen nur Trümmer von Knochen des Neandertalers. Auch über französische Funde aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts berichtet Wiegers. Cuvier bemerkte zu diesen Funden: „Man hat vor einigen Monaten viel Lärm gemacht um menschliche Knochen, die mit anderen Knochen in Höhlen unserer südlichen Provinzen gefunden sind, aber es genügt, daß sie in den Höhlen gefunden sind, um gegen die Regel zu verstößen.“ (!) Das war 1830. Zwei Jahre später starb Cuvier, aber die von ihm verursachten „Suggestionen“ blieben.

1839 suchte und fand Boucher de Perthes, Direktor der Zölle in Abbeville — Laie —, die ersten Werkzeuge des „vorinftutischen“ Menschen. Man lachte ihn jahrelang aus. Aber auch ohne wissenschaftliche Bewilligung pflegte er seinen „Privatvogel“ weiter. 1859 verhalfen ihm englische Geologen zur Anerkennung, „antediluvianische“ Werkzeuge waren genehmigt — auf den Funden von Boucher de Perthes beruht nun die Erforschung der Altsteinzeit —, aber in zwanzig Jahren kann schon allerhand unbeachtet geblieben sein infolge einer — Suggestion.

In demselben Jahre veröffentlichte Fuhlrott seine Beschreibung der Reste des Neandertal-Menschen, nachdem er schon 1857 öffentlich ausgesprochen hatte, es müsse sich um fossile Menschenknochen handeln. Fuhlrott wurde nicht genehmigt, obwohl der Bonner Anthropologe Schaaffhausen sich ganz auf seine Seite stellte. Ich habe in der Besprechung („Germanien“ 1933, S. 155) der Lebensbeschreibung Fuhlrotts, die Bürger 1930 herausgegeben hat, schon darauf hingewiesen, daß der englische Geologe Huxley als einziger es für nötig hielt, die Fundhöhle persönlich in Augenschein zu nehmen. Nach jahrelangem Kampf spricht Rudolf Virchow sein bekanntes vernichtendes Urteil. Erst 1901 unternahm Schwalbe das Waquis einer neuen Untersuchung und führte den Nachweis, daß es tatsächlich einen Neandertalmenschen im heutigen Sinn gegeben hat.

Der Kampf um das Dreiperiodensystem, Schliemann und Troja, der Bronzezeit, es gäbe noch eine ganze Menge zu erörtern. Aber ich will zunächst diesen Abschnitt mit ein paar Sätzen aus Kiel be-

schließen¹: „Geblendet durch die Paläolithfunde aus der lediglich besser durchforschten französischen Fundprovinz, die zu allen Diluvialperioden Hochstände der Altsteinzeitkulturen erlebt haben soll, glaubten bis in die letzte Zeit herein verschiedene Paläolithforscher, daß unter der Ungunst eines lebensfeindlichen Klimas die süddeutschen Jägerhorden in dauerndem Lebenskampfe jeglichen Kunstempfindens baren gewesen wären. Schon in Anbetracht des Vorhandenseins der auf der großen Linie von westeuropäischen Verhältnissen nicht so übermäßig abweichenden biotischen Faktoren für die Paläolithiker hätten wir diesen verfrühten Schluß unterlassen müssen. Desto mehr dürfen wir heute dem Zufall dankbar sein, daß nunmehr der mittlereuropäische Lebensraum nicht weiterhin als Tummelfeld diluvialer Barbareninvasion zu gelten braucht.“

Die Suggestion ist eindeutig umschrieben: in Frankreich sind zuerst Werkzeuge der Altsteinzeit geborgen worden — eben durch Boucher de Perthes —, das Forschen nach altsteinzeitlichen Dingen setzte dort früher ein als bei uns, infolgedessen wurde mehr gefunden als bei uns. Die klimatischen Verhältnisse waren während der einzelnen Kaltzeiten tatsächlich besser als bei uns, es war noch nicht genügend bekannt, daß in Mitteleuropa andere Formenkreise auftreten (die man zunächst mit dem Verlegenheitsbegriff Praemousterien bezeichnet) — es wurde aus bedingten Befunden ein maßgebliches Prinzip gemacht, ein Dogma. Eben das suggestive Dogma, daß man in Deutschland vergebens nach Zeugen altsteinzeitlicher Kunst suchen würde. Und nun hat Riet in einer verschütteten Höhle am Vogelherd die schönsten geschnittenen Rundbilder gefunden, die Europa bisher überhaupt kennt.

Die Suche nach den Zeugnissen einer möglichen astronomischen Betätigung der Germanen wurde ebenfalls gehemmt, ja lächerlich gemacht durch die Suggestion, das Vorurteil, daß es so etwas überhaupt nicht gegeben haben könne. Ein einleuchtender Grund war allerdings nicht anzugeben, die Annahme höherer geistiger und

künstlerischer Betätigung widersprach nur der Regel. Einer Regel, wie sie Cuvier aufgestellt hatte für die Behandlung der Frage nach den Ahnen des Menschengeschlechtes. Einer Regel, wie sie Matthias Koch noch aufgestellt hatte für die Beurteilung von Altstätten aus Erz und Gold, die in Gräbern auf deutschem Boden gefunden wurden.

Allerdings kann man bei der Untersuchung der Frage nicht von der gegenwärtigen Astronomie ausgehen, denn sie ist fast ausschließlich eine Erkenntniswissenschaft geworden. Ein solcher — falscher — Standpunkt könnte ein wenig Entschuldigung sein für die Ausführungen, die F. Boll unter dem Stichwort „Astronomie“ im Reallexikon der germanischen Altertumskunde (I, 1911—13) veröffentlicht hat: „Die astronomischen Kenntnisse der germanischen Völker bis zum Eintritt des arabischen Einflusses können, da eine Pflege der wissenschaftlichen Astronomie durch lange Zeiträume fortgesetzt und verarbeitete Beobachtungen erfordert, lediglich als ein Erbe des griechisch-römischen Altertums angesehen werden.“ Trotz der zugebilligten Entschuldigung eine seltsame Begründung! Reichte die Zeit nicht für die fortgesetzte Beobachtung, reichte die Fähigkeit zur denkenden Verarbeitung nicht, reichten die Hilfsmittel nicht? Was die Fähigkeit zur denkenden Beobachtung angeht, so sei an den Sternen-Oddi erinnert. Was die Hilfsmittel angeht, so sei auf die Sternenkunde der Ägypter hingewiesen. Es wird niemandem einfallen, zu bestreiten, daß die Ägypter schon in sehr früher Zeit eine sorgfältige Himmelsbeobachtung betrieben und entsprechende Ergebnisse (Einführung des ägyptischen Kalenders 4240 v. Ziv.) erzielt haben. Allerdings hatten die Ägypter eins vor dem Norden voraus, das ihnen die Beobachtung erleichterte: Die Klarheit des Himmels, aber die Hilfsmittel der Beobachter waren so, daß man sie ohne weiteres auch im Norden haben konnte: „Die Instrumente der ägyptischen Astronomen, die für die Zeitbestimmung während der Nacht durch Beobachtung der Gestirne benutzt wurden, sind uns erhalten: ein Visierstab und ein Griff mit herabhängendem Lot. Sie ermöglichen es, zwei einander gegenüberliegenden Priestern nachts auf dem Tempeldach die Gestirne festzustellen, die über dem Kopf des Partners hinwegziehen. Aus Tabellen, die auf Grund langjähriger Beobachtungen hergestellt waren, wußten sie, welcher Stern am Anfang jeder Nachtstunde über dem Kopfe des Partners hinwegziehen mußte. Begreiflicherweise stand

der betreffende Stern dann nicht immer senkrecht über der Mitte des Kopfes, sondern auch, wie die Tabellen angeben, über dem linken Auge, über dem Herzen, über dem rechten Ellbogen oder ähnlich. Wir pflegen diese Tabellen, Stundentafeln zu nennen und kennen sie aus Wiedergaben in Königsgräbern der 20. Dynastie, die im einzelnen leider recht ungenau sind. Die einzelnen Tabellen sind auf den ersten oder fünfzehnten Tag eines Monats ausgefertigt, für die dazwischenliegenden Tage konnte der beobachtende Priester selbst durch Ausgleichung die Bedeutung seiner Beobachtungen ermitteln.“ — „Zugehaueene Steine in Eiform, oben mit Ansatz und zuweilen auch Durchbohrung, unten zugespitzt, haben als Gewicht eines Lotes gedient, wie Maurer es in ihrem Handwerkszeug zum senkrechten Ausloten der Wand brauchen; ... Ein ähnliches Lot von kleinerer Form und sorgfältigerer Ausführung benutzte der ägyptische Priester bei der Himmelsbeobachtung in Verbindung mit einem Visierstab; ein erhaltenes Lot, allerdings ohne Gewichte, in Berlin, Ägyptisches Museum.“²

Ein hölzerner Visierstab, der sich in Oberägypten infolge der Trockenheit der Luft leicht erhalten konnte, bleibt im Norden nur unter außergewöhnlich günstigen Umständen erhalten. Ein steinernes oder tönernes Gewicht zum Beschweren eines Lotes kann sich natürlich auch im Norden erhalten, und es wäre zu erwägen, ob alle Stücke in unseren Sammlungen, die als Webstuhlgewichte oder dergleichen angesehen werden, tatsächlich solche sind und ob nicht auch einige als Lotgewichte gedient haben könnten.

Aber „die germanischen Stämme wußten so wenig von Solstitien und Äquinoktien, daß sie nicht einmal Namen dafür hatten und den Begriff erst durch die Römer erhielten“ (Boll am angezogenen Orte). Vermutlich haben die Germanen, um die rechten Zeiten für die Wendefeiern zu erfahren, erst Sondergesandtschaften nach Rom geschickt, und die Römer haben dann wohl, da sie ihren eigenen Kalender nicht in Ordnung halten konnten, in Alexandria angefragt!

Inzwischen ist die unheilvolle Suggestion, daß in Germanien keine Astronomie, wie man sie brauchte,

¹ Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 1, 1924, S. 245, Beitrag von Röder zu dem Stichwort „Astronomie“ (A. Ägypten).

² Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 4, 1926, S. 310 aus dem Beitrag von Röder zu dem Stichwort „Gewichte, Ägypten“.

betrieben werden konnte, glücklicherweise beseitigt. Es genügt, auf die entsprechenden Abschnitte der Berliner Aussprache hinzuweisen¹.

Aber diese Suggestion wird trotzdem noch lange nachwirken, zumal sie sich in Werken von solchen Verfassern findet, die sich großen Ansehens erfreuen und deren sonstige Verdienste übrigens in keiner Weise bestritten werden sollen. Am 5. März 1934 hat E. Schuchhardt das Vorwort zur 2. Auflage seines Buches „Vorgeschichte von Deutschland“² geschrieben. Darin heißt es: „Die altgermanischen Bauern sollen in Walhall sehr gelacht haben, als man sie zu großen Astronomen stampeln wollte...“ Auf diesen Satz ist auch im Inhaltsverzeichnis unter dem Stichwort „Astronomie“ ausdrücklich verwiesen. D. Hofmeister hat diese Einstellung in einem kleinen Aufsatz in der „Deutschen Zeitung“ schon genügend gekennzeichnet. Auf S. 196 und S. 198 sagt Schuchhardt aber noch einiges über germanische Astronomie: im Zusammenhang mit den ostdeutschen Steinkreisen und mit Desterholz.

Es ist zunächst ganz allgemein die Rede davon, daß sich etwa von 700 v. Ziv. an vielfach Steinkreise rings um die Gräber fänden, „nicht groß, nur etwa 3—5 m im Durchmesser, aber doch auffallend an die alten westeuropäischen Grabkreise erinnernd, und denen man nun auch, ähnlich wie man es fälschlich schon bei Stonehenge in Südengland getan hatte, eine astronomische Bedeutung zuschreiben wollte. Von „altgermanischer Astronomie“ wird deshalb in den letzten Jahren vielfach bei uns gesprochen.“ Die Angaben sind zu allgemein; es ist nicht ersichtlich, welche Drilichkeiten Schuchhardt im einzelnen meint (auch in den Anmerkungen finden sich zu § 152, „Steinkreise“, keine Hinweise), und also kann man nichts dazu sagen. Es heißt dann weiter, daß über solche Steinkreise mit kleinem Durchmesser die besten Beobachtungen bei Böncke gemacht seien. „In

¹ Germanien, 1935, S. 1—3.

² R. Oldenbourg, München und Berlin 1934.

³ Ich wiederhole die Anmerkung, die ich zum Aufsatz Riem „Altgermanische Astronomie“ (Germanien, 3. Folge 1931/32, S. 19—25) gemacht habe: „Es ist bekannt, daß die sakral-astronomische Deutung des Steinkreises (gemeint ist Stonehenge) verschiedentlich bestritten worden ist. Soweit es sich um mathematisch-astronomische Deutungsversuche handelt, die an die Zahl der bis zum Jahre 1919 bekannten Steine anknüpfen, werden sie kaum haltbar sein, da durch die Grabungen der Society of Antiquaries of London seit 1919 drei weitere Kreise zwischen Rund-

Börsen waren die Kreise 3—5 m weit, die Einbegungssteine nur $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m hoch, in der Mitte jedesmal das Haupturnengrab, daneben aber vielfach Nachbestattungen. Die Gräber begannen gegen 500 v. Chr. und gingen durch die ganze Latènezeit. Über 600 Urnen sind aus ihnen ins Berliner Staatl. Museum gekommen.

Der nächste Absatz dieses Paragraphen behandelt „die Steinkreise mit Menhirs bei Odri südlich von Danzig, im heutigen „Korridor“. Aber über die Eigenart dieser Kreise wird viel zu wenig gesagt („mit Menhirs“),¹ sie lassen sich doch nicht mit den vorher behandelten vergleichen! Zuerst wird die steinzeitliche Beziehung zu Westeuropa zurückgewiesen. („Aber alle Steinkreise, in denen inzwischen gegraben ist, haben sich als viel später, erst hallstatt- und latènezeitlich, herausgestellt, und von denen bei Odri reichen einige sogar bis in die römische Zeit.“) Dann werden spätere Beziehungen zu Oberitalien als einzig möglich hingestellt. „Von altgermanischer Astronomie kann bei diesen Steinkreisen keine Rede sein. Sie sind samt und sonders Gräber. Auch Stonehenge in Südengland, das zu solch astronomischen Ausdeutungen den ersten Anstoß gegeben hatte und vielfach als Sonnentempel galt, hat jetzt bereits über 20 Gräber geliefert.“ Die Folgerungen, die Schuchhardt aus dem Beieinandersein von Gräbern, Steinkreisen und Steinsäulen zieht, sind keineswegs zwingend. Weil in den Steinkreisen Gräber gefunden sind, sollen die Steinkreise bzw. die Säulensteine (Trilithe) [d. h. je 3 in einer Reihe nebeneinanderstehende Steine] bei

graben und Hauptanlage aufgedeckt worden sind. — Gegen Locher (der astrale Beziehungen von Stonehenge festgestellt hatte) sind eine Reihe Einwände gemacht worden, die teils astronomischer Natur sind, teils im Denkmal selbst liegen. Trotz alledem „braucht die seit alters herrschende Auffassung, die in Stonehenge ein mit dem Kult von Himmelskörpern zusammenhängendes Heiligtum erkennen will, noch nicht notwendig als gefallen zu gelten, zumal die Tatsache der Gesamtorientierung gegen Sonnenaufgang unbestreitbar ist (gesperrt von d. Schriftl.). Für den sepulkralen Charakter der Anlage ist nächst Evans am entschiedensten Schuchhardt eingetreten... Seine Argumente vermochten nicht, der herrschenden Auffassung durchschlagend Abbruch zu tun.“ A. W. Meyer in Reallex. d. Vorgeschichte VII, S. 442 ff., 1928.

Im Aufsatz Riem auch eine Skizze von Stonehenge und von Odri.

¹ Auf S. 56 (§ 44), wo von ihnen laut Inhaltsverzeichnis zuerst die Rede ist, wird lediglich von der Zeitstellung gesprochen. Es fehlen auch hier die Literaturhinweise. Diese bis 1928 unter dem Stichwort „Trilithe-Grab“ (B. La Baume) im Reallex. d. Vorgeschichte, XIII, S. 436.

Odri und bei Trzebeż) von vornherein zu diesen Gräbern gehören, die Gräber sollen das Primäre sein, und aus der Art der Bestattungen soll das Alter erschlossen werden. Was das Alter angeht, so bemerkt La Baume,¹ daß es nicht möglich sei (auf Grund der Gräber), das Alter der Steinkreise und Trilithe von Odri näher zu bestimmen (es könnte sich übrigens möglicherweise um Kultstätten handeln). Und nebenbei: Die Steinführung aus drei gleichmittigen Kreisen, in deren innerem drei aufrechte Steine in einer Reihe stehen, die bei Trzebeż, Kr. Kulm, entdeckt ist, sieht zwar La Baume als ein Grab an, aber als eins, das dem Kreise der Megalithkulturen angehört, weil die Urnen Tiefstichverzierung aufweisen. Auch hier ist das Grab nicht notwendig das Bedingende und die Steinanlage das Bedingte, aber jedenfalls kann diese Anlage als steinzeitlich angesehen werden. Wenn natürlich in einen jungsteinzeitlichen Grabhügel ein säulenartiger Stein (Stele) hineingesetzt ist, wie etwa bei den Gräbern auf dem Amtmannsberg bei Leopoldsdorf,² dann ist ohne weiteres anzunehmen, daß die Steinanlage von der Bestattung her bedingt ist, aber bei den Anlagen von Stonehenge, Odri u. a. kann es sich durchaus so verhalten, daß Bestattungen an einem schon vorhanden heiligen Ort vorgenommen worden sind.

Wenn wir christliche Verhältnisse heranziehen, so ist auf alten Friedhöfen die Kirche das zeitlich erste, um sie herum finden dann die christlichen Bestattungen „in geweihtem Boden“ statt — das ist die Regel. Es wäre übrigens reizvoll, diese in Beieinander- und Bedingtheit einmal grundsätzlich nachzugehen.

Nun kommt aber noch etwas Besonderes hinzu. Schon Stephan hat darauf hingewiesen, daß die Steinkreise von Odri bestimmte astronomische Beziehungen aufweisen. Diese Feststellungen sind angezweifelt worden. Vor kurzem hat aber der Astronom Dr. Rolf Müller-Potsdam, der früher schon Ortungen an südamerikanischen Tempelbauten geprüft hat, neue Untersuchungen vorgenommen. Er hat festgestellt, daß der sogenannte mecklenburgische Steintanz nicht als astronomisch ausge-

¹ Reallex. d. Vorgesch. XIII (1929), Stichwort „Trilithe-Grab“.

² Germania, 3. Folge (1931/32), S. 96—103: „Ausgrabung von Grabhügeln bei Gut Rotensief und im Leistruper Walde.“ In einer Anmerkung hatte ich auf die anregenden Mutmaßungen hingewiesen, die M. M. Lienau bezgl. astronomischer Beziehungen gewisser Grabhügel aus der Alneburger Gegend geäußert hat.

richtet gelten kann, daß aber bei den Anlagen in Odri sicher astronomische Beziehungen vorliegen (die Arbeit wird im „Mannus“ erscheinen). Der praktische Zweck solcher astronomischer Ausrichtung kann nur im kultischen Kalenderwesen gesucht werden, es handelt sich um eine Einrichtung zur Festlegung der Festtage im Jahreslaufe. Eine solche Einrichtung darf aber ruhig als ein Heiligtum angesprochen werden, und so erklärt sich am ehesten die große Zeitpanne, die zwischen den Bestattungen in Odri liegt. Also nicht die Gräber sind das Bedingende, sondern die Steinanlage, und diese Steinanlage hat astronomischen Zwecken gedient.

Schuchhardt beschließt seine Ausführungen über Steinkreise folgendermaßen (S. 198): „Ein großer Gutshof, Haus Gierke südlich Detmold, der von unseren deutschen Phantasten als astronomische Beobachtungsstätte genau der Stonehengezeit, von 1850 v. Chr., ausgegeben wurde, ist durch zwei Urkunden im Detmolder Archiv als eine Anlage von 1695 n. Chr. erwiesen worden.“

Was die astronomische Bedeutung von Haus Gierke-Desterholz angeht, so braucht auch wieder nur auf die Berliner Aussprache verwiesen zu werden (die Arbeiten Prof. Hopmanns werden im „Mannus“ erscheinen). Hier möchte ich nur auf Schuchhardts Datierung der Anlage eingehen.

Die Angabe Schuchhardts kann nur heißen: Der Gutshof Haus Gierke ist erst 1695 n. Chr. angelegt worden. Damit soll natürlich gesagt werden, daß bei dem Hofe an „germanische“ Astronomie überhaupt nicht gedacht werden kann. Die altentworfene zu belegenden Geschichte des Hofes ist nun insoweit völlig eindeutig, daß sein Alter weit über 1695 zurückreicht. Die einschlägigen Angaben, die O. Preuß¹ macht, sind von K. Weert² (einem Gegner Leudts) durchaus bestätigt worden. Preuß sagt über den Hof: „Einst ein Meierhof der Familie von Schwarz zu Braunenbruch, den Graf Simon VI. im Jahre 1591 von der Familie eintauschte und ihn teilweise zur Vergrößerung seines Hauses Desterholz (d. h. des Jagdschlusses) verwandte. Der Rest des Hofes wurde später als ein sattel-freies Gut vom Grafen Hermann Adolf an seinen aus einem Mindener Patriziergeschlechte stammenden Jägermeister Her-

mann Krecke, gest. 1670, verkauft.“ Schon aus diesen kurzen Angaben von Preuß ergibt sich, daß um 1591 Jagdschloß und Hof nebeneinander bestehen. Die Frage kann nur sein, ob etwa der Hofplatz verlegt worden ist. K. Weert² ergänzt die Angaben folgendermaßen: „Zur Geschichte des Gierkenhofes und über die verschiedenen Benennungen ergibt die archivalische Untersuchung folgendes: Die erste sicher auf unseren Gierkenhof bezügliche Nachricht ist vom 15. März 1482: Simon, Bischof von Paderborn, belehnt Friedrich Schwarz, Frederike den Swarten, mit ehernen Hobe tho osterholte und mit zwei Kottstätten daselbst (Äkten des Ritterguts Braunenbruch, im Landesarchiv zu Detmold).“

Die Familie Schwarz (auch Swarte, Schwarte, Schwarze) gehört dem lippischen Uradel an und hatte ihren Sitz zu Braunenbruch bei Detmold. Den von Paderborn zu Lehen empfangenen Hof zu Desterholz haben die Schwarz durch einen Meier bewirtschaften lassen, wovon das Gut bis ins 17. Jahrhundert den Namen Schwarzmeiershof führt meist ist die Bezeichnung ausführlicher: „unsern Hof, den Schwarte-meiers Hof genannt, zu Desterholze im Amte Falkenberg gelegen“ oder „einen Hof zu Desterholz gelegen, der Schwarzmeiershof genannt“ (Äkten des Amtes Horn von 1591 im Landesarchiv zu Detmold), und so überall; ... Nach den eben zitierten Äkten treten im Jahre 1591 die Brüder und Vettern Schwarz die Guts Herrlichkeit über ihren Hof mit Genehmigung des Bischofs von Paderborn als Lehensherren an den Grafen Simon VI. zur Lippe ab, gegen Überlassung eines anderen Gutshofes. Bewirtschaftet wird jedoch unser Hof nach wie vor, gegen die üblichen Abgaben, von der Familie Schwarzmeier, und so bleibt dem Gute auch unter der Guts Herrlichkeit der lippischen Grafen (65 Jahre lang) der Name Schwarzmeiershof...² Erst im Jahre 1652 kauft Graf Johann Bernhard zur Lippe dem Schwarzmeier seine Rechte ab, und seine Nachfolger, Graf Hermann Adolf, nunmehr im vollen Verfügungsrecht über den Hof, verkauft einen Teil davon im Jahre 1656 an dem Jägermeister Heinrich Krecke, während die besten Ländereien zur landesherrlichen Meierei Desterholz (jetzt Oberförsterei) gezogen werden. (Alles nach den Äkten des Amtes Horn.) — Der so

¹ K. Weert, „Haus Gierke. Archäologisches, Meihobisches, Archivalisches“. Mannus Bd. 20, S. 232 bis 236.

² Flurnamen erinnern noch Ende des 19. Jahrh. an Schwarzmeier.

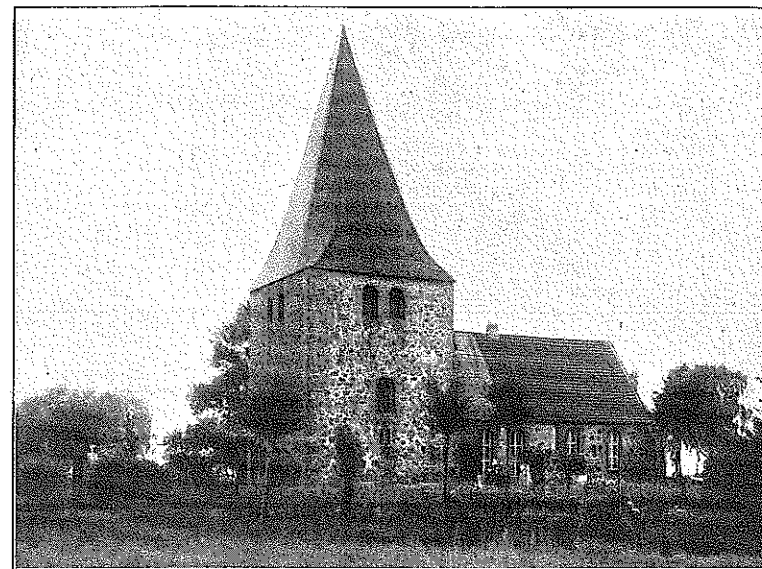
¹ Die baulichen Altertümer des lippischen Landes. Detmold 1881. 2. Aufl. S. 160 (S. 111 über das Jagdschloß Desterholz).

verkleinerte Schwarzmeiershof ist dann einige Generationen als „Kredenhof“ im Besitze der Kredes gewesen, von denen er in neuerer Zeit in die Hände der Familien Gierke — daher der heutige Name Gierkenhof oder Haus Gierke — weiterhin Gerstein und schließlich Kellner übergegangen ist.“

Ich habe aus Zeitmangel nicht an Hand der Akten nachprüfen können, ob etwa eine zweimalige Verkleinerung des Hofes vorgenommen worden ist (Preuß. 1591, Weerth: 1656), doch ist jedenfalls als sicher anzunehmen, daß 1591 die Schwarzmeier in ihren alten Hofgebäuden sitzenbleiben. Wäre über die Verlegung der Hofgebäude um diese Zeit etwas aus den Akten zu ersehen, dann hätte Weerth das zweifellos bemerkt. In einem Nachtrag zieht Weerth dann noch einen Auszug aus dem Saalbuch des Amtes Horn heran, der im Jahre 1653 hergestellt ist und im „Dorf Desterholz“ fünf Höfe benennt, darunter den Schwarzmeierhof. Alle Höfe sind im Dreißigjährigen Kriege völlig zerstört, nur auf „des Schwarzmeiers Hof“ sind noch „zwei geringe alte Gebeu“. „So ist die Furie des Dreißigjährigen Krieges über Osterholz dahingegangen, hat die ganze Besiedelung und fast alle baulichen Anlagen vernichtet. Nur zwei kleine Gebäude auf dem Schwarzmeierhof haben den Krieg überdauert. Die Schwarzmeier selbst haben die Stätte längst verlassen, die Erben wohnen in Salzuflen,

haben ihre Besitzrechte an den Grafen verkauft, welchen einen Teil des Schwarzmeierschen Gutes, offensichtlich eine Wüstenei, für 712 Thaler an Heinrich Kredes verkauft“ (Weerth). Eine zweite Urkunde (Akte des Amtes Horn, C. Sect. IV, vom Jahre 1696), sagt Weerth in dem Nachtrag, verzeichne genau, „wie Kredes auf der tabula rasa alles neu angelegt hat“. Aus dieser Angabe muß Schuchhardt geschlossen haben, daß der Hof als solcher überhaupt neu angelegt sei. Das geht aus den Angaben Weerths nicht hervor, Weerth versucht nur, wahrscheinlich zu machen, daß neben Gebäuden, Fischteichen, Gärten insbesondere die Wälle neu angelegt worden seien. Es ist vielmehr zunächst anzunehmen, daß die neuen Hofgebäude auf dem alten Hofplatz aufgebaut sind, zumal dort noch sehr erhebliche Reste alten Mauerwerks im Boden stecken.

Schuchhardts Angabe ist in der gegebenen Form also nicht einwandfrei, sie erweckt einen falschen Eindruck nach einer bestimmten Richtung hin. Wie es sich tatsächlich mit den Wällen, den Mauerresten im Boden und insbesondere dem Duellhügel verhält, wird hoffentlich demnächst eine Grabung unter verantwortlicher Leitung klären. Eine solche Arbeit, nicht eine oberflächliche Schürfung, konnte aber nur ins Auge gefaßt werden, nach dem unheilvollen Suggestionen beseitigt waren.



Aufn. Paul Paschke, Seite

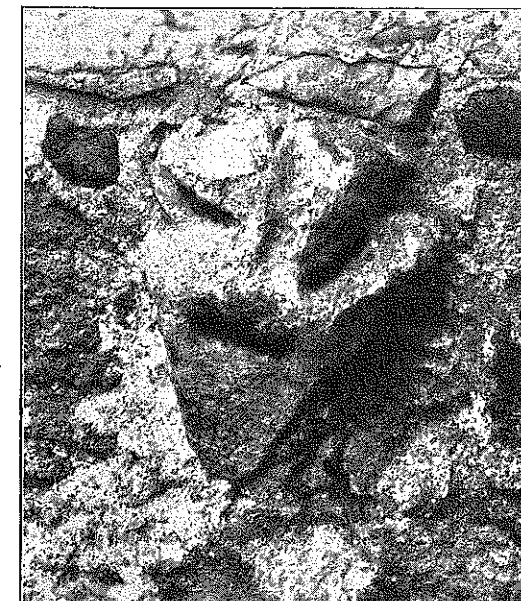
Findlingskirche zu Woltersdorf.

standen ist, läßt sich nicht ersehen. Das Kinn läuft lang und spitz zu. Das Gestein ist ein harter Quarzit mit grauer Verwitterungsrinde. Die Nase scheint durch Klopfen mit einem stumpfen Steine beschädigt zu sein; hier tritt die weißliche Farbe des unverwitterten Steines deutlich hervor.

Im einschlägigen Schrifttum findet sich, soweit mir bekannt, kein Hinweis auf dies merkwürdige Steinbild aus alter Zeit; ich wurde durch eine mündliche Mitteilung darauf aufmerksam gemacht. H. Wilhelm H. Mitthoff, der in seinem Buch „Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen“ (Hannover 1877) die Woltersdorfer Kirche beschreibt, erwähnt es nicht. Die Woltersdorfer Bauern nennen es „das Götzenbild“; weitere Überlieferungen darüber waren nicht zu ermitteln. Da das Steinbild beim Bau der alten Kirche in die Mauer des christlichen Gotteshauses eingefügt worden ist, wird es sich um ein doch wohl wendisches Heiligtum des vorchristlichen Glaubens handeln, das entwertet werden sollte. Dasselbe Verfahren ist auch noch anderweitig angewendet worden. So ist in die Kirchenmauer von Ganderkesee ein Stein mit einem Hufmale eingefügt worden, und in Karl Müllenhoffs Sammlung schleswig-holsteiner Sagen findet sich die Angabe, daß

ein Stein mit einem Male in Gestalt der Fußspur eines Mädchens in die Breitenburger Kirche eingemauert worden sei.

Auffallend ist, daß die Woltersdorfer Kirche 1 km vom Dorfe entfernt allein im Felde steht, doch haben auch andere Kirchen des Wendlandes eine ähnliche ab-



Aufn. Paul Paschke, Seite

„Götzenbild“ von Woltersdorf

Aus der Landschaft

Das „Götzenbild“ in Woltersdorf. Als Seitenstück zu dem auf Seite 197 des vorjährigen Julihefts unserer Zeitschrift abgebildeten Steintopfes in der Kirchenwand von Alleringersleben sei auf das sogenannte Götzenbild hingewiesen, das in der Außenwand der Kirche zu Woltersdorf, Kreis Lichow im Hannoverschen Wendlande, eingemauert ist. Die Kirche ist aus Findlingen erbaut; die Tür und die Fenster zeigen teils Rund-, teils Spitzbogen. Es ist nicht bekannt, wann die Kirche erbaut ist. Nach Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig 1926, sind die ländlichen Findlingskirchen dieser Gegend in der Kolonisationszeit errichtet worden. Die Woltersdorfer Kirche wird

wohl aus dem 13. Jahrhundert stammen. Ihr von Osten nach Westen ausgerichtetes Langhaus hat eine Länge von 28 m und eine Breite von 10½ m; am Westende erhebt sich ein mächtiger Turm, ebenfalls aus Findlingen erbaut. Turm und Schiff sind durch einen großen Schwübbogen verbunden; die Decke ist aus Holz.

An der Nordseite des Langhauses ist 95 cm über dem Erdboden ein ganz roh geformtes Steinbild eingemauert, das 28 cm hoch und 23 cm breit ist. Es stellt ein menschliches Antlitz dar. Das linke Auge wird durch eine schräg verlaufende längliche Vertiefung angedeutet. Ob sie bereits von Natur in dem Steine vorhanden war oder durch spätere Verstümmelung ent-

gesonderte Lage, wie z. B. die „hohe Kirche“ von Predöhl und die von Meuchest. Vielleicht handelt es sich hierbei nur um bequeme Kirchwege für die eingepfarrten Dörfer; vielleicht sind diese Kirchen aber auf alten Kultstätten errichtet worden.
Paul Pasche.

Steinbilder im Kloster Memleben. In dem Kloster Memleben im Unstruttal, gestiftet von Kaiser Otto II. zu Ehren seines in der benachbarten Pfalz verstorbenen Vaters, fielen mir bei einer Besichtigung zwei Bildwerke auf, die, bisher anscheinend nicht beachtet, für den Freund germanischer Vorgeschichte doch nicht ohne Interesse sein dürften. Das eine (Abb. 1) befindet sich in der Ruine der ehemaligen Klosterkirche, und zwar an einem der Pfeiler, die das Mittelschiff von dem südlichen Seitenschiff trennen. Es ist in den zweituntersten Quadern des Pfeilers gemeißelt, kaum $\frac{1}{2}$ m über dem Erdboden, der freilich höher liegt

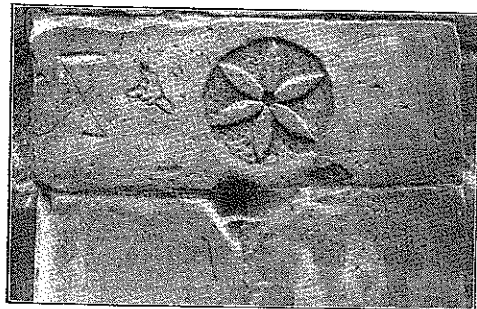


Abb. 1. Kloster Memleben (Unstrut)
Sockelstück eines Pfeilers des Mittelschiffs.

als der ursprüngliche Fußboden des Mittelschiffes. Die einfache, aber sehr regelmäßig gearbeitete Skulptur könnte ein Sonnensymbol sein. Aus einer nur flach vertieften kreisförmigen Fläche von geringem Durchmesser heben sich sechs Strahlen reliefartig ab. Da die Pfeiler zwar bemalt waren (einzelne Gestalten sind in ihren Umrissen noch heute erkennbar), dagegen keinerlei Steinmetzwerk aufweisen, ist das völlig vereinzelte Auftreten einer solchen Meißelung, obendrein an dieser Stelle, doppelt auffällig und erklärungsbedürftig. Es wird verständlicher, wenn man weiß,

daß die Pfeiler (wie auch die meisten übrigen erhaltenen Bauteile) der erst im Anfang des 13. Jhdts. errichteten Kirche entstammen, der der alte Ottonische Bau hatte weichen müssen. Daß man bei Neubauten Material der bisherigen Kirche wieder ver-

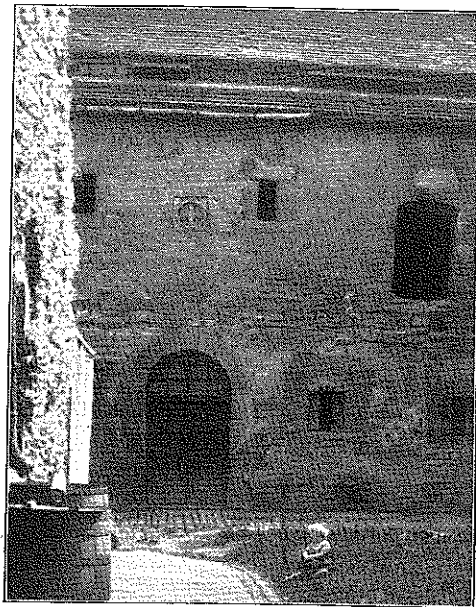


Abb. 2. Kloster Memleben (Unstrut)
Stein mit Ringkreuz in der Mauer des ehemaligen Kreuzgangs (jetzt Wirtschaftsgebäude)

wendete, ist bekannt, und so könnte auch unser Stein von einem älteren Bau herühren und dort einen ganz anderen Platz innegehabt haben, an dem die Skulptur ihre Bedeutung hatte. Die Verwendung heidnischer Symbole beim bildnerischen Schmuck christlicher Kirchen ist ja zur Genüge belegt (vgl. „Germanien“, 1933, S. 39, 42).

Das zweite Bildwerk (Abb. 2) befindet sich in der Außenmauer eines Wirtschaftsgebäudes im ehemaligen Kreuzgang des Klosters in etwa 3 m Höhe. Es ist ein typisches Ringkreuz. Da die Wirtschaftsgebäude verhältnismäßig späten Ursprungs sind, ist auch das Kreuz sicher nicht an seinem ursprünglichen Platz, sondern nach irgendeinem Umbau als heiliges Zeichen hierher gerettet worden. Dr. Justus Leo.

Der Baugrund des ersten germanischen Gemeinschaftslebens war die Treue.
Willy Decker in „Der deutsche Weg“.

Die Bücherwaage

Schulz, Halle, Walter, Prof. Dr., **Die Germanen ein Bauernvolk.** Mit 17 Abb. Leipzig, J. E. Wachsmuth, 1934. 32 S. Gr.-8° (F). Geh. 0,90 RM.

Das Best ist klar und schlicht, sachlich und ohne Redensarten geschrieben — und also zu empfehlen. Es behandelt Haus und Hof des germanischen Bauern und alles was dazu gehört. (Zur Ergänzung der Hausformen sei hier auf die eben erschienene Arbeit von Schroll in Manus, Heft 1/2, 1934, mit den anschaulichen Zeichnungen von S. Schwiager verwiesen.) Der Hauptteil des Festes ist den „Sachen“ gewidmet, die Abschnitte über Familie und Sippe, Weltbild und Gottesvorstellung, Feiern und Feste sind leider nur kurz. Und hier wäre Ergänzung erwünscht. Wenn es z. B. heißt „Die Bahn der Sonne und der wechselnde Aufgang wird besonders beachtet“, so ist das nicht genug. Nach den neuen Feststellungen von Prof. Dr. Soppmann, Leipzig, und von Dr. Rolf Müller, Potsdam (Astrophysik. Observ.), ist es nun doch wirklich an der Zeit, daß auch die Urgeschichtsforschung sich mit den archäologischen Denkmälern der Zeitmessung und -festlegung beschäftigt. Suffert.

Eichenauer, Richard, Stud.-R., **Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesellschaft.** Ein Wegweiser für die deutsche Jugend. Mit 76 Abb. und 2 Taf. Leipzig und Berlin, Teubner, 1934. VI, 141 S. Gr.-8° (F). 2,60 RM.

Ein vorzüglicher Wegweiser in die lebendige Auswertung der Rassenkunde unserer Zeit. In der kurzen Beschreibung der Rassen, die unser heutiges Volk bestimmen, folgt Eichenauer dem grundlegenden Werk von Günther, in der feinfühligsten und immer vornehmen Wertung ihres Wesens dem Clausen'schen Werk „Rasse und Seele“, läßt sich aber daneben auch von eigenen Gedanken leiten.

Fruchtbare Entwicklung verspricht die (jetzt allgemein wachsende) Erkenntnis von der Bedeutung der fälschen Rasse; Eichenauer schreibt: „Verursacht nicht dieser Stilgegensatz fälsch-nordisch, neben der schon im nordischen Menschen an sich vorhandenen — Weite der Möglichkeiten — jene Zwiespältigkeit, jenes nicht auf einfache

Formeln zu Bringende im germanischen Menschen, wodurch dieser den Menschen anderer Artung — z. B. den minder nordischen und gar nicht fälschen „Romanen“ — unfassbar, unberechenbar und daher unheimlich erscheint?“ Wir meinen, daß der wichtige Anteil des fälschen Menschen gegenüber dem immer noch häufig mengenmäßig überwerteten des nordischen an Germanentum in künftigen Neubearbeitungen der Schrift noch mehr herausgehoben werden sollte.

Um darzutun, wie lebendig die Rassenkunde dem Verstehen unseres Wesens dienen kann, wählt Eichenauer in der kleinen Schrift, die natürlich nicht erschöpfend sein konnte, als Beispiel die Kunstgeschichte in weitem Sinne. Seine Aufgabe ist schwierig genug, weil die Gebiete der Kunst einer sachlichen „exakten“ Auswertung nicht leicht zugänglich sind. Trotzdem hat er in klarer und überzeugender Darstellung, in leichtverständlicher und durchdachter Sprache die Verwertbarkeit der Rassenkunde so geschickt gezeigt, daß dem willig mitarbeitenden Leser weitere Zusammenhänge und Einsichten sich von selbst erschließen werden.

Eine weite Verbreitung ist der Schrift zu wünschen; hervorgehoben sei der niedrige Preis. Ein kleiner Wunsch für Neuauflagen: Die Rassentafel, S. 14/15, die wohl auf Zeichnungen beruht, sollte durch lebenswahre Lichtbilder ersetzt werden, an denen ja heute kein Mangel mehr ist.
Gabel.

Rudolf Hindringer, **Weiheroß und Roßweih.** Eine religionsgeschichtlich volkswundliche Darstellung der Umritte, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im germanischen Kulturkreis mit 30 Abb. und 1 Bildnis auf 12 Tafeln. 8 Kapitel. 188 Seiten. Kart. 7,50 RM. München 1932. Verlag der Lentner'schen Buchhandlung (Dr. Ernst R. Stahl).

R. Hindringer war einer jener katholischen Geistlichen, die häuerlichem Blut entstammend eine echte, warme Liebe mit heimatlichem Volkstum verbindet und zu volkswundlicher Forschung treibt. Sein Werk erschöpft das Thema Roß und Roßrennen keineswegs, bringt aber wertvolles Material und viele richtigen Erkenntnisse. Sein

Buch teilt er in zwei Abschnitte, der erste (Weißerhof) behandelt den heidnischen Kult, der zweite (Rohweide) die kirchliche Umformung der kultischen Kultrennen. Dabei wird der Bruch, den die christliche Umwertung bedeutet, zwar richtig betont, aber falsch gewertet. Wir können nicht finden, daß S. dem Sinn des „heidnischen“ Kultes gerecht wird. Was an den Leonhardbräuchen einen so unwiderstehlichen Zauber ausübt, das ist ja der letzte Nachschein germanischen Kultbrauchs. S. wendet sich gegen das Unverständnis der Aufklärungszeit, die alles Brauchtum grundsätzlich beiseite wollte unter Bemühung staatlicher Gewalt (S. 6 und 117). Er ist damit ohne Frage im Recht, übersieht nur, daß die von ihm gutgeheißene Umwertung (oder aber Zerstörung mit Hilfe staatlicher Gewalt) des „heidnischen“ Kults in der Bekehrungszeit nichts anderes als eine erste „Aufklärung“ ist gegen die der Rationalismus des 18. und 19. Jahrhunderts nur ein Kinderpiel war. Man beachte, daß S. „heidnische“ Überzeugungen als „unvernünftig“ bezeichnet (S. 78 und 88). Die Bekehrung bedeutet die Fällung des Lebensbaumes im Namen des Geistes. Dr. Otto Huth, Berlin.

Gustav Neckel, **Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen**. Leipzig, Adolf Klein Verlag, 1934. 2. Auflage. 88 Seiten. (= Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken, Heft 14.) 1,50 RM.

In die Reihe der Seefahrten und Züge der „Nordmänner“ nach Rußland, England, Frankreich, Sizilien gehören auch die Fahrten der Isländer nach Grönland und Amerika. Der erste Europäer, der Amerika betrat, ist Leif, der „Glückliche“, der Sohn Eriks des Roten, der die erste Kolonie in Grönland gründete. Prof. Neckel legt hier die gesamten Quellen, die von der ersten Entdeckung Amerikas, des „Winlandes“ handeln, vor. Es ist ein wertvolles Büchlein, das jeder, der sich mit Germanenfunde befaßt, lesen sollte. Dr. Otto Huth.

Thule. **Ausgewählte Sagas von altgermanischen Bauern und Helden**. Übertragen und bearbeitet von Konst. Reichardt. Jena 1934, Eugen Diederichs Verlag. 8°. 236 S. Leinen. 3,60 RM.

Ohne Hermann den Cheruster gäbe es vielleicht heute keine germanische Sprache auf der Welt, ganz gewiß aber keine deutsche Sprache, keine deutsche Geschichte, kein Deutschland. Rich. Suchenwirth in „Dom ersten zum dritten Reich“.

„Wird nach Zeugnissen gesucht“ — sagt der Bearbeiter Konst. Reichardt, der Leipziger Germanist, in seinem sehr lesenswerten Vorwort — „für das lebendige Sein der Altgermanen, für die Art ihrer Stellung im Leben und die Eigentümlichkeit ihres Lebensgefühls, so werden alle zunächst eingeschlagenen Wege letzten Endes an einer bestimmten Stelle münden müssen, an der Insel Island und ihrer Überlieferung.“

In dieser Überlieferung nehmen die Sagas den größten Raum ein, sind von größter Bedeutung, und es ist eigentlich recht betäubend zu sehen, daß noch heute von einem Vertrautsein mit ihnen nicht gesprochen werden kann. Vielleicht ist es der Name, der, mißverstanden, dazu führt, daß die Sagas in der Allgemeinheit so wenig gewürdigt werden. Es handelt sich nicht um Sagenut. Es sind isländische Bauerngeschichten, Prosaerzählungen. „Der Sagaerzähler ist Historiker und Dichter zugleich, und er handelt nach dem ewigen Gesetz der dichterischen Gestaltung. Seine Menschen sind künstlerisch geformte Menschen auf geschichtlicher Grundlage. Die Saga ist Dichtung auf der Grundlage der Geschichte.“ Von jeder dichterischen Ausschmückung, Veränderung usw. frei ist die Art, wie die Umwelt, die Arbeit, die tägliche Lebensweise dieser Bauern geschildert wird. Außerdem ist die Saga unsere wertvollste Quelle zur Kenntnis der germanischen Ethik. Ihre Bedeutung geht weit über Island hinaus. Wir gehen im wesentlichen nicht fehl, wenn wir uns das Leben unserer Vorfahren vor dem Kulturbruch um 800 ganz ähnlich vorstellen. Um in ihre Welt einzuführen, sollten die Sagas wieder und wieder gelesen werden, und das vorliegende Buch gibt in seiner Mannigfaltigkeit einen sehr guten Vermittler für die erste Bekanntschaft. Wäre das Vertrautsein mit den Sagas allgemeiner, dann könnten sich die sentimentalsten und völlig falschen „Germanenromane“, die z. Bt. in Menge „produziert“ werden und auf die der unkundige Käufer hineinfällt, nicht halten und würden vom Büchermarkt verschwinden. — Das Buch ist gut ausgestattet, und der Preis ist vergleichsweise mäßig. J. Friedrich.

Zeitschriftenchau

Zur Bronzezeit — der klassischen Zeit des Germanentums

Aus Alt Schlesien, Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins. Selbstverlag Breslau, Bd. 5, 1934. (Festschrift für Hans Seger.)

Wolfgang La Baume, **Das frühbronzezeitliche Grab aus Reudorf, Kr. Thorn**. Bei einem bezeichnend nordischen Skelett wurden hier Dolch und Beil aus Feuerstein zusammen mit einem Ring aus Kupfer oder Bronze gefunden. Der Fund ist bedeutsam als einer der nicht häufigen Beweise dafür, daß in der ältesten Bronzezeit einige Zeitslang Stein- und Metallgeräte nebeneinander gebraucht worden sind. / Otto Tschumi, **Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz, gestützt auf die Gräbervorkommnisse**. Nach einer Übersicht über die alt- und jungsteinzeitlichen Kulturen in der Schweiz befaßt sich der Aufsatz mit den frühesten dortigen Bronzezeitfunden und kommt zu dem Schluß, daß sowohl ostpyrenäische, wie italische und ägäische Einflüsse an dieser Kultur beteiligt seien, und daß die Ligurer als ihre Träger angesehen werden müßten. / P. Bosch-Gimpera, **Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel**. Bisher war eine Gliederung der Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel angesichts des wenig aufschlußreichen Materials unterblieben. Verf. unternimmt nun einen umfassenden Versuch und gliedert in eingehenden Untersuchungen und Vergleichen die dortigen Bronzezeitfunde in das System der bekannten europäischen Bronzezeitkulturen ein. Seine Arbeit zeigt, daß bei einer so weitstehenden Vergleichung sich die neuerdings teilweise beliebte, verhältnismäßig späte Ansetzung der frühen Bronzezeit nicht halten läßt, daß vielmehr nach wie vor etwa der Zeitpunkt um 2500 v. Chr. für den Beginn der Kupferzeit anzusetzen ist. Er sucht zugleich auch die Bevölkerungen zu erschließen, die die Träger jener Kulturen waren, und behandelt die weiten Handels- und Kulturbeziehungen, die sich zunächst an der atlantischen Küste entlang besonders nach Irland und England wandten, später bis ins östliche Mittelmeer vorstießen, um alsdann

in der frühen Eisenzeit ganz einzuschlafen: Die Iberische Halbinsel ist seitdem nicht mehr tätiger Unternehmer, sondern selbst Gegenstand kleinasiatischer Handelsbestrebungen geworden. / Fritz Geschwendt, **Die Hockergräber von Lamsfeld, Kr. Breslau**. Bei Anlage einer Siedlung fand sich ein kleines Gräberfeld der frühbronzezeitlichen Stufe, das durch seine ungewöhnlich reichen Beigaben auffällt. Merkwürdig sind die besonders reichlichen Speisebeigaben von Jagd- und Haustieren, einmal auch einer großen Menge von Flußmuscheln. Die zugehörige Siedlung scheint nach Ausweis einiger Mahlsteine unmittelbar daneben gelegen zu haben. / Georg Bierbaum, **Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen**. Verf. bringt eine Zusammenstellung der bronzezeitlichen Goldfunde in Sachsen, von denen der reichste der von Röderau ist, der hier erstmalig abgebildet wird. Der kleine Aufsatz enthält auch die in der Literatur bekannten, verlorengegangenen Funde. / Otto Kleemann, **Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien**. Regere Forschertätigkeit hat hier in letzter Zeit die bekannten Funde verdoppelt und damit reiches Material für den engen Zusammenhang von älterer und mittlerer Bronzezeit geliefert. Der Unterschied beider Zeitstufen beruht nicht in einem Wechsel der Bevölkerung, sondern in dem der Lebensformen, was auch in den engen Beziehungen der Zierweisen seinen Ausdruck findet. Wieder ist Jordansmühl bei den Funden am reichsten vertreten. Es war offenbar zu allen Zeiten Vorort dieses Gaues, was vor allem in der Nähe des Siling, jener uralten Kultstätte, seinen Grund gehabt haben mag. / Otto Friedrich Gandert, **Die Verbreitung der lausitzischen Kultur in der preussischen Oberlausitz**. Der von fünf Karten und einer vollständigen Fundtabelle begleitete Aufsatz behandelt die spätere Bronzezeit dieses Gebietes, und zwar von der 3. bis 6. Periode. Außerdem werden die Goldfunde und die Steinhämmer in die Untersuchung mit einbezogen. Es zeigt sich, daß Periode 3 die Blütezeit dieses Gebietes ist. Eine Umschau auf die benachbarten Gebiete zeigt deutlich das An- und Abwandern der Bevölkerung,

örtliche Veränderungen, die wiederum das Ergebnis großer Völkerbewegungen sind. / **Lothar F. Zoh, Der Verwahrfund von Paulsdorf, Krs. Ramslau.** Dieser Fund, der aus je einem Paar Armbergen und Armspiralen sowie einer Jagen. Posamenterie-Fibel besteht, ist deshalb überraschend, weil die bisher für frühbronzezeitlich gehaltenen Armbergen hier mit dieser nachweislich späten Fibelform zusammen gefunden worden sind. An der Einheitlichkeit des Fundes ist nicht zu zweifeln. Es scheint also, daß die Armbergen doch eine längere Lebensdauer gehabt haben. Der Fund ist ungarischer Herkunft und verrät die engen Beziehungen, die hier in der Bronzezeit bestanden haben. / **Oswald Menghin, Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronzezeitalters.** Daß während der älteren Bronzezeit recht enge Beziehungen zwischen dem germanischen Norden und den britischen Inseln, insbesondere Irland, bestanden haben, darf als feststehend angesehen werden. Insbesondere die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst sind hier von Bedeutung. Da das damalige Germanien kein goldzeugendes Land war, dürften mit diesem Metall auch die Anfangskenntnisse seiner Bearbeitung eingeführt worden sein. Hier steht Irland als Goldland an erster Stelle. Hinsichtlich der Schmuckstücke und Sonnenscheiben zeigt der germanische Norden unbezweifelbar eigene Züge und Stilmertmale, so daß die eigene Herstellung hier unbestreitbar ist. Anders bei den Goldgefäßen. Menghin wendet sich zunächst gegen die Auffassung Schuchhardts, dessen 3-Gruppeneinteilung er eingehend widerlegt. Sodann wendet er sich der Ansicht Kossinnas zu, der die im Germanengebiet gefundenen Goldschalen als rein germanische Arbeit angesehen hat. Verf. scheidet zunächst die südosuropäischen Gefäße als ohne Beziehung zu den übrigen völlig aus. Anders das westeuropäische Gebiet. Für den goldenen Hut von Schifferstadt und sein französisches Gegenstück sowie die sogenannte Krone von Devil's Bit, die er sämtlich für Kopfbedeckungen hält, nimmt er irische Herkunft an. Für die älteren germanischen Goldschalen führt er gleichzeitige irische Tongefäße an, die allerdings überraschend gleichartige Ziermuster zeigen. Die Frage, ob hier nicht etwa eine Beeinflussung der Tonware seitens der Metallkunst vorliegt, glaubt er verneinen zu können. In Anlehnung an diese zunächst noch etwas groben Formen hätten dann die Germanen ihre geschmacklich und stilistisch weit feineren Goldschalen geschaffen. Eine besondere, germanische Eigenheit ist die

Anfügung eines Henkels, wodurch die taschenförmige Schale entsteht.

Herttha Schemmel.

„Nordische Stimmen“, (Zeitschrift für nordisches Wesen und Bewußtsein), Adolf-Klein-Verlag, Leipzig.

Das Neblung-Heft 1934 eröffnet Dr. Bernhard Kummer mit einem zwar kurzen aber sehr eindringenden Aufsatz über den Unterschied zwischen „Vertrauen“ und dem „Tremendum“ (dem Zittern und Schauern vor irgendwelchen übermenschlichen Mächten). „Die protestantische Schlachtfeldfront zur Entlastung des heiligen Bonifatius kann noch ein weiteres Duzend Schriften über die Befehrung der Germanen schreiben, um Todesreise, Demutssinn, Welt Schmerz und Erlösungsbedürftigkeit der germanischen Glaubenswelt nachzuweisen: wir können ihr aus den Wörterbüchern“ (d. h. Wörterbüchern der germanischen Sprachen, welche die Erbworte verzeichnen) „die dazu notwendigen Begriffe von Sünde und Buße, Verzweiflung und Sehnsucht auf einen Erklärer nicht liefern.“

Einen sehr bemerkenswerten Aufsatz bringt in diesem Heft noch Johs. Harns mit der Untersuchung „Der oder das Gott?“. Es läßt sich nachweisen, daß im Gotischen jenes Wort guth, mit dem Wulfila das griechische theos (männlich) übersetzte, ursprünglich sächlich war. „Wir erinnern uns jener Stelle, wo Tacitus in der Germania sagt, daß die Germanen als Lehtes ‚secretum illud‘ (d. h. jenes Geheimnis) verehrten, und zwar in heiligen Hainen; ein Geheimnis, das ‚fern aller frechen Personifizierungen stand.“ Dieser Nachweis ergibt außerordentliche Ausblicke!

Im Anschluß an Fritz Friedes Buchlein „Die Ortung“ (1. — RM., Selbstverlag, Schwalbenberg i. L., 1933) untersucht G. Saß die Fragen, die mit der Ortung zusammenhängen, und zieht griechische und altnordische Belege für einen Melbedienst durch Feuerzeichen heran. „Auf jeden Fall lassen auch derartige kleine Hinweise erkennen, daß es verfehlt wäre, die Ortungsforschung, die uns vielleicht noch zur Aufindung wichtiger vorgeschichtlicher germanischer Stätten führen kann, von vornherein als Phantasterei abzulehnen, und es ist deshalb Friedes kleinem, gemeinverständlichen Schriftchen bei Freunden und Gegnern der Sache weitgehende Verbreitung zu wünschen, damit so allmählich Klärung über eine noch umkämpfte Frage geschaffen werden kann.“ — Zum Schluß verweisen wir noch auf die Buchbesprechungen des Heftes, die meistens von B. Kummer selbst stammen.

Braunschweigische Heimat, Zeitschrift des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz, H. 4/1934. Für unsere Leser sind aus diesem hübsch ausgestatteten Heft besonders zwei Aufsätze von Belang: W. Flechsig, Das nördliche Harzvorland als geschlossener Siedlungsraum in vorgeschichtlicher Zeit, und Karl Maßberg, Kreuzsteine und Steinkreuze im früheren Gericht Lichtenberg.

Das Land zwischen Harz und Heide, zwischen Leine und Elbe, also das Braunschweigische Kernland mit den westlich und östlich angrenzenden Teilen der Provinzen Hannover und Sachsen, ist ein geschlossenes Gebiet mit festumrissenen natürlichen Grenzen, ein Gebiet also, in dem sich die Betrachtung und Deutung des vorgeschichtlichen Besiedlungsvorganges leichter durchführen läßt als in ursorlosen Ebenen. Diesen Vorgang verfolgt Flechsig vom Einwandern der Träger der donauländischen oder bandkeramischen Kultur (jüngere Steinzeit) bis in die sächsische Zeit hinein. Bedeutsam ist dabei die Berührung jener Kultur mit dem nordischen Kreise, für den die Riesensteingräber bezeichnend sind, und besonders wesentlich das Einrücken schwedischer Scharen in den letzten Jahr-

hundert vor Zeitwende. Mit einheitlichem Volkstum und einheitlicher Kultur bildet sich jener Raum, der dem späteren Landschaftsbegriff Ostfalen entspricht.

Aus den sorgfältigen Aufzeichnungen Maßbergs geht leider wieder einmal hervor, daß der größte Teil der früher vorhandenen gewesenen Kreuze heute verschwunden ist. Ungeklärt ist noch die Beziehung der Kreuze zu den Grenzen; die meisten haben zwar auf den Grenzen gestanden, aber es läßt sich nicht nachweisen, daß sie als Grenzzeichen absichtlich gesetzt worden sind. Ausführlich wird über die Kreuzsteine am Klockbörme bei Basse gehandelt. Verfasser vermutet in dem Klockbörme („Klockenbrunnen“) einen heiligen Quell aus der Zeit des Eigenglaubens. „So ist es auch wohl verständlich, daß der Teich an demselben der Pfarre gehörte und die Steinkreuze dort errichtet wurden. Die heidnische Quellenverehrung wurde in eine christliche überführt und die heilige Stelle mit Kreuzen versehen.“ Ein Feld in der Nähe hieß 1854 „bei der Dingstätte“, und in den Flurnamen der angrenzenden Feldteile sowie in der Sage vom Klepeteichen sind ebenfalls noch Erinnerungen aus vorchristlicher Zeit erhalten geblieben.

Vereinsnachrichten



Arbeitskreis Kassel. Die Winterarbeit des Arbeitskreises wurde am 31. 10. 1934 fortgeführt in einem Vortrag von Fr. Stüd über „Brunnen-, Teich- und Höhlenkult“. An zahlreichen Beispielen aus der Flurnamentkunde und der Sagenwelt erwies der Redner einen uralten Quellen- und Fruchtbarkeitskult, der vielleicht aus einem Mondkult sich entwickelt hat und dessen Mittelpunkt die Gestalt der Frau Holle war. Im ganzen Hessenland und weiter in Mittelgermanien ist dieser Kult in Sage, Brauch- und Ortsnamen überliefert. Für das engere Hessenland war der Weiskner (Weiskner) sein Hauptsitz. Ungezählte Brunnen und Quellen, so der Brunnen auf der Firnstuppe, der Kinderbrunnen bei Schönfeld, der Giesborn mit dem sagenhaften Fußtritt, die Byrmonter Quelle mit dem Fund von Weiskgaben aus der Zeit um 800 n.

Zw., der Kimborn bei Kaufung, der Wolfsborn bei Eschwege, die zwei Quellen von Ditmelle bei Kassel, der Frau-Hollen-Teich auf dem Hasinger Berg, der Fackelteich, Kassels Kinderteich, im Bannhorst, und natürlich der Frau-Holle-Teich auf dem Weiskner (Weiskner) selbst (ein alter Kratersee, der heute leider verwahrlost versumpft), stehen mit diesem Kult durch Sage und Brauchtum in Beziehung.

Höhlen haben seit ältester Zeit als Wohnstätten und Zufluchten Bedeutung gehabt. Auch ihre Sagen verraten Verbindungen zu frühzeitlichen Kultbräuchen. Eine feststehende Teichanlage in Hollenstein (der heute sogenannten Kammerbacher Höhle) findet bis heute nach altem Brauche Blumenopfer. Die Firnstuppe bei Harleshausen mit der Verbindung ihrer Höhle zum nahen Klinkersloch, die merkwürdigen unterirdischen Anlagen des Klingelloches bei Münden, die nicht von bergmännischer Arbeit herrühren,

die ungezählten Hohlsteine, Hollensteine, sie alle stellen der Forschung noch Aufgaben. Der christliche Brauch, heidnische heilige Orte umzuweihen oder zu verdammen, zeigt mitunter noch auf Spuren alter Kulte, so, wenn die Kirche im 13. Jahrhundert noch ein — freilich längst entartetes — Bergfest in der senkrechten Höhle der Grasburg bei Stollberg a. S. verbietet, oder wenn der Priester den Höhlenteich der Kelle bei Ulrich bei der Prozession durch Eintauchen eines Kreuzfiges weicht. Flurnamen und Brauchtum, oft in entstellter und schwer erkennlicher Gestalt, Sitte und Sage fordern unsere stete Aufmerksamkeit und weisen der Forschung neue Wege.

Osnabrück. In der Mitgliederversammlung der MSDAB, Ortsgruppe Wüste (13. 11. 1934), hielt Frau Elise Krin- gel einen Vortrag „Die Externsteine nach den neuesten Ausgrabungen“. Die Freunde germanischer Vorgeschichte waren ausdrücklich zu diesem Abend eingeladen, der allen Beteiligten zu einer völkischen Feier- und Weihstunde wurde. Der Vortrag war mehr als eine Aufzählung der neuen Ausgrabungsergebnisse, er führte vielmehr in einem geschichtlichen Rückblick und in einer Schau germanischen Gottsehens die Hörer zurück an die Urzeiten deutschen Wesens. Frau Krinigel stellte als besonders eindrucksvoll die untere Höhle mit dem großen Runenzeichen des Heimgangs heraus. Hier sei allein Herman Wirths Forschung zuständig, der als Einziger die Todesrune an zahlreichen Denkmälern des nordischen Kulturkreises habe nachweisen können. An die Erwähnung des durch einen Zufall wieder gefundenen Standlochs der Frminful auf der höchsten Stelle des Felsens knüpfte sie die Geschichte vom Lebensbaum, der in Altgermanien als Esche Yggdrasil Sinnbild des Lebens gewesen sei und dessen Gestalt als heiliger Weihnachtsbaum noch in unsere Zeit hineinrage. Der Vortrag endete mit dem Hinweis, daß wir Vorgeschichte treiben, um unserem Volke Kraft und Stolz heraus erwachsen zu lassen.

Pfingsttagung 1935. Die diesjährige Pfingsttagung der Vereinigung findet vom 11.—14. Juni in Detmold statt. Es ist in Aussicht genommen: Dienstag, den 11. Juni, Begrüßungsabend mit Einführung.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. A. IV. Bj. 1934. 3200

Mittwoch, den 12. Juni, Fahrt zu den Externsteinen und nach Desterholz. Abends Lichtbildervortrag. Donnerstag, den 13. Juni, Fahrt nach dem Leistruper Wald und zur Herlingsburg. Abends Aussprache. Schluß der Tagung. Freitag, den 14. Juni, Ausflug zur Grotenburg unter Führung, Bericht über die Drillichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde. Ausführliche Tagesordnung folgt. Tagungsbeitrag RM. 4.—, Schüler die Hälfte. Für die Teilnehmer wird wie immer in jeder Weise gesorgt. Platz.

Ortsgruppen und Arbeitskreise. (Ergänzung zur Liste 1935 S. 31.) Dresden: E. Meienhofer, Heidenau b. Dresden, Rote Mühle. Merseburg: W. Frand, Schriftleiter, Kl. Ritterstraße 9.

Kosfinnas Lehrstuhl neu besetzt. Der Leiter der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte im Amt des Beauftragten des Führers für weltanschauliche Erziehung, Privatdozent Dr. H. Reinerth, ist vom Reichserziehungsministerium zum ordentlichen Professor für Vor- und Frühgeschichte an die Berliner Universität berufen worden. Damit ist der so lange verwaiste Lehrstuhl Kosfinnas endlich wieder besetzt worden. Gleichzeitig wurde Prof. Reinerth zum Direktor des Reichsinstituts für Vorgeschichte und germanische Frühgeschichte ernannt. Durch die Schaffung dieses Institutes wird der deutschen Vorgeschichtsforschung endlich die organisatorische Mittelstelle geboten, die sie so lange entbehren mußte. („Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit“, 10. Jahrg. 1934, Heft 8.)

Berichtigung. In dem Bericht über die Berliner Aussprache in Heft 1/1935 muß es auf S. 2, Zeile 5 von unten heißen: Denn alle diese Linien, bzw. die von ihm festgelegten Stern-Auf- und -Untergänge sind für die alte Kalendereintheilung wichtig gewesen (statt: richtig).

Auf S. 23, Jahrg. 1935, Heft 1, linke Spalte, Zeile 39, muß es heißen: Dr. Kurt Schmidt, Gotha (statt: R. Schmidt).

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

März / Lenzing

Heft 3

Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (5. Teil)

Der große germanische Kultraum im Felsen I

Don Arendt Fransson

(Mit 9 Abbildungen)

Rechts neben dem Kreuzabnahmebild gähnen in der Wand des Felsen I, dem großen Externstein, oder Bildfelsen, wie wir ihn auch nennen können, vier mehr oder weniger große Öffnungen. Es sind dies der Eingang, die große Rundbogenöffnung und das Fenster des großen Felsenraumes sowie eine kleine Rundbogenöffnung, die in einen Raum von sehr geringen Ausmaßen führt, Abb. 1. Der große Felsenraum, der auch die Grotte¹ oder die große Höhle genannt wird, ist unter den Trümmern des ehemaligen germanischen Heiligtums an den Externsteinen der am ursprünglichsten erhaltene Teil. Seine tiefe günstige Lage im Felsen und materialbedingte Abgerundetheit bot wohl zu wenig Angriffsmöglichkeiten: so ist er dem traurigen Zerstückelungswerk im 8. Jahrhundert fast ganz entgangen, — uns zur Freude. Doch auch dieser Raum hat in der christlichen Zeit einige mehr oder weniger einschneidende Änderungen über sich ergehen lassen müssen. Der alte ehrwürdige germanische Kultraum wirkt durch seine Naturverbundenheit überwältigend und wie für die Ewigkeit geschaffen. — Die schöne, Rembrandtsches Halbdunkel atmende Abb. 2 ist vom einmündenden Petrusgang gesehen. Sie gibt den schönsten Überblick, den wir in diesem Raume haben. Die weite Tiefe kommt voll zur Geltung; sie beträgt bei 3 m Breite etwa 10 m. Links im Vordergrund die freisrunde Bodeneintiefung, rechts die große Öffnung mit dem Rundbogen und im Hintergrund der kleine Nebenraum, der durch ein kleines Fenster erhellt wird. Eine grobe, und doch geschickte Bearbeitung der Wände in weiter strichführender Spitzentechnik trägt ungemein zur Belebung des Raumes bei. Erdenstern, sagendurchraunt ist diese Stätte, wenn die Dämmerung des Abends hereinbricht; dann ist es, als ob all Geschehen, welches sie sah, zu neuem Leben erwache. Doch so sehr hier alles zum Träumen und Deuten anregt — zuvor muß der Versuch gemacht werden, ein Bild zu entwerfen, wie der Raum

¹ Wir sollten diese Bezeichnung, die sich leider schon eingebürgert hat, vermeiden, da es ein welsches Wort ist, das erst in verhältnismäßig neuer Zeit eingeführt worden ist.

ward und wie er wurde im Wandel der Zeiten. Das ist die Aufgabe dieser Abhandlung, ebenso materialgebunden wie die bisherigen, die nur den einen Zweck erfüllen sollten, den germanischen Ursprung der großen Kultanlage zu erhärten, nachdem die wichtigen Grabungs- und Forschungsergebnisse des Sommers 1934 eine so überzeugende Sprache für das ursprüngliche germanische Alter des Heiligtums an den Externsteinen reden. Diese Ergebnisse erlauben es mir, gleich zu Beginn dieser Arbeit vom großen germanischen Kultraum zu reden.

Eine Frage die in diesem Felsenraum immer wieder gestellt wird, und die auch für die gesamte germanische Kultanlage von größter Wichtigkeit, ist die, ob vielleicht natürliche Höhlen vorhanden gewesen, bevor der Raum seine ausgearbeitete Gestalt erhielt, und ob diese Höhlen die so schwer anmutende Arbeit der Felsenausmeißelung erleichterten oder sie in so früher Zeit überhaupt erst ermöglichten?

Diese Frage ist mit einem nicht laut genug zu betonenden „Nein — Nie mals“ zu beantworten. Abgesehen davon, daß der Ösning-Sandstein nicht zur Höhlenbildung neigt, — wir finden in ihm nur Klüfte, Spalten und Verfugungen — haben die Werkleute, die einstmal diesen großen Raum ausmeißelten, mit reiflicher Überlegung eine der festesten und gesündesten Felspartien gewählt, die in der ganzen fast 500 m langen Externsteinkette vorkommt. Alle Schlußfolgerungen, die aus der Annahme des Vorhandenseins natürlicher Höhlen, sowohl bei diesem Raum wie oben in der Sonnenwarte im Kopf des Turmfelsens, gezogen wurden, sind falsch und müssen abgelehnt werden. Besonders aber die Sätze, die Prof. Fuchs am Schlusse seines Buches schreibt: „Mag ein vorchristlicher Kult dort in den natürlichen Höhlen vorausgegangen sein.

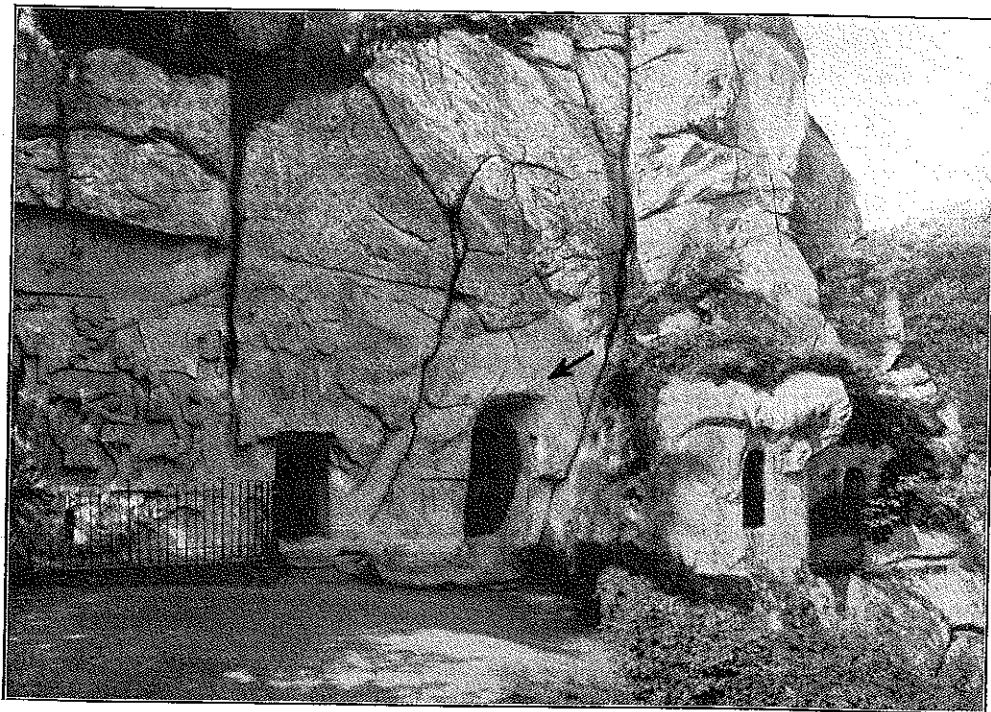
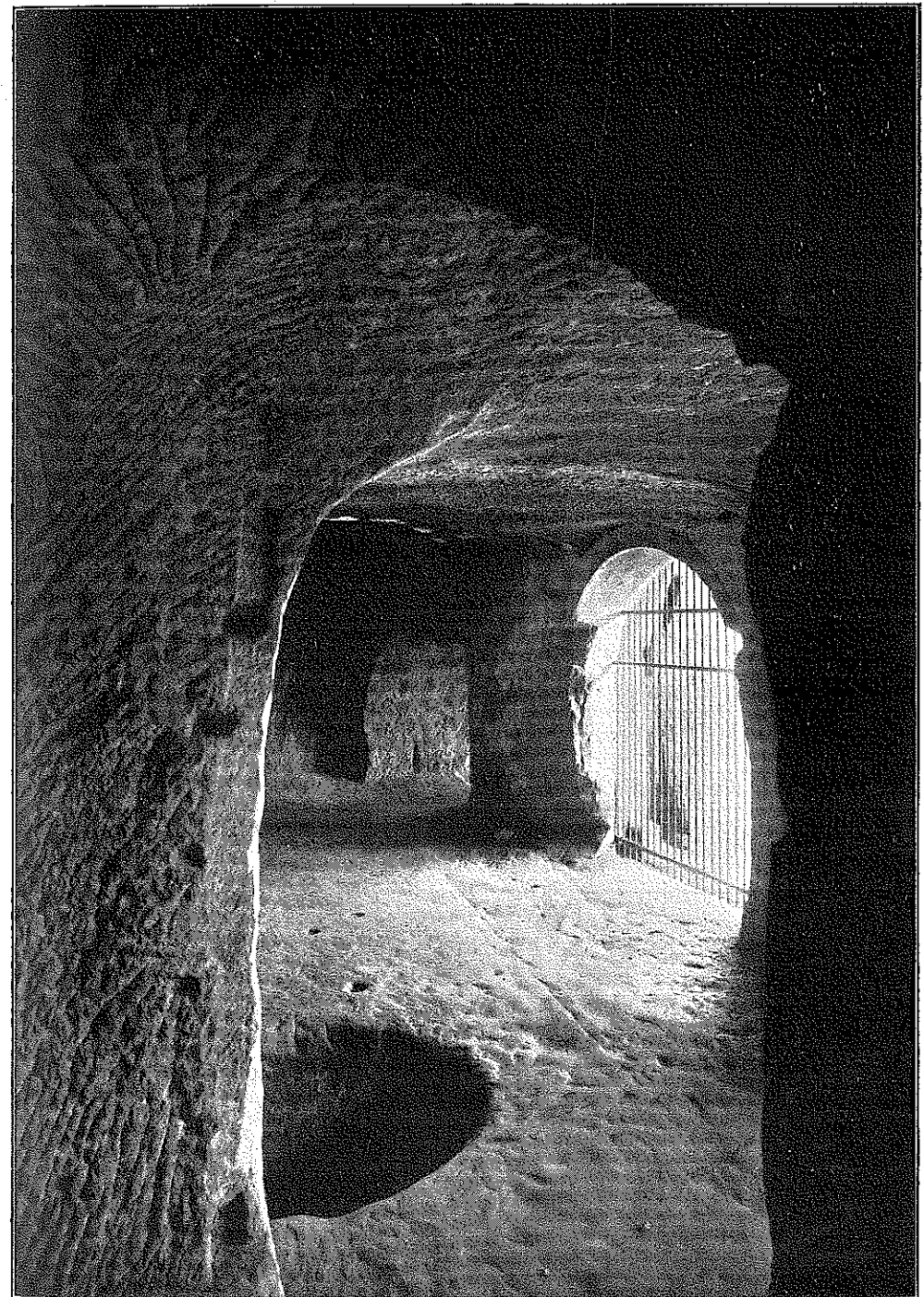


Abb. 1. Felsen I (Teilansicht) vor der Ausgrabung. Rechts der Kreuzabnahme die alte Tür des Kultraumes, daneben die große von innen mit einem Rundbogen verzierte Öffnung und das Fenster des kleinen Nebenraumes, in dem sich das große Kultzeichen befindet, ganz rechts zurückliegend die kleine Rundbogenöffnung.

Aufn. Schönlan



Aufn. Schönlan

Abb. 2. Blick aus der Südecke (Petrusgang, vgl. Abb. 5) in den großen Kultraum. Im Vordergrund die kreisrunde Bodeneintiefung, rechts die große Rundbogenöffnung, in der in christlicher Zeit der Altar gestanden hat. Im Hintergrund der kleine Nebenraum, in dessen linke Seitenwand das große Kultzeichen eingemeißelt ist. Im Boden des Felsenraumes ein kaum millimeterbreiter Felsenpalt.

Das kann man sogar für wahrscheinlich halten. Mag selbst das große Zeichen ein heidnisches Symbol gewesen sein. Aber dafür, daß schon in vorchristlicher Zeit die Anlage des Felsengrabes und die Ausgestaltung dieser Höhlen zu regelmäßig geformten Räumen ausgeführt worden sei, und insbesondere das Sagellum (Sonnenwarte) seine Pfis und seinen Ständer als Bestandteile eines Gestirnsheiligtumes erhalten haben, gibt es keine Beweise.“

Dem muß ich entgegensetzen: Dafür, daß es ehemals an den Externsteinen Höhlen gegeben habe, gibt es keine, aber auch nicht die geringsten Beweise. Die Eintiefung am Nordfuße des Felsen I, das sogenannte Teufelsloch, ist kein Gegenbeweis. Diese Einbuchtung ist zum Teil durch das Wasser des vorbeifließenden Baches, die Wiembecke, ausgespült und ausgeschliffen, teilweise durch die Sprengwirkung der Kälte, hier im wasserreichen Gebiet entstanden. Es ist dieselbe Art der Absprengung, wie wir sie im Petrus-Eingang hinter der Kreuzabnahme, im großen Kultraum und oben in der Sonnenwarte finden und noch näher besprechen werden. Wo die Alten beim Arbeiten auf eine Kluft oder einen Spalt stießen, da sehen wir, wie oben in der Sonnenwarte, wie brüchig das Gestein in diesen Partien und wie schwierig dort eine Raumgestaltung ist. Was dem Nichtfachmann als eine große Arbeits-erleichterung erscheint, ist dem mit dem Stein vertrauten Arbeiter als starke Arbeits-erschwerung bekannt. Ein sprechender Beweis dafür, daß die Werkleute die festesten Stellen und Partien in den Felsen gewählt haben, ist der kleine rundbogengeöffnete Raum über dem Felsengrabbloß. Ferner wissen wir, daß das Arbeitsgerät — Meißel, Schlägel, Hammer und Pick — in der Zeit, in der die Räume und Treppen ausgehauen, so hoch entwickelt und aus so festem harten Metall gearbeitet war, daß es vollauf zur Ausmeißelung des härtesten Felsgesteines dienen konnte. Also konnte auch der Osning-Sandstein, obwohl er ein sehr harter kieselhaltiger Sandstein ist, gestaltet und bearbeitet werden.

Hier können und wollen wir gleich eine zweite, oft gestellte Frage einflechten und beantworten, wie hoch oder wie weit zurück in der Zeit das Alter oder die Ausmeißelung der Kulträume an Hand des dazu gegebenen Werkzeuges angesehen werden darf? Darauf kann mit Bestimmtheit geantwortet werden, daß eine Ausmeißelung der Felsen schon in der älteren Bronzezeit vor sich gehen konnte. Bronzewerkzeuge genügten, um den Felsen zu gestalten. Mit steinzeitlichen Arbeitsgeräten konnten so große Felsenausarbeitungen nicht bewältigt werden. An den Aufgängen und in den Räumen fand ich nirgends Anzeichen oder Stellen, die auf eine Handhabung oder Anwendung von Steinwerkzeugen schließen ließen. Jede, auch die geringste, Ausmeißelung ist mit Metallwerkzeug erfolgt. Dies soll nun keineswegs dartun, daß die Räume in der älteren Bronzezeit entstanden sind. Bei der Altersbestimmung müssen wir uns unbedingt an den Befund halten, den alle Ergebnisse und Feststellungen zum Schluß beim endgültigen Zusammenziehen geben.

Doch kehren wir zur ersten Frage zurück, zu der oft gehörten Ansicht, daß natürliche Höhlen vorhanden gewesen und später ausgemeißelt und vergrößert seien. Zu dieser Annahme verleitete eine Eigentümlichkeit des Osning-Sandsteins. Die über 25 m dicke Sandsteinbank, die aufgerichtet steht, ist zwar schwach in sich geschichtet, aber der Stein springt, sofern nicht durch Meißelungen das Sprengen und Spalten künstlich beeinflusst wird, nicht geradflächig, sondern schalenförmig. Dieses, bald gewölbte, bald hohle schalenförmige Abspringen des Gesteins hat dazu geführt, dem Felsgestein eine Neigung zur Höhlenbildung zuzuschreiben, und auch sonst manche irrümliche Auffassung entstehen lassen. Hier möchte ich an die Phantastereien erinnern, die um die Bruchflächen

der kleinen Steinbrüche auf dem Bärenstein im Nachbargebiet der Externsteine blühen. Wir finden diese bald nach außen, bald nach innen gewölbten Bruchflächen nur dort, wo entweder roh Gestein gebrochen ist, oder wo reichliche Masse eine Einwirkung der Kälte mit ihrer großen Sprengwirkung möglich machte. Wir sehen deshalb an den Wänden des Kultraumes, wo sie auf den Boden aufsetzen, allenthalben größere oder kleinere Stücke vom Frost ausgesprengt; denn der Boden des Raumes hat bei feuchtem Wetter ungewöhnlich viel Wasser und geht mit diesem hohen Wassergehalt in den Winter hinein. Zum Teil sind diese Absprengungen so jung, daß die Bruchflächen nicht einmal den aus dem Mittelalter stammenden zähen Lehmverputz tragen, der sonst allenthalben die Wände bedeckte und seine Spuren hinterlassen hat, folglich müssen die fehlenden Felsbrocken an diesen Stellen in noch jüngerer Zeit abgesprungen sein. Es ist deshalb nicht angängig, wenn Prof. Fuchs aus diesem Befund Schlüsse von solcher Tragweite zieht, wie wir sehen werden. Schon beim Hauptraum ist es abzulehnen, wenn er in seinem Buche, Seite 24, schreibt:

„Im Hauptraum, den wir als Nachahmung der Helenakrypta ansprechen dürfen, finden wir die Wände mit groben Stieben in eine regelmäßige Form gebracht. Die Decke hat durch die gleiche Bearbeitung mit dem Spitzstein die Form eines Spiegelgewölbes erhalten d. h. es ist eine flache Decke, die aber durch starke Abrundung der Ecken gewölbeartig in die Seitenwände übergeht. Es finden sich jedoch an den Wänden, namentlich an den unteren Partien, mehrfach Stellen, die die unberührte Fels Haut zeigen, demnach beweisen, daß die Kapelle unter Benutzung eines schon vorhandenen Hohlraumes geschaffen wurde.“

Es genügt, diese Stellen „der unberührten Fels Haut“, genau anzusehen, dann finden wir sie so regelmäßig oberhalb des Bodens ansetzen, und so prachtvoll dem Grundriß des Raumes angepaßt, daß die ursprüngliche Höhle dieselben Raummaßstäbe, dieselben Wände und Winkel, besonders aber denselben waagerechten Boden gehabt haben muß wie der heutige Raum. Uns zuzumuten, dieses anzunehmen und zu glauben, ginge doch zu weit. Ich würde der Abhandlung über die Frage ehemaliger Höhlen, in denen die Germanen gehaust und ihren Kult getrieben haben sollen, nicht eine so große Bedeutung beimessen und solch breiten Platz einräumen, wenn nicht in der Art und im Ton, in der die Gegner des germanischen Heiligtums, den Satz — „Ja, in den Höhlen, da können die Germanen ihren Gottesdienst abgehalten haben, das streiten wir nicht ab, dies ist sogar anzunehmen“, — aussprechen, so viel Entwürdigung, Geringschätzung und erhabenes Besserwissen läge. Daß eine Reihe ernster Wissenschaftler diese Eigenschaft des Osning-Sandsteines nicht erkannten, daraus soll bestimmt kein Vorwurf erhoben werden, ist doch für alle Forscher an den Externsteinen gerade das Felsmaterial das heikelste Kapitel, für das die wenigsten die nötige Erfahrung mitbringen. Aber entschieden müssen wir uns gegen diejenigen wenden, die mit diesem Satz zugleich hämisch durchblicken lassen, daß die Mittelmeer-völker zwar die herrlichsten Steinschöpfungen vollbringen konnten, die Germanen aber nur deshalb die Höhlen benutzten, weil sie zum Ausmeißeln schlichter Felsräume nicht kultiviert genug und nicht imstande gewesen sein sollen, solche handwerkliche Leistungen zu vollbringen. Denen sei gesagt:

„Freilich, es gilt ja bei den heutigen Germanen, nicht bloß bei den Deutschen, sondern ganz ebenso bei den Skandinaviern, stets als ein besonderer Feld der Wissenschaft und kann stets auf offene Ohren, ja auf begeisterte Zustimmung rechnen, der mit der scheinbar schärfsten Laune kritischer Begabung dem Wahn, daß unser Volk alte Kulturwerte besessen und geschaffen hat, zuleibe geht. Es hat sich dann freilich meistens früher oder später herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont gehabt haben, daß sie im Hasten am einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren

haben oder nie besessen hatten, mit einem Worte, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine kurzfristige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen ver-
sagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lor-
beer andauernden Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Ritzel als Apostel
der ‚vorurteilslosen‘ Wahrheit zu gelten, denen es nichts verschlägt, das eigene Volks-
tum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergübelungen ihres unbestechlichen wahr-
heitsuchenden Scharfsinns in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert
wird, die an den nämlichen germanischen Eitelkeitsritzel leiden.“

Es sei mir verziehen, daß ich diese scharfen Worte von Kossinna gebrauchte; aber nur
derjenige, der wie der Verfasser einen langen Sommer an den Externsteinen arbeitete
und fast täglich die Einwendungen hörte, die gemacht werden von denen, die aus
vorgesehener Meinung es nicht wahrhaben und wissen wollen, daß die Germanen die Räume ausgemeißelt haben, und wie
triumphierend sie immer wieder die natürlichen, nie vorhan-
den gewesenen Höhlen unseren Vorfahren gnädig zur Benut-
zung freigeben, nur der kann ermessen, wie notwendig es ist,
diesem Irrtum schärfstens entgegenzutreten.

Da nun keine natürliche Höhle und auch keine Kluft vorhan-
den war, müssen wir den ganzen Kultraum und alle Eingänge
und Fensteröffnungen, die zu ihm führen, als restlos aus dem
Felsgestein gemeißelt und herausgearbeitet ansehen. Der
Fels ist lediglich an zwei Stellen von kaum 1 cm breiten Spal-
ten, oder besser gesagt Sprüngen, durchsetzt.

Die Gestalt des Kultraumes geben die Längs- und Querschnittzeichnungen, Abb. 3
a, b, c und d. Die Lage im Felsen und zum Vorgelände zeigt der Grundriß im Plan,
Abb. 1, Seite 5, Heft 1, 1935. Bei der Ergänzung der Treppenanlage um das Felsengrab
sahen wir, daß sich die beiden Treppen, die den Sargstein umzogen, an der hinteren
rechten Ecke des Blockes trafen, ferner, daß ich angenommen habe, daß von dort die
Treppe oder der Aufstieg weiter hinauf zum großen Kultraum führte. Auf der rund
10 m betragenden Entfernung, vom Sargstein bis zu den Stufen des Einganges neben
der Kreuzabnahme, fanden sich keine Reste oder Spuren der vernichteten Treppe. Dies
darf uns nicht wundern, ist doch das Gestein des Vorfelsens 1b hier bis zu einer Dicke
von mehreren Metern fortgesprengt worden. Die ersten Spuren des alten Aufstieges
finden wir an den Steintrufen selbst, vor dem Eingang. Diese Stufen sind aus dem
anstehenden Felsen herausgemeißelt. Die Abnutzung dieser Stufen ist es nun, die uns
Aufschluß gibt, daß ehemals hier die vom Sargstein kommende Treppe mündete. Obwohl

Abb. 3. Längs- und Querschnittzeichnungen des großen Kultraumes, im Felsen I. Bedeutung
der Buchstaben: A—B Längsschnitt des Kultraumes und Petrusganges (A Südwestwand des
Kultraumes, B Längsschnitt des Petrusganges). C Aufriß der Nordostwand des Kultraumes.
D Querschnitt des Petrusganges an der geräumigsten Stelle, bei der gestrichelten Linie a—b.
Bedeutung der Zahlen: 1 Südwestwand des Raumes. 2 Große ausgemeißelte Boden-
und Wandeintiefung. 3 Zurückspringender erster Teil des Ganges. Vgl. Abb. 1, Heft 1, Seite 5.
4 Türartiger Beginn des eigentlichen engen Ganges. 5 Petrusgang. 6 Hohlraum nach Aus-
meißelung des Ganges entstanden. (Das fehlende Gestein ist durch Frost und Wasser losge-
sprengt und zum Abtürzen gebracht.) 7 Ursprüngliche Decke und Höhe des Ganges. 8 Gegen-
wärtiger Abschluß des Ganges, sogenannte Petrustür. 9 Fortgemeißelte Felsenecke links neben
der Kreuzabnahme. — Nordostwand. — 10 Alte Tür des Kultraumes. 11 Rundbogensnische (in
christlicher Zeit Platz des Altars). 12 Vorstehende Reste der Abschlußwand der Rundbogensnische.
13 Der kleine Nebenraum, in dem sich das große Kultzeichen befindet. 14 Fenster des kleinen
Nebenraumes. 15 Platz der Inschrift aus dem Jahre 1115. — D Querschnitt des Ganges. —
16 Ehemalige Ausmaße des Ganges. 17 Nach Ausmeißelung des Ganges entstandener Hohl-
raum. Das fehlende Gestein ist durch Frost und Wasser zum Absturz gebracht. 18 Felsenpalt
in der Decke des Ganges und Hohlraumes. Durch diesen Spalt ist das Wasser gestürzt, welches
die Ursache des Deckeneinsturzes wurde.

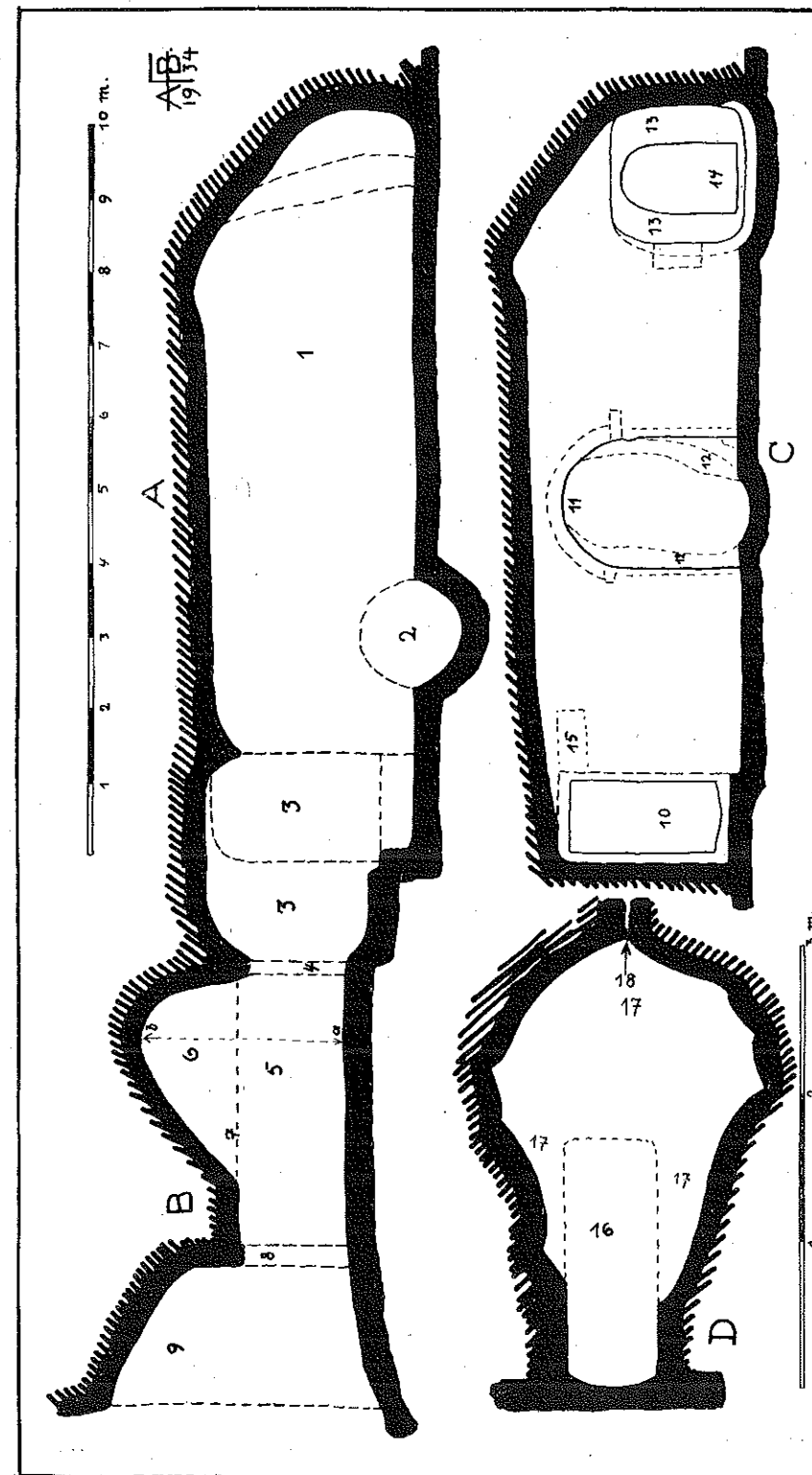


Abb. 3. Erklärung siehe Seite 70. (Zeichnung vom Verfasser.)

nun schon seit Jahrhunderten die einzelnen Treppensteine vor dem Eingang des Kult-
raumes von links an- und ausgetreten werden und es zum Teil schon recht tief sind,
sieht man doch noch sehr deutlich die starke Austretung der ehemaligen, von rechts kom-
menden Benutzung. Vor allem die erst bei der Grabung freigelegten unteren Stufen
lassen dies sehr klar erkennen, da sie durch die lange Erdbedeckung noch keine so starke
Abnutzung in christlicher Zeit von links erlitten haben. Für diesen von rechts kommenden
Aufgang spricht auch der in der Kreuzabnahme-Abhandlung geschilderte Bodenbefund vor
dem Bildwerk (dem Vorplatz mit dem großen Steintisch). Auf diesem Gelände hat sich,
wie schon angedeutet, in frühgeschichtlicher Zeit sicherlich ein wichtiger Teil der germa-
nischen Kulthandlungen abgespielt. Auch die Aufstellung des Steintisches läßt darauf
schließen, daß dieselbe so erfolgt ist, daß ein gutes Herankommen zur Tür von rechts
gesichert war; sehr deutlich zeigt dies die Grundrißzeichnung im Plan des Grabungs-
geländes Abb. 1 Heft 1 Seite 5. Erst die Vernichtung des Treppenaufganges vom Sarg-
stein her und die Zertümmierung des Steintisches sowie eine Auffüllung des Platzes in
Höhe von mehr als 1 m machten eine Benutzung der Tür von links, wie es heute ge-
schieht, möglich. Wir dürfen also hier das Ende der alten Treppe
oder des Aufstieges vom Felsengrab her annehmen.

Der Eingang wird auch wohl die Adlertür genannt. Diese Bezeichnung ist auf eine
in Negativform ausgehauene Vertiefung zurückzuführen, die sich oberhalb der Tür be-
findet, und der man die Gestalt einer streng stilisierten Adlersfibel zusprechen könnte
(Abb. 1). Wie diese Einmeißelung zu deuten ist, ist einstweilen ein Rätsel. Neben der
linken Türleibung an der Außenwand ist ein aus christlicher Zeit stammendes Weihwasser-
becken und darüber ein Loch, das wohl einem Opferkasten Halt gab, eingeschlagen. Rechts in
1 m Höhe, ebenfalls an der Außenwand, befindet sich ein Steinmeißelzeichen (Abb. 4b). Ich
möchte dieses Zeichen ins 14. oder 15. Jahrhundert setzen; es zeugt von einer Steinmeißel-
tätigkeit, die ich bisher noch nicht einwandfrei bestimmen konnte. Die Adlertür ist unbedingt
der älteste ursprüngliche Eingang zum Kultraum. Es geht nicht an, wie Prof. Fuchs es
tut, die nächste große Öffnung mit dem Rundbogen als den ältesten Eingang, und die alte
Adlertür als ehemaliges Fenster anzusprechen. Bei dieser Eingangs-Verlegung, wie sie

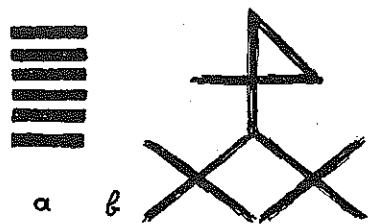


Abb. 4. 2 Steinmeißelzeichen. a 12. Jahrhundert, b 14. oder 15. Jahr-
hundert. (Zeichnung v. Verfasser.)

12. Jahrhundert als christliche Kapelle aus dem Felsgestein herausgemeißelt worden
wäre — dieser Ansicht ist Prof. Fuchs —, so würden sie bestimmt eine halbwegs an-
nehmbare Altarwand geschaffen haben. Eine solche Wand oder auch einen nur halbwegs
annehmbaren guten Platz für den ehemaligen Altar gibt es aber heute im ganzen Kultraum
nicht mehr. Die Südostwand, Abb. 5, an der nach Fuchs der Altar gestanden haben soll,
sieht wirklich nicht nach einer Altarwand aus, noch dazu in einem Raum, von dem er
sagt, daß er der Haupt-Kapellenraum der christlichen Kultanlage in den Externsteinen
gewesen sei. Oben in der Sonnenwarte (Sazellum), nach Fuchs die untergeordnetere
Kapelle, hätten sich alsdann die Mönche soviel Mühe mit der Altarwand gegeben, Aus-
meißelung der Nischen, Ständer und Rundfenster (Sonnenfenster), und hier in der

Hauptkapelle ist noch nicht einmal eine fein geglättete Altarwand. Auch die südwestliche
Längswand kommt für eine Altaraufstellung nicht in Frage; denn abgesehen von der
ungünstigen Himmelsrichtung würde der Altartisch zu weit in den Raum gestanden
haben. Diesen, für eine christliche Kapelle so fühlbaren Mangel empfindet auch Prof.
Fuchs sehr stark. Deshalb die Verwechslung von Tür und Fenster, die durch nichts
begründet werden kann. Dagegen sprechen aber alle Befunde, sowohl am Eingang (Adler-
tür) als auch an der Rundbogenöffnung, Abb. 7 und 8. Ich will hier nur die Stufe an
der Innenseite des alten Einganges anführen (Abb. 6). Um dieselbe auszusparen, hat
man den Steinboden im ganzen Kultraum 15 cm tiefer ausmeißeln müssen. Wenn hier
vormals ein Fenster gewesen wäre, so hätte man bestimmt die Tür 10 cm tiefer ange-
setzt, und die Stufe erübrigte sich. Denn war hier ein Fenster, so konnte doch zuvor
unmöglich diese Stufe vorhanden gewesen sein.

Warum nun eine derartige auffällige Vernachlässigung der Altarwand und eine so
gute, saubere, ja sogar außergewöhnlich saubere Tür und Rundbogenbearbeitung? Wo
hat in christlicher Zeit nach elfhundert der Altar gestanden? Denn daß einer vorhanden
gewesen war, ist eine Selbstverständlichkeit. Die Erklärung dieser für den christlichen
Zeitalterschnitt so wichtigen Frage gibt uns die Rundbogenöffnung. Diese große Öff-
nung, die ohne dichten festen Holzverschluß eine Benutzung
des Raumes im Winter zur Unmöglichkeit machte, ist niemals
eine Tür oder ein großes Fenster gewesen, sondern eine Rund-
bogennische, wie wir sie oben in der Sonnenwarte und am Fel-
sengrab heute noch sehen. Alle Anzeichen und Reste sprechen für
diese Annahme. Wie die Bilder der Fensteröffnung, sowie Grund- und Aufriß
zeigen, stehen sowohl links wie rechts große bis 60 cm vorspringende Reste der ehe-



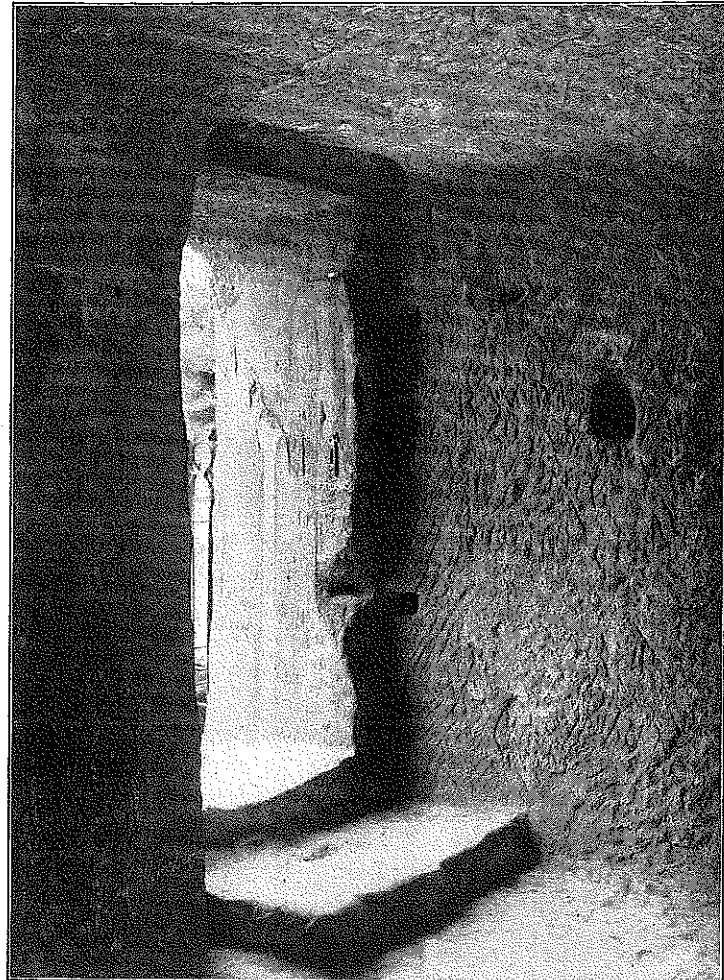
Kunst. Gave Hamkens

Abb. 5. Südostwand des Kultraumes. Links der alte ursprüngliche Eingang, rechts der ein-
mündende Petrusgang, von dieser Stelle ist Abb. 2 aufgenommen. Links oben neben der Tür
befindet sich die Weihenschrift aus dem Jahre 1115. Im Boden und in der Wand schräg ein-
gemeißelte Balkenlöcher, die dazu dienten, schwere Balken gegen die geschlossene Tür zu stemmen.

maligen Abschluß- oder Hinterwand der Rundbogennische. Schließen wir die Hinterwand, indem wir die Wandreste ergänzen, und fügen wir ihr ähnlich wie oben in der Sonnenwarte ein kleines Rundfenster ein, so wird wohl etwa der ursprüngliche Zustand der Rundbogennische wiederhergestellt sein. Nun ist eine Anzahl Fragen, für die es bisher sehr schwer war, eine annehmbare Lösung zu finden, geklärt. Vor allem ist die Erklärung für den weiten und hohen Lichteinfall der großen Öffnung gegeben (Abb. 1 schwarzer Pfeil). Dieser große Lichttrichter war für eine Tür widerfönnig, zwecklos und störend. Jetzt ist auch die Verschluffrage geklärt; die seitlichen äußeren Balkenlöcher, die wir in Höhe des Rundbogens außerhalb desselben sehen, gehören zum alten Fensterverschluß, wohingegen die Balkenlöcher an den Innenwänden

der Nische erst dem Holzverschluß der großen späteren Öffnung Halt gegeben haben, nachdem die Nischenrückwand nicht mehr vorhanden war (Abb. 7 und 8).

In dieser Rundbogennische dürfen wir nunmehr auch den Platz sehen, wo in christlicher Zeit der Altar gestanden hat. Also haben wir hier ein Gegenstück zu der Altaraufstellung und Unterbringung in einer Nische, wie sie oben im Sazulum gewesen ist. Die Himmelsrichtung ist hier an der ND-Wand ebenso günstig wie an der SD-Wand, wo Professor Fuchs den Altar unterzubringen versuchte; auch in der Sonnenwarte stand der Altar in der ND-Wand. Nunmehr ist die Feinbearbeitung und Säulenflankierung der Rundbogen-



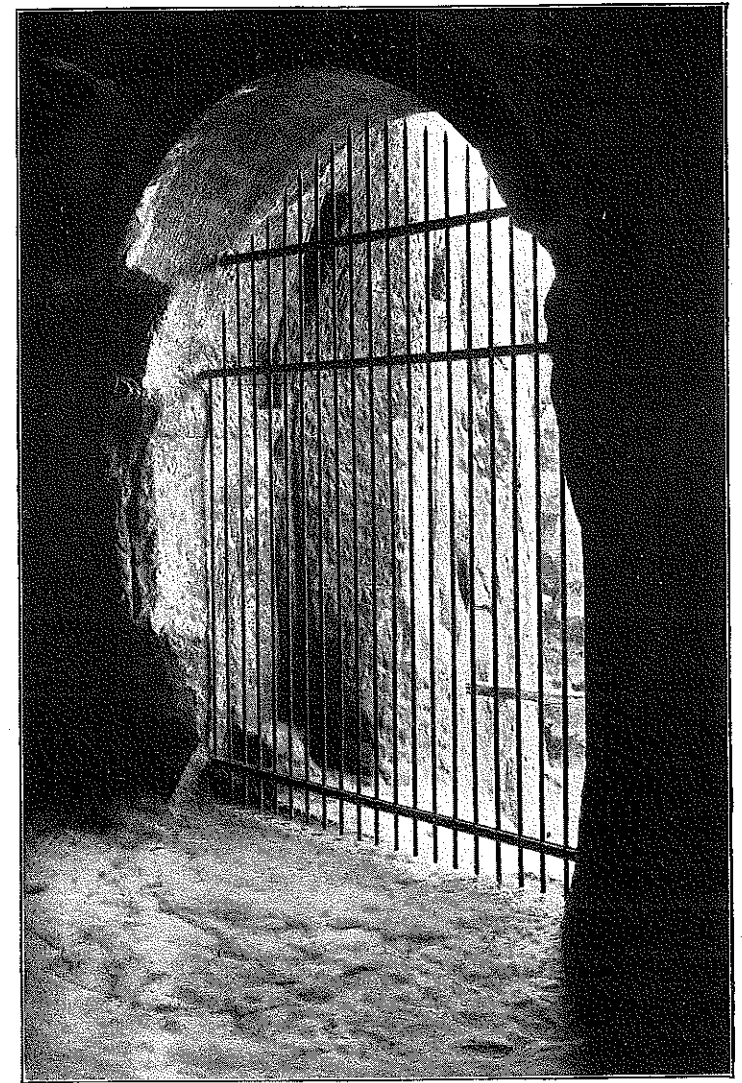
Aufn. Gabe Samtens

Abb. 6. Der alte ursprüngliche Eingang mit der Stufe, die beim Ausmeißeln des Felsenbodens ausgespart wurde. Neben der rechten Türleibung die beiden Böcher, in denen die Türangeln befestigt waren. Nach diesem Befund ging die Holztür zur SD-Wandseite hin auf, auch dies zeugt gegen eine Altarauftellung an dieser Wand, wie sie Prof. Fuchs annimmt. Das große Balkenloch in der Wand gab einem Balken Halt, der als Türverschluß diente.

nische verständlich, die aus dem 12. Jahrhundert stammen. Hierfür zeugt eins der frühesten und schönsten Steinmeißelzeichen, das wir an den Felsen kennen; es befindet sich auf der rechten Bogenseite Abb. 8 schwarzer Pfeil. Das Zeichen besteht aus sechs Breitmeißelkerbhieben, die wagerecht übereinander liegen. Es war bisher als solches nicht erkannt worden (Abb. 4a).

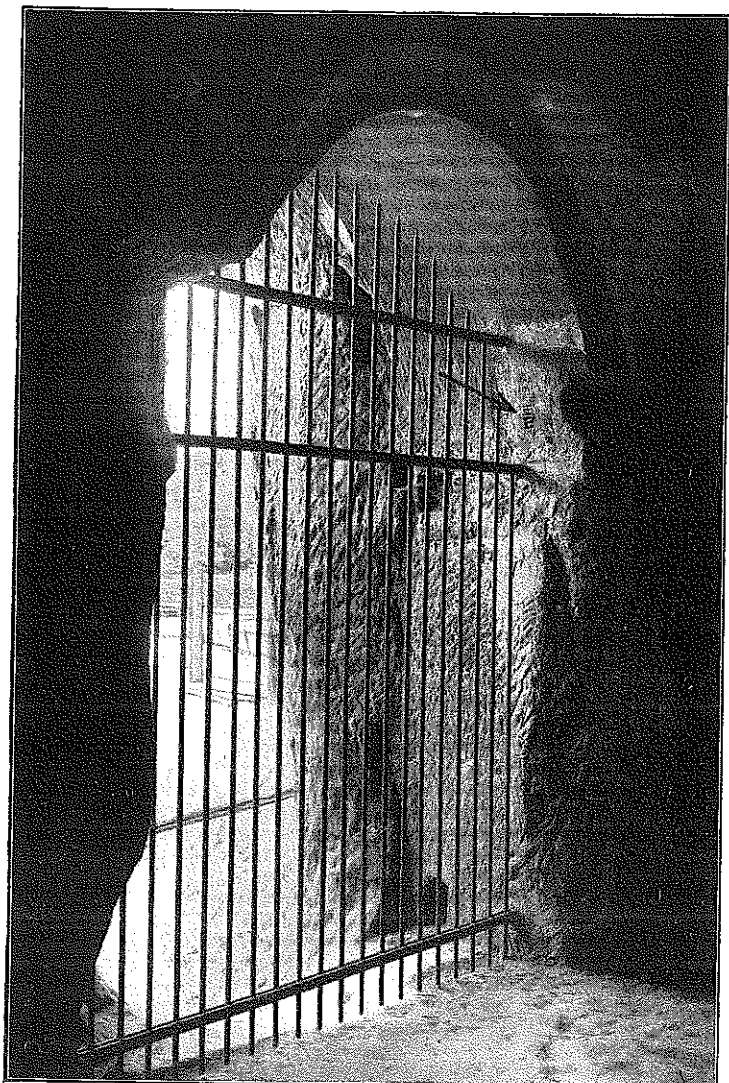
Die Feinbearbeitung der Rundbogennische ist mit dem Breitmeißel geschehen. Die oft gehörte Ansicht, daß die Feinbearbeitung der Wände oder einzelnen Flächen mit der sogenannten Fläche, einem schweren Steinmeißelwerkzeug in Gestalt eines Doppelbeiles, vorgenommen sei, ist ein Firtum. Ist die Verwendung dieses Werkzeuges, das eigentlich nur zur Bearbeitung aufgebänkter Werksteine, also zum Schlagen wogerechter Flächen benutzt wird, noch an den senkrechten Wänden zur Not möglich,

so ist ein Schlagen von Rundbögen über Kopf damit unausführbar. Hinzu kommt noch, daß die Fläche nur dann in Tätigkeit tritt, wenn zuvor die Steinfläche mit dem Kröhner gut zugeschlagen ist. Der Kröhner ist ebenfalls ein sehr schweres Steinmeißelwerkzeug, welches aus einer Reihe zusammengefügtcr Spitzeisen besteht. Die Grundflächen sind aber allenthalben nur mit dem Spitzeisen zugeschlagen. Da nun aber die Spitzeisenbearbeitung so grob und rauh ist, ist die Feinbearbeitung auf diesen Flächen nur mit dem Breitmeißel möglich. Die Steinmeißeltechnik, wie überhaupt die gesamte Steinbearbeitung, ist eine der wichtigsten Fragen an den Ex-



Aufn. Gabe Samtens

Abb. 7. Rundbogennische linke Seite. Diese große Öffnung ist mit Bestimmtheit ehemals eine Rundbogennische und durch eine äußere Abschlußwand geschlossen gewesen. Die Reste dieser Abschlußwand stehen noch bis zu 60 cm vor (hinter dem Gitter). In der oberen Hälfte dieser Abschluß- und Hinterwand dürfen wir ein ähnliches Fenster wie oben in der Sonnenwarte annehmen. Alles deutet darauf hin, daß hier in christlicher Zeit der Altar der christlichen Kapelle gestanden hat.



Aufn. Hage Hamtens

Abb. 8. Rundbogennische rechte Seite. Auch diese Seite zeigt deutliche Reste der äußeren Abschlußwand. Oberhalb der mittleren Querstange des Eisengitters, wo dieselbe in die Wand eingelassen ist, befindet sich das Steinmetzzeichen aus dem 12. Jahrhundert (schwarzer Pfeil).

versuche, will ich zuvor die Erklärung, die Fuchs für diesen schmalen Gang gibt, anführen:

„Von viel größerer Bedeutung für die Zeit der christlichen Kultstätte an den Externsteinen scheint mir der zweite Nebenraum ganz anderer Art zu sein, der sich am Südostende des Hauptraumes, und zwar rechts in südöstlicher Richtung, anschließt und zu dem man durch einen schmalen Zugang über drei unregelmäßige Stufen gelangt. Außer von Giefers, der hier die ursprüngliche Stelle des Grabes Christi vermutete, die wegen ihrer Enge aufgegeben worden wäre, ist bisher keinerlei Deutung dieses Raumes versucht worden. Während nun der Hauptraum und die Sakristei nur ganz ausnahmsweise den unberührten natürlichen Felsen zeigen, dagegen ganz vorwiegend die Zurichtung der

ternsteinen, die unbedingt in einer ausführlichen Arbeit behandelt werden muß.

Zu welcher grobsaligen Schlußfolgerungen das Nichtvertrautsein mit dem Felsgestein führen kann, sehen wir bei Prof. Fuchs. In seinem Buche ist er immer wieder durch diese Unkenntnis des Materials zu falschen Schlüssen gekommen; besonders im unteren Kultraum bei der Deutung des zweiten Einganges, dem sogenannten Petrusengang, der gegenüber der alten Tür in der Südecke des Raumes beginnt. Abb. 5. Dieser schmale, stellenweise nur 60 bis 70 cm breite Gang durchbricht das Felsgestein hinter der Kreuzabnahme und kommt links des Bildes etwa 75 cm von der Bildkante aus dem Felsen.

Grundrißzeichnung Seite 5 Abb. 1 und Abb. 3b. Ehe ich diesen Gang zu deuten

Wände und Decken durch menschliche Bearbeitung erkennen lassen, finden wir den südöstlichen Nebenraum durchaus im Charakter einer natürlichen Höhle, bei der die Spitzhade nur in den unteren Partien soviel nachgeholfen hat, daß sie einigermaßen passierbar wurde. In der Bodenpartie erscheint dieser Raum gangartig schmal — er hat dort teilweise nur eine Breite von 65 cm —, aber vom Boden aus weitet er sich beiderseits aus bis zu einer größten Breite von 2,55 m bei 2,90 m Höhe. Seine Decke, die keine Spuren der Bearbeitung zeigt, hat die Gestalt einer geradezu auffallend regelmäßigen Kuppel. Wir können deshalb den Raum kurz die Kuppelhöhle nennen. Sein Befund beweist, nebenbei gesagt, daß die Felsen der Externsteine mit natürlichen Hohlräumen, wie es scheint von rundlicher Form — man spricht deshalb oft von Sandsteinblasen —, durchsetzt sind, und man darf wohl annehmen, daß diese natürlichen Hohlräume zur Ausgestaltung der Kulträume Anlaß geben. Daß man nun diesen Kuppelraum im Gegensatz zu den anderen Räumen in seiner natürlichen Gestalt belassen hat, muß seinen besonderen Grund haben, und wir sehen ihn darin, daß er als Kreuzauffindungsgrotte gelten sollte, weil auch in Jerusalem diese Grotte eine unbearbeitete Felsenhöhle war. Diese Deutung des Raumes wird noch bestätigt durch die Lage zum Hauptraum und zu dessen vermutlicher Altarstätte. Den Altar des Hauptraumes, der Kreuzkapelle, können wir uns, wie schon gesagt wurde, nur an der Südostwand denken. Genau wie bei der Kreuzauffindungsgrotte in Jerusalem liegt in Externstein der Zugang zur Kuppelgrotte rechts vom Altar nach Südosten hin. Genau wie in Jerusalem jene Grotte der Kreuzauffindung, war auch die Kuppelhöhle in Externstein ein fensterloser finsterner Raum, der nur mit Licht betreten werden konnte. Dafür spricht der Umstand, daß die Einrichtungen, die im heutigen Zustande der Kuppelhöhle Licht zubringen, deutlich Merkmale eines späteren Eingriffs in den ursprünglichen Bestand zur Schau tragen. Sie erhält heute Licht durch ein kleines unmittelbar auf dem Boden befindliches Schließfenster und durch die Öffnung der südöstlichen Tür, die wir wegen der neben ihr ausgemeißelten Petrusfigur die Petrustür nennen wollen. Die Anbringung des Schließfensterchens bedeutet einen ersten noch schonenden Eingriff in das vorher schon Geschaffene, die Ausführung der Petrustür dagegen einen recht rücksichtslosen. Über das Schließfenster ist schon viel hin und her geraten worden. Man will hier eine Abflurinne sehen, deren Zweck aber völlig unklar bleibt. Der Schacht, der zu der Öffnung führt, hat nichts, was an eine Rinne erinnert. Der Boden ist ganz flach und nicht gehöhlt wie bei einer Rinne. Eine solche wäre doch auch an der Außenseite wohl röhrenförmig in Erscheinung getreten, wie der Abflurkanal in der Sakristei. Wozu hätte man ferner der Ausflußöffnung eine hohe, schlante, nicht unten wie bei einer Rinne, sondern wie bei einem Fenster oben gerundete Form gegeben? Diese Form ist typisch für sog. Schließfenster, wie sie sich schon in karolingischer Zeit, z. B. an dem Westwerk von Corvey, finden und von da ab in allen Jahrhunderten besonders an Treppentürmen, usw.“

Die Deutung des schmalen Ganges als „Kreuzauffindungsgrotte“ ist der Höhepunkt der falschen Schlußfolgerungen, zu denen Prof. Fuchs im Nichtvertrautsein mit dem Felsgestein, in seinem Buch „Im Streit um die Externsteine“ gekommen ist.

Wie die Grundrißzeichnung Abb. 1 im Heft 1 Seite 5 Nr. 3d und Abb. 3 dieser Abhandlung zeigen, müssen wir den Gang in zwei Teile trennen. Der erste dem Kultraum zunächst liegende Teil ist von großer Geräumigkeit und stellenweise höher als der Kultraum selber. Wir dürfen diesen Teil des Ganges als den ältesten ansehen. Vieles spricht für die Annahme, daß hier ein schräger Aufgang mit Stufen geplant war, vor allem die höhere Ausmeißelung der Decke. Auch die Stufen, die hier gewesen und zum Teil noch erhalten sind, finden in dieser Annahme eine Erklärung. Warum dieser

geplante Aufstieg aufgegeben wurde und man sich alsdann mit der Ausmeißelung des niedrigen, kaum Manneshöhe erreichenden, schmalen, winklig ansehenden Ganges begnügte, wird wohl immer ein Rätsel bleiben. Dieser zweite Teil des Ganges ist es nun, den Prof. Fuchs als „Kreuzauffindungsgrotte“ anspricht. Hierzu verleitete ihn die eingestürzte Decke. Wie der Querschnitt D 17 und Längsschnitt B 6 auf Abb. 3 zeigen, erweitert sich der Gang an einer Stelle kuppelartig. Die Erweiterung ist dadurch entstanden, daß der Gang an dieser Stelle einen wasserführenden Spalt von Zentimeterbreite in der Decke hat. Abb. 3 D 18. Der Felsenpalt, der, wie gesagt, kaum 1 cm breit ist, wurde bei der Ausmeißelung des Ganges von den Werkleuten angeschnitten. Könnte ehemals bei feuchtem Wetter das Wasser, welches von der Felsenoberfläche kommt, ungehindert in diesem Spalt zur Erde fließen, so verteilt es sich nach der Ausmeißelung an der Decke, hier mit seinen Zerstörungskräften im Laufe der Zeit durch Gesteinsabsprengungen den Hohlraum der Kuppel bildend. Frost und Wasser sind auch heute noch ununterbrochen an der Arbeit, die Wölbung zu vergrößern. Jederzeit kann man sich von dem Lösen kleinerer oder größerer Stücke, die schalenförmig abspringen, überzeugen. Bei anhaltendem Regen ist die Wasserzufuhr durch den Spalt so stark, daß es zur Petrustür herausläuft. Der Felsen ist dann an dieser Stelle des Ganges durch und durch mit Wasser getränkt. Aber die Kräfte von Wasser und Frost konnten ihr Zerstörungswerk erst nach der Anlage des Ganges ausüben, denn erst durch dessen Schaffung war der Raum für abspringendes Gestein gegeben. Diese Ausführungen erübrigen wohl ein näheres Eingehen auf die falsche Schlussfolgerung von Prof. Fuchs; denn da zuerst der Gang war und nicht die eingestürzte Decke, so kann bei der Anlage des Ganges von einer „Kreuzauffindungsgrotte“ niemals die Rede gewesen sein.

Wozu hat nun dieser Gang gedient und weshalb ist er ausgemeißelt und angelegt worden? Die Antwort auf diese Frage ist so einfach und so weit entfernt von einer „Kreuzauffindungsgrotte“, daß sie eines gewissen Humors nicht entbehrt. Der sogenannte Petrusgang ist nämlich nichts anderes als ein schlichter Gang, der in den Hof führte, und zwar in einen Hof, der an den Externsteinen vorhanden gewesen ist und von dessen Dasein noch nie die Rede war. Diese Antwort klingt für den Kenner der Externsteine wie ein Scherz und entspricht doch der Wirklichkeit.

Abb. 9. Grundrisszeichnung der drei nordwestlichsten Externsteinfelsen, nördlich der heutigen Straße Paderborn–Hameln, mit eingezeichneten alten Auf- und Umgängen. Bedeutung der Zahlen: 1 Ehemaliger alter Hellweg Paderborn–Hameln, der in jüngerer Zeit zwischen Felsen 3 und 4 verlegt worden ist. Diese Straße verschwindet demnächst. 2 Aufgang, zum Teil Treppen, zum Teil schräger Anstieg, der an und um das Felsengrab zum unteren Kultraum führte. 3 Felsengrabblock. 4 Der zum größten Teil zerstörte Vorfelsen 1b. 5 Vorplatz zwischen Felsen I und Vorfelsen 1b. Dieser Platz hat in frühgeschichtlicher Zeit sicherlich ein groß Teil der germanischen Kulthandlungen gesehen. 6a Steilabhang. 6 Germanischer Steinisch. 7 Unterer großer Kultraum. 8 Sog. Petrusgang. 8a Petrustür. 9 Kleiner Innenhof. Dieser kleine wall- und mauergeschützte Hof ermöglichte es, zu jeder Zeit alle Felsen und oberen Kulträume ungehindert erreichen zu können. 10 Behnwall mit Trockenmauer aus großen Sandsteinblöcken. Der Wall trug mit größter Wahrscheinlichkeit einen Holzwehrgang, der an den Felsen in Balkenlöchern verzapft war. 11 Treppenaufgang über Felsen 1a zum Kopf des Felsen 1. 12 Frühgeschichtlicher Felsenraum auf Zwischenfelsen 1a. 13 Großer frühgeschichtlich germanischer Holzraum, der über Raum 12 zwischen Felsen 1 und 2 in großen mächtigen eingemeißelten Balkenlöchern eingebaut war. Dieser Raum hatte schätzungsweise eine Höhe von 6 m. 14–15–16 Grundflächen von Holz und zum Teil Steinräumen auf dem Kopf des Felsen 1, die wir nach allen bisherigen Feststellungen als germanisch und frühgeschichtlichen Ursprunges ansprechen dürfen. 17 Aufgang durch den Felsenpalt zum Felsenkopf. Dieser Aufgang konnte durch Fortnehmen der anzunehmenden Holzleitern leicht unzugänglich gemacht sein. 18 Vorfelsen 1c. 19 Zwischenfelsen 1a. 20 Alter Aufgang, der über die sog. Kanzel um und über Felsen 3 zur Sonnenwarte und Fminisul emporführte. 21 Vermutlicher Grundriß eines frühgeschichtlichen Holzraumes. 22 Sonnenwarte. 23 Treppe zur Fminisul. 24 Standort der Fminisul. 25 Felsblöcke vom Felsen 3? 26 Wackelstein. Die Felsen tragen römische Zahlen.

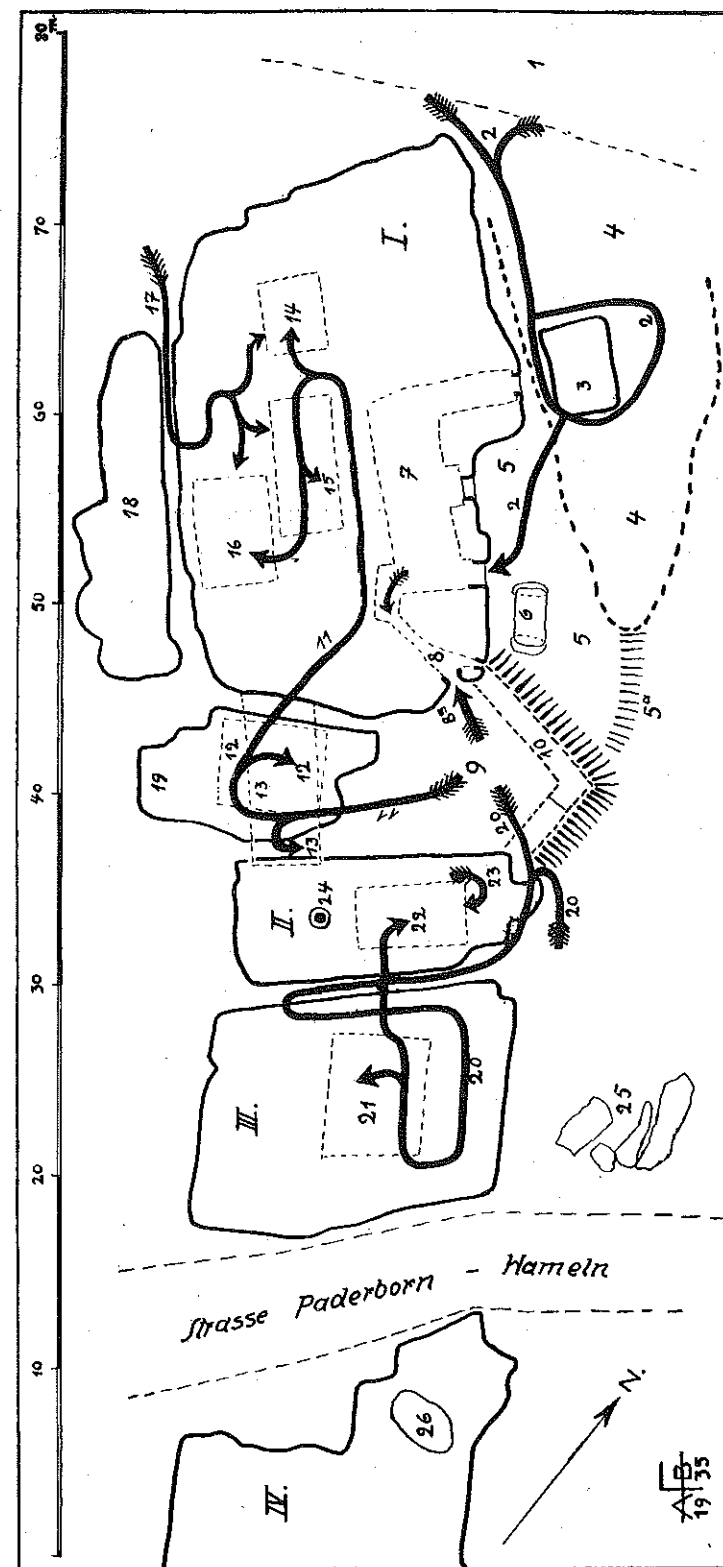


Abb. 9. Erklärung siehe Seite 78. (Zeichnung vom Verfasser.)

Meines Wissens ist noch nie von dem als Zentralanlage des ganzen Heiligtums dienenden bedeutsamen Platze vor den zwei Aufgängen geschrieben und gesprochen worden. Es ist aber undenkbar, daß dieses große vielgestaltige Heiligtum ohne einen solchen zum feierlichen Eintritt, Empfang und Ausgang bestimmten Platz oder Raum, den wir auf Teudts Vorschlag Vorhof nennen wollen, gewesen sein könnte. Sehen wir uns daraufhin die Reste des germanischen Heiligtums genauer an, so finden wir allenthalben an den erhaltenen Eingängen und Fensteröffnungen der Kulträume Balkenlöcher und Ausmeißelungen, die auf kräftige Holzvorrichtungen zum Schutz oder Verschuß schließen lassen, die ein beliebiges ungeordnetes Betreten der heiligen Stätten verhinderten. Besonders starke Vorkehrungen sehen wir auch an der Türe des unteren Kultraumes Abb. 5 und 6 und in der Fensteröffnung der NW-Wand der Sonnenwarte. Ferner finden sich an den Aufgängen Balkenlöcher, die so angebracht sind, daß sie nur als Halt für Abperrungen und Türen gedient haben können. So sehr nun diese Schutzvorrichtungen darauf hindeuten, daß gegen unbefugtes Betreten der einzelnen Räume Sorge getragen war, so muß doch außer diesen Einzelsicherheiten ein Gesamtschutz des Heiligtums vorhanden gewesen sein; — zumal wir in den Räumen Werte und Kostbarkeiten vermuten dürfen. Sicherlich trug auch die holzgeschnitzte Irminsul eine reiche Vergoldung. Die Untersuchungen, die ich auf diese Fragen hin an den Felsen anstellte, führten mich zu Entdeckungen und Erkenntnissen, die das gesamte germanische Heiligtum nach einem wohl durchdachten Plan angelegt erscheinen lassen, und in diesem Plan ist ein ausreichender Schutz sowie ein Vorhof oder eine Vorhalle vorhanden gewesen. Diese Einrichtung ist in ihrer Einfachheit verblüffend und großartig. Sie bestand darin, daß alle Aufgänge von einer Stelle aus ihren Anfang nahmen und dieser Platz außergewöhnlich geschickt gewählt und ebenso geschickt hergerichtet war. Auf diesen Platz oder Innenhof, wie wir weiterhin sehen werden, führte der Petrusgang. Somit war auch der untere Kultraum mit allen anderen Räumen und Aufgängen verbunden, und das war Sinn und Zweck des Petrusganges.

Auf welcher einfache Art die Alten dieses sachliche Bedürfnis des Heiligtums erfüllt haben, zeigt Abb. 9. Zwischen Felsen I und Felsen II (Turmfelsen mit der Sonnenwarte) befindet sich bis 8 m zurückliegend der Zwischenfelsen Ia. Die drei Felsen bilden hier einen von drei Seiten vorzüglich umwandeten Platz, den die Alten durch eine starke Einhegung auch nach der Nordostseite abschlossen. Bei der Ausgrabung wurde die Trockenmauer (Abb. 1 Heft 1 1935 auf Seite 5 [Nr. 11]) freigelegt, die den Kern der Umhegung und den festen Halt für die Aufschüttung des Platzes bildete. An der NO-Spitze ist die Trockenmauer heute noch 1,75 m hoch. Die Mauer besteht aus großen Sandsteinblöcken, die roh zugeschlagen sind. Von außen ist die Trockenmauer mit einer gewaltigen festen Lößlehmputz angestampft worden. Die Bauweise der Anlage mit dem Trockenmauerkern entspricht der Art, wie wir sie an vielen frühgeschichtlichen Wallburgen finden. Auch hier an den Externsteinen dürfen wir auf dieser Einhegung des Vorhofes eine Holzwehr als Bekrönung annehmen, dafür zeugen die Balkenlöcher an den Felsen. Von diesem geschützten Hof konnten alle Kulträume des großen weitverzweigten Heiligtums erreicht werden. Dieser prachtvoll und zweckmäßig angelegte Hof bot die Bewegungsfreiheit, den Schutz und den Frieden für alle Aufgaben, die im Heiligtum zu erfüllen waren.

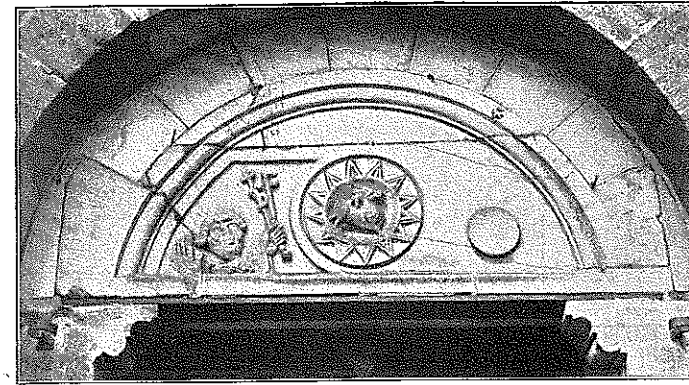


Bild 1: Südosttor der Kirche zu Bücken. Bemerkenswert ist der dreizehnstrahlige Stern mit der heute noch üblichen Darstellung des Tierkreiszeichens Steinbock in der Mitte. Es handelt sich wohl um ein Mittwinterzeichen; denn der Steinbock ist das erste Monatszeichen nach der Winterwende. Mit ist noch die glatte Scheibe rechts. Der Mann links ist spätere Überarbeitung; denn das Bild erscheint hier tiefer im Gestein.

Bild 2: Südmauer der Kirche zu Amlungsborn (ehemals Zisterzienserkloster). Das Rab- oder Jahreskreuz mit den nach oben und unten gekehrten Arten zu beiden Seiten deutet Wirth als Zeichen der Winterwende. Dazu stimmt die Anbringung an der Südmauer.



Bild 3: Kirche von Lohe bei Nienburg. Das Bild wird als Abfaldonsdarstellung gedeutet. Der Hinweis auf den am Baume hängenden Odin erscheint näher.

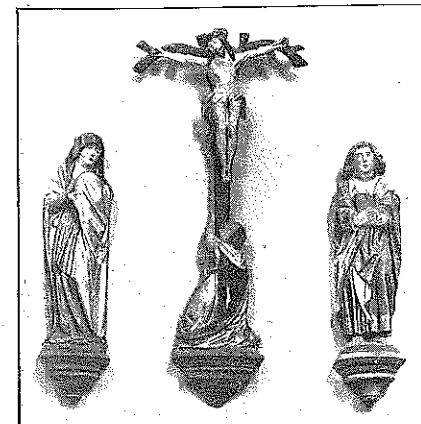
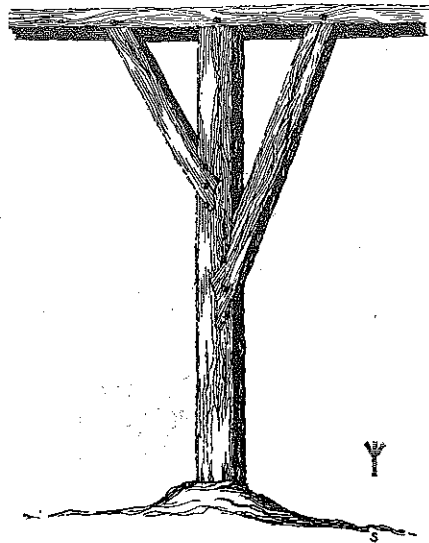


Bild 4: Die zweitälteste Kirche Deutschlands, St. Michel in Fulda, hat eine verhältnismäßig seltene Kreuzigungsgruppe. Die Kreuzform mit den nach unten gebogenen Armen gibt es noch in Köln, Elbing und Erfurt.

Dorchristliche Stimbilder an und in Kirchen
Die Bilder wurden von Herrn Pastor Bode-Bremen Herrn W. Teudt zur Verfügung gestellt.

Herd- und Hochsäulen im altnordischen Haus als Träger alter germanischer Glaubensvorstellungen

Von Dr. Ing. Friedrich Saefstel, Heide/Holstein



Die Gemeinschaft des Nordens entstand auf Grund eines gemeinsamen Wirkens und Schaffens, sie ist daher ursprünglich eine „Herd- und Hausgemeinschaft“. Aber im Gegensatz zum Süden ist hier eine Gemeinschaft nur auf weltanschaulicher Grundlage möglich. Das Gehöft ist nicht „Haus des Einzelnen“, ist vielmehr immer Gemeinschafts- und Sippenhaus, wie wir es uns als Beispiel auch auf keltischem Boden in Wales im walisischen Haus „ty“ der freien Waliser vor Augen führen können, von dem berichtet wird, daß es stets mehrere Familien der gleichen Sippe, zumindest aber die drei lebenden Geschlechterfolgen einer Familie aufnahm. Und gleichfalls im Gegensatz zum Süden steht im Reich der Nordmänner das Religiöse als „Weltanschauung“ nicht gesondert da, steht nicht außerhalb vom Menschen und außerhalb des Geschehens, sondern es steht in ihm, in seinem ganzen täglichen Leben und auch in dessen Aufbau.

So kommt es auch, daß das altnordische Haus voll ist von Dingen, die zwar von dieser unserer Welt sind, aber doch auch dem gefühlten Jenseitigen dieses Lebens angehören. Der Hausfriede ist in Wirklichkeit der Herdfriede; der Haushalter ist in Wirklichkeit der Hüter des Herdfeuers und als dieser ist er auch Vertreter des Geheimnisvollen über uns, des „Sehnen von Oben“, daher obliegt ihm auch das Gebet am Tisch, daher wird er auch Wahrer aller Pflichten gegenüber Sippe und Gemeinschaft. Die Pflege des Herdfeuers führt zum vierfachen täglichen Opfer, das als altes nordisches Herdfeuergesetz Erbt uns wieder herausgearbeitet hat:

Schützt Gäste und Schutzbedürftige,
Opfert und betet zu den Göttern,
Ehret Eltern und Ahnen!

Das Haus besaß Heiligtümer, und man nahm sie für alle Feste in Anspruch. Verlobung und Hochzeit waren mit ihrem Brauchtum an das heilige Herdfeuer geknüpft; für die Eheschließung war, wenn sie die Begründung einer neuen Haushaltung bedeutete, die Entzündung des Hochzeitsfeuers die wichtigste Handlung.

Voll geheimen inneren Lebens und voll schwerwiegender Bedeutung im Glaubensleben unserer Vorfahren standen neben dem Herd auch die heiligen Hochsäulen, welche mit den anderen Hochsäulen zusammen das Dach trugen, gegenüber diesen aber durch geheimnisvolle Beziehungen zum Unsichtbaren über uns ausgezeichnet waren. Von ihnen wissen wir aus den isländischen Sagas, daß sie zur Zeit der Landnahme auf Island von den freien Obalsbauern aus dem alten Heimatland Norwegen mitgenommen und im Anblick von Island vom Schiff aus dem Meer übergeben wurden. Wo Wind und Wellen, d. h. also das Schicksal, das Gott ist, die Säulen hintrug, dort gingen die Landsucher an Land und bauten auf geeignetem Platz ihr Haus, eben mit Hilfe dieser alten, hehren, ihnen heiligen Hochsäulen.

1. Fletssäule, Kreuzbaum und Hausbaum im „Sachsenhaus“

Von der Volkskunde her kennen wir auch noch eine andere, aber höchst seltene Hausssäule, die zwar schon immer als ein vermutliches Reststück aus dem alten, frühgeschichtlichen Haus der Germanen angesehen worden ist, dessen ursprüngliche Bedeutung und Herkunft uns aber nur eine eingehende hausgeschichtliche Betrachtung erarbeiten kann. Das ist der „krüzboom“, also der „Kreuzbaum“ des alten Sachsenhauses. Mit ihm wollen wir die Reihe der heiligen Hochsäulen beginnen.

Aus dem älteren Schrifttum auf dem Gebiet der Hausforschung ist der Kreuzbaum nur durch Meyborg und Rhamm bekannt. Aber schon zu ihrer Zeit war sein Vorkommen so selten, daß beide dies betonen und besonders Rhamm es unendlich bedauert, wie wenig das Verschwinden dieser damals schon so rätselhaft anmutenden Erscheinung vor seiner Zeit beachtet worden ist. Er ist dann, wie er schreibt, 10 bis 15 Jahre lang dem Vorkommen solcher Kreuzbäume nachgegangen und berichtet über sie das Wenige, was er noch feststellen konnte:

Auf dem „Flet“ alter Sachsenhäuser, also dem hintersten, gepflasterten Teil ihrer großen Mittelböden, stand in Einzelfällen noch der „krüzboom“, eine Holzstütze, in unmittelbarer Nähe des Herdes.

Er stand als Tragsäule unter jenem Mittelbalken, der in gleicher Richtung wie die Balken über der Mittelböden des Hauses verläuft und die Decke über dem Flet bildet. Während jeder andere Bödenbalken aber an seinen beiden Enden auf je einer Stütze aufgelagert ist, legt sich dieser Fletbalken an beiden Enden auf den „Luchtbalken“ auf,



Aufn. Kallit, Husum

Abb. 1. Diele im „Ostenfelder Haus“ in Husum, mit dem Blick auf Flet, Herd und Kreuzbaum (neben dem Herd und unter dem Fletbalken stehend).

durch den die hier fehlenden beiden Stützen abgefangen werden. Denn das Wesentliche vom „Flet“ gegenüber der „Diele“ ist dies: es ist kein Teil der großen Mitteldiele des Hauses, auch keine bloße Verlängerung von ihr, denn es reicht quer durchs ganze Haus von der einen Außenwand bis zur andern. Anscheinend als eine notwendige Zwischenstütze zwischen diesen Luchtbalken-Auflagern steht unter dem Fletbalken der Kreuzbaum. Er stützt ihn jedoch nicht unmittelbar, sondern durch ein auf ihm liegendes Kopfholz. Bemerkenswert erschien früher, daß er meistens auf ungefähr der Hälfte seiner ganzen Höhe zwei kurze Querarme trug, die in gleicher Richtung wie sein Kopfholz verliefen, also gleichlaufend zum Fletbalken, und genau wie dies Kopfholz durch Kopfstreben oder Knaggen gegen ihn abgestützt waren. In einigen Fällen waren diese unteren Arme nicht mehr vorhanden oder nicht in Holz ausgeführt, sondern bestanden aus einem durchgesteckten Eisenstab.

Nach diesen unteren Querarmlen soll er „Kreuzbaum“ heißen. Die Bedeutung oder der Zweck dieser unteren Querarme erschien nicht ganz klar. Fast überall wurde das Licht auf einen der Arme gestellt, oder es hingen andere Gegenstände an ihm, die die Hausfrau in seiner Nähe für ihre Verrichtungen brauchte, wie Wasserkessel, Wassereimer oder das Handtuch. Saß die Familie wintertags am Feuer des Herdes, dann war der Platz der Hausfrau stets neben dem Kreuzbaum, und sie lehnte sich bei ihrer Handarbeit an ihn. —

Nur solange wie auf dem Flet der Herd freigestanden hat, konnte sich der Kreuzbaum als Fletsäule erhalten. Beide, Herd und Säule, sind ja eng aneinander geknüpft, und sobald der Herd in der uns genugsam bekannten Weiterentwicklung des Sachsenhauses an die Rückwand des Flets heranrückte, also nicht mehr frei auf ihm stand, wurde die Entfernung zwischen Säule und Herd zu groß. Die Säule blieb ja unter dem Fletbalken stehen und mußte hinderlich erscheinen, weil sie jetzt ganz frei auf dem Flet stand. Deshalb wohl ist sie dann auch manchenorts entfernt worden, jedenfalls wurde Rhamm von solchen Fällen noch mündlich erzählt.

Damit wird uns das eine klar: die Fletsäule steht auf dem Flet neben der alten, ersten, ursprünglichen Feuerstelle des alten Sachsenhauses. Sie stammt mithin aus einer frühen Zeit, in der dem Herdfeuer auch noch eine symbolische Bedeutung zugesprochen wurde. Daher war also auch sie eng mit dem Leben um das Feuer und mit seinen Gebräuchen verknüpft. Zu der Zeit, wo wir diese Fletsäule als „Kreuzbaum“ eben noch fassen können, also in der Mitte und dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, hat sie bestimmt keine konstruktive Bedeutung mehr im Haus gehabt. Als eine wirklich notwendige Unterstützung für den Fletbalken kann sie nicht angesehen werden, denn dieser war nicht sonderlich mehr belastet als die anderen Balken über der Mitteldiele auch, und diese kannten keine Unterstützung durch Zwischen Säulen, die frei auf der Diele standen. Zudem mußte Rhamm schon feststellen, daß der Kreuzbaum niemals genau in der Mitte unter der freien Länge vom Fletbalken stand, vielmehr immer etwas zur Seite, daß ferner seine Stellung überall verschieden war, ja daß er in zwei ihm bekannten Fällen nur mit einem Abstand von zwei Fuß neben dem Luchtbalken, also fast schon neben dem Auflager des Fletbalkens, gestanden hat. Das sind alles Zeichen dafür, daß er nicht mehr zwingendes, konstruktives Bauglied gewesen ist.

Der Kreuzbaum ist also nur als ein symbolisches Bauglied neben dem Herd gebraucht worden, dessen Stelle auch nicht immer eindeutig genau die Mitte vom Flet gewesen ist. Als der Herd an die Rückwand des Flets rückte und nur noch nüchtern Kochstelle war, verschwand auch der Kreuzbaum aus den alten Häusern und aus der Landschaft. Er lebte nur solange, wie um den freistehenden Herd gelebt, gewohnt, gefeiert und geopfert wurde. Als er verschwunden war, mußte auch der Fletbalken seine Last allein, ohne Zwischenstütze tragen. Aus welchem Ursprung heraus kam aber der Kreuzbaum ins

Sachsenhaus? In einem früheren Bauzusammenhang muß er doch ein wirklich tragendes Bauglied gewesen sein. Wo war er als Fletsäule so unumgänglich notwendig, daß ohne ihn die Decke oder das Dach wirklich nicht halten konnten? Einmal muß ihm seine konstruktive Wichtigkeit seine ursprüngliche Bedeutung und schon eine gewisse Heiligung eingebracht haben!

Zunächst hilft uns hierbei sein Verbreitungsgebiet. Trotz der geringen Anzahl aller Fundstellen erscheint sein Vorkommen geschlossen:

Bei Lauenburg kam er unter der Bezeichnung „krüzboom“ vor,
bei Lüneburg als rämpal oder rämpstötte (Ramstütze),
bei Buchholz als päl oder piler,
in Ostfeld bei Husum wieder als „krydsboom“,
bei Segeberg als piler und Säule,
und auch bei Mölln war ein Fall bekannt.

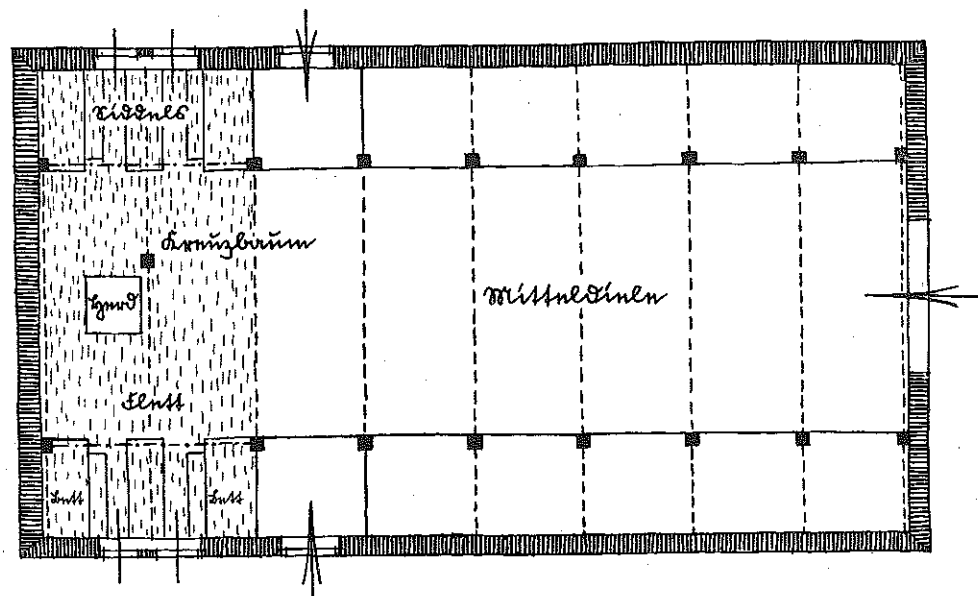
Auch das als „dithmarscher Bauernhaus“ in Meldorf aufgestellte Altsachsenhaus aus Odderade, Kreis Süderdithmarschen zeigt im Fletbalken (1 m neben seinem nördlichen Auflager) ein Zapfenloch, das nach meiner Untersuchung nur auf das frühere Vorkommen eines Kreuzbaumes zurückgeführt werden kann.

Wie Rhamm schon seinerseits bemerkte, beweist das Vorkommen in Ostfeld als der nördlichsten Spitze des Sachsenhausgebietes, daß der Kreuzbaum dem Alt-Sachsenhaus-Gebiet zuzurechnen ist, von dem aus die sächsischen Stammeswanderungen und der Namen der Sachsen ausgegangen sind. In seiner Verbreitung hat er die Grenze Braunschweigs nicht überschritten, mithin können wir ihn als allgemein verbreitet in die Zeit zurückversetzen, ehe die Sachsen nach England gegangen waren. Dieses Land kennt zwar ein altsächsisches Haus, nicht aber das Niedersachsenhaus der späteren Entwicklung. Und der krüzboom ist als Fletsäule noch eindeutig an das alte Sachsenhaus gebunden.

Wie Skandinavien hat England früher vornehmlich das Firstdach gekannt, d. h. eine Dachkonstruktion ohne besondere Sparrengebilde, auf denen Querlatten und dann erst die Dachdeckung liegen. Vielmehr ist dicht unter dem First ein Firstbalken vorhanden, auf den von den Außenwänden oder Wällen des Hauses her — und zwar dicht an dicht — „Rosen oder Rasen“ gelegt sind, die altnordisch „rapt(r)“ heißen. Das sind einfache Hölzer, oft auch stärkere Äste usw., auf denen gleich die Dacheindeckung liegt. England kennt auch keine Sparren, sondern „rafter“, angelsächsisch „raefter“. Zur Unterstützung dieses Firstbalkens sind Säulen notwendig, die dann mitten im Haus stehen müssen. Ist der First nur kurz, so genügt nur eine Säule mitten im Haus, wie der „stapol“ der Halle „heorot“ (Hirsch) im Beowulflied oder der Eichbaum in der Halle des Königs Wölfe. Ist der First nur wenig länger, so müssen mindestens zwei Mittelstützen unter dem Firstbalken vorhanden sein, von denen dann die eine mitten auf dem Flet zu stehen kommt. Die alten Dächer waren ja alle allseitig abgewalmt.

Die Lebenswichtigkeit derartiger Säulen, von denen das ganze Dach getragen wurde, brauchen wir nicht erst zu betonen. Wie sehr sie auch durch die Rechtsprechung schon im alten gemeingermanischen Recht geschützt waren, wissen wir aus dem oberdeutschen Hausgebiet durch die lex bajuvorum und die lex alemannorum. Schon aus dieser Rechtsprechung heraus ist ihnen eine gewisse Heiligung erwachsen.

Als das Sachsenhaus sich entwickelte, als es statt des „Rosendaches“ ein „Sparrendach“ erhielt, entfielen Firstbalken und Mittel Säulen ganz. Nur auf die Fletsäule wollte man nicht ganz verzichten, da ihr inzwischen eine bestimmte symbolische Bedeutung zugefallen war. Worin dieselbe bestanden hat, wissen wir nicht. Aber wir können es an der Hand der anderen Schlüsse über heilige Hofsäulen wohl vermuten. Aus ihrer Bezeichnung als „Kreuzbaum“ läßt sich natürlich nicht schließen, wie man es noch zur Zeit von Rhamm tun wollte, daß die ersten christlichen Mönche die Bauern gezwungen hätten, diese Kreuz-



Langhaus mit Längsbalken.

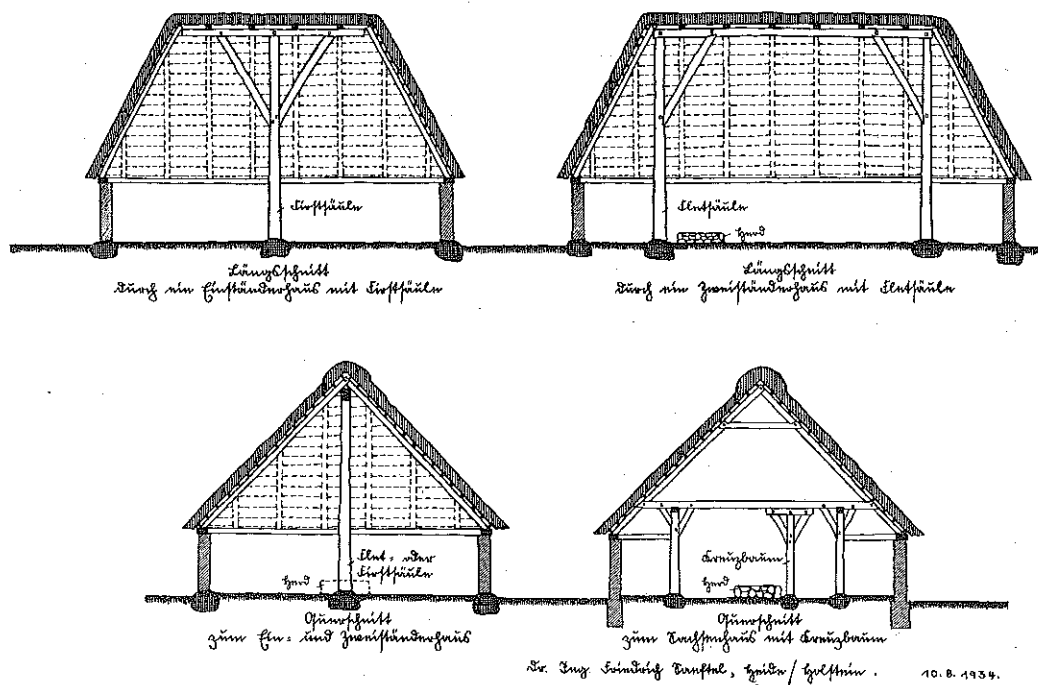


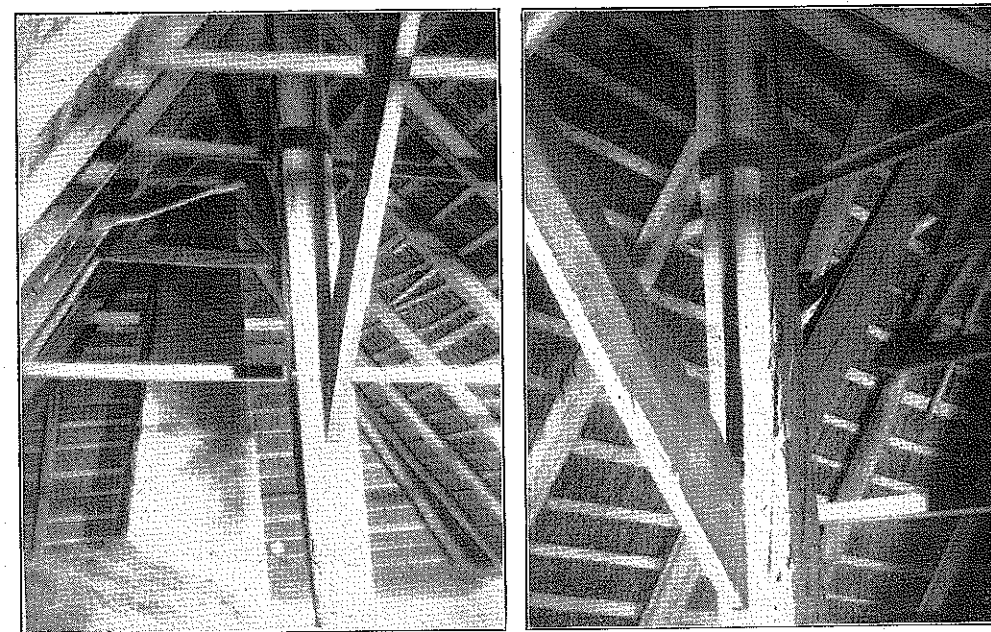
Abb. 2. Hochsäulen im altnordischen Haus

Bäume auf ihren Hausdächern zum Zeichen des Sieges des Kreuzes über den Norden aufzustellen. Schon ein Vergleich mit dem „Kreuzbaum“, der aus Drautweh, dem hannoverschen Elbslabengebiet bekannt ist, zeigt uns ihre gemeinsame altgermanische Herkunft. Neben dem Maibaum („Kronenbaum“) wurde hier als zweites Jahresfest dieser Art

ein „Kreuzbaum“ von allen Männern im Dorf gemeinsam im Wald gefällt und im Dorf aufgestellt, oben mit Kreuz und Hahn geziert. Wie nach der Überlieferung in ihm ein „Genius“, die „Stete des Kreuzbaumes“ wohnte, so wird auch die Fleetsäule nach jahrhundertlanger Verflechtung mit den ans Herdfeuer gebundenen Feiern und Brauchstümmern eine starke symbolische Bedeutung erhalten, ja wird zuletzt schon eine mythische Ausdeutung erfahren haben. Ihr werden wir wohl am nächsten kommen, wenn wir die Fleetsäule zunächst als Trägerin des Unsichtbaren über uns, dann als „Lichtträger“ ansprechen.

Beachtlich erscheint uns, daß die Fleetsäule als Kreuzbaum mit dem darüber gelegten Kopfholz keineswegs die Form eines „christlichen“ Kreuzes aufweist, besonders dann nicht, wenn der untere Querarm ganz fehlt, wie es doch in einigen Fällen vorgekommen war. Sie ist viel eher als „Baum“ anzusprechen. Wie in der Glaubensvorstellung die Weltesche das Himmelszelt trägt, so trägt der Kreuzbaum zeitlich zuletzt noch die Decke über dem Fleet. Davor trug er aber als Fleetsäule in meisterhafter Verflechtung zwischen technisch-konstruktiver Notwendigkeit und symbolischer Auswertungsmöglichkeit das ganze Dach des Hauses.

In einigen alten Kaufmannshäusern von Stralsund hatte Pöfker den „Hausbaum“ gefunden, einen gewaltigen Ständer, der von der großen Diele an durch alle Geschosse des Hauses hindurchging. Mit einem übergelegten Kopfholz, das durch zwei Kopfbänder gegen ihn abgestützt war, trug der Hausbaum den Dachboden. Auch er ist ein verprengtes Reststück aus dem alten nordischen Haus mit Kofendach.



Ausf. Dr. Eaeftel, Gelbe/Hoffstein

Abb. 3. Fleetsäule in „Hoetjes Hus“ bei Sieversfleth, Eiderstedt

Wir freuen uns, aus Eiderstedt noch einen seltsamen Einzelfall heranzuziehen und hier bringen zu können, der gleichfalls in diese Entwicklungsreihe gehört. Auch hier trägt ein solcher Hausbaum das ganze Dach. Mit seinem Fuß steht er zu ebener Erde auf einem Findling, und wenn er auch aus gebrauchtem Holz hergestellt ist, so muß bei seiner Aufstellung in diesem Haus um 1700 herum noch eine Restüberlieferung vom altnordischen Kofendach in dieser Gegend vorhanden gewesen sein. (Fortsetzung folgt.)

Die Fundgrube

Abdruck eines Gewebes aus der Eisenzzeit

Die Abbildung 1 zeigt ein Tongefäß aus den letzten Jahrhunderten v. Zw., gehoben im Herbst 1933 von Univ.-Prof. Dr. Andree-Münster in der Höhle „Hohler Stein“ bei Callenhardt, Kreis Lippstadt i. W. Mit ihm zusammen wurden gefunden: ein Kamm oder Pferdestriegel (?) und Gewandhaften (Fibeln). Beim Reinigen der Scherben entdeckte Bildhauer Breitholz an verschiedenen Stellen Abdrücke eines Stoffgewebes — der Bekleidung der Töpferin, die den Topf mit der Hand geformt und ihn wohl mit der linken Hand an sich gedrückt hat, als sie



Abb. 1

Kufn. Siefert

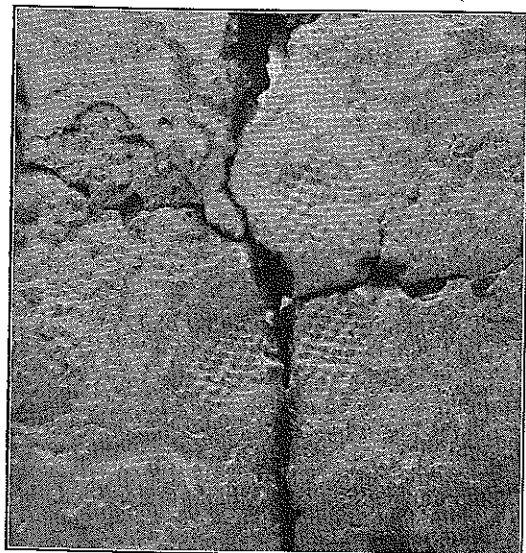


Abb. 2

Kufn. Siefert

mit der rechten ihn innen glattstrich. Abbildung 2 zeigt einen solchen Abdruck in 1/4facher Vergrößerung. Die betreffende Stelle liegt zu beiden Seiten des großen Risses, der von oben nach unten durch das Gefäß geht, etwa 1 1/2 cm über dem Boden des Gefäßes in Abbildung 1. Das Gefäß ist aus gelblich-grau gebranntem Ton hergestellt, hat eine Höhe von 13,5 cm, und der Durchmesser beträgt von Außenrand zu Außenrand etwa 15 cm. Durch das Entgegenkommen Prof. Andrees ist es uns möglich, die bisher noch nicht veröffentlichte Urkunde unseren Lesern bekanntzugeben.

Isländische Sprachpflege. Wohl nirgends steht die Sprachpflege auf einer so hohen Stufe wie bei dem nördlichen Zweig der Germanenfamilie, den Isländern. Dort wird noch die Sprache der Edda verstanden und (wenn auch mit geringer Abweichung) gesprochen. Das ist ungefähr so, wie wenn wir Deutschen noch die Sprache des Hildebrand- oder Nibelungenliedes zur Muttersprache hätten. Diese Widerstandskraft der klassischen Sprache des altisländischen Heldenzeitalters ist ohne Beispiel in der abendländischen Kulturwelt. Wohl war Islands geographische Lage ein mächtiger Schutz gegen die Latinisierung im Mittelalter, und die geringe Zahl der Sprecher (heute 102 000) hindert das Zerfallen in Dialekte. Trotzdem war eine große Energie erforderlich, um die Sprache der Ahnen zu erhalten, als der altisländische Freistaat zugrunde ging und die Dänenherrschaft jahrhundertlang schwer auf dem Lande lastete. Wie die Geschichte lehrt, verursacht Fremdherrschaft eigentlich immer eine mehr oder minder starke Trübung und Veränderung, wenn nicht gar die Vernichtung der Muttersprache.

Unter der Dänenherrschaft wurde der isländische Bauer arm, sehr arm, aber den Brauch, die langen Polarnächte mit Lesen und Vorlesen der Sagas auszufüllen, hat er nie fallengelassen. In dieser Notzeit wurden die Sagas und die Lieder der Edda zum völkischen Heiligtum, und die Reinhaltung der Ahnensprache aus einer glücklicheren Zeit ist heute eine fromme Verpflichtung. Mag der Isländer über die Priester spotten und die Kirche ihm gleichgültig sein, seiner Sprache aber steht er mit einem tieffrommen Empfinden gegenüber. Durch sie ist er aufs Lebendigste mit einer Zeit verwurzelt, als das ausklingende germanische Heldentum noch einmal stark, tief und rein aufglühte.

Eine neue Gefahr für die isländische Sprache tauchte auf, als vor etwa 50 Jahren auch Island den Anschluß an den mächtig aufstrebenden Weltverkehr und Weltverkehr fand und die wirtschaftlichen und politischen Glanzjahrhunderte beendete. Jetzt kam mit der Technik, der modernen Wissenschaft und den sie begleitenden internationalen Ideen eine Fülle von Fremdwörtern, eine Art internationaler Sprache auf, die sich in allen übrigen europäischen Sprachen einnistete. Doch auch der Zivilisation trotz die isländische Sprache erfolgreich. Jedem Fremdwort, jedem Modewort wird Fehde angesagt. Der Isländer nimmt lieber alle Nachteile dieses unbedingten Festhaltens an der Sprache

der Sagas in Kauf, der isländische Student, der von der ausländischen Hochschule kommt, prägt sich nochmals die ganzen Fachbezeichnungen (die sonst international gebräuchlich sind und nur der jeweiligen Schreibweise und Aussprache angepaßt werden) auf isländisch ein. Der Staat selbst sorgt für Grammatiken und Wörterbücher. In einer Zeit, wo „Rationalisierung“ und Namenkürzungen Trumpf sind, ist die Sprache eines Njal und Snorri, einer Gudrun und Bergthora mit ihrer Liebe für Umschreibungen und dem Formelreichtum höchst unpraktisch. Aber hier siegt die Achtung vor der völkischen Eigenart über alle Bequemlichkeit, über alle Modernisierungsgelüste. Mag die Zivilisation das ganze isländische Leben überkrusten, an seine Sprache läßt der Isländer sie nicht herankommen. Jede technische Erfindung, jeder neue Begriff wird auf isländisch umgetauft.

Dieser Vorgang spielt sich ungefähr so ab: ein paar gescheite Männer, die sog. „Bortschmiede“, lassen sich den neuen Gegenstand vorführen, sagen wir einmal ein Grammophon. Von diesen modernen Skalden erhält dann das Kind den Namen. In dem Falle des Grammophon einigte man sich auf die sehr treffende Bezeichnung „Schreiteufel“. Noch ein paar andere Beispiele: das Auto erhielt den Namen „bifreidh“, was auf deutsch „Zitterwagen“ heißt, Elektrizität wird zu „Bernsteinkraft“, was es eigentlich auch heißt, für Konzert setzt man „Tonspiel“, für Klavier steht „Schlagharfe“, der Saig ist eine „Leichenliste“ und der Sozialdemokrat ein „Gleichmachermann“. Der Sprechspieltrieb der Skaldennachkommen verrät sich in Umbenennungen wie: „Finnkraftbewegung“ für Sport, „Menschenstachel“ für Sporen usw. Aber auch selbst geographische Namen werden von der Umwandlung betroffen: „frakki“ ist ein Franzose und hinter „Thjodverji“ ist ein Deutscher zu suchen.

Mancher wird dieser fanatische Wille zur Reinhaltung der Sprache als eine eigen isländische Schrulle bezeichnen, doch sollte der Minderheitenkampf im europäischen Völkerleben die nie zu überschätzende Bedeutung der Sprache zur Erhaltung des Volks- und Rassebewußtseins jedem denkenden Menschen offenbart haben. Wenn Mussolini in Südtirol einen so energischen Vernichtungskampf gegen die deutsche Sprache führt, dann geht er von der ganz richtigen Erkenntnis aus, daß die Muttersprache die stärkste völkische Bindung ist.

Die isländische Sprachpflege bedeutet uns neben der Erhaltung altgermanischen

Sprachgutes vor allem die Rettung eines Geistesgutes aus heidnisch-germanischer Zeit über die römische Missionierung hinweg und ermöglicht uns den denkbar anschaulichsten Einblick in das Lebensgefühl und den Lebenswillen unserer heidnischen Vorfahren. Die germanisch-heidnische Wiedergeburt führt über die Kunde der Sagas aus Alt-Island; daß diese uns erhalten blieben und neues Leben zu erwecken vermögen, danken wir dem isländischen Bauernburschen und Bauernmädchen, die heute noch die Edda im Urtext lesen und ihre tiefe Freude haben an den Liedern, die von Sigurd, Hamdin und Wieland erzählen. Den jungen Isländern werden statt der land- und blutsfremden Gestalten des Alten Testaments, Leben, Handeln und Sterben der Sagagestalten eingeprägt, die auf gleicher Scholle wie sie den Lebenskampf zu führen hatten, und deren Blut sie erben. Für unser Streben nach Sprachreinigung ist die isländische Sprachpflege geradezu vorbildlich. Hier ist ein praktisches Beispiel eines artverwandten Volkes gegeben, wie man Fremdwörtern auf den Leib rückt und eine Sprache reinhält. In diesem Punkte können und wollen wir auch von Neu-Island lernen.

Karl Rosenfelder.

Neues zum Helianddichter. In den Versen 1368—1373 des Heliand heißt es nach Paul Herrmann (Reclam): „Wer aber abfällt, die Lehre verläßt, die er letzten soll, der gleicht dem Salz, das am Meeresgestade weithin zerstreut liegt, denn

wenig taugt es, der Fuß der Leute des Volkes zertritt es, wenn es drüber wandelt.“ Diese Heliandstelle setzt eine Art Salzgewinnung voraus, bei der man das Meerwasser in Mulden einströmen und verdunsten läßt. Da die Evangelien dieses Bild nicht bieten, muß es Zutat des Helianddichters sein. Das hat, wie Otto Bernsdorf in der Zeitschrift „Niederachsen“ mitteilt, Prof. Böckelmann auf folgende Vermutung gebracht. Adalhart, einer der Gründer des Klosters Corvey, wurde nach Ludwig des Frommen Tode eine Zeitlang nach Hert, der heutigen Insel Noirmoutier an der Loire-Mündung verbannt. Dort gewinnt man seit alters Salz aus dem Meere auf die oben erwähnte Weise. Der Helianddichter muß sie gekannt haben. Daraus folgert Böckelmann, daß ein Schüler oder Gesellschafter Adalharts den Heliand verfaßt haben könnte. Denn Adalhart ist der Lehrer vieler Söhne des sächsischen Adels gewesen. Haben vielleicht gar der Lehrer und sein Begleiter die unfreiwillige Muße der Verbannung mit der Abfassung des Gedichtes ausgefüllt? Es ist ja schon längst vermutet worden, daß dem eigentlichen Sänger des Heliand, der ein angesehener sächsischer Volksdichter gewesen sein soll, der Stoff seines Werkes durch die mündlichen Mitteilungen eines Geistlichen übermittelt worden sein mag. Dafür spricht der Umstand, daß der Sänger sich immer nur auf das Hörensagen, aber niemals auf schriftliche Quellen beruft.

Edmund Weber.

Die Bücherwaage

Beher, Dr. Paul Gerhardt, Eddalieder — Eddasprüche. Sagen von Helden und Göttern. Mit einem Titelbild. 64 Seiten. Hirts deutsche Sammlung, Gruppe 54, Bd. 7. Geh. 0,50 RM., in Leinen 0,85 RM.

Die Selbstbesinnung auf die Grundlagen deutscher Art kann nicht anders als der nordischen Edda einen größeren Wirkungsbereich als bisher in der Schule zu erschließen. In den Dienst dieser Aufgabe stellt sich unser Studiendirektor Dr. P. G. Beher mit obiger Auswahl aus der Nieder-Edda. Sie bringt Proben aus allen Gattungen der Eddadichtung: Heldenlieder,

Götterfagen und Sprüche. Was dem Hest seine besondere und eigene Note gibt, ist der Umstand, daß Beher absichtlich eine sich eng an den Wortlaut des Urtextes klammernde Verdeutschung gemieden hat. Vielmehr sucht er durch eine Gestaltung, die sich von der überlieferten Form löst und mit den Ausdrucksmitteln unserer heutigen Sprache arbeitet, die Edda einem größeren Leserkreis nahezubringen. Dazu faßt er in dem Urtext verstreute Angaben zu geschlossenen Einheiten zusammen, wie z. B. die Yggdrasil-Verse, und verschmilzt sie zu einem harmonischen Ganzen. In hervorragend geschickter Weise werden Erläuterun-

gen so in den Wortlaut verwoben, daß sie dem Leser ganz unauffällig den Sinn erschließen. Als Beispiel seien hier die Verse über die Namen der drei Kornen angeführt: „Wurd, was einst war, und Skuld, was einst wird, und Wirkend, was ist, Wardand die dritte.“ Das ist eine freie Übertragung des Urtextes, die aber trotz der Zutat des Verfassers an Knappheit der Worte dem altnordischen Vorbild weisensverwandt ist. P. G. Beher's starke musikalische und dichterische Veranlagung hat ihn eben befähigt, seiner neuhochdeutschen Nachdichtung viel von der Wucht und dem straffen Schritt der Vorlage mitzugeben. So ist es nicht verwunderlich, daß schon so kurze Zeit nach dem Erscheinen des Hestes aus Schulkreisen zahlreiche Stimmen laut geworden sind, die da sagen: „Beher's Auswahl bietet das, was wir für unsere Jungen und Mädchen brauchen.“

Edmund Weber.

Fronemann, Wilhelm, Armin der Cherusker. 1.—3. Tausend. Buchschm. von Karl Mahr. Leipzig, Franz Schneider (1934). 95 Seiten mit Abb. 8° (F). Hlw. 1,80 RM.

Dieses Buch verfolgt weder wissenschaftliche Zwecke, noch will es als Dichtung gewertet sein, sondern lediglich als „Darstellung mit dichterischen Mitteln“, die den wahrscheinlichsten Tatbestand als die Wahrheit hinstellt. Es ist für die Jugend und für weitere Volkskreise bestimmt. Dem Buche, dessen Ausstattung recht gut ist, sind beigegeben eine Anzahl klarer Pläne, eine übersichtliche Zeittafel und unauffällige Erläuterungen, die den Fluß der Erzählung keineswegs stören. In der Zeittafel möchten wir aber die Bezeichnung „Römisch-germanische Geschichte“ geändert sehen, denn wir haben heute einen anderen Standort der Betrachtung, wir sehen die germanische Geschichte nicht mehr von Süden her. Zimbern wäre durch Kimbern zu ersetzen; aus Zimbern hätte sich nimmermehr der Name des dänischen Bezirkes Himmerland entwickeln können (jener Name, der uns zeigt, daß keineswegs das ganze Volk ausgewandert ist!). Die Ableitung des Namens „Germanen“ (Erläuterung 5) scheint uns sehr fraglich, und wir möchten uns eher Kluges Ausführungen anschließen. Das sind Einzelheiten, die bei einer Neuauflage leicht geändert werden können, und wir bemerken ausdrücklich, daß Fr. in der Auffassung der Externsteine und des Hofes in Osterholz sich an W. Leudt anschließt. Jugend- und volkstümliche Darstellung dürfte gelungen sein: „ein

abgerundetes Bild jenes Geschichtsabschnittes, aus dem uns das Leben jener Zeit warm und leidenschaftlich entgegen schlägt“. Der Verfasser läßt es sich u. E. durch seine Zurückhaltung gegenüber Thunelba allerdings entgehen, das Menschlich-Tragische im Leben Armins für jene Wärme und Leidenschaftlichkeit fruchtbar zu machen.

J. Friedrich.

Ekkehardus I. Sangallensis. — Walthari (Waltharius). Ein deutsches Helden- und Liebeslied der Völkerwanderungszeit. Lat. überliefert durch Ekkehard von St. Gallen (Ekkehardus I. Sangallensis). Hrsg. u. in deutsche Prosa übertr. von Dr. Herbert Ronge. Mit 18 hist. Abb. auf 12 Taf. (1.—3 Tsd.), München, Heimeran (1934). 107 S. Kl.-8° (F. u. Ant.). 2,50 RM., Zw. 3,30 RM.

Wenn Scheffel das Lied von Walter Starckhand auch fälschlich Ekkehard II. zuschreibt, richtig bleibt doch, was er über das Lied selber sagt:

„Er hat brav gelungen, unser Ekkehard, und sein Walthariliad ist ein ehrwürdiges Denkmal deutschen Geistes, die erste große Dichtung aus dem Kreis heimischer Helden sage, die trotz verzehrendem Rost der Zeit unversehrt der Nachwelt erhalten ward. Der Geist großer Heldenzeit weht darin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald, es klingt und sprüht von Schwertesstieb und zerpelltem Helm und Schildrand ein Erleuchtetes und ist von minniglichem Flönton so wenig zu verspüren als von angeeiertem Schwaben über Gott und die Welt und sonst noch einiges: riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Redentum in seiner schlicht fürchterlichen Art, ehrliche fromme schweigende Liebe und echter dreinschlagender Haß, das waren Ekkehard's Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig geworden und steht am Eingang der altdeutschen Dichtung, groß und ehrenfest, wie einer jener erzgewappten Riesen, die die bildende Kunst späterer Zeiten als Vorhüter vor der Paläste Eingang zu stellen pflegt.“

Die vorliegende Ausgabe stellt dem lateinischen Text — anders ist das Lied ja nicht erhalten — Seite für Seite eine deutsche Übersetzung in ungebundener Rede gegenüber. Sie ist wegen der größeren Biegsamkeit einer gebundenen Form für den vorzuziehen, dem es auf den genaueren Wortlaut ankommt. Der Druck, dem lehrreiche Tafeln beigegeben sind, ist, wie man es bei den Erzeugnissen des Verlages Heimeran gewohnt ist, sehr sorgfältig.

Schwerttanz und Männerbund. In Kürze beginnt im Varenreiter-Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe, mit Unterstützung des Reichsbundes Volkstum und Heimat, sowie der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und der österreichisch-deutschen Wissenschaftshilfe ein Werk über „Schwerttanz und Männerbund“ von Richard Wolfram in Lieferungen zu erscheinen.

Zwei Bände, reich mit Bildern und Notizen ausgestattet, in 5, höchstens 6 Lieferungen zu je 7 Bogen (Text, Bilder und Noten). Wesentlich ermäßigter Vorbestellungspreis für jede Lieferung 4,80 RM. Einbanddecken für Band I und II je 2 RM.

Wir weisen nachdrücklich auf die große Bedeutung dieses Werkes hin. Die steigende Anteilnahme am germanischen Altertum, an der eigenen deutschen Volksüberlieferung, am angestammten Brauchtum hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine Hochflut von Veröffentlichungen auf diesen Gebieten veranlaßt, die aber nicht immer wissenschaftlich zuverlässig waren. Die humanistischen Vorurteile der amtlichen Forscher hatten diese vielfach blind gemacht für die Überlieferungsschätze des eigenen Volkes. Volkstumsforschung blieb Viehhabern überlassen, die zum Teil Bahnbrechendes und Hervorragendes leisteten, zum Teil aber auch verworrenen Unsinn zutage förderten. Richard Wolframs Werk ist ein Anzeichen dafür, daß wir endlich einer Forschungsperiode entgegengehen, in der es gelingt, wissenschaftlich

Gediegenheit und völkische Leidenschaft zu verbinden. Auf langen Reisen hat Wolfram den Stoff zusammengetragen zu seinem Werk, das gleich wichtig ist für die wissenschaftliche Volkstumsforschung wie für die praktische Volkstumsarbeit. Wolfram zeigt an einem überwältigenden Belegmaterial die bisher ungeahnte Bedeutung wehrhafter Kultbünde in der ganzen deutschen und europäischen Geschichte. Mitten im scheinbar völlig zivilisierten und erstarrten Europa weist er Gestaltungskräfte und Kultformen einer heroischen Lebenshaltung auf, die aus germanischer Zeit bis in die Gegenwart lebendig hereinragen. Erstaunliche Zusammenhänge gehen uns auf und die Forderung, unsere gesamte Geschichte neu zu erfassen vom bislang geleugneten germanischen Grunde aus, erscheint nicht mehr als Utopie.

Der zweite Band des Werkes bringt genaue choreographische Beschreibungen von 30 deutschen Schwert- und Reistänzen und ist damit ein unentbehrliches Quellenwerk für die Jungmannschaft, die seit einiger Zeit den germanischen Schwerttanz in Pflege genommen hat.

Die Arbeit Richard Wolframs berührt sich vielfach mit den Untersuchungen Otto Höflers, über dessen bedeutendes, kürzlich erschienenen Werk („Kultische Geheimbünde der Germanen“) wir noch ausführlich berichten werden. Dr. Otto Guth.

von Silber, Antimon und ganz geringen Beigaben von Zinn auf, die sich auch in den dortigen Fundstücken und vorgegeschichtlichen Schladen im gleichen Hundertsatz nachweisen ließen. Die größere Härte dieses Kupfers scheint früh erkannt und daraus die Bedeutung dieses Erzgebietes erwachsen zu sein. — Besondere Bedeutung für die Erfindung der Bronze hat das Vogtland. Hier kommen Zinn und Kupfer gemeinsam vor, so daß schon beim Einschmelzen des gewonnenen Erzes eine natürliche Bronze entstehen konnte. Da der Zinnstein zugleich auch gesondert vorkommt, so sind alle Vorbedingungen gegeben, die zur Entdeckung der besser nutzbaren Bronze führen konnten. — Im baltischen Gebiet, in dem die Kupferschieferlager anstehen, sind seit langem Spuren uralten Bergbaues bekannt. Wenn diese anderswo fehlen, dann deshalb, weil sich jene Gebiete seit Jahrtausenden in Kultur befinden, und deshalb derartige Spuren leicht verwischt sein können. — Jedes dieser Gebiete zeigt gewisse Besonderheiten in der Zusammenfassung der Erze. An Hand dieser Erkenntnis werden nunmehr die vorgegeschichtlichen Fundstücke einer spektralanalytischen und möglichst aus chemischen Untersuchung unterzogen, wodurch sich ihre Herkunft einwandfrei nachweisen läßt. Wir dürfen also sagen, daß die Verwendung der Metalle auch in unserem mitteldeutschen Gebiet selbstständig entdeckt worden ist. / Alfred Schmidt, **Chemische und physikalische Untersuchungsmethoden im Dienste der Vorgeschichtswissenschaft.** Eben- da. Der Aufsatz schildert in anschaulicher Weise auf den verschiedensten Gebieten, daß der Einsatz der neuzeitlichen Forschungsmethoden der Naturwissenschaften auch auf dem Gebiete der Vorgeschichtsforschung Rätsel zu lösen mag, die sonst in keiner Weise zugänglich sind, und fordert mit Recht eine enge Zusammenarbeit überall da, wo Physik und Chemie im Dienste der Vorgeschichte nutzbringend eingzugreifen vermögen. / Karl Waller, **Neue Forschungswege durch die Untersuchung der Leichenbrände.** Eben- da. Bisher bedeuteten Zeiten des Leichenbrandes immer empfindliche Lücken in unserer Kenntnis der Vorgeschichte. Nunmehr hat ein Arzt, Dr. med. Krumbein in Nordhorn, eine Möglichkeit gefunden, auch aus dem Leichenbrand Alter und Geschlecht zu bestimmen und in gewissem Maße auch rassistische Schlüsse zu ziehen. Der Verfasser hat diese Forschungsweise zunächst im Gebiet der Unterelbe erprobt, wo bekanntlich die Langobarden Männer- und Frauenfried-

höfe getrennt anlegten, die Chauken dagegen z. B. gemeinsam bestatteten. Die hohe Bedeutung dieser Entdeckung ist unbestreitbar; wären wir doch auch bei Brandbestattung dann in der Lage, Rassen- und Stammesgrenzen näher abzugrenzen als bisher.

Zur geistigen Kultur der Germanen

E. G. Troche, **Kunst und Rasse des Nordens. „Volk und Rasse.“** Verlag J. A. Lehmann-München, Heft 1, 1935. In seinen stillkritischen Untersuchungen im wesentlichen auf Adams van Scheltemas Buch „Die altnordische Kunst“ fußend, legt der Verfasser dar, daß die Triebfeder jeglicher Leistung im Norden eben von jeher die nordische Rasse gewesen ist. Scheltemas Untersuchungen auf dem Gebiete der Kunst, die in der Frühzeit durchaus Sachkunst ist, lassen den Gesichtspunkt der Rasse völlig außer acht und dürfen gerade deshalb als wertvollste Bestätigung dieser rassistischen Erkenntnis gewertet werden. / Carl Cle- men, **Die nordischen Felszeichnungen und die germanische Religion.** Forschungen und Fortschritte. Berlin, 11. Jahrg., Heft 1, 1935. Verfasser bezweifelt — nein, stellt in Frage, ob sich zwischen den bekannten nordischen Felszeichnungen und den religiösen Vorstellungen der Germanen überhaupt Beziehungen nachweisen lassen. Es kämen doch auch anderswo, auf nichtgermanischem Gebiet, ähnliche Vorstellungen vor, und die Indogermanen... — Er übersieht offenbar die weite Ausbreitung der Indogermanen und damit ihres Geistesgutes, und für den Norden die Tatsache, daß wir hier, wo wesentliche rassistische Veränderungen nicht in Frage kommen, das Verhältnis von Indogermanen zu Germanen etwa als das des Vaters zum Sohne bezeichnen dürfen.

Sertha Schemmel.

Der Naturforscher. In Heft 8 des 11. Jahrgangs (November 1934) berichtet Dr. Ernst Friedrich Nordlinger über sehr bemerkenswerte Entdeckungen gelegentlich einer Grabung bei Nahrenmünningen, Bezirksamt Nördlingen. Eine steinzeitliche Siedlung der sogen. Spiral-Mäander-Kultur, die der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Zm. angehört, gab eine reiche Ausbeute an Gefäßen und Werkzeugen, aber nicht sie sind das Wichtigste, sondern zwei Tonscherben, von denen der eine außen, der andere innen von einer kohligen, fettig glänzenden Masse bedeckt war. Diese Masse wurde von Prof. Dr. Grütz-Berlin untersucht, der auf diesem Gebiete sich eine geradezu einzigartige

Zeitschriftenchau

Neue Forschungswege

Wilhelm Witter, **Über vorgegeschichtliche Metallgewinnung in Mitteldeutschland.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Verlag Rabinisch-Leipzig. 10. Jahrg., Heft 7, 1934. Es ist selbstverständlich, daß der Mensch nur da auf den Gedanken der Verwendung von Metallen, zunächst des Kupfers, gekommen sein kann, wo ihm die Natur diese Gaben darbot. Vielfach ist die Ansicht vertreten, daß die Kenntnis der Kupferverarbeitung sich von Kleinasien her über die Bänderkeramik nach Mitteleuropa verbreitet habe, andere nehmen Spanien, andere Ungarn oder alle drei Gebiete etwa

gleichzeitig als Entdeckungsland an. Deutschland selbst ist in den Kreis dieser Betrachtungen bisher kaum gezogen worden. Nunmehr hat der Verfasser, selber Bergbau-sachmann, das mitteldeutsche Gebiet in Bezug auf sein Kupfervorkommen, insbesondere auch in vorgegeschichtlicher Zeit untersucht, und kommt zur Abgrenzung von sechs Bezirken, in denen das Kupfer rein und in Verbindungen zutage trat, und zunächst sogar ohne bergbaulichen Betrieb gewonnen werden konnte. Bemerkenswert ist das Thüringer Becken um Saalfeld, Blankenburg und Ranis, das die bedeutendste Rolle in der Vorzeit gespielt zu haben scheint. Das Kupfer tritt hier mit Beimengungen

Erfahrung angeeignet hat. Die chemisch-mikroskopische Untersuchung der Reste auf dem einen Scherben ergab den erstmaligen, wohl fast zweifellosen Nachweis einer Bierbereitung in der jüngeren Steinzeit. [Vgl. den Beitrag „Bier“ von Edward Schröder im Reallex. d. german. Altertumskunde I (1911—13), für die kultische Bedeutung des Bieres insbesondere den Beitrag von Ed. Sahn im Reallex. d. Vorgeschichte II (1925) und die weiteren Hinweise im Schlagwortverzeichnis zu diesem Werke (XV) und schließlich noch: Größ, Zwei altgermanische Trinkhörner mit Bier- und Metresten (Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nummer 6, 1932).] In der dem zweiten Scherben anliegenden Masse waren nachzuweisen Reste von Emmer, Ackerbohne (*Vicia faba*), Gerste und ein Bruchstück von einem Rinderhaar. Es handelt sich um eine Masse mit wolligem Haar, dessen Wandungen dünn sind, während die gegenwärtig lebenden Rinderrassen borstiges Haar mit dicker Wandung haben.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich eine wichtige Mahnung, die übrigens auch in Halle (1. Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte) von Dr. Schmidt-Nürnberg eindringlich ausgesprochen wurde. Man vermeide bei Funden von

Gefäßen und Scherben die überstürzte und „gründliche“ Reinigung, denn dabei können natürlich derartige Reste, die oft nur in Spuren vorhanden sind, rettungslos verlorengehen.

„Der Norden“, Monatschrift der Nordischen Gesellschaft Verlag Wilhelm Limpert, Dresden-Berlin, Jahrg. 12, Heft 1, 1935 (N.M. — 75), bringt u. a. einen sehr guten Aufsatz über die wichtige Ausstellung im Industriemuseum Neumünster. Dort hat der Museumsleiter, Kunstmaler Schlabow, in jahrelanger Arbeit das Material, das uns die dänischen Baumsargfunde über die germanische Tracht der Bronzezeit überliefert haben, wertgerecht nachgebildet. Der Aufsatz bringt genaue Angaben über Webetechnik und Webstoffe und trägt hoffentlich sehr dazu bei, das Märchen von den Varenfellen und dem Barbarentum der Germanen zu beseitigen.

Um die einheitliche nordische Arbeit in Deutschland zu sichern, hat die Nordische Gesellschaft als wichtigste Trägerin dieser Arbeit mit fast allen maßgebenden Großorganisationen in Deutschland Abkommen zur Sicherung freundschaftlicher Zusammenarbeit getroffen, u. a. auch mit dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte.

holz ist die Erfindung eines Berichterstatters. Ich habe ihn nicht gebraucht.

Ich habe ausdrücklich in Paderborn betont, daß ich es ablehne, mich über die Externsteine-Frage in diesem Augenblick zu äußern. Es müßte der amtliche Grabungsbericht abgewartet werden. Daß bei den Externsteinen eine germanische Kultstätte vorhanden gewesen sei, hielten wohl alle deutschen Vorgeschichtler für wahrscheinlich. Das ist das Wesentliche, wenn nicht alles, was ich in Paderborn gesagt habe.

Wir freuen uns besonders über die Mitteilung, daß wohl alle deutschen Vorgeschichtler es für wahrscheinlich halten, daß an den Externsteinen eine germanische Kultstätte vorhanden gewesen sei. Es sind also wohl die Zeiten vorbei, daß Fachprähistoriker von einem Observatorium auf einigen aufgetürmten Findlingsblöcken sprechen können.

Unser Mitglied, Museumsdirektor Dr. h. c. Karl Ademacher, Köln, verschied in der Nacht zum 29. Januar im 76. Lebensjahre. — Am 2. Hornung verstarb in Halle der Leiter der Landesanstalt für Volkskunde, Univ.-Prof. Dr. Hans Sahn im Alter von 59 Jahren. —

Wir werden einen ausführlichen Nachruf bringen.

Ortsgruppe Groß-Berlin. In der Ortsgruppe Berlin hat ein Wechsel in der Leitung stattgefunden. Der bisherige verdienstvolle Leiter derselben, Studienrat E. Weber, Spandau, der in zielbewusster Arbeit die Ortsgruppe neu aufgebaut hat, sah sich aus Gesundheitsgründen gezwungen, von seinem Posten zurückzutreten. Er legte in der am 4. Hornung im „Franziskaner“ stattgefundenen Mitgliederversammlung sein Amt in die Hände seines Nachfolgers, des Pfarrers i. R. H. Fald, Berlin-Friedenau, der namens der Mitglieder dem bewährten bisherigen Führer den wärmsten Dank für seine der Sache geleisteten Dienste aussprach und daran die Bitte knüpfte, daß er dem neuen Leiter auch weiterhin mit seiner großen Sachkenntnis zur Seite stehen möchte. Den Vortrag hielt an diesem Abend der neue Vorsitzende selbst über die Ausgrabungen an den Externsteinen. In großen Zügen schilderte er den Stand der bisherigen Ausgrabungen, die bereits recht wichtige Ergebnisse gezeitigt haben und weitere erhoffen lassen. Er schloß mit dem Hinweis, daß auch diese neuesten Forschungen wieder erwiesen haben, wie falsch der Satz einer veralteten Schulmeinung: „Ex oriente lux“ ist, und wie an dessen Stelle jetzt die

Erkenntnis getreten ist: „Aus Norden bricht ein heller Schein.“ Eine recht angeregte Aussprache hielt die Anwesenden noch lange beisammen.

Sagen. Die Jahresarbeit begann am 12. Januar mit einem Vortrag des neuen Museumsleiters Dr. Brunz, durch dessen Berufung die vorgeschichtliche Arbeit in Sagen ganz entscheidend gefördert wird. Seine Ausführungen über „Die gegenwärtige Lage der Vor- und Frühgeschichtsforschung“ stellten die Bedeutung der Forschungen Wilhelm Leudts heraus und die Notwendigkeit der Laienforscher, die in freundlicher Gemeinsamkeit mit der wissenschaftlichen Forschung die noch nicht überwundene „mittelmeerische“ Richtung zu bekämpfen habe. Er ging auf die geschichtlichen Irrwege der Vorgeschichtswissenschaft ein, die durch den falschen römischen Ausgangspunkt entstanden sind, und zeichnete die besonderen völkischen Arbeiten der Sagen-Laien-Gruppe auf: 1. Flurnamenforschung nach dem Vorbilde des Pfarrers Brein-Hohenlimburg, 2. Beachtung und Pflege der reichen germanischen Überlieferung in Volksfesten und -bräuchen, 3. Überprüfung der Märchen, Sagen, Lieder und Kinderverse auf ihren altgermanischen Ursprung und Gehalt. Dazu komme für die Laienschaft die Aufgabe der sorgfältigen Sammlung aller Überlieferungen in alten Kapellen und Archiven der romanischen und frühgotischen Kirchen, und als besonders wichtig die Sammlung der Flurnamen des Kreises Sagen, das Anfertigen von Flurnamenkarten für die einzelnen Gemarkungen des Stadtbezirkes, sowie ferner eine archäologische Bestandsaufnahme. Auf diesen Karten sollten sämtliche noch im Boden erhaltene Denkmäler und alle jemals dort gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände genau eingetragen werden.

Das Museum wird unter Inanspruchnahme der Mitarbeit aller diese Arbeiten planmäßig in Angriff nehmen, ebenso die Grabungen des letzten Jahres fortführen.

Die zahlreichen Zuhörer nahmen die bedeutungsvollen Ausführungen mit warmer Anteilnahme auf. In der Aussprache wurde vereinbart, die Arbeiten der bedeutendsten Forscher dieses Gebietes als Schulungsvorträge darzubieten, um eine sichere Grundlage für die Laienarbeit zu schaffen.

Osnabrück. Die Ortsgruppe konnte ihren Freunden am 26. Januar wieder einen Vortrag von Dr. Radner, Berlin, bieten, der in einem tief angelegten Vortrag „Die Rasse als Maßstab der Vorgeschichte und Geschichte“ nachwies, wie rassistische Vermi-

Vereinsnachrichten



Eine bemerkenswerte Klarstellung

Am 22. Januar 1935 hielt Dr. Stieren-Münster in Paderborn einen Vortrag über den „Neuesten Stand der Vorgeschichtsforschung in Westfalen“. Es erschien darüber in einer Anzahl westdeutscher Zeitungen ein Bericht, überschrieben „Ein bemerkenswerter Vortrag“, „Bemerkenswerte Feststellungen“ oder ähnlich. Dieser Bericht enthielt folgenden Satz:

„... Erwähnt verdient ferner zu werden die Abrechnung mit den Männern, die im Desterholz ein von 1850 vor Christus stammendes Planetarium gefunden zu haben glaubten, während nach Dr. Stieren die heutige Forschung dieses Gebäude als der jüngeren Geschichte angehörend zu betrachten hat“ ...

Dieser Satz ist unsinnig. Die Ehre, ein Planetarium in einem Gebäude auf Desterholz entdeckt zu haben, verbleibt dem Berichterstatter. Wir haben eine Erwiderung veröffentlicht, in der wir die Angelegenheit richtiggestellt und vor allem auf die Ergebnisse der Vermessung hingewiesen haben, die im vergangenen Sommer von dem Astronomen Univ.-Prof. Dr. Hopmann durchgeführt worden sind.

Auf Grund der Erwiderung hat uns Dr. Stieren einen Brief übersandt, aus dem wir zur Klärung folgende Mitteilung über seinen Paderborner Vortrag wiedergeben:

„In einem etwa zweistündigen Vortrage habe ich über den ‚Neuesten Stand der Vorgeschichtsforschung in Westfalen‘ gesprochen. In wenigen Sätzen von insgesamt einer Minute Dauer etwa habe ich die Frage des Sternhofes Desterholz gestreift.

Der Ausdruck ‚Planetarium‘ für Dester-

schung Volksuntergang herbeiführt. Er fußt auf dem 11. Hauptstück des Buches „Mein Kampf“. Die lebensgesetzmäßige Erkenntnis, von der der Nationalsozialismus ausgeht, sei das Natürliche der Rasse. — Die germanische Kulturhöhe wegen fehlen der steinernen Überlieferungen leugnen zu wollen, ist ein Trugschluß, da ja Germanien keine Stein- sondern eine Holzkultur hatte. Dagegen haben Ausgrabungen und andere Forschungen bewiesen, daß die nordische Rasse von dem germanischen Kerngebiet in weiten Wanderzügen ausstrahlte und überall (in Ägypten und China, in den Mittelmeerländern) Anstoß und Befruchtung zu den uns bekannten Kulturen wurde. Die Germanen bildeten eine dünne Führungsschicht, die unterging oder sich langsam mit der geführten Rasse vermischte. Rassenkunde sei der Schlüssel zum Verständnis der Geschichte und somit auch nicht, wie von Ausländern heute hingestellt wird, erst durch die politische Not in Deutschland entstanden. Gobineau hat sich schon 1853 als Franzose auf Grund von Rassenkenntnissen gegen die Scheinwerte von Gleichheit und Brüderlichkeit gewandt und — wie jetzt aus seinem Nachlaß bekannt wird — auch erkannt, daß alle die großen Kulturdaten, die von Frankreich ausgegangen sind, von nordischer Rasse kamen. Das Beispiel Rom, wo sich das Siegevolk durch rassistische Vermischung mit den Besiegten und durch Zerstörung des Bauerntums als natürliche Lebensgrundlage selbst zerschlug, erhärtet die Notwendigkeit der nationalsozialistischen Forderung nach Reinhaltung des Volkes. Die Rasse als Grundlage allen geschichtlichen Geschehens sei nicht aus der Welt zu schaffen und Deutschland habe an der Erneuerung des Rassebewußtseins aller Völker mitzuwirken. Nach Darlegungen über Art, Ausbreitung und Wesen der nordischen Kultur kam der Vortragende zu der Fest-

stellung, daß das Deutsche Volk ein wurzelrechtes und kein überschichtetes Volk ist. Besonders eindrucksvoll war die Kennzeichnung nordischer Wesensart, der selbstzufriedene und statische Ruhe fremd ist und die sich ausdrückt im aufbauend Unruhigen, im Kämpferischen.

Der inhaltsreiche und fesselnde Vortrag, der mit reichem und herzlichem Beifall aufgenommen wurde, schloß mit der in Günthers „Ritter, Tod und Teufel“ gegebenen Auslegung des „Faust“ und der Darlegung der semitischen Züge in Mephisto und der nordischen in Faust; er klang in dem Erkenntnis aus, daß von dem Erkennen des Rassegedankens Tod oder Leben des Abendlandes abhängt. — Auf Veranlassung von Frau E. Kringel sprach Dr. Radner am folgenden Tage in ähnlicher Weise vor 250 H.-Führern.

Ortsgruppen und Arbeitskreise (Zweite Ergänzung zur Liste 1935, S. 31):

Frankfurt a. Main: Friedrich Schrader, Rotlintstr. 21.

Vorträge zur Pfingsttagung 1935. Es sind folgende Vorträge für die diesjährige Hauptversammlung (11. bis 14. 6. in Detmold) angesetzt:

Prof. Dr. Reinert, Berlin: Pfahlbauten und keltische Höhlen in Süddeutschland. Mit Lichtbildern.

Prof. Dr. G. Wirth, Die Frminsel auf den Externsteinen.

Dr. Otto Guth, Bonn: Die keltischen Kofrennen der Germanen.

Wilhelm Leudt, Detmold: Heidenmauer und Brunholdstuhlf bei Bad Dürkheim.

Berichtigung. In dem Inhaltsverzeichnis für 1934 muß es auf S. VI, Die Fundgrube heißen: Dehler, Raimund (nicht: Dehler, S.).

Nachruf

Am 13. Hornung verschied zu Detmold das langjährige Mitglied des Arbeitsausschusses unserer Vereinigung, der Vorsitzende der Ortsgruppe Detmold,

Herr Oberst a. D. Arwed v. Bescherer.

Er war uns ein treuer Freund und Mitarbeiter, der mit selbstloser Hingebung und in aufopfernder Tätigkeit die unserem Volke dienenden Bestrebungen rastlos gefördert hat.

Wir werden ihm in Dankbarkeit stets ein treues Gedenken bewahren!

Platz. Leudt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. W. Diehl, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. Printed in Germany. D. A. IV. Bj. 1934 3200.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

April / Ostermond

Heft 4

Von Wodan und St. Michael zu Dagobert, dem Schutzgeist des Pfälzer Bauerntums

Von Albert Becker, Heidelberg

Nicht nur im Elsaß, sondern auch in vielen Orten der Pfalz und in Rheinhessen, ja sogar in der Saar- und Moselgegend bis nach Trier hinab, lebt im Munde des Volkes als ein Held, den jedermann kennt und von dem, wenn man näher nachfragt, doch niemand so recht etwas weiß, der König Dagobert. Wo auf einsamer Bergeshöhe unter wildem Gestrüpp die spärlichen Ruinen eines längst verfallenen Baues hervorlugen, dessen einstige Erbauer und Bewohner das gegenwärtige Geschlecht nicht mehr kennt, da ist es sicherlich der große Dagobert, der von hier aus einst mit gewaltiger Hand über die Lande herrschte. Wo in einem stillen, friedlichen Tale, weitab von der großen Heerstraße, ein Kirchlein sich erhebt, das wohl selbst manche Stürme überdauert hat, von dessen Gründer aber der Name längst im Strome der Zeiten untergegangen ist, da ehrt die fromme Sage gewiß den alten, guten Dagobert als den ersten Wohltäter des Dörfchens. Wo nur irgendein „Altertum“, wie man sich im Elsaß kurz ausdrückt, vorhanden ist, über dessen Ursprung und einstige Bestimmung die Landesgeschichte selbst den Kundigsten in Unge- wissheit läßt, da weiß der Volksmund sich leicht zu helfen. „Das stammt aus König Dagoberts Zeiten!“ heißt es, und damit glaubt man denn meistens jeder weiteren Frage überhoben zu sein. So tritt uns überall, in Chroniken nicht minder wie in der lebendigen Volks- sage, der König Dagobert entgegen: überall ist er der gewaltige Held und der segenspendende Wohltäter zugleich, und ihm wird zugeschrieben und nach ihm wird benannt, was sich in den Gegenden des Oberrheins, besonders aber im unteren Wasgau von gewaltigen Taten und heilsamem Wirken in dem Gedächtnisse des Volkes erhalten hat. Wie hier vom Elsaß und der Pfalz bis zur Mosel die Rede ist, wie hier überall Dagobert der Held der Sage ist, wie er hier Burgen (Marlenheim-Kirchheim, Pfalzburg, Straßburg-Königshofen, Landeck), Kirchen und Klöster (Straßburger Münster und St. Thomas, Ebersmünster, Surburg bei Hagenau, Haslach, Weißenburg, Speyer Dom und St. German, Worms-Neuhausen, Tholey, Trier St. Peter und St. Maximin und manche andere) erbaut und gegründet haben soll, so soll Dagobert auch der Wohltäter

von Mainz gewesen sein.¹ In der Pfalz ist der Name Dagoberts auch an den ersten Speyerer, den sogenannten merowingischen Dom geknüpft, den Dagobert I., der Sohn Chlothars II., um 630 erbaut haben soll.² Ich glaube, man darf an dieser urkundlich nicht unmittelbar belegbaren Überlieferung festhalten und auch an die andere Speyer betreffende Kunde erinnern, wonach derselbe König Dagobert vor der Stadt im Süden, wo früher ein Merkurtempel gestanden,³ die St. Germanuskirche eines Benediktinerstiftes erbaut habe.

Diese Speyerer Überlieferung paßt nun durchaus in den Rahmen der gesicherten Tätigkeit König Dagoberts I., der während seiner Regierungszeit nach den gewaltigen Umwälzungen der Völkerwanderung die städtischen und kirchlichen Verhältnisse am Rhein wiederherstellte und uns als erster großer Ordner hier erscheint; vor allem die christliche Kirche, der es unter der Herrschaft der noch heidnischen Alemannen im 5. Jahrhundert schlecht ergangen war,⁴ trat nun unter fränkischer Führung von den wiedererstandenen Städten aus ihren Siegeszug an und die Patronate der Heiligen Martin, Remigius und Dionysius weisen den Weg, den diese frühfränkische Christianisierung genommen. Auch in der alten Klingenmünsterer Salvator- und Michaelskirche finden sich Altäre der Heiligen Martin, Remigius und Dionysius, der drei fränkisch-merowingischen Nationalheiligen; ein Altar des Klosters zu Klingenmünster aber war auch dem heiligen Germanus geweiht, den wir schon in Speyer mit seiner Kirche an die Stelle eines vorchristlichen Tempels treten sahen.⁵ Auf ein altes fränkisches Patronat weist auch das Dionysius-Gotteshaus von Gleiszellen-Gleishorbach bei Klingenmünster hin, und die Verehrung König Dagoberts, die heute noch von der Burg Landeck ob Klingenmünster ausstrahlt, schließt sich diesem Kreis ein, der noch die Benediktinerabteien von St. Peter zu Weisenburg und Blidenfeld-Klingenmünster umfaßt. Man wird trotz mancher legendenhaften Überlieferung verschütteter Quellen und auf gefälschte Urkunden gegründeter Ansprüche doch nicht an der Tatsache zweifeln dürfen, daß hinter dem Sagenkreis, der sich um König Dagobert windet, geschichtliche Begebenheiten stehen, die zum Teil aus ihrer Wirkung erschlossen werden können. Als der zwanzigjährige Dagobert I. zu Beginn des Jahres 623 auf Drängen der Großen des östlichen fränkischen Reichsgebietes von seinem Vater als Mitregent und König des austrasischen Teilreiches anerkannt wurde, da folgten Jahre der Ruhe und des Friedens, der Sicherheit und Gerechtigkeit; große Gesetzgebungswerke, Gesetzesammlungen und Aufzeichnungen des Rechts der Ripuarier, Alemannen und Bayern verbanden den Namen Dagoberts I. auf immer mit diesen Reformen. Nach fränkischer Sitte zog der König selbst im Lande umher, saß zu Gericht und übte Recht und Gerechtigkeit. Nach des Vaters Tode vereinte Dagobert wieder das ganze Reich in seiner Person, verlor aber bald an persönlicher Bedeutung und erlag am 9. Januar 639 einem ausschweifenden Leben. Da die Nachfolger Dagoberts zu immer größerer Bedeutungslosigkeit herabsanken, erschien Dagobert I. immer noch lange als der letzte glänzende Herrscher, zumal als das tragische Ende seines Enkels, des zweiten Dagobert, und das kurze Leben und Regiment des Schattenkönigs Dagobert III. Anlaß genug waren, die drei Gestalten in eine einzige der Überlieferung zusammenfließen zu lassen. Und dieser

¹ F. H. Albers, König Dagobert in Geschichte, Legende und Sage² (1884). W. Diepenbach in der Heinrich-Schrohe-Festschrift (Mainz 1934); weiteres Schrifttum bei Antes a. a. O. (Anm. 7), sowie D. Häberle, Pfälzische Bibliographie, VI (1928), 246 f.

² F. Klimm, Der Kaiserdom zu Speyer (1930) 6 f.

³ J. von Geißel, Der Kaiserdom zu Speyer² (1876) 1. 141.

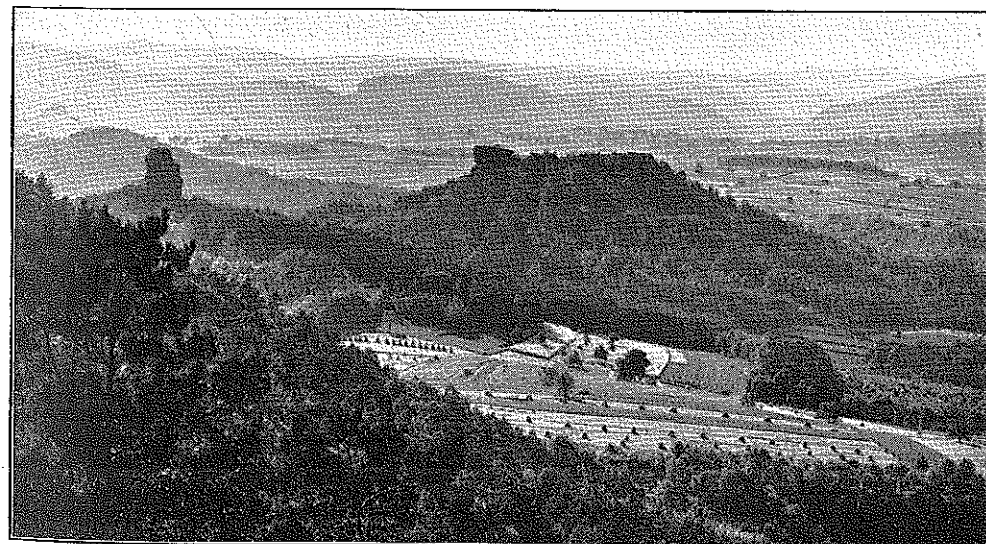
⁴ Vgl. etwa P. Gößler, Die Anfänge des Christentums in Württemberg (Blätter für württembergische Kirchengeschichte. N. F. 36, 1932, 149—187).

⁵ Dazu Irma Bühler, Klingenmünsters Frühzeit, o. J. [1930?]. Im allgemeinen R. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande III (1925), 233 ff.

eine Dagobert des Volksmundes wurde zum mächtigen, guten und frommen König, der in Sage und Dichtung als Wohltäter seines Volkes weiterlebt, als Stifter von Städten und Klöstern, als der große Schenkgeber wertvollen Waldes und umfassender Waldbrechte. Man mag viel von dem, was um Klingenmünster und Burg Landeck, Böcklingen und Frankweiler vom guten König Dagobert erzählt wird, ohne weiteres ins Reich der Sage verweisen, die Überlieferung aber konnte doch nur Wurzel fassen und sich behaupten, wo sie geschichtlichen Grund fand. Und so darf, wo auch scharfsinnige geschichtliche Forschung, die jüngst Theodor Mayer¹ der Frühzeit des Klosters Klingenmünster zugewendet, die letzten Schleier noch nicht hob, recht wohl die Volkskunde als Sachwalterin der Geschichte auftreten, darf die Sage, mit Andreas Heuslers Worten, als das geschichtliche Gewissen des Volkes sprechen. Wenn die Sage die dem Volksempfinden verständliche Form der Rechtsfragen ist, so gibt die sagenhafte Begründung eines Rechtes, eines auffallenden Besitzes, einer Freiheit, einer Schenkung dem germanischen Volksempfinden Ausdruck, daß jede Gabe verdient sein muß und eine Schenkung ohne vorausgegangene Leistung etwas Unmögliches ist. So erklärt sich auch die Südpfälzer Sage von der Schenkung des Gemeinschaftswaldes durch König Dagobert als Lohn für die Rettung aus persönlicher Gefahr durch seine treuen Bauern; der Ort aber, der ihn seinen Verfolgern verbarg, ist die in geheimnisvolle Stimmung getauchte und von dem Mythos umwitterte Dagoberthecke bei Frankweiler. Gerade der auf den König Dagobert zurückgeführte Gemeinschaftsbesitz der pfälzischen Gaingeraiden und die zähe Verteidigung dieses Besitztitels bis ins 19. Jahrhundert herein läßt die Persönlichkeit des angeblichen Stifters und Schenkers in lebendiger Erinnerung weiterleben.² Sage ist dabei wohl, daß König Dagobert die Waldungen seinen treuen Bauern auf ewig geschenkt und diese Schenkung in einem „Testament“³ begründet habe. Richtig aber und geschichtlich wird sein, daß bei Ordnung der fränkischen Verhältnisse

¹ Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 47, 1933, 137—185.

² Im allgemeinen vgl. Eberhard Frh. v. Rünzberg, Rechtsgeschichte und Volkskunde (Jahrb. f. hist. Volksk. I, 1925, 118). Zur Geschichte der pfälzischen Gaingeraiden R. Antes, Die pfälzischen Gaingeraiden (Diss. Freiburg i. B. 1933), mit früherem Schrifttum. Das „Testament“ Dagoberts bei Albers a. a. O. 55—60.



Landschaft bei Klingenmünster (Südpfalz): Heidenschuh und Treitelstopp

durch König Dagobert I. die fränkische Landnahme des vordem herrenlosen Gebietes durch die ersten Siedler späterhin eine königliche Bestätigung fand. Selbst spätere Fälschung von Urkunden, wie sie nicht nur im Bereich der Klöster Klingenmünster und Weißenburg Gewohnheit wurde, kann diesen ältesten geschichtlichen Kern meines Erachtens nicht erschüttern, auch wenn es anderwärts im Rheingebiet, in der Pfalz, im Rheingau, in Hessen und Franken andere ähnliche Einrichtungen gab, bei denen von einer königlichen Stiftung oder Schenkung nicht die Rede ist. Man mag sogar die süd-pfälzische Dagobertsage ganz auf sich beruhen lassen und wird es doch mit dem alten Schultheißen Eberhard von Rhodt unter Rietburg halten können, der seine Haingeraidebeschreibung vom Jahre 1781 mit den Worten schließt: „Nicht Dagobertus, nicht sonst ein König sind die Stütze, worauf sich lehnet der Besitzstand unserer Geraiden, uns vergnügt die Länge der Zeit; Possession von elfhundert Jahren kann wider alle Unfall wahren...“

Wir wissen heute aus vielen Beispielen, daß volkstümliche Überlieferung die Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis durch das Gestrüpp der Sage und Legende hindurch Jahrhunderte treulich bewahrt. Und so darf man auch hier an jene volkstündlich beachtenswerte Örtlichkeit erinnern, die als Dagobertsbusch oder Dagobertshecke bei Frankweiler offenbar den ehemaligen Borort, die alte Thingstätte der pfälzischen Haingeraiden darstellte. Die umstrittene Frage nach der Örtlichkeit des einstigen Lutramforstes, des Thingplatzes auf dem Stalbühl, der noch heute Flurname ist, kann zwar auch hier nicht entschieden werden.¹ Aber man darf doch annehmen, daß die Wahl des Amtssitzes der Gaugrafen im Lutramforst, so wie dieser von der späteren Speyerer Landvogtei übernommen wurde, selber schon an eine altüberkommene Örtlichkeit anknüpfte. Und das weist hin auf die Dagobertshecke bei Frankweiler am Stalbühl, von dem einige hundert Schritte entfernt, nach dem Geilweiler Hof zu, die alte Königshecke als heiliger Baum „jahrtausendelang“ stand.² Unter ihm hatte nach der Überlieferung König Dagobert sich vor seinen Feinden versteckt, und seitdem blieb die Stelle geheiligt bis in unsere Tage. Sie war Symbol der Einheit und Unteilbarkeit der Haingeraiden und an die Dauer und das Bestehen des Busches knüpfte sich das Recht und die Freiheit der Geraidenbauern. Heilig und heilsam war die Kraft, die in ihm wohnte, die Luft, die ihn umwehte, heilsam der Tau seiner Blätter. So weiß August Becker um 1858 zu erzählen. Es ist bezeichnend, wie noch vor rund hundert Jahren, bis eben mit der Auflösung des Gemeinschaftsbesitzes auch die alte Dagobertshecke versiel, in der Tat Jahrtausende alte Mythenluft den Baum umzitterte, der in Volksglaube, Volkssage, Brauchtum und Volksheilkunde eine unverkennbare Rolle spielte. Ich besitze die Aufzeichnung eines allerdings aufgeklärten Frankweiler Bürgers, der vor achtzig Jahren aus seinen Erinnerungen um die Dagobertshecke niederschrieb, was er wußte:³

„Dagobert, König von Austrasien (oder Klein-Frankreich), der seinen Sitz anfangs in Gödingen und später zu Landeck bei Klingenmünster hatte, hatte keine Kinder und war sehr wohlthätig. Von seinem Vetter, dem Könige von Neustrien (Westfrankreich), welcher ihm feind war, unerwartet überfallen, bekriegt und verfolgt, soll er auf seiner Flucht, als ihm der Feind auf der Heerstraße im Banne von Frankweiler zu nahe gekommen, sich im Distrikt Chattenacker, ca. 70 Schritte südlich an der Heerstraße, in einem Dornbusch versteckt haben, während seine Begleiter davoneilten und den Feind in die Ferne lockten.

¹ H. Schreibmüller, Die Landvogtei im Speiergau (Gymnasialprogramm Kaiserslautern 1905) 30 f. Th. Zink, Pfälzische Flurnamen (1932) 70 f.

² So gibt August Becker, Die Pfalz und die Pfälzer³ (1924), 328 ff. die Überlieferung wieder.

³ Es ist der auch von August Becker a. a. O. 345 genannte Lehrer Cullmann in Frankweiler (auch Kullmann geschrieben).

Dagobert wurde von seinen Bürgern in Schutz genommen; durch Hilboten benachrichtigt waren bald alle wehrbaren Männer des Vorgebirges versammelt, die sich um ihren geliebten König scharten, dem Feinde in den Rücken fielen und ihrem Herrn den Sieg verschafften.

Dagoberts erstes Anliegen war, seinem Gotte für die wunderbare Errettung zu danken; er zog mit seinen Begleitern in das Gotteshaus (Frühmeh) und wohnte dem Gottesdienst bei. Die Gasse heißt bis auf den heutigen Tag die Königsgasse und der Name Frühmeh, wo das Gotteshaus stand, lebt auch heutigen Tages noch in der Volkssage.

Dorten, wo der König versteckt war, ließ man einen Hagedorn oder Weißdorn wachsen, welcher unter den Schutz der drei Gemeindeverwaltungen von Godramstein, Siebelingen und Frankweiler gestellt wurde. Die Hecke selbst stand auf dem Frankweiler Gebiet. Der Dreimärker-Stein, welcher die Feldmarken obiger drei Gemeinden vermarkte, stand an der Hecke.

Dieser Dorn, welcher über 1100 Jahre gestanden sein soll, wuchs zu einem Baume heran, war ca. 2 Fuß dick im Durchmesser; die Höhe des Stammes betrug 7—8 Fuß, die Krone war gleich einem dickgeschlossenen, unbesteigbaren, künstlich zusammengesetzten oder gepflanzten kugelförmigen Dornbusch von ca. 15—18 Fuß Durchmesser.

Die Polizeimaßregeln zur Erhaltung dieses Denkmals waren: Wer die Dagobertshecke abschneidet oder abhackt, soll des Todes sterben; wer einen Ast abhaut, dem soll ein Arm abgehauen werden, und wer eine Wurzel beschädigt, dem soll der Fuß abgenommen werden. Nur die Schultheißen und Gerichte von Frankweiler, Godramstein und Siebelingen (bei Landau) durften gemeinschaftlich das Auspuhen und Pflanzen besorgen. Die Hecke wurde als heilig und unantastbar erklärt.

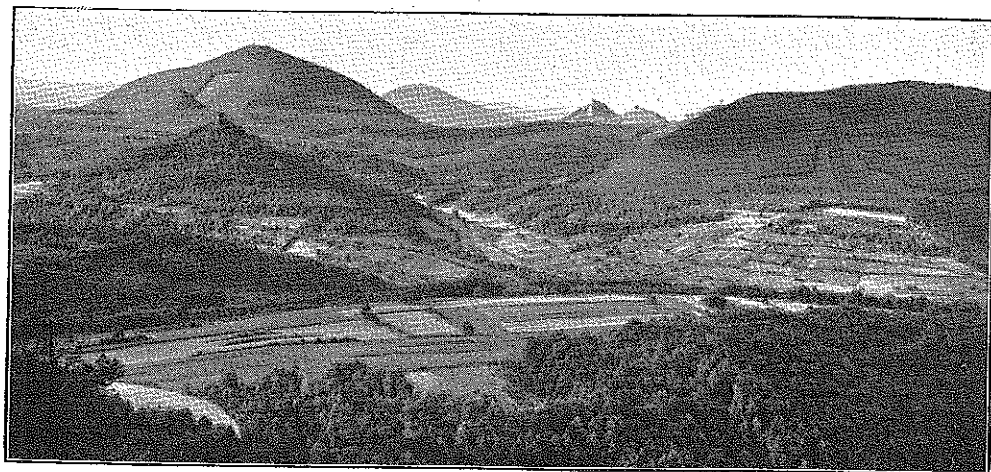
Auf dieses Ereignis hin hätte Dagobertus die Schenkungen der Geraiden und Gärben an die zu seinem Schutze herbeigeilten Bürger gemacht; deswegen galt die Dagobertshecke (auch Hagedornhecke genannt) nicht allein als Denkmal an Dagoberts Errettung, sondern auch als Symbol der Ein- und Unteilbarkeit der Geraidengemeinschaften, der Jagdfreiheiten auf dem Oberhaingeraiden-Territorium und der Freiheit auf den Geraiden (von den beteiligten Bürgern) zu fischen, Vögel zu fangen usw. Unbeschädigt erhielt sich dieser Weißdorn über 1100 Jahre, den Stürmen Trotz bietend, als Denkmal der Geraidengenossen.

Ferner stand er im Rufe wundertätige Heilkräfte zu besitzen; denn Dagoberts Genius umschwebte ihn. Der Tau seiner Blätter wirkte wohlthätig, besonders für Augenübel und Hautkrankheiten usw. Auch bei manchen inneren Beschwerden, bei denen Bewegung erforderlich, wurden die Leidenden dahingezogen, um den Baum dreimal zu umwandeln und nach verrichtetem Gebet beruhigter zurückzukehren. Man sah oft Menschen dorthin wandern, um bei Sonnenaufgang mit dem geheiligten Tau ihre kranken Augen oder sonstiges Übel zu benehen. Oder oft, um nur den Baum zu umgehen und von seiner Ausdünstung oder seinem Duft zu genießen usw. Ich erinnere mich mehrerer solcher Kuren, und besonders will ich hier eine der wichtigsten erzählen:

Im Jahre 1811 ging ein Mädchen von Godramstein, welches sehr üble Augen hatte, beinahe den ganzen Sommer über jeden Morgen bei Sonnenaufgang unter die Dagobertshecke, um dort seine kranken Augen mit Tau zu waschen und ihr Gebet zu verrichten. Dieses Mädchen wurde vollkommen hergestellt. Ich habe gar oft das Mädchen entweder am Baum oder auf dem Nachhausewege gesehen, denn ich ging jeden Tag denselben Weg in die französische Schule.

Auch erinnere ich mich von mehreren Kuren, die an Kindern und jungen Personen gemacht worden sind, zur Vertreibung der sogenannten bösen oder trockenen Flechten.

Nicht allein den Menschen, sondern auch Tieren sollte hier geholfen werden. Ich selbst sah öfters Pferde dahin führen oder reiten. So erinnere ich mich ganz besonders lebhaft,



Ausf. v. Holzer, Landau

Landschaft bei Mingenmünster (Südpfalz): Trifelsgruppe, Madenburg (rechts)

wie der alte Bürgermeister Decker als Knabe von zirka 17 oder 18 Jahren auf seinem Pferde dahintritt. Dorten hatte er den Baum in einem entfernten Kreis dreimal umritten; mit entblößtem Haupte verrichtete er, nach der Gewohnheit, sein Gebet und ritt wieder nach Hause. Dem Pferde ward geholfen.

Die Hilfesuchenden waren an keine Formalitäten gebunden, denn Dagoberts Genius war allen gleich gut, wes Glaubens er auch war.

Überhaupt diente dieser Ort selbst als Gegenstand der Volkshympathien; denn man fand Eier und Gäschen, mit irgendeiner Materie gefüllt, unter dieser Hecke oder Baum, welche als Heilmittel für manche Krankheiten „unbeschrauen“ [in heiligem Schweigen] dahingebracht wurden. Den Zigeunern war dieser Platz auch bekannt und diente ihnen zur Ausübung ihrer Sympathien für Krankheiten.

Ich erinnere mich, daß, als die französische Regierung (1797—1814) die Jagdfreiheit aufgehoben hatte, sich eine Rote Wilderer verbunden hatte, zusammenzuhalten und keiner den anderen zu verraten. Dazu mußte von jedem ein Eid geleistet werden, und zwar an einem Orte, der ihnen am heiligsten galt. Die Versammlung ward also in der Nacht unter der Dagobertshecke gehalten und da der Eid geschworen.

Doch wie alles vergänglich, sollte auch dieses ehrende Denkmal des grauen Altertums (die Dagobertshecke) nicht ewig den Elementen und der Zeit Trotz bieten dürfen: ein furchtbarer Orkan, begleitet von einem Gewitter, hat mit Hilfe eines Donnerschlages im Jahre 1817 dem hochbetagten Baume einen seiner schönsten Äste von der Krone gerissen.

Dieses Ereignis entmutigte die Geraidebauern sehr, ein unbehagliches Gefühl ergriff die meisten, der Glaube an Dagoberts Schutzgeist wankte. Das Symbol der Ein- und Unteilbarkeit der Geraide war angegriffen; ein panischer Schrecken fuhr manchem in die Glieder: der Angriff wird nicht mehr ferne sein.

Und wirklich hat der Vorstand der Stadt Landau am 20. April 1818 die Teilung der Oberhaingeraide beantragt, worauf infolge des französischen Gesetzes, allen Widersprüchen der Geraidebauern der Landgemeinden ungeachtet, die Auflösung der Gemeinschaft und die Teilung der Oberhaingeraiden durch einen Spruch des königlichen Bezirksgerichts zu Landau vom 25. Juli 1822 verordnet wurde.

Es wurde appelliert, und solange der Dagobertsbaum noch stand, lebten die meisten noch in der Hoffnung. Allein auch die letzte Hoffnung sollte sinken: im Jahre 1823 führte ein Donnerschlag in Begleitung eines außerordentlichen Sturmes seinen letzten

Streich auf das ehrwürdige Symbol aus, indem diese die Krone vollends vom Stumpf rissen und den Stamm spalteten.

Der Spruch des Bezirksgerichts wurde bestätigt. Die Teilung der Oberhaingeraiden am 25. Dezember 1825 von der kgl. Regierung der Pfalz vollzogen, die Gemeinschaft aufgelöst und jedem sein Teil zugewiesen.

Jetzt, seitdem der wunderbare Baum dem Volke entrissen ist, soll frisches Wasser und Bewegung im Freien dieselben Kuren machen; doch diese Mittel helfen nicht so gut, weil dort der gute Glaube gar viel zu den Kuren beitrug und mehr zur Ausdauer und innerer Beruhigung anspornte. Das ist, was ich von der Dagobertshecke weiß oder von Hörensagen mitteilen kann.“

Heute, wo Ausgrabungen an Stätten alter Überlieferung und Verehrung wie den Externsteinen, dem Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, dem Vogelherd Heinrichs I. bei Böhle die Zähigkeit und Richtigkeit der Volksüberlieferung wieder beweisen, darf man auch von der Überlieferung um die alte Dagobertshecke aus Schlüsse nach rückwärts in die Vorzeit ziehen und an den geschichtlichen Kern der Überlieferung glauben. In einer jüngst erschienenen Festschrift, die dem Mainzer Heimatforscher Heinrich Schroh e gilt, hat der Mainzer Bibliothekar W. Diepenbach die Mainzer Dagobertüberlieferung ins Reich der Sage verwiesen und bestritten, daß sich in Mainz je eine merowingische oder auch karolingische Königspfalz befunden habe. Ich möchte mit Rudolf Krafft¹ an der Annahme festhalten, daß Dagobert I., wie in Speyer und wie in Worms-Neuhausen, wo er zu Ehren des heiligen Dionysius eine Basilika und eine Pfalz erbaute, auch in Mainz einen festen Sitz hatte. In der pfälzischen Nachbarschaft von Worms, zumal in Speyer und Mingenmünster, haben wir jedenfalls keinen Grund an dem geschichtlichen Kern der Dagobertsage um Landeck und sein einstiges Münster zu zweifeln. Und so darf mit einem gewissen Anspruch auf geschichtlichen Wert auch weiterhin die Kunde von dem guten König Dagobert erklingen, wie sie in seinem Epos Jung Friedel, der Spielmann (1854) der treue Sohn des kleinen Dagobertreiches August Becker in Verse brachte:

Zu Landeck auf der Feste saß König Dagobert,
auf seinem Haupt die Krone, in seiner Hand das Schwert,
in seinem Blick die Strenge, in seinem Mund das Recht:
so harret seinem Urteil das fränkische Geschlecht.

Und mitten in der Mannen stolz-ritterlichen Kreis
trat dort herein ein Bauer, mit Locken silberweiß;
doch stark sind seine Arme, und jung ist noch sein Herz,
und frisch sind seine Augen und frisch sein Weh und Schmerz.

„Du hast den Arm erhoben!“ hub streng der König an,
„gen meiner Ritter einen in Frevelmut und Wahn!
Das sollst du, Alter, büßen, was du dich unterstanden:
die Wehn soll man ehren in allen meinen Landen!“

„Ich hab' den Arm erhoben, Herr König, das ist wahr,
weil ich des Kindes Ehre gesehen in Gefahr,
weil mir der Herren einer die Tochter wollte rauben,
und daß ich tat ein Übel, das möcht ich nimmer glauben!“

Das sprach der greise Bauer, die Herren blickten wild,
der König aber neigte sich zu dem Alten mild:
„Und was du nicht willst glauben, das ist auch nimmer gut!
Geh heim, du treuer Vater, du wackres Bauernblut!“

*

¹ Rudolf Krafft, Das Reichsgut im Wormsgau (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte XVI, 1934) 207.

Zu Landeck auf dem Schlosse saß König Dagobert,
auf seinem Haupt den Schutzhelm, in seiner Hand das Schwert;
die Ritter und die Herren die stürmen wild heran,
den König heut zu beugen in ihrem stolzen Wahn.

Und um den alten Herrscher steht treu die Bauernschaft,
steht da in alter Treue, in alter deutscher Kraft.
Manch stolzer Herrschenschädel ward da im Nu gespalten;
die Bauern stark und edel, die starben für den Alten.

Das Tor ist eingebrochen, das Dach erglüht im Brand,
es beben alle Mauern, es bebet jede Wand;
da trat hervor zum König derselbe Bauerngreis:
„Herr König, laßt euch retten auf Wegen, die ich weiß!“

Er hat ihn wohl geführt durch Wälder hoch und dicht,
und ob man ihm nachspüret — den König fand man nicht;
er schlief gar wohl geborgen bei seinem Bauern dort.
Bald kam ein schöner Morgen, da zog der König fort.

*

Zu Landeck auf dem Throne saß König Dagobert,
auf seinem Haupt die Krone, in seiner Hand das Schwert.
In seinem Blicke Milde, in seinem Mund das Recht,
so harret seinem Urteil das fränkische Geschlecht.

„Ihr Lieben, treuen Bauern, ihr seid das beste Blut!
Zu allen meinen Ehren hob mich nur euer Mut.
Drum sollt ihr in mir sehen stets einen gütigen Herrn,
und was ich euch kann geben, geb ich als Vater gern.“

Der König sprach's, die Schreiber, die schreiben's treulich auf:
„Vom Hagenauer Forste zum Donnersberg hinauf
sei euch und euren Erben für Ewigkeit geschenkt
der Wald, wo ich geboren, damit ihr mein gedenkt!“

Viel Fürsten sind gestorben am Rheine seit der Zeit,
man hat ihr Grab mit Wasser, mit Tränen nicht geweiht.
Ein einziger bleibt ewig den Pfälzer Bauern wert:
Das ist der gute König, der alte Dagobert.

*

Man hat in Mainz an eine Wiederbelebung der Dagobertlegende durch Napoléon I. gedacht und sie unter dem Gesichtswinkel französischer politischer Werbung sehen wollen. Für die Pfalz gilt dieser Gesichtspunkt, wenn er überhaupt Geltung hat, sicher nicht; hier war die Dagobertsage noch früher zu Hause als in Mainz und wohl seit alters bodenständig; gerade das volkstümliche Überlieferungsgut aber bestärkt uns in dieser Ansicht. Es scheint so zu sein, daß nicht erst die Legende den großen, guten König schuf, sondern daß umgekehrt durch die geschichtliche Bedeutung des Königs die Überlieferung in Glaube und Brauchtum genährt und gestützt wurde. Wir brauchen in der Überlieferung der pfälzischen Haingeraiden, in ihrer Sinngabe und ihrem Brauch gewiß nichts Besonderes und Einzigartiges zu sehen, aber die Frische, Lebendigkeit und Zähigkeit der Überlieferung gibt unserer pfälzischen Dagobertlegende doch ein Recht auf besondere Beachtung und Wertung.

Mich wundert darum, daß man in einer Zeit, die so manche alte Zusammenhänge in neuem Lichte sieht, noch nicht wieder auch dieses Vorstellungskreises gedachte, der Klingen-

munster und seine Umwelt in einen neuen Zusammenhang rückt; der die Stätte dieser Überlieferungen auf die Ebene der obengenannten namhaften Kultstätten verlegen könnte: es lohnte sich heute daran zu erinnern, daß man schon vor Jahren in den Berghöhen um Klingenmünster die Stätte eines germanischen Höhenheiligtums erkennen wollte. Wir empfehlen die Nachprüfung solcher Vermutungen der neuaustrichteten germanischen Vorgeschichtsforschung. Von der Volkskunde her darf jedenfalls solcherlei Annahme durch Hinweis auf Sagenzüge gestützt werden, die sich in der kirchengeschichtlichen Überlieferung verankert sehen. Wenn König Dagobert nach dem Volksglauben in und um Wollmesheim bei Landau in seinem mit Geißböcken bespannten Wagen von Gocklingen aus im Gewittersturm gen Landau durch die Lüfte fährt, so denkt man dabei sofort an Donar, den auch hier, nicht nur um den Donarsberg, den Donnersberg verehrten Wettergott, der an die Seite Wodans tritt. Und wie man in der Gegend von Westheim einen Ewige-Fuhrmanns-Weg kennt, den nach der Sage der Ewige Fuhrmann, also wohl wieder Donar oder Wodan allnächtlich zieht¹, so kleidet sich die gleiche gerade rechts und links am Oberrhein verehrte Gottheit Wodan — Merkur in die Gestalt des geschichtlichen Königs Dagobert. Damit aber tritt Dagobert neben andere geschichtliche Persönlichkeiten des Oberrheins, wie Franz von Sickingen, den Odentwäldritter von Rodenstein, den Wasgaumannen Lindenschmid, den Saarländer Jägermann Maltig und weitere, in denen Züge der Wodangestalt bis heute fortleben². Wodan hören wir wohl auch aus dem Namen des Gutenberges bei Klingenmünster³ heraus, wie ja auch mancher dort Merkur geweihte römische Stein den germanischen Gott in fremdem Gewande ehrt; einen Merkurtempel löste Dagoberts Germaniskirche in Speyer ab, und der neben dem heiligen German in Klingenmünster zunächst verehrte St. Michael ist nicht nur dort der Hauptidee Wodan — Merkurs. In seiner letzten Ausgestaltung nähert sich ja eben das Wesen Wodans in vielem bereits dem christlichen Gottesglauben, der darum um so leichter das Gemüt des Germanen erobern konnte. Und wenn die christlichen Befehrer, die die überragende Bedeutung der Wodangestalt wohl kannten, an Wodans Stelle eben den Erzengel Michael treten ließen⁴, so war es neben der äußeren allgemeinen Übereinstimmung der beiden Gestalten in ihrem Verhältnis zu Kampf und Sieg besonders die Erkenntnis, daß wesensverwandte Züge Wodan und St. Michael einten. Vielleicht wäre ohne solche innere Beziehung das Christentum nicht so rasch auch germanisches Geistesgut geworden, wie es uns aus des Weissenburger Mönches Otfried Evangelienharmonie gerade an diesen Stätten alter Wodanverehrung, von denen wir sprechen, entgegenflingt.

So erscheint die Gestalt des sagenumspunnenen guten Königs Dagobert in ihrer Klingenmünsterer Prägung religiös-mythisch gegründet und wie bewußt in eine christliche Sphäre und Umwelt gesteigert. War aber diese Form der Verchristlichung etwa geboten, so erscheint auch die Annahme nicht unberechtigt, daß vorchristliche, spätgermanische Götterverehrung in und um Klingenmünster auf seinen Höhen eine besondere Heimstätte gefunden haben mochte. Mich wundert, daß man nicht auch diese wohl geweihten Höhen um Landeck in das vorgeschichtlich-astronomische Liniennetz am Oberrhein schon einbezog, mit dem man in neuerer Zeit so viele Höhen rechts und links vom Rhein mit-

¹ G. Heeger, Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen (Gymnasialprogramm Landau 1900) 44 f. W. Winkler, Pfälzischer Geschichtsatlas (1935).

² Albert Becker, Pfälzer Volkskunde (1925), 129; Th. Lorenzen, Die Sage vom Rodensteiner (1903), 15.

³ F. Hagen, Burg und Herrschaft Landeck in der Pfalz (1926), 5 ff. G. J. Schreier, Der Götterhain bei Klingenmünster [1902].

⁴ E. Ademacher, Wodan = St. Michael (1934), 69 ff. Im allgemeinen R. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I (1913) 269, 274 ff.

einander verband¹. Es sollte mich freuen, wenn durch diese Ausführungen, so wie es mein Aufsatz über den Brunhildisstuhl und den Gollenstein an dieser Stelle 1933/34 getan, auch für diese südpfälzische Gegend und ihre inhaltreiche Überlieferung weiterhin neue Teilnahme geweckt und an Ort und Stelle eine Nachprüfung der Fragen mit dem Spaten vorgenommen würde. Das Ergebnis früherer Untersuchungen, das in gegnerischen Erörterungen erstickte, könnte heute wohl in neuem Lichte gesehen werden, und möglicherweise die Anlagen auf dem Heidenstuhl bei Klingenmünster, die uns an die Heidenmauer bei Bad Dürkheim erinnern, recht verstehen lehren; jede Erkundung geweihter Stätten aus germanischer Vorzeit aber wird Heimat und Volkstum enger aneinanderbinden.

Wie wir hören, finden zur Zeit an den Dagobertstätten Klingenmünster Ausgrabungen statt, und an dem alten Schlüssel haben bereits Untersuchungen eingesetzt. Der Aufsatz ist vollkommen unabhängig von dieser Tatsache geschrieben. D. Schriftleitung.

Kaiser Karl und unser völkisches Bewußtsein

Von Dr. J. D. Plafmann

Drei Herrschern hat die deutsche Geschichte — oder vielmehr die Geschichtsschreibung — den Beinamen des „Großen“ gegeben. Auf den ersten Blick scheint es, als wenn der Vorbeer dabei unter einer recht großen Zahl von Antwärttern etwas ungleich verteilt wäre; über weite Räume hinweg gesehen, mag jedoch so etwas wie geschichtlicher Sinn in dieser scheinbar regellosen Verteilung liegen. Hatte der Franke Karl die fränkische Waffenmacht zum bewaffneten Arme der römischen Reichsidee und damit zum Erben unentwirrbarer cäsarisch-papistischer Gedankengänge gemacht, so stellte der große Otto, wenn er auch mit gegebenen Tatsachen rechnen mußte, dieses von seinem Vater auf ganz neuer Grundlage wiedererrichtete Reich doch auf eine so unbezweifelbar deutsche Grundlage, daß diese nie wieder in Frage gestellt werden konnte. Wenn unsere völkische Geistesgeschichte, das heißt die Geschichte unserer wahrhaft deutschen Geistesäußerungen in Sage und Baukunst, einmal wirklich auf ihre Wurzeln hin erforscht ist, wird man erkennen, daß in der ottonischen Zeit eine germanische Renaissance über ganz Oberdeutschland dahingegangen ist, die sogar auf das langobardische Oberitalien ihre Wirkung ausgeübt hat. Erst als diese deutsche Grundlage unter den nachreformatorischen Habsburgern immer mehr dahinschwand, mußte ein neuer „Großer“ kommen, der ein neues deutsches Staatsgefühl mit eigenständigem deutschen Inhalt schuf — schaffen mußte, auch wenn er es eigentlich gar nicht wollte.

Noch einem germanischen Herrscher gibt man zuweilen den Ehrennamen des Großen — dem Ostgoten Theoderich, der als Dietrich von Bern der erklärte Liebling des deutschen Volkes geworden ist; ein Mann, dessen dreißigjährige Herrscherzeit in jeder Hinsicht so positiv gewesen ist, daß er endlich zur idealen Gestalt des germanischen Volkskönigs schlechthin werden konnte. Wenn man bedenkt, daß zwischen dem Ende seines Lebens und seiner dichterischen Wiedererstehung im Nibelungenliede ein Zeitraum von 700 Jahren liegt; daß aber im Liede seine menschlichen Züge mit einer an geschichtliche Wirklichkeit grenzenden Lebendigkeit bewahrt worden sind — so wird man begreifen, wie stark das Gefühl des deutschen Volkes für echte menschliche und insbesondere deutsche Werte einst

war. Denn wir sind heute vom Dichter des Nibelungenliedes zeitlich ebenso weit entfernt, wie dieser es von dem geschichtlichen Dietrich war — aber um wieviel weiter haben wir uns innerlich von jener Geisteshaltung entfernt; wie wenig ist uns das, was wir als Historie uns angeeignet haben, eine unmittelbar lebendige Wirklichkeit! Und doch lagen zwischen jenem großen Dietrich und dem Dichter die beiden „Großen“ Karl und Otto, ohne daß sie auf die Gestalt des Berners irgendwelchen erkennbaren Einfluß ausgeübt hätten. Wohl finden wir in dem Kreise um den Berner Mitstreiter des großen Otto, wie die Markgrafen Gere und Eckwart; aber aus dem ganzen Hofstaat Karls hat keiner den Weg in die Umgebung des großen Ostgoten gefunden. Das kann kein Zufall sein. Wenn Dietrich von Bern in der Sage immer derjenige ist, der Streit und Blutvergießen zwischen deutschen Mannen zu verhindern strebt, so hat die Sage hierin die geschichtliche Wirklichkeit völlig richtig bewahrt. Und das beweist, daß die Anerkennung einer solchen Haltung nicht erst einer angeblich modernen „Mentalität“ entspringt, sondern daß sie von jeher dem deutschen Volke etwas Selbstverständliches war. Es widerlegt aber auch die bis zum Überdruß immer und immer wiederholte Behauptung, daß das Gefühl ihrer Gemeinsamkeit den Germanen fremd gewesen sei und ihnen zuerst durch die Römer, dann durch die Kirche, und endlich und endgültig durch den „großen Karl“ beigebracht worden sei. Das ist eine jener Behauptungen, die nur von solchen ausgehen können, die grundsätzlich ihr eigenes Volkstum von außen her betrachten. Sollte es den Brüdern entgangen sein, daß die Sueben sozusagen dieselbe Sprache sprachen wie sie selbst und wie die Angribaren, und daß die Römer sich von ihnen nicht nur durch die Sprache, sondern auch sonst ganz erheblich unterschieden? Und sollte ihnen diese Tatsache ganz gleichgültig gewesen sein? Wer das behauptet, der lese einmal die von Römern geschriebene Geschichte des Bataveraufstandes mit den Reden des Civilis, der seinen Deutschen sagt, daß „bei ihm und seinen Waffen die Götter Germaniens seien“. Was bedeutet das anders als ein ausgeprägtes germanisches Nationalgefühl? Oder man lese die Kampfreden, die Arminius mit seinem Bruder wechselte, oder die Ansprachen an seine Mitkämpfer. Gewiß, diese Reden mögen ihnen in der überlieferten Form von den römischen Schriftstellern in den Mund gelegt sein; aber die Römer hätten ihren Gegnern, von deren gelegentlicher Uneinigkeit sie genug wußten, kein ausgesprochenes Nationalgefühl in den Mund gelegt, wenn sie es nicht bei ihnen vorgefunden und oft auch zu ihrem Leidwesen am eigenen Leibe erfahren hätten.

Als Trumpp pflegt man dann die schulmeisterliche Behauptung auszuspielen, daß das Wort „deutsch“ doch erst ziemlich spät aufträte, und daß es vor der altentmässigen Feststellung einer „lingua theodisca“ eben kein deutsches Bewußtsein gegeben hätte. Wobei man es leicht hin als bewiesen unterstellt, daß dies „theodisk“ zuerst nur die Sprache, und zwar die Volkssprache, und dann erst das Volkstum bezeichnet hätte. Auf den Gedanken, daß „theod“ zu allererst nicht irgendein Volk schlechthin, sondern ausschließlich das Germanenvolk bezeichnet haben könnte, kommt man gar nicht — kann man nicht kommen, weil man vom Papier auf das Lebendige schließt, und nicht vom Lebendigen selbst ausgeht. Ebenso gut kann man behaupten, vor dem Turnvater Jahn habe es kein deutsches Volkstum gegeben, denn das Wort sei doch erst durch Jahn geschaffen worden. Das Eigene, vor allem das Eigenvölkische, versteht sich eben zunächst von selbst und bedarf keiner besonderen Bezeichnung. Die Slawen haben zuerst den Deutschen den Namen „Nemec“ gegeben, die „Nichtredenden“, d. h. die Unverständlichen, und dann erst sich selbst als „Slawe“, als die verständlich Sprechenden bezeichnet. Aber daß sie ein eigenes Volk waren, dürfte ihnen wohl schon etwas eher aufgegangen sein.

Man sucht nun die Größe des Kaisers Karl auch für das Deutschtum dadurch zu retten, daß man behauptet, er habe durch seine Staatschöpfung erst ein deutsches Nationalgefühl geschaffen. Mir scheint, man verwechselt hier die Dinge in einer Weise,

¹ Reith, Entdeckung vorgeschichtlicher Astronomie am Oberrhein (Die Westmark 1, 1933/34: Völkische Wissenschaft 4. Folge, 98—116, mit Karte). Ich weise auch der Vollständigkeit halber und mit allem Vorbehalt auf Ludwig Schmidts-Sells Untersuchungen zu alt-pfälzischen Sonnenkalendern hin.

die heute noch für gewisse Entgleisungen unseres nationalpolitischen Denkens bezeichnend ist. Ein volkstümliches Nationalgefühl kommt dem Germanen nicht aus einer staatlichen Konstruktion — das ist römisches Staatsgefühl —, sondern aus dem Volkstum; das beweist ja gerade das Beispiel von der „lingua theodisca“, aber in anderer Richtung. Dies völkische Gemeinschaftsgefühl aber drückt sich vor allem durch eine seelische Haltung aus, in einer Vorliebe für solche Gestalten, die als vollkommenster Ausdruck des Volkstums empfunden werden — und damit in einer dichterisch gefakten Persönlichkeitsgestaltung, die allen denen verständlich ist, die zu dieser völkischen Gemeinschaft gehören — aber auch nur diesen. So ist die Dichtung der sicherste Prüfstein für ein völkisches Gemeinschaftsgefühl. Daß aber schon früh ein germanisches Gemeinschaftsgefühl in diesem Sinne vorhanden war, beweist nichts besser als die gotische Sage selbst, die Gemeinbesitz aller germanischen Völker wurde, als von einer gemeinsamen Staatlichkeit keine Rede war; ein Gemeinbesitz, der nicht nur in der Sprache und im Stoff lag, sondern vor allem in der ethischen Haltung, die aber auch nur bei germanischen Hörern vorausgesetzt werden konnte. Der Kampf von Germanen gegen Germanen ist geradezu das tragische Grundmotiv darin; auch dann noch sichtbar, wenn zur Erhöhung des Tragischen aus der Stammesverwandtschaft eine Blutsverwandtschaft gemacht wird. Der Kampf zwischen einem Germanen und einem Nichtgermanen, etwa dem Hunnen Bloedel, ließ schon damals den Hörer menschlich ziemlich gleichgültig, als tragisches Motiv war er an sich nicht wirksam.

Dies germanische Gemeinschaftsgefühl kristallisiert sich aber für fast ein Jahrtausend um eine große geschichtliche Gestalt; und das ist nicht Karl der Große, sondern der große Theoderich, unser Dietrich von Bern. Er ist geradezu das Gestalt gewordene Gemeinschaftsgefühl aller germanischen Völker; selbst der norwegische Schreiber, der zu Beginn des Zwölfhunderts in der Hansfestube zu Bergen westfälischen Seefahrern die deutschen Heldengedichte nachschrieb, stellte in den Mittelpunkt aller Helden der Vorzeit Thidrek von Bern, denn auf ihn sind alle irgendwie bezogen. Das entspricht wiederum der geschichtlichen Wirklichkeit, aus der das germanische Volksgewissen das Wesentliche bewahrt hat, denn am Hofe Dietrichs lebte wirklich ein germanisches Gewissen, ein unterschiedenes germanisches Gemeinschaftsgefühl. Mehr als einmal hat er gerade dem fränkischen Hofe dieses Gemeinschaftsgefühl eindringlich ins Gedächtnis zurückerufen müssen. Nach der blutigen Niederwerfung der Alamannen durch seinen Schwager Chlodwig nahm er den Rest des Volkes im Alpenlande in seinen Schutz; als die Franken trotz seiner Gegenvorstellungen wieder über die Westgoten hergefallen waren und ihren König getötet hatten, rettete er dem unmündigen Sohne Marichs wenigstens den Rest seiner gallischen Besitzungen. Solange er herrschte, wußte er Vernichtungskriege zwischen Germanen zu verhindern — offensichtlich aus dem germanischen Gemeinschaftsgefühl heraus, das in ihm lebte. Aber hätte dies Gemeinschaftsgefühl nicht auch in den germanischen Völkern gelebt, wie hätten sie in ihren gemeinsamen Dichtungen gerade diesen geschichtlichen Zug als einen wesentlichen so getreu bewahren können?

Ganz gewiß ist das der tiefere Grund dafür, daß sich um „Thideric de Berne, de quo olim cantabant rustici“, tausend Jahre hindurch mehr volkstümliches deutsches Nationalgefühl verdichtet hat, als um alle Taten Karls. Was auch die Volksage von diesem erzählt, es bleibt durchweg im Bereiche des Anekdotischen, auch dann, wenn es die Gestalt der Rechtsanekdote annimmt; wie ja Kaiser Karl später noch lange dazu herhalten mußte, mit seiner Autorität umstrittene Rechtsansprüche zu decken. Aber auch dafür hat man auf niedersächsischem Boden durchweg lieber den großen Otto gewählt. Die eigentliche Karlsage, soweit sie Heldensage ist, stammt aus Westfranken und ist uns erst durch gelehrte Priester vermittelt worden. Noch heute geht es den jugendlichen Lesern unserer Heldendbücher so, wenn sie auch von den geschichtlichen Voraussetzungen keine

Ahnung haben: neben der erhebenden und menschlich ergreifenden Gestalt des Berners vermag die des Kaisers Karl keine rechten Umrisse zu gewinnen und noch weniger Teilnahme zu erwecken. Die Macht allein tut es eben nicht, und so ist Karl gewissermaßen der gerade Gegenpol zu Dietrich von Bern; und es ist uns unbegreiflich, wie heute noch verdiente Forscher (wie etwa Paul Zauert) ihn gewissermaßen als Schöpfer des deutschen Nationalgefühles feiern können. Bei der Beurteilung solcher Unwägbarkeiten sollten wir doch mehr auf die Stimme des Volksbewußtseins — das ist die Sage — lauschen, als auf die von Historiographen. Jenes aber hat einen ganz anderen Heldentypus erkoren, und wenn es Karl wirklich einmal mit diesen Zügen schmückt, so hat es eben den geschichtlichen Karl durch ein Wunschbild oder durch einen Mythos (wie in der Sage vom Untersberg) ersetzt; oft genug geht auch beides ineinander über. Gehen wir die mittelalterlichen Namenlisten durch, so finden wir, daß Bürger, Bauern und Ritter überall die Namen von Dietrich, Hildebrand, Wittich und von anderen Gefellen des Berners führen — nirgendwo aber finden wir Namen aus Karls Kreise; ja der Name Karl selbst kommt nur selten vor. Er ist erst durch die Reichsmystik der staufischen Zeit als Gegengewicht gegen päpstliche Ansprüche wieder hervorgeholt worden; im Volke war er vergessen. Übrigens hatte die auf Barbarossas Betreiben durch einen Gegenpapst vollzogene Heiligsprechung nur diesen Hintergrund, was manchen Mißdeutungen gegenüber betont werden muß. Aber gleichzeitig mit der Erinnerung an Karl hat Barbarossa auch das römische Cäsarenrecht wieder hervorgeholt — und das ist leider sehr bezeichnend.

Die geschichtliche Wirklichkeit stimmt durchaus mit dem Urteil des Volksbewußtseins überein: der ganze Aufbau des fränkischen Reiches zeigt nichts, was irgendwie aus germanischem Gemeinschaftsgefühl hervorgegangen wäre. Und davon läßt sich deutsches Nationalgefühl nicht trennen; denn man kann das Empfinden einer gemeinsamen Volkheit unmöglich aus einem abstrakten Staatsgedanken ableiten wollen. Kaum war denn auch Theoderich tot, da wurde von fränkischer Seite der Vernichtungskrieg gegen die Westgoten wieder aufgenommen, der dann von der anderen Seite her durch die Araber vollendet wurde. Das blühende Thüringerreich wurde zerstört, sein mit Theoderich verwandter König ermordet, ein großer Teil des Landes fiel den Slawen in die Hände; und für die Zukunft war es noch ein Glück, daß die Sachsen sich notgedrungen an dem Raube beteiligen mußten. Wieder hat das Volksbewußtsein das Urteil gesprochen: Fring und Irminfrid, die besiegten Thüringer, finden wir im Nibelungenliede an Dietrichs Seite wieder, nicht aber ihre Besieger.

Als Krönung der fränkischen Politik blieb noch, abgesehen von der Niederwerfung der Sachsen, die Zerstörung des Langobardenreiches übrig; des einzigen germanischen Reiches auf römischem Boden, das zum großen Teil auf volkhafter Siedlung beruhte und daher die Gewähr für seine Dauer in sich trug. Hätte man hier nicht die Autorität des Papstes einsetzen können, so wäre der Versuch vielleicht doch noch gescheitert. So aber kam der schmachlichste Ruchhandel zustande, der jemals auf dem Rücken eines edlen germanischen Volkes geschlossen worden ist: der Franke Pippin schenkte dem Papste ein Gebiet in Italien, das ihm nicht gehörte; und der Papst schenkte dem Franken das Langobardenreich, das ihm noch viel weniger gehörte. Mit diesem Bunde der beiden Schwerver war die große Drachensaat des Mittelalters gesät, die so herrlich aufging, daß sie Jahrhunderte hindurch mit langobardischem, fränkischem und deutschem Blute gedüngt werden mußte. Und während das Grabmal des Berners ausgeplündert und er selbst durch die kirchliche Legende zur Hölle geschickt wurde, wurde zu Rom das cäsaro-papstliche fränkisch-römische Reich gegründet.

Man lese die Berichte des Langobarden Paulus über die Zerstörung seines Väterreiches und urteile dann, ob dieser christliche Diakon Pippin und seinen Sohn Karl etwa als

christlich-germanische Helden und Vorkämpfer eines imaginären Abendlandes verherrlicht, wie es uns beigebracht worden ist. Wenn bei diesem christlichen Priester das germanische Ehrgefühl überwiegt, so braucht es bei uns nicht vor geschichtlichen Tüfteleien zurückzutreten. Über die geschichtliche Wirklichkeit, die nicht in den Gelehrtenstuben, sondern im lebendigen Volksbewußtsein weiterlebt, hat das Volk sein Urteil längst gesprochen. Wenn es die Deutschtum seiner Helden dabei nicht besonders betont, so nur darum, weil ihm diese Deutschtum selbstverständlich ist.

Man macht uns Niederachsen wohl den Vorwurf, wir wollten nur deshalb Karl nicht als den großen Deutschen anerkennen, weil wir ihm das Blutgericht von Verden nicht vergessen könnten. Gewiß ist das ein Grund, aber es ist wahrhaftig nicht der einzige. Karl bedeutet die letzte Vollendung des fränkischen Reiches; aber im germanischen und deutschen Sinne bedeutet er keine Vollendung, weder sachlich noch ideell. Er hat nichts germanisch oder deutsch gemacht, was nicht schon vorher germanisch war, wohl aber hat er deutschen Volksboden an mehr als einer Stelle verkürzt. Sein Reichsgedanke wurzelte nicht im Germanischen, wie der des Theoderich. Das wird uns verständlich, wenn wir bedenken, daß das Frankentum bei seiner Ausbreitung in Gallien von Anfang an in ein sehr festgefügttes provinciales Römertum hineingewachsen ist, das in steigendem Maße das germanische Denken durch römisches ersetzte, welches nicht volkhaft, sondern städtisch-juristisch war. Diese Herkunft hat auch Karl nicht verleugnen können. Wenn er selbst vielleicht deutsche Züge trug, als mancher seiner Vorgänger und seiner Nachfahren, so änderte das an der Gesamtrichtung nichts. War er wirklich eine Germane, so führte er als solcher doch einen nichtgermanischen Degen. Das hat erstaunlicherweise sogar Goethe hellseherisch erkannt: „Den deutschen Mannern gereicht's zum Ruhm, daß sie gehaßt das Christentum, bis Herrn Carolus' leidigem Degen die edlen Sachsen unterlegen.“

Es gibt Wendepunkte in unserer Geschichte, an denen in einer einzelnen Szene eine weltgeschichtliche Entscheidung unmittelbar bildhaft erkennbar wird. Als Cäsar beschrieb, wie er im Jahre 58 vor der Zeitwende auf Rossesrüden mit dem germanischen Volkskönig Ariovist darüber verhandelte, wer für die Zukunft Herr in Gallien sein solle, da hat er mit fast dichterischer Seherkraft einen solchen Wendepunkt gezeichnet. Wessen Nachfolger war nun der Franke — Cäsars oder Ariovists? Wir meinen, er führte den Degen Cäsars, und nicht den des germanischen Volkskönigs. Bald genug nahm er denn auch den Namen seines wahren Vorläufers an. Und wenn er dabei dem Papste die Art der Inszenierung verübelte, so nur deshalb, weil dieser sich damit von vornherein als einen Nebenbuhler auf dem Gebiete des cäsarischen Erbes einführte. Das hat das deutsche Volk lange genug mit seinem Blute ausbaden müssen.

Wißt man Größe an einer langen Reihe von Kriegen und Taten, so wird man dem Carolus Magnus seine Größe nicht absprechen können. Aber diese Größe ragt nicht in unsere germanische Welt hinein; ihr ideeller Maßstab liegt anderswo. Deshalb wäre es falsch, wenn wir uns mit den Franzosen in einen Streit um den Besitz ihres Charlemagne einlassen wollten. Er gehört nicht mehr zu uns; wie auch der Normanne Rolf nicht mehr seiner norwegischen Heimat, sondern seiner gallischen Wahlheimat gehört. Mögen die Franzosen ihn immerhin als ihren Großen verehren; sie verehren ja auch den römischen Cäsar und gleichzeitig dessen Gegner Vercingetorix — und merken selbst nicht, wie sie damit ihrer „lateinischen Seele“ spotten.

Sollen nun auch wir ihn weiterhin den „Großen“ nennen? Man hört zuweilen eine Meinung äußern, die an sich nicht unverständlich scheint: er sei nun einmal unter diesem Namen geschichtsläufig geworden, und so möge er in Gottes Namen weiter damit herumlaufen; für unsere innere Einstellung bedeute das ja nichts. Zudem wird der Beinamen Magnus durchweg nicht von den Schwertgenossen oder vom Volke verliehen, sondern post festum in der Zelle der Hofhistoriographen; so ist der vom Volke verliehene Ehren-

name des „offen Fritz“ gewiß eine wesentlichere Ehrung als der „le Grand“ der Geschichtsschreiber. — Die Meinung möchte man hingehen lassen — wenn wir nicht doch mitten in einer entscheidenden Umstellung unseres Kulturbewußtseins ständen. Ob wir es wollen oder nicht — durch das Für und Wider ist der Name zu einem Scheidepunkt der Geister geworden. Aber wie sollen wir ihn nun aus einer längeren Reihe von Karlen herausheben? Wilhelm Leudt pflegt ihn „Karl den Westfranken“ zu nennen. Das trifft zu, aber es unterscheidet ihn nicht von anderen westfränkischen Karlen, deren es später noch mehrere gab. Außerdem war Karl ja auch noch Herr über die Ostfranken. Neuerdings pflegt man ihn „Karl den Sachsenkämpfer“ zu nennen, wobei man das Blutbad von Verden als schlechtthin bezeichnend aus der Gesamtheit seiner Taten heraushebt. Das ist leider richtig — aber wir glauben, daß sich diese Bezeichnung, so berechtigt sie ist, nicht durchsetzen und nicht volkstümlich werden kann, da sie nicht dem Stil volkstümlicher Benennungen entspricht. Diese sind oft drastisch genug, aber sie sind durchweg schlicht und unpathetisch. Wir haben in der langen Reihe von Herrschern einen Kaflen, einen Diken, einen Faulen, einen Kurzbold und sogar einen mit einer gebissenen Wange — das sind alles Bezeichnungen, die auf eine gewisse Vertraulichkeit schließen lassen, auch dann, wenn sie ablehnend gemeint sind; das Pathetische liegt ihnen nicht. Bei den nordischen Völkern ist es ähnlich: sie haben einen Haarschönen, einen Gabelbart und allerdings auch einen Erich Blutaxt — ein Name, der wohl auf Karl passen mag, der sich aber schwerlich entlehnen läßt, da er eben nicht zu Zeiten des Trägers entstanden ist.

Sollen wir nicht, wenn wir einen Namen suchen, der unserem heutigen germanischen Bewußtsein entspricht, ohne daß ein Lob oder eine Verurteilung darin liegt, auf den germanischen Brauch zurückgehen, der Gleichnamige dadurch unterscheidet, daß er den Vatersnamen hinzufügt? Zum Unterschied von Olaf dem (sonderbaren) Heiligen nennen die Norweger ihren anderen Olaf Tryggvessohn. Diese Art von Benennung ist auch im Deutschen lange Zeit, bis in die Neuzeit hinein, volkstümlich gewesen, wie unsere Hansen, Jansen, Petersen, Berndsen und viele andere beweisen. Karl Pippinssohn wäre in diesem Sinne eine unserer Sprachüberlieferung gemäße Bezeichnung; sie kennzeichnet eindeutig eine ganz bestimmte geschichtliche Persönlichkeit. Karls geschichtliche Rolle wird darin noch wesentlicher getroffen, denn in fast all seinen Handlungen war er der Vollerbe des, was sein Vater Pippin begonnen.

Sollten die Franzosen einmal auf den Gedanken kommen, ihren (übrigens auch nicht von gallischem Boden stammenden) Napoleon Bonaparte als den „Großen“ zu bezeichnen, was an seinen Leistungen gemessen gewiß nicht unbegründet wäre — würden wir diesen Beinamen übernehmen? Ich glaube kaum. Denn Größe ist bei einem Herrscher nicht etwas für sich Bestehendes, Beziehungsloses; sie muß uns irgendwie verehrungswert sein, und das setzt voraus, daß wir die Größe auf uns beziehen, daß wir selbst innerlich daran größer werden können. Und das können wir an einem Manne, von dem das Blut unserer Ahnen nun einmal nicht abzuwaschen ist, nun und nimmermehr. Seine objektive Größe berührt uns nicht. Es gibt ja auch Historiker, die von Tamerlan dem „Großen“ sprechen; diese bemessen die Größe anscheinend nach den Quadratmeilen verwüsteten Landes. Aber im Raume liegt das Erhabene nicht. Nur dort, wo wir einen Herrscher als eine Verkörperung des Selbstischen selbst empfinden, schwingt bei uns innerlich etwas mit, auch wenn er zu unserer Volkheit keine Beziehung hat. Das mag etwa bei dem großen Alexander der Fall sein. — Karl Pippinssohn ist für uns eine geschichtliche Persönlichkeit, die nur als solche genommen werden will. Karl der „Große“ aber ist ein mit einer Tendenz behaftetes Werturteil, das Widerspruch herausfordert. Denn Karl, der „christliche deutsche Held“, ist für uns weder das Urbild des Christen, noch des Deutschen, noch auch des Helden.

Herd- und Hochsäulen im altnordischen Haus als Träger alter germanischer Glaubensvorstellungen

Von Dr. Ing. Friedrich Saefstiel, Heide/Holstein

2. Heilige Hochsäulen im altnordischen, altsächsischen, altalamannischen und altbajuvarischen „Saal“.

Die Urümlichkeit solcher „Hausbäume“, die das ganze Dach tragen, können wir am besten alten Heldenliedern und Sagen entnehmen. Greifen wir einige Fälle heraus:

In der Marinskinn, einem der ältesten Berichte über norwegische Königsgeschichten, preist der russische Großfürst Jarisleif (Jaroslav) vor seiner Ehegattin Ingigerd die Pracht seiner neuerrichteten Halle. Ingigerd aber weist demgegenüber auf die Halle ihres Vaters hin, des schwedischen Königs Olaf Haraldson: diese sei noch vorzüglicher, obgleich sie nur auf einer einzigen Säule steht.

Damals, also im Anfang des 11. Jahrhunderts, besaßen schwedische Hallenbauten noch das echte Ans-Dach mit Hochsäulen, und die Beschränkung bei der Errichtung einer Halle auf eine einzige Hochsäule galt anscheinend als höchste Leistung der Baukunst. Das Sparrendach, das auch die letzte Säule entbehrlich machen kann, war damals in Schweden wohl noch nicht ganz in Aufnahme gekommen.

Auch in der Wölunga-Saga, die vermutlich aber auf eine deutsche Wurzel zurückgeht, findet sich ein Fall, der erwähnt zu werden verdient: Der Saal des Königs Wölfe war um einen riesigen, noch lebenden Eichbaum herum gebaut worden.

Im Beowulflied lehnt sich in der Halle Heorot der König Hrothgar bei seinem Dankgebet an den „stapol“, unter dem nur die Hauptsäule dieser Halle gemeint sein kann.

War in solchen Hallenbauten nur eine solche Hochsäule verwendet worden, so mußte bei Beschädigungen und Plünderungen der Fall dieser Säule auch den Bruch des von ihr getragenen First-Ans, d. h. des ganzen Firstes, nach sich ziehen. Einen solchen Fall schildert die Erzählung der Hymistvída (Saem. Edda 12/13).

Die althochdeutschen Glossen Notkers nennen solche Hochsäulen „maganful“ (Kraftsäule). Das bajuvarische Gesetz nennt sie „firistful“ (Firistsäule) und in der alemannischen Schweiz sind sie mit „hochstod“ (Hochständer, altnordisch stöðr) bezeichnet. Bayern und die alemannischen Gebiete sind die südlichsten Ausläufer für das noch mit Firistsäulen versehene Ansdach.

Wird bei länger werdendem First der Firstballen „ans“ nicht mehr durch nur eine Säule abgestützt, sondern durch eine Reihe hintereinander in der Längsmittellinie des Hauses stehende Säulen, so haben wir es gleichfalls noch mit einem sehr alten Dach zu tun. In Fütland z. B. und auf den Fünenischen Inseln kamen „Säulen“ (sul) vor, die in einer Reihe stehen und mit einem „aas“ den Dachfirst tragen, d. h. die auf ihr aufgelegten Enden der Rosen. Das andere Ende der Rosen lag auf einfachen Grasfodenwänden auf. Die Säulen selbst standen auf großen Findlingen als Fundament oder waren tief in die Erde eingegraben. Sie waren klobig und schwer, sowie meistens so dick, daß ein Mann Mühe hatte, sie zu umspannen. Der Boden des ganzen Hauses war noch — wie schon zur jüngeren Steinzeit — in die Erde eingesenkt. Und dies „altjütische Säulenhäus“ (sulhus) erschien bereits vor 100 Jahren seinen schleswighischen Nachbarn so altertümlich, daß sie mit ihm die Fütten verspotteten und von den „Klobenpfosten in der Wohnstube der Fütten“ sprachen. Denn wenn ein solches altes „Einraumhaus“ in einzelne Räume unterteilt worden war, ist es tatsächlich nicht zu vermeiden gewesen, daß eine solche Säule auch einmal mitten in die Stube zu stehen kam. Die südlichste Grenze dieses Säulenhauses scheint Dithmarschen gewesen zu sein.

Auch bei den Kelten steht im wallisischen Haus eine Reihe First-Säulen „ford oder gavael“ (Gabel), deren oberes Ende eine Astgabel darstellt. In ihr tragen sie den hier hnen bren = Kraftkönig genannten Firstballen.

Wird ein Haus mit Ansdach breiter, müssen also die Rosen (Dachhölzer) in der Mitte zwischen dem First- und ihrem Wandauflager noch einmal unterstützt werden, so entsteht ein Ansdach mit Seitenänsen. Der Grundriß und Querschnitt durch ein solches

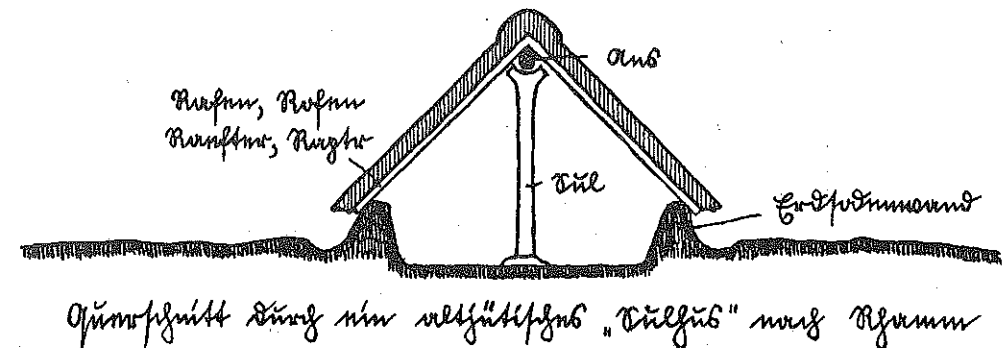


Abb. 4

Haus ist hier gebracht. Ein solches altnordisches Dach finden wir in Skandinavien, Island, bei den Friesen, Alemannen und den Bajuwaren. Der Norden läßt später den Firstans ganz fallen, behält nur die Seitenänsen. Er kennt dann also nur noch zwei seitlich der Hausachse stehende Säulenreihen, während die alte Säulenreihe unter seinem First fortfällt. Bayern dagegen behält in seinem „altbajuvarischen Saal“ die Firistsäulen noch bei. Bis in die Alpen hinein erstrecken sich die südlichsten Ausläufer des altnordischen Ansdaehs.

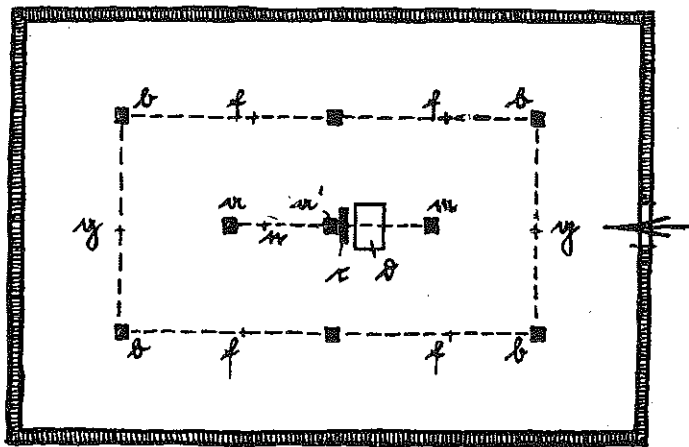
Erst nach der Erarbeitung dieser hausbautechnischen Entwicklungslinie des altnordischen Hauses können die allgemeinen Beziehungen der Hochsäulen zu den Gesezen und zu den Glaubensvorstellungen jener Zeiten ganz geklärt werden.

Ziehen wir die alten Geseze und Weistümer heran:

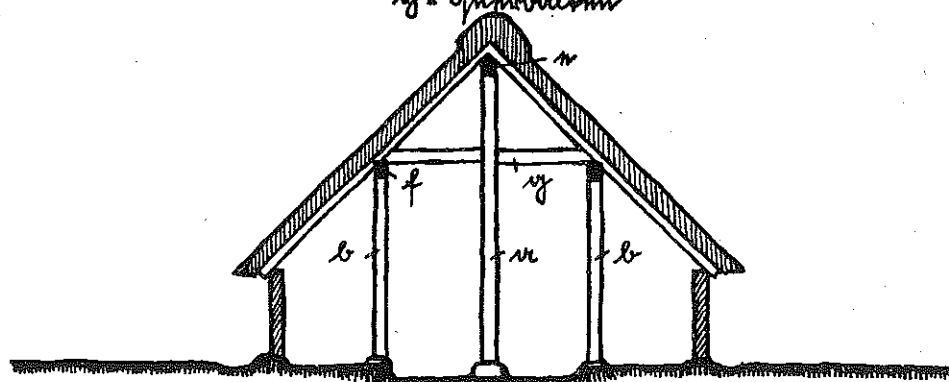
Die lex Alamannorum stammt aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts und ist das erste uns erhaltene Gesetz der germanischen Stämme, das selbst noch bis ins deutsche Altertum zurückreicht. Sie enthält auch Bußansätze für die Brandstiftung an den verschiedenartigsten Gebäuden und legt bei der Vernichtung eines Saalhauses eine größere Buße als bei den anderen Häusern auf. Es war eben das Haus der Hochfreien und lag immer getrennt von den Wirtschaftsgebäuden in einem besonderen Hof. Das ist dieselbe Teilung, wie wir sie vom altnordischen Hof her kennen.

Ergänzt werden die Angaben dieses Gesetzes für uns durch die lex Bajuvariorum, die etwas später als ihre alemannische Schwester abgefaßt ist, sich diese aber als Vorbild in vielen Punkten genommen hat. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß beide auf ein gemein-germanisches Urgezet zurückgehen, das uns nicht mehr erhalten ist. Das bei den Bußen in diesem Gesetz genannte Haus ist gleichfalls der „Saal“ mit Ansdach und Firstbaum. In der Bußhöhe wird der Bruch des Firstballens („firstfalli“) dem Einsturz des ganzen Gebäudes gleichgerechnet. Nach weiteren Angaben kannte der Saal anscheinend mehrere Firistsäulen, sowie Winkelsäulen (winchilsul), deren Bußansatz aber verschieden gewertet ist.

Nicht alle inneren Säulen sind später immer bis auf den Fußboden heruntergeführt worden. Als aus dem Einraumhaus ein unterteiltes Haus entstand, wurden einige Säulen auf innere Trennwände abgesetzt oder auf Querriegeln in Deckenhöhe abgefangen.



Grundriss eines Saals mit verschiedenen Säulen und Feuerstellen.
 r = Ecksäulen, r' = Zwischensäulen mit r = Herd und
 S = Herd, b = Ecksäulen, r = Ecksäulen, f = Zwischensäulen
 r' = Zwischensäulen



Querschnitt eines Saals

Abb. 5. Altbajuvarischer Saal, wiedergegeben nach Rhamm.

(Rhamm irrt aber bei der Anzahl der inneren Hochsäulen. Der „Saal“ hat nur Winkelsäulen, er kommt aus dem „Viergebäude“, d. h. aus dem Vierkant. Die Zwischensäulen in der Reihe der „Winkelsäulen“ werden im Gesetz auch nicht genannt.)

Aber an vielen Stellen der alten Gesetze und Weistümer wird nur dort von einer Firsst- säule oder vielmehr „der“ Firsst- säule gesprochen, wo dieselbe noch bis auf den Fuß- boden des Hauses herunterging. Vielleicht ließ man aber auch nur darum diese eine Säule auf dem Fußboden stehen und wollte sie auch bei Umbauten nicht anrühren, weil sich gerade an diese eine Firsst- säule der Begriff „heilig“ geknüpft hatte!

Auch Tiroler Weistümer, die aus dem 14. und 16. Jahrhundert stammen und Nord- tirol betreffen, behandeln die „firsst- seul“. Ein Weistum aus dem Oberinntal bestimmt: wer ein Haus baut, solle Anspruch haben auf 16 Föhrenstämme und einen Lärchenbaum für die Firsst- säule aus dem Gemeindewalde.

Sind so die vorhandenen Hochsäulen je nach ihrer Stellung im Haus und der Eigen- art ihrer Belastung unterschiedlich zu werten, so wird es verständlich, wenn nur einige

von ihnen im altnordischen Haus eine gewisse allgemeine Heiligung durch den Schutz der Geseze erhielten und nur bestimmten Hochsäulen darüberhinaus eine derartige Bedeu- tung beigemessen war, daß ihnen aus ihrer Bindung an bestimmte Glaubenshandlungen auch selbst eine gewisse Heiligkeit zugesprochen worden ist.

Die erste Firsst- säule stand mitten im Herdraum. Auch nach dem Fortfall der ganzen Firsst- säulenreihe war unter allen „Vierkanten“, die von je 4 seitlichen Hochsäulen ge- bildet wurden, besonders jenes betont, in dem das Herdfeuer brannte. Der „Saal“ war damals ja noch ein „Einraumhaus“, kannte also keine inneren Raumunterteilungen. Nur in der Hauslänge gesehen bildeten die beiden Seiten- Säulen- Reihen drei Schiffe. Und das mittelfte Langschiff wurde durch je zwei und zwei einander gegenüberstehende Hochsäulen in halbsovielen Abteilungen für das Auge untergeteilt wie Säulen in einer Reihe standen. Diese Abteilungen hießen im Norden stafgolf (Stab- golf), bei den Friesen gulf, sonst Vierkant. Im mittelften Stab- golf also brannte das Feuer auf offener, nied- riger Feuerstelle, deren Einfassung nur von einer Reihe hochantgestellter Steine ge- bildet war. Dieser Stab- golf führte auch den Namen „öndbegi“ (Antweg) und die auf seinen beiden Längsseiten gegen die Seitenschiffe hin liegenden Sitze bildeten die Ehren- plätze des Hauses. Oberhalb des Herdes, aber in der südlichen Dachfläche des ja von Ost nach West gerichteten Hauses, befand sich als Licht- und Rauchabzugsloch die ljöri, es konnte also jeder, der auf der nördlichen Bank im Antweg saß, durch die ljöri „nach der Sonne“ sehen. Mithin galt dieser Sitz als noch bevorzugter wie die südliche Sitz- reihe auf der gegenüberliegenden Seite vom Antweg. Er war daher dem Hausherrn vor- behalten, ihm gegenüber saß dann die Familie und der Gast.

Die freilodernde Flamme sollte nicht nur den Raum erhellen und erwärmen, sie wurde auch im täglichen Opfer gebraucht. So heißt es im Havamal 82 vom Brauchtum: das Bier bei dem Feuer zu trinken und den Trank durch das Zureichen über die Flamme zu weihen. War das Haus einmal von Gästen ganz voll, so genügte auch das eine Herd- feuer nicht mehr. Es wurden dann im Saal in der ganzen Länge seines Mittelschiffes „Langfeuer“ auf dem Lehmfußboden entzündet. Die beiden dem Herd am nächsten stehenden Antweg- Säulen der seitlichen Säulenreihen vertraten in bezug auf eine Bin- dung an das heilige Herdfeuer die frühere Firsst- säule. Es waren die in der nördlichen Säulenreihe stehenden Hochsäulen, rechts und links vom Ehrensitz „öndbegi“.

Bei den oberdeutschen Stämmen treffen wir nun von der Schweiz an bis zu den Franken noch einen anderen Bestandteil des altnordischen Hauses, der gleichfalls Bau- glied und Brauchtumsträger zu gleicher Zeit gewesen ist und ebenfalls wie die Firsst- säule oder die beiden neben dem Herd stehenden Antweg- Säulen mit dem ganzen Brauchtum um die Feuerstelle eng verknüpft gewesen ist.

In der alten Rechtsprache der Schweiz heißt eine althergebrachte Formel „die Hausär des Wilssteins“ oder „Hausär und Wilsstein“ (ern). Im Altlamannischen ist ernen für den Herdraum gesetzt und heut ist ernen noch im nördlichen Teil der Schweiz für den gleichen Raum um den Herd anzutreffen. Was war aber der Wilsstein? In einer Kasseler Glosse findet sich das lateinische penas (als Singular von penates) mit wils- stein, wilsstein, wilsstein wiedergegeben. Die Glosse stammt aus dem Gebiet des ober- deutschen Einraumhauses. Der hier — wie auch bei den lateinischen Penaten — mit dem Hausgott in Zusammenhang gebrachte Stein neben dem Herd (ernen) hat seinen Namen von wih = weihen erhalten und wird ursprünglich nur wilsstein gehießen haben. Er stand wohl aufrecht neben der Herdstelle und, solange die Firsst- säule noch vorhanden war, stand er auch neben ihr. Vielleicht hatte er ursprünglich einmal nur ihr Holz gegen das Herdfeuer schützen sollen! Aus Mittelfranken, also dem bairischen Einraum- Haus- Gebiet, sagt das Schönbelder Ehehaftrecht (Grimm, Weis. III 626), daß man bei dem Bau eines Hauses „soll einen wilsstein an die Firsst- säule legen“. Dieser „gewichtige“ Stein

kann nur der „Wilstein“ gewesen sein, denn eine besondere konstruktive Stütze aus Stein benötigte die Firstsäule ja nicht.

Auch das im 12. und 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen von Bayern und Franken gebrachte oberdeutsche Haus hat dorthin den Wilstein mitgenommen. Phleps findet ihn dort neben dem offenen Kachelherd mit einer uralten, das Brennholz schützenden Steinreihe: „Willestiken, Willestein“ (mhd. Wilstein).

Neben dem heiligen Herdfeuer eine heilige Hochsäule und ein heiliger Stein! Das sind Bindungen, die tief in das Brauchtum und die Glaubenswelt unserer Vorfahren hineinblicken lassen. Auch der Wilstein war Symbol geworden und blieb auch dann wohl noch lange neben der Firstsäule stehen, als der Herd aus seiner freien Stellung im mittleren Stabgolf ganz an die Schmalwand, also an die Abschlusswand des ganzen Mittelschiffes, verlegt wurde. Hatten die Firstsäule und er ursprünglich vom Herd her ihre Heiligung erhalten, war alles zu einem sinnvollen, bedeutungsreichen Dreier-Ring noch geschlossen, so ging nach der räumlichen Trennung des Herdes von der Säule und dem Stein der Sinn der Heiligung beider langsam verloren. Das Volk vergaß, wohl nicht zuletzt durch die Zwangschristianisierung und ihre Folgen dazu gebracht, den Sinn uralter Brauchtumsweisheit und ererbter Blutszusammenhänge nach der Urheimat im Norden, dem nordgermanischen Haus hin. So blieb zuletzt wohl nur noch das leere Wissen um die Gewohnheit zurück, daß man die Firstsäule oder die Antwagsäulen als Hochsäulen bis auf den Fußboden herunterführen müsse. Und der heilige „Wilstein“ wurde dann zum gewichtigen „Wichtstein“.

Wie auch an entlegenen Stellen — dorthin wohl durch Stammeswanderungen verschlagen — die Hochsäule zuletzt vereinsamt und der ihr blutsverwandten Umgebung beraubt wird, sehen wir in Ungarn am Haus der Rumänen. Hier führt die Firstsäule den bezeichnenden Namen „bábvány“ (Göbe).

Zur gleichen Zeit als in Germanien wohl allgemein schon diese heilige Dreieit: Herd — Säule — Stein gelöst war, wo also auch die Hochsäule allmählich ihrer Heiligkeit entkleidet wurde und wo bei den Altsachsen die alte Firstsäule höchstens noch als „Kreuzbaum“ ein Weiterleben im Niedersachsenhaus voll dunklen, mythisch-mythischen Inhaltes führte, sahen die Nordgermanen noch in den beiden Antwagsäulen ihrer Hallen etwas Geheimnisvolles, Heiliges. Der Geist des Mittelmeeres, der von Tacitus an bis gestern noch uns aufgepropft worden ist, hat nie verstehen können, daß der Norden einen Gottesbegriff sein eigen nannte, der keiner bildlichen Darstellung des Göttlichen bedurfte. Aber er hat es noch weniger verstehen können, daß der Norden zwar keine Götternachbildungen kannte, wohl aber in Vertretung für „das Unbekannte“ einen Stein, einen Holzständer, manchmal auch einem Idol eine gewisse Heiligung zusprach. Blick und Verständnis für die Eigenart des geistigen Glaubensgutes der Nordgermanen fehlte ganz, darum finden wir auch soviel mißverständene oder bewußt irreleitende Geschichten und Berichte christlicher Schreiber aus den Zeiten der Zwangschristianisierung. Zum Teil haben sie, um ihren Lesern ihre Geschichten verständlich und glaubhaft zu machen, auch ganz einfach südliche Vorstellungen und Bezeichnungen verwendet, so daß wir doch eine Anzahl Geschichten mit angeblich keltisch verehrten Götterbildern zu besitzen scheinen. Dies Verfahren fand noch in unsern Tagen bei Übersetzern isländischer Sagas eine unglaubliche Fortsetzung. So wird in diesem Verfahren aus einer in der Eyrbyggjasaga erwähnten Hochsäule, in der das Wort „Thor“ eingeschnitten war, in der Übertragung ins Deutsche ein „Holzbild Thors“.

Als Obalsbauern um 900 nach der Zeitwende Norwegen zur Landnahme in Island verließen, taten sie es aus dem inneren Drang und Zwang heraus, ihnen und ihren Sippen-Folgern ihr freies Leben auf alter blutbedingter Glaubensgrundlage auch weiterhin zu sichern, nachdem dies in Norwegen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schwieri-

ger geworden war. Es erschüttert uns selbst, wie der alte Sinn dem Zwang der Christianisierung folgend die alte heilige Halle seiner Sippe verschließt, sich aber bittend vom Bekehrer-König Harald Harfagri wenigstens die Erlaubnis erwirkt, die Halle, wenn auch unbenutzt, noch stehen zu lassen (Frobenius I 392). Sein eigener christgewordener Sohn plündert die alte Halle dann aus. Und die Heiligkeit der alten Hallen, insbesondere seiner Hochsäulen, bezeugt die in den Isländischen Sagas vielfach erwähnte Sitte, nach der die Landnehmer ihre alten Hochstuhlpfeiler mitnehmen, im Angesicht der Rüste von Island dann über Bord werfen, um sich von ihnen dort den neuen Hofplatz und die Stelle der neuen Halle weisen zu lassen, wohin Wind und Wellen und „das Unsichtbare“ diese heiligen Säulen an Land trieben.

Die Eyrbyggjasaga schildert anschaulich die Tiefe des religiösen Erlebens in einem solchen Fall. Es war Bernhard Kummer, der uns in „Midgarðs Untergang“ die Augen auch für diesen Zug der nordischen Bauern geöffnet hat, und ich folge ihm in der Schilderung der Ausfahrt von Thorolf Mostrarslegg: Er veranstaltet eine große Feier, um seinen Freund Thor um Rat zu fragen, ob er nach Island auswandern oder sich dem eigenmächtigen König Harald Harfagri fügen soll. Das Ergebnis der Befragung weist ihn nach Island. Nun bricht er seine alte Halle ab, nimmt den größten Teil des Holzes nach Island mit, denn dort gibt es wenig Bauholz; dazu auch seine Hausgenossen und Freunde, sowie die lose Habe und etwas Erde unterhalb des Walles, „auf dem Thor gefessen hatte“. Im Angesicht der neuen Rüste wirft Thorolf die beiden Hochstuhlpfeiler über Bord. In einen von ihnen ist „Thor“ eingeschnitten! Bei der feierlichen Handlung des Auswerfens tut Thorolf ein Gelübde, dort in Island Wohnsitz zu nehmen, wo Thor die Pfeiler ans Land kommen lassen werde. Die Pfeiler treiben seltsam schnell an Land, wie von unsichtbarer Hand getrieben, und die Siedler finden sie nach ihrer Landung an einer Landzunge wieder, die sie später Thorneß nennen.

Island läßt, was Kummer überzeugend nachgewiesen hat, einen durchaus geistigen Gottesbegriff erkennen: ein heiliger Stein, eine heilige Hochsäule sind nur ein Merkzeichen des Göttlichen, sind nur mit göttlicher Macht gefüllt, sind nie Gott selbst. Daß es auch mythologische Schnitzereien auf Hochstuhlpfeilern, Schlaffsaalposten, Schiffsschnäbeln und Schilden gegeben hat, ist verständlich. Aber das Erste, Ursprüngliche und Bleibende war doch die Heiligung der Posten usw. vor der Anbringung dieser religiösen Verzierungen.

Die Halle ist der Mittelpunkt des Sippenlebens, das selbst heilig war; sie ist Friedensstätte, ist sichtbarer Mittelpunkt, von dem alles Sippenleben seinen Ausgang nimmt. Die Säulen neben dem Hochstuhl des Sippenältesten nehmen daher Anteil an dem, was innerhalb von diesem sichtbaren Mittelpunkt auch seinen Ausgang aus dem unsichtbaren göttlichen Mittelpunkt alles Sippenlebens und Sippen Glückes nahm. Tacitus spricht bereits von: „si credere velis, numen ipsum“. Das „Numen“ ist das Unfaßbare, Göttliche, das seine Macht Menschen und Dingen, also wohl auch einmal geschnittenen Bildern mitteilen kann, ist eine Kraft, die unsichtbar hinter allen Dingen steht und hier in besonders klarer und schöner Weise als ein geistiger Gott verehrt wird.

3. Die Irminful der Sachsen

Von hier aus können wir nach Germanien zurückkehren, um hier im südlichsten Ausläufer des Altsachsengebietes, für dessen ganze Ausdehnung wir schon den „Kreuzbaum“ nachgewiesen fanden, auch den einzigartigen, überragenden Fall der „Irminful“ auf den Externsteinen in unsere Reihe der alten heiligen Hochsäulen des altnordischen Hauses einzureihen.

Seit den grundlegenden Untersuchungen und der überraschenden Offenlegung des ganzen Heiligtums um die Externsteine und in Osterholz durch Wilhelm Teudt war auch

der Standpunkt der geschichtlich bekannten Irminsul bei den Externsteinen gesichert, und zwar in einem Stammesheiligtum der Sachsen. Hinzu kam die von ihm erneut vertretene Ansicht, daß in dem Felsenbild der Kreuzabnahme an dem Bildfelsen der Externsteine neben dem christlichen Kreuz die niedergebeugte Irminsul dargestellt ist. Diese Darstellung ermöglicht es uns, nicht nur diese niedergebeugte Irminsul wiederaufgerichtet zu zeichnen, sondern auch wichtige Schlüsse auf das Verkommen dieses heiligen Symbols zu ziehen. Nun haben sogar die zur Zeit laufenden Ausgrabungsarbeiten am Heiligtum den tatsächlichen Beweis für den Standort der Säule selbst erbracht: sie stand oben auf dem Kopf des Bildfelsens, also oberhalb des Gestirnsheiligtums in einer für sie geschaffenen, runden Vertiefung des Felsens, weithin sichtbar als ein Zeichen des Heiligen, Hohen über uns.

Es wird allgemein von dieser Irminsuldarstellung an den Externsteinen, sowie von den anderen, die es weiterhin auch noch gegeben haben soll, angenommen, sie stelle die Weltssäule dar, die alles trägt, oder den Weltenbaum selbst.

Der Grabungsbericht („Germanien“, 1934, S. 327) beschäftigt sich seinerseits gleichfalls schon mit einer Ausführung der möglichen Rückschlüsse aus der Darstellung auf die Säule selbst: sie sei zwar erst um etwa 1115 aus dem Fels herausgehauen worden, während Karl der Franke sie ja 885 zerstört hat, wird aber ein getreues Abbild der Säule wiedergeben. Ihre Formgebung sei germanisch-nordisch, wenn auch der Künstler dies Symbol habe der Gestaltung des ganzen Felsbildes anpassen müssen. Seine eigentliche Form habe das Sinnbild bereits vor dieser nachträglichen Wiedergabe eben in dieser dargestellten Form schon besessen. Zudem seien die Formen nur in Holz möglich, nicht in Stein, auch das sei ein Beweis für die Echtheit der Darstellung, denn von der geschichtlichen Irminsul ist ja bezeugt, daß sie aus Holz bestanden habe und von Karl umgeschlagen und verbrannt worden sei.

Der Grabungsbericht in „Germanien“ bringt eine Darstellung der wieder aufgerichteten Irminsul.

Ein Vergleich mit den Lichtbildern der gebeugten Säule zeigt jedoch, daß die beiden Arme durchaus nicht so stark gebogen gewesen sein können. Auch diese Richtigstellung wird helfen, das Urbild der Säule schneller zu ermitteln. Jedoch zuvor eine einzige Ergänzung der Darstellung von 1115, die dann nicht nur den Stamm der Säule ganz und gar als Holzsäule erkennen, sowie alle ihre Gliederungen und Profilierungen in Holz erklären läßt, sondern darüber hinaus uns auch den hochliegenden Standpunkt der Säule selbst noch in der um so viel später erfolgten Darstellung sichert (Abb. 6).

Die Irminsul ist über die Ecke gesehen, und zwar derart mit Untersicht, wie eben ein Beschauer zu ebener Erde vor dem Bildfelsen stehend sie früher gesehen haben muß, als sie hoch oben gegen den Himmel gerichtet und vor seiner Weite und Tiefe stehend auf dem Felsen aufgerichtet gewesen ist. Deutlich wird die Untersicht, wenn das Blatt mit der veränderten Zeichnung ganz flachliegend vor die Augen gehalten wird, man also wirklich auch dies Bild mit Untersicht unter die Querprofile des Säulenstammes betrachtet.

Auch die Irminsul stellte nichts anderes dar, als die heilige Hochsäule des altnordischen Hauses. Aber gab es etwas Sinnvolleres als Symbol für das Tragen aller unsichtbaren Kräfte, etwas Heiligeres als Symbol für die eigene Herkunft? Gab es etwas Treffenderes als Symbol gerade für das Stammesheiligtum der Sachsen, als gerade eine Darstellung der alten heiligen Firsfsäule aus dem heiligen, uralten, blut- und stammesgebundenen Mittelpunkt des altnordischen Sippenhauses ihrer eigenen Vorzeit? —

Daß auch die Irminsul, wie die Fletsäule und der Kreuzbaum gerade im Altsachsengebiet vorkam, daß sie beide ferner konstruktiv nicht aus dem jüngeren „Niedersachsenhaus“ herkommen können, vielmehr nur aus dem „Altsachsenhaus“, und zwar aus dem

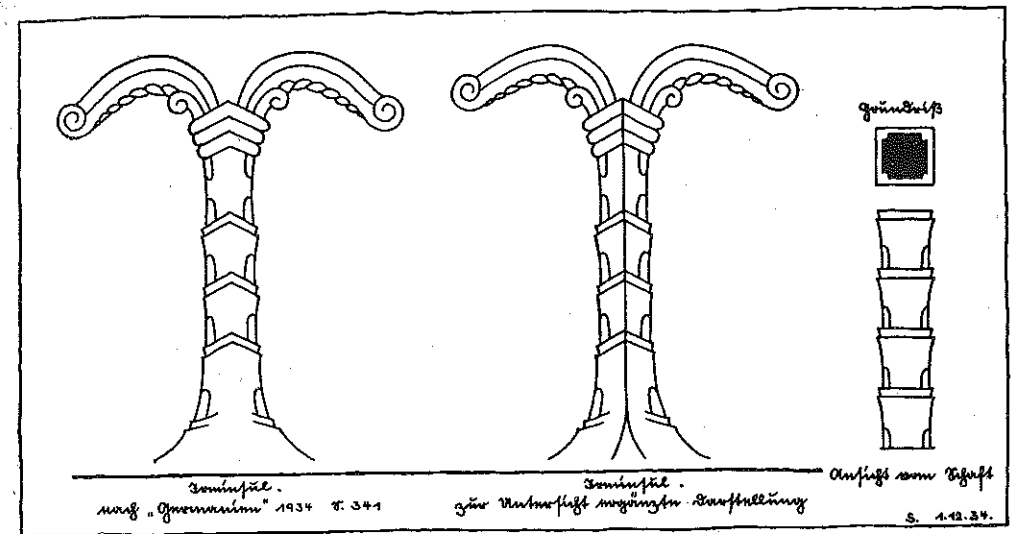


Abb. 6. Die Irminsul der Sachsen, als heilige Hochsäule aufgefaßt.

„Altsächsischen Saal“ der Hochfreien, ist nicht nur Zufall, sondern zwingende Notwendigkeit. Beide sind älter als das Niedersachsenhaus, jener späteren Hausneuschöpfung innerhalb aller jener Stämme, die später zu dem Stamm der Sachsen zusammengeschmolzen wurden. Sie kommen aus jener Zeit, als nach angelsächsischen und altsächsischen Quellen der altsächsische „Saal“ noch das Flet besaß, mithin wohl auch noch eine Fletsäule. Das muß dann also vor der Abwanderung der Sachsen nach England gewesen sein. Und der Saal gehört innerhalb der Sachsen ihrer nord-sächsischen Schicht an, kommt ursprünglich aus dem Nordosten, aus dem der Stammesname „Sachsen“ mitgenommen war, und gehört vornehmlich dem Altsachsenteil um das Mündungsgebiet der Elbe an. Auch andere bestimmte sächsische Hausbestandteile und ihre Bezeichnungen überdecken sich in ihrem Verbreitungsgebiet mit dem des Kreuzbaumes, also ist auch dieses ein Beweis für das Vorhandensein eines ganz bestimmten alten Hauses in diesem Ausgangsgebiet, und zwar eben des „altsächsischen Saales“.

Der nordgermanische alte Teil der Sachsen hatte das Ausdach und nahm es mit nach England herüber. Er hatte Saal und Ausdach aus seinem Stammland im Nordosten mit über die Elbe herüber in jene Gegenden genommen, die zuerst von ihm südlich des Flusses besiedelt wurden. Dies sind die gleichen Gebiete, die später dem neuen Glauben den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Im südlichsten Teil dieses Gebietes stand auf hohem Externstein als ihr Stammwahrzeichen und -heiligtum ihre Hochsäule: die Irminsul.

Daß gerade diese Gebiete es waren, die in späteren Jahrhunderten den altnordischen Saal nicht mehr beibehielten, auch nicht etwa in bestimmten Weiterentwicklungen noch auf seiner Grundform weiterfußen, ist verständlich: Zuerst die Züge nach England, dann die unglaublichen Gewalttaten Karls und die von ihm durchgeführte Verpflanzung ganzer Sippen in andere Gegenden schwächten gerade dieses Gebiet so stark in seinem nord-sächsischen Kern, daß ihr eigentliches Volkstum ganz in jenen Stämmen aufging, die sich dann Niedersachsen nannten und sich dann nicht aus dem „Saal“ der Hochfreien, sondern aus dem alten Haus der „Bauern“ heraus das „Niedersachsenhaus“ schufen. —

Solange die Irminsul auf dem Stammesheiligtum als Sinnbild des Hohen und Heiligen gestanden hat, zeugte sie daher auch noch in späteren Jahrhunderten von der Herkunft und den Kämpfen des alten Sachsenkernes.

Schluss

Die rein sachliche Betrachtung der Geschichte und des Ablaufs der Entwicklungslinien im deutschen Bauernhaus sah bisher immer nur Einzelheiten. Selbst wenn sie noch so sehr auch von der Stammesgeschichte ausging, wie auch schon Rhamm es sehr weitgehend getan hat, mußte sie gerade „heiligen“ Hausbestandteilen gegenüber versagen, bis jetzt die Zeit reif wurde für eine umfassendere Schau. Schon um der ganzen vollen Wertung unserer Ferninsel willen ist es nicht nur lohnenswert, sondern Pflicht gewesen, diesen langen Weg, auch bis nach Island hinauf, zu gehen, d. h. die ganze Frage der Hochsäulen anzuschneiden.

Wir wissen nun, warum gerade die Altsachsen sie als „das“ Symbol ihres Stammesheiligtums aufgenommen hatten. Wir wissen nun, daß sie nicht Gott sein, nicht Gott darstellen, ihn auch nicht vertreten sollte. Sie war wie die anderen heiligen Hochsäulen nur ein Merkzeichen des Göttlichen, war Symbol im eigentlichen Sinn.

Ihre Urform überdeckt sich in tiefer, gleichfalls symbolischer Ausweitung mit Abbildung des Weltenbaumes, die wir schon aus der Bronzezeit her kennen, und mit der uns bekannten Rune des die Arme hebenden Gottes. Haben wir hier etwa noch einen zweiten Urgrund dafür gefunden, warum sie und alle Hochsäulen heilig gewesen sind? —

Schrifttum:

- „Midgard“ von Wilhelm Erbt. „Überlieferung, Glaube, Sitte unserer Vorzeit.“ Verlag Wilhelm Heim, Leipzig 1931.
„Nordiske Bøndergaard i det 16., 17. og 18. Aarhundrede“ von R. Mehrg. Kopenhagen 1893.
„Ethnographische Beiträge zur Germanisch-Slavischen Altertumskunde“ von R. Rhamm. Zweite Abteilung: „Arzzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet“. Braunschweig 1908, Verlag Vieweg und Sohn.
„Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein“ von Otto Lehmann. Altona 1927, Altonaer Museum.
„Ost- und Westgermanische Baukultur“ von Hermann Phleps. Berlin 1934, Verlag für Kunstwissenschaft.
„Häuser und Barchen, die friesischen Großhäuser an der Schleswig-Holsteinischen Westküste“ von Friedrich Saefel. Heide/Holstein 1930, Westholsteinische Verlagsanstalt.
„Sind die Sulemannen Saul-Mannen oder Iulhus-Mannen?“ von Friedrich Saefel. in: Zeitschrift „Dithmarschen“ Mai-Juni-Jest 1933, Heide/Holstein, Westholsteinische Verlagsanstalt.
„Midgarðs Undergang“. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Von Dr. Bernhard Kummer. Leipzig 1927, Verlag von Eduard Pfeifer.
„Germanische Heiligtümer“. Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Leutoburg. Von Wilhelm Teudt. Jena 1931, Eugen Diederichs Verlag.

Rufer im Streit

Die Urbibel der Ariogermanen. Verschiedentlich sind uns aus unserem Leserkreis Anfragen nach dem Wert oder Unwert dieses Buches zugegangen. Ich muß mich hier zunächst darauf beschränken, die Antwort auf diese Frage ohne Begründung zu geben: Das Buch ist vollständig wertlos.

In gewisser Weise aufschlußreich in geistesgeschichtlicher Beziehung sind seine Her-

kunft und seine weiteren Schicksale. Guido List hat es gekannt. Das geht hervor aus einem Anhang, den Philipp Stauff dem Listischen Buche „Die Namen der Völkerstämme Germaniens und deren Deutung“ (3. Aufl. Berlin-Lichterfelde 1922) beigelegt hat. Er sagt da, daß er eine ältere Ausgabe der „Urbibel“ besitze, „aus dem Schatze Guido v. Lists geerbt“. Diese Vorgänge der „Urbibel“ sind die Gälischen An-

nalen nach der Übertragung O'connors mit Erläuterungen von Wilhelm Obermüller, 1. Heft, 2. Aufl., Wien 1887, Verlag von Cornelius Vetter. Das Exemplar der Berliner Bibliothek hat auf dem Umschlag den Vermerk „Mehr nicht erschienen, weil d. Verf. gest. ist“.

Die Urbibel und die Gälischen Annalen sind ein und dasselbe. Die gälischen oder irischen Annalen sollen die Urgeschichte des irischen Volkes enthalten, zurückgehend auf schriftliche Quellen, deren erste noch vor 1300 vor Zeitwende liegen. In Wirklichkeit handelt es sich bei diesen erstmalig 1822 erschienenen Darstellungen um reine Phantasien. Bemerkenswert ist die methodische Haltung Obermüllers in der Echtheitsfrage: „Die Echtheit der von O'Connor gelieferten Jahrbücher, oder wenigstens von deren historischem Inhalte geht, abgesehen von dem hier Mitgetheilten, unzweifelhaft aus eben diesem Inhalte hervor, und gegen diesen Beweis läßt sich nicht ankämpfen. Die Annalen theilen historische Thatfachen mit, die zur Zeit O'connors in Europa noch völlig unbekannt waren, welche aber durch die erst in den letzten Jahren veröffentlichten ägyptischen, chaldäischen und persischen Urkunden im Wesentlichen bestätigt werden, sohin nicht vom O'Connor oder einem noch älteren Falsarius erfunden worden sein können. Dies wird sich für jeden Unbefangenen bei der Lesung des hier gegebenen Textes derselben sammt den von dem Herausgeber beigelegten Erläuterungen zur Evidenz erweisen.“

O. wendet sich an die unbefangenen Laien, da die irischen Annalen von wissenschaftlicher Seite abgelehnt worden waren: „... und auch diese (d. h. die noch vorhandenen Stücke der Erstausgabe von 1822) werden selbst heute noch von angelsächsisch-germanistischen Eiferern für ‚erlogene‘ erklärt, wie der Verlauf des Ende Juli dieses Jahres¹ in Laibach abgehaltenen Anthropologen-Congresses auswies.“

Die Gälischen Annalen gehen zurück in jene Zeit, in der Aufklärung und neu erwachende Geschichtsbegeisterung sich selbst mischten. Die Kräfte, die in dieser Zeit wirksam waren, haben manche Förderung gebracht, ebenso aber Schäden verursacht, die heute noch unheilvoll spürbar sind. Un-

¹ Dieser Kongreß wird kaum im Erscheinungsjahr des Buches (1887) stattgefunden haben, da das schon erwähnte Berliner Exemplar neben dem Erscheinungsjahr 1887 den handschriftlichen Vermerk 15/4 trägt. Es wäre der Schriftleitung erwünscht, nähere Nachrichten über den Laibacher Kongreß zu erhalten.

tere Aufgabe bleibt es, den verborgenen Quellen und Zuflüssen jenes trüben unterirdischen Stromes nachzuspüren, der von Zeit zu Zeit immer wieder hervorbricht. E.

Vorgeschichte oder Urgeschichte. Der Streit, welcher von den beiden Begriffen angewandt werden soll, hat noch nicht zu einer Einigung geführt. Wir wollen hier zum Inhalt der Erörterungen nicht Stellung nehmen, sondern lediglich zu ihrer Geschichte einen kleinen Hinweis bringen. Edward Schröder stellt in seinem Vortrage „über Ortsnamenforschung“, den er 1908 bei der Vierzigjahrfeier des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Wernigerode hielt (Selbstverlag des Vereins), der Frühgeschichte die Urgeschichte gegenüber und versteht unter dieser das Arbeitsgebiet des Prähistorikers. Es sei noch bemerkt, daß Schröder in dem Zusammenhang seines Vortrags nicht etwa irgendwie Partei nehmen will; der zeitweise einigermaßen heftige Streit geht erst später ein. E.

Magharisierung der Zips. (Vgl. Magharische Geschichtsklitterung, Germanien, 1935, S. 23.) Auf Grund einer Zuschrift bittet Herr v. Stranz zur Klarstellung noch folgendes nachzutragen: „Ich stelle fest, daß jetzt das deutsche Volksgefühl in der einst ganz deutschen Zips wieder erwacht ist; hoffentlich gelingt es, auch die bereits im Stamm und Gesinnung magharisierten Deutschen ihrem Volkstum zurückzugewinnen. Mein Urteil über die Vergangenheit (das sich mit dem von Treitschke deckt) bleibt leider bestehen. Es soll der gegenwärtigen Geschlechtsfolge ein scharfer Ansporn sein, die in der Vergangenheit verlorenen Posten zurückzugewinnen. Im Sommer werde ich die Zips wieder besuchen und hoffe, dann schon eine Wiedereindeutschung feststellen zu können.“

Noch einmal Herr Kardinal Faulhaber. Die Zeitschrift „Deutscher Glaube, Monatschrift der Deutschen Glaubensbewegung“, bringt in Heft 4/34, S. 191, folgende Nachricht: „Kardinal Faulhabers Predigten werden in keiner Buchhandlung von Freiburg i. Br. (!) und Mannheim mehr verkauft. Die Hitlerjugend hat sich mit aller Kraft gegen diese, unsere Vorfahren, ihr Leben und ihren Glauben herabsetzenden Predigten zur Wehr gesetzt und in den genannten Städten erreicht, daß sich die Buchhändler durch Unterschrift verpflichtet haben, die Predigten auch als Einzelbroschüre nicht mehr in den Handel zu bringen.“

Die Fundgrube

Ordnungsfragen in Südamerika. Die Zeitschrift „Das Weltall“ (Bildgeschmückte Zeitschr. f. Astronomie u. verwandte Gebiete. Berl. d. Treptow-Sternwarte, Berlin-Treptow) hat von jeher Ordnungsfragen behandelt. Das Juniheft des Jahres 1933 bringt folgende Mitteilung von Günter Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte: „Der Sonnentempel Kalasasaya (illust. Beitrag darüber auch in der „Woche“, Heft 1, 1932: Hans Wolfgang Behm/Und Kalasasaya spricht...) in den Ruinen von Tihuanacu (Bolivien) ist von Dr. Rolf Müller, Potsdam, in bezug auf die Möglichkeit einer astronomischen Altersbestimmung neu untersucht worden (Baessler-Archiv, Bd. 14, 1931). Tihuanacu liegt in einem breiten Tal etwa 70 Kilometer von der Landeshauptstadt La Paz entfernt. Die Ruinen bieten mit ihren gewaltigen Steinreihen auch heute noch ein imposantes Bild. Wie in anderen Fällen ist auch hier im Laufe der Jahrhunderte viel zerstört worden, und überall findet man in dem heutigen Orte Tihuanacu Gebäude, die aus dem Material des Ruinenfeldes errichtet worden sind; die große Kirche z. B. ist fast ganz unter Verwendung der alten Bausteine entstanden, und viele Höfe und Straßen sind mit dem historischen Material gepflastert. Der Große Sonnentempel hat ein Ausmaß von 118—135 Meter (vgl. „Weltall“, Jahrg. 24, Heft 2: Prof. Posnanski „Kulturborgeschichtliches und die astronomische Bedeutung des Großen Sonnentempels von Tihuanacu in Bolivien“). Die noch stehenden Pfeilerreihen zeigen eine sorgfältige Bearbeitung des Steinmaterials. Eine gewaltige Freitreppe führt auf der Ostseite zum Tempel hinan.

Die Seiten des Tempels sind mit großer Annäherung nach den vier Haupthimmelsrichtungen orientiert; Süd- und Nordwand weichen um 1 Grad 4' von den jetzigen wahren Richtungen ab. Besonders erstaunlich ist, mit welcher Genauigkeit die Längen gegenüberliegenden Seiten miteinander übereinstimmen: der Unterschied beträgt nur 1½ auf das Tausend.

Liegt schon bei der genauen Orientierung nach den Himmelsrichtungen die Vermutung nahe, daß wir in Kalasasaya die Reste eines alten Sonnentempels vor uns

haben, so wird diese Ansicht noch dadurch bestätigt, daß von der Mitte der Westseite aus gesehen die Sonne zu den Zeiten der Sommer- und Wintersonnenwende fast genau über den Giebeln der Ostwand aufging. Der Tempel ermöglichte also durch Beobachtung der Sonnengänge die Festlegung eines Kalenders.

Die heutigen Abweichungen der Sonnenaufgangspunkte von den durch die Tempelpfeiler gekennzeichneten würden unter der Voraussetzung, daß sich an dem Tempel nichts verändert hat, eine Altersbestimmung zulassen. Die bekannte Änderung der Schiefe der Ekliptik würde ergeben, daß der Tempel vor mehr als 10 000 Jahren angelegt sein müßte. Ein Mangel dieser astronomischen Altersbestimmung ist jedoch darin zu suchen, daß der Beobachtungsstand der alten Priester nicht genau bekannt ist: daher ist den Zahlen keine bindende Beweiskraft beizumessen, doch sprechen auch andere Anzeichen für ein außerordentlich hohes Alter des Sonnentempels.

Zum Schluß sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß geologische Veränderungen während dieser Zeit stattgefunden haben könnten. Sowohl Bewegungen in den Vertikalen als auch in der Horizontalen können die heute gemessenen Winkelwerte von den ursprünglichen abweichend erscheinen lassen, denn es ist auffallend, daß die Bauwerke aus gleichen Zeitepochen fast stets die gleichen Meridianabweichungen aufweisen. Es erscheint mir daher nicht ohne Interesse zu sein, dieses Problem weiter zu verfolgen.

Beitrag zur „Queste“. Nordwestlich von Glatz, am Rande ältesten Siedlungsgebietes, liegt ein kleiner, eigenartiger Berg, der laut Meßtischblatt den Namen „Questenberg“ trägt. Ich habe ihn leider nur auf einer Bahnfahrt Glatz—Dittersbach von ferne sehen können. Weitere Nachforschungen (Plurnamen, Sagen usw.) wären angebracht.

Das älteste Siedlungsgebiet der Grafschaft Glatz ist verhältnismäßig klein und liegt dicht um die Stadt Glatz herum. Es vermittelte den ersten, vorgeschichtlichen Verkehr zwischen Schlesien und Böhmen.

A. Pudelfo, Berlin.

Die Bücherwaage

Günter, Hans F., **Frömmigkeit nordischer Artung.** Jena, Diederichs, 1934, 45 Seiten. 1.20 RM.

Im deutschen Volke hat das völlige Erleben, die Rückbesinnung auf „Blut und Boden“, heute bei der Jugend allenthalben eine Frömmigkeit indogermanischer Artung erweckt“ (S. 12). Es gibt bisher keine „befriedigende Darstellung indogermanischer Frömmigkeit.“ „Wir sind es aber uns selbst als Deutsche, als Germanen, als Indogermanen schuldig, endlich einmal indogermanische Frömmigkeit aus sich selbst heraus begreifen zu wollen“ (13). Dazu möchte Günter „einige Anregungen“ geben. G. stellt fest, man habe bewußt oder unbewußt indogermanische Frömmigkeit bisher nach christlichem Maßstab bewertet und daher falsch beurteilt. Immer wieder hebt G. den Unterschied indogermanischen Glaubens zu christlich-jahwistischem hervor. Dabei geht er auf die Bedeutung der indogermanischen Worte für Frömmigkeit, Verehrung, Kult usw. ein und gewinnt daraus manche schönen Ergebnisse. Vieles, was wir bisher nur als germanisch oder griechisch kannten, erweist sich als urindogermanisches Erbe. Sehr beherzigenswert scheinen mir Günters Ausführungen auf Seite 8f., wo er die Bedeutung der indogermanischen Synopse — wie ich es nenne — der Zusammenschau der Überlieferungen aller indogermanischen Völker betont. „Wir müssen froh sein, daß wir zur Erkenntnis einer Frömmigkeit aus nordischem Wesen nicht allein angewiesen sind auf Glaubensformen der Germanen, von denen wir leider nur ungenügende Kunde besitzen.“ Die Glaubensformen des frühen Indertums, des frühen Persertums, des frühen Hellenentums und der Italiker — „erst alle sie zusammen mit den germanischen Glaubensformen vermitteln uns ein deutlicheres Bild nordisch-indogermanischen Frömmigseins“.

G. zielt durchaus darauf, die indogermanische Religiosität zu schildern, beiseite bleibt bei ihm der indogermanische Kult. Es sei daher hervorgehoben, daß es eine befriedigende Darstellung des urindogermanischen Kultes bisher auch noch nicht gibt, und daß eine derartige Untersuchung die Auffassung Günters ganz

wesentlich stützen, aber auch ergänzen würde.

Indogermanische Frömmigkeit ist der Glaube nordischer Adelsbauern; bereits die Urindogermanen waren Bauern und Krieger (und Seefahrer, was Günter übersehen). Sie ist eine Diesseitsfrömmigkeit und wurzelt nicht in irgendeiner Furcht. Im tiefsten ist sie Schicksalsglaube. Nicht erst germanische Weltanschauung, sondern bereits urindogermanische ist Pantragismus (S. 21, vgl. S. 18f.). Damit ist in der Tat, wie mir scheint, indogermanische Frömmigkeit richtig erfasst: urindogermanische Religion ist heroisch-tragische Religion.

Nebenbei: die Formeln „Leib—Seele—Einheit“ und „Weltgeborgenheit“ dürften Prägungen des allzufrüh verstorbenen Hans Prinzhorn sein, auf dessen wertvolle kleine „Persönlichkeitspsychologie“ (in „Wissenschaft und Bildung“ bei Quelle und Meyer 1933) hingewiesen sei.

So weit ich mir aber mit Günter übereinstimmen, das müssen wir mit aller Deutlichkeit hervorheben: er hat nur eine Seite indogermanischer Frömmigkeit geschildert. Es fehlt bei ihm neben Apollo Dionysos, neben Thor Odin. Der großen Bedeutung des Rausches, der Ekstase im germanischen und indogermanischen Kult wird G. nicht gerecht. Die Aufstellungen von Rynast (Apollo und Dionysos), von Kummer u. a. über Dionysos bzw. Odin als unnordischer Gottheiten beruhen auf rationalistischem Mißverständnis. Das Wesen des Kultrausches, der echten Ekstase wird hier gründlich verkannt. Es handelt sich um einen Irrtum, der aus protestantischer, um nicht zu sagen kalvinistischer Verengung, herzuleiten sein dürfte. Die tiefe Verwurzelung des Dionysos im frühen Hellenentum hat kürzlich W. F. Otto dargelegt, das Bild Odin-Wodans ist aus der rationalistischen Fehldeutung befreit durch Otto Höfler („Kultische Geheimbünde der Germanen“, Frankfurt 1934. Darin Seite 335 ff. eine Widerlegung Kummers. Über das bedeutame Werk von Höfler werden wir noch ausführlich berichten). Über Wodan handelt auch eine Arbeit M. Rindts, deren Veröffentlichung kurz bevorsteht. Wir hoffen, daß diese un-

abhängig voneinander gewonnenen Ergebnisse, die doch wesentlich übereinstimmen, das ihrige dazu beitragen, die im nordischen Schrifttum eingestrieten Irrtümer über Wodan, Kultrausch usw. auszumergen. Daß sie überhaupt entstehen konnten, ist nur daraus zu verstehen, daß die hochbedeutenden Veröffentlichungen von Ludwig Klages der nordischen Bewegung leider unbekannt geblieben zu sein scheinen. Klages hat das Wesen der Ekstasis dargelegt in „Vom kosmogonischen Gros“ (Jena, Diederichs) und „Der Geist als Widersacher der Seele“, 3. Band (Leipzig, Barth). Dr. Otto Huth.

Robert Sommer, **Die Nibelungenwege**. Selbstverlag Gießen, 1922. 227 S. Ein eigenartiges Buch! Durch Zufall gerät der Verfasser bei einer Wanderung auf das Schwanenfeld, eine Landschaft, die im Nibelungenlied erwähnt wird, und die er, wie so manches andere im Nibelungenlied, als erdichtet angenommen hat. In jahrzehntelanger Arbeit ist Sommer dann den Nibelungenwegen nachgegangen auf der Karte und in Wirklichkeit und hat schließlich die Wege von Worms bis zur Egelburg festgelegt und sogar den Ort der alten Egelburg selbst entdeckt. Das Buch ist gut gegliedert. Um den Leser einzuführen, wird, z. B. in den Versen der Simrockschen Bearbeitung, das Nibelungenlied an den Anfang gestellt. Der zweite Teil schildert die eigentlichen Nibelungenwege. Eine Fülle von geschichtlichen Anmerkungen erleichtert dem Leser das Verständnis für die damaligen Verkehrsstraßen, die andere Wege suchen mußten als die modernen Eisenbahnen. Der dritte Teil endlich gibt als „Wanderbuch“ einen Führer für den, der die Nibelungenwege abwandern will. Auch hier ist aus persönlicher Kenntnis der Landschaft und aus reichem geschichtlichen Wissen mancher Rat gegeben, der den Geschichtsfreund die Landschaft, ihre Geschichte und besonders das Nibelungenlied erleben läßt. — Sommers Buch besonders zu empfehlen, ist eigentlich eine überflüssige Sache, weiß doch jeder, daß dieser Erforscher der vorgeschichtlichen Völkerstraßen und besonders der Kennwege der beste Kenner auf diesem Gebiet ist. S. 3.

Freerk Hage Samkens, **Hermann der Cherusker**. Erzählung aus der frühgermanischen Geschichte. Mit 13 schwarzen Bildern von Werner Chomton. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart-S. 78 S. 1,60 RM.

In einer Zeit, da die Bedeutung eines gottgesandten Führers selbst den blödesten Augen sinnfällig deutlich geworden ist, war

es wohlgetan, der deutschen Jugend den größten Führer der germanisch-deutschen Frühgeschichte auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse nahezubringen. Hermann der Cherusker, der Befreier Deutschlands von dem römischen Joch und der Erretter von der schleichenden Verwelschung, ist eine Gestalt, an der sich deutsche Knaben wie Mädchen gleichermaßen begeistern können. Samkens läßt Armin Varus in seinem Lager überrumpeln und folgt darin Wilsen und Hünichen. Wie Adolf Stahr sieht er offenbar die beiden ersten Bücher der Annalen des Tacitus als einen Partisanenroman an und hat sich daher weitgehend von ihrem Bann freigemacht. Erfreulich ist, wie geschickt Samkens die Forschungsergebnisse Wilhelm Leudts in seine Darstellung verweben hat. Das Heiligtum in und an den Externsteinen bei Horn ist sozusagen Ausgangspunkt und Mittelpunkt der Handlung zugleich; in seiner Nähe wird zum Schluß der Held ermordet aufgefunden. Daß Samkens die Frage völlig offen läßt, wer den Speer in Hermanns Rücken geschleudert hat, ist ein eigenartiger Zug von hoher Feinheit. Chomtons Zeichnungen entsprechen an Zeitlichkeit in Tracht und Bewaffnung den Anforderungen, die man heute in dieser Hinsicht stellen muß. E. W.

Erich Vogelsang, **Umbbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus**. Tübingen 1934, Verlag Mohr. 72 Seiten, 8°, RM. 2.—

Wenn in Deutschland eine entscheidende Frage gestellt wird, die ein klares Ja oder Nein als Antwort fordert, so kann man gewiß sein, daß eine ganze Schar von Kleingeistern sich bemüht, die Unerbittlichkeit der Fragestellung zu verwischen. Das Theologengerede über Germanentum und Christentum ist nachgerade unerträglich geworden. Diejenigen, die am lautesten sich vernehmen lassen, scheinen am wenigsten Ahnung zu haben, daß diese Frage vom deutschen Genius längst beantwortet ist. Es ist notwendig, daß jeder Deutsche diese Antwort kennt. Erfreulicherweise haben soeben im Widukind-Verlag Berlin Kern und Schröder das „Beseuch zur Glaubensfrage“ heraus. Da findet man übersichtlich zusammengestellt, was Friedrich der Große, Herder, Goethe, Kleist, Arndt, Hebbel, Wagner usw. zur deutschen Glaubensfrage gesagt haben. Wir wiederholen: der deutsche Genius hat auf diese Frage längst seine klare Antwort gegeben. Was Schulze und Meyer darüber sagen, interessiert nicht.

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenchau

Siedlung und Ausbreitung

W. Bohm, **Ein germanisches bronzezeitliches Dorf in Lenzerfille, Kr. W.-Brieg-nitz**. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Verlag Rabißsch-Leipzig, 10. Jahrg. Heft 9, 1934. Hier wurde 1934 ein germanisches Hausendorf der jüngeren Bronzezeit ausgegraben, das kulturgeschichtlich und völkisch äußerst wertvolle Aufschlüsse gewährte. Es wurden sieben Rechteckhäuser, z. T. mit Vorhalle, um einen freien Platz festgestellt, eine Reihe weiterer Häuser sind durch Sandabfuhr und Straßenbau bereits zerstört. Ein schöner Bronzefund wurde bereits 1895 an dieser Stelle gemacht; weitere Funde folgten jetzt, dazu zahlreiche Scherben und anderes Gerät. Besonders wichtig ist die Sicherstellung der Nahrungsreste, so u. a. Weizen, Gerste, Roggen, Hirse, Erbsen, Bohnen, Eicheln und Wickenfasen, sowie Honig. Bemerkenswert ist eine gewisse Ordnung in der Verteilung der Funde auf die verschiedenen Häuser, die bereits eine Arbeitsteilung zu erkennen gibt. / Paul Grimm, **Ein germanisch-vorkeltischer Friedhof bei Burghefeler, Kr. Edlitzberga, Altshlesien**. Bd. 5, Breslau 1934. Dieser Friedhof enthielt Skelettbestattungen und Brandgräber nebeneinander und kennzeichnet so das Miteinanderleben der eingeseßenen vorkeltischen Bevölkerung und der eingewanderten Germanen. Die Urnen der germanischen Brandgräber waren die bekannten niedersächsischen Rahtöpfe (Harpstedter Stil), die bekanntlich auch den Weg der Germanen nach Westfalen und zum Rhein bezeichnen. Auch hier sind sie die Merkzeichen des germanischen Vordringens. / Rudolf Gutjahr, **Die Semnonen im Havelland zur frühen Kaiserzeit**. Schriften aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald, Heft 1, 1934. Die Arbeit behandelt eingehend sämtliche bekannten Funde des Havellandes. Die Gesamtbetrachtung zeigt das Gebiet zu Beginn der Kaiserzeit nur schwach besiedelt, die Funde sind bescheiden und sehr einheitlich. Das Fehlen von Waffen und Einfuhrstücken zeigt, daß die Zeit friedlich war und keine weitreichenden Verbindungen bestanden. Mit dem Ende des 1. Jahrhunderts ändert sich das. Die Bevölkerung wird zahl-

reich, Schmuck und Gerät reich und geschmackvoll verziert, insbesondere burgundische Einflüsse deuten auf lebhaft Beziehungen zu den östlichen Nachbarn. Es entsteht ein lebendiges Kulturbild dieser Zeit. Der letzte Abschnitt ist der Frage gewidmet, ob wir in der Tat das Havelland in dieser Zeit den Semnonen zuschreiben dürfen, und bejaht diese Frage. Zu den geschichtlich bekannten Tatsachen stimmt auch das Ende dieser Besiedlung: Spätestens in der Mitte des 3. Jahrhunderts brechen diese Friedhöfe ab; die Semnonen sind westwärts gewandert, und eine andere Stammeskultur rückt an ihre Stelle. / Martin Michael Lienau, **Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus, Altshlesien**, Bd. 5, 1934. Sechs neue geschlossene Funde östlich und westlich der Oder — an den wichtigen Flußübergängen — haben die Kenntnis der burgundischen Zeit dieses Gebietes bereichert. Insbesondere konnten erneut Beobachtungen über die feinen Unterschiede der Grabsitten und über die kultische Behandlung des Verbrennungsplatzes gemacht werden. / Karl S. Marschall, **Ausgrabung der burgundischen Siedlung Kliestow bei Frankfurt a. O.** Am westlichen Höhenrande des Oderiales wurde hier ein Teil einer großen burgundischen Siedlung ausgegraben, die am Ende des 2. Jahrhunderts entstanden sein und bis zum Ende des 4. Jahrhunderts gedauert haben dürfte. Es wurden vierzehn Grundrisse aufgedeckt, teils ältere, kleine Rechteckhäuser von abgerundetem, ja, bis obalem Grundriß, teils geräumige, offenbar jüngere Rechteckbauten, gerade ausgerichtet und mit mehreren Räumen. Die geborgenen Kulturfunde dieser Siedlung sind ganz ungewöhnlich reich. Eine merkwürdige Erscheinung sind außerdem die regelrechten Hundebestattungen, von denen jetzt fünf freigelegt wurden, während schon zwei bekannt waren. Mit dieser Grabung ist erstmalig eine burgundische Dorfsiedlung in einwandfreier Form erschlossen worden. / Hans Zeiß, **Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichthal bei Schwedt a. O.** Altshlesien Bd. 5, 1934. Bei Baggerungsarbeiten wurden ein Scheidermundstück und zwei Spathtafeln nordger-

manischer Herkunft von sehr schöner Arbeit entdeckt. Durch vergleichende Untersuchung darf der Fund der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zugeschrieben werden. Ein neuer Beweis, daß zu dieser Zeit das Obergebiet den Nordgermanen noch offen stand und nicht von den Slaven gesperrt war. / D. Kunkel, Wollin. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 10. Jahrgang. Heft 8. 1934. Die Klärung der mit so viel Leidenschaft verfolgten Fragen, die sich um die Namen Jümne-Vineta-Jomsburg reihen, ist im letzten Sommer von der Spatenforschung her durch eine umfassende Grabung auf dem Marktplatz von Wollin in Angriff genommen worden. Zunächst fanden sich Reste des mittelalterlichen Rathauses. Eine frühdeutsche Kulturschicht war nicht vorhanden, da diese Stätte von vornherein als Marktplatz unbefiedelt geblieben war. Als jüngste vordeutsche Schicht zeigte sich ein sehr bescheidenes, spätslavisches Gemeinwesen, das etwa seit 1200 bestanden haben dürfte. Die kleinen Häuser ruhten auf einer dicken Mistschicht, mit deren Hilfe das Gelände eingeebnet war. Darunter fand sich eine große germanische Stadt mit stattlichen, wohlgebauten Holzhäusern und gebohten Gassen, und mit einem überaus reichen Kulturrinhalt, bedeutungsvoll, weil hier auch Stücke aus leicht vergänglichen Stoffen, wie Holz und Leder, zahlreich erhalten sind. Wichtig sind vor allem auch die Aufschlüsse über die damalige Holzbaukultur. Vieles deutet auf enge Beziehungen zur Wikingerkultur; ob es sich um eine rein wikingische Stadt handelt, läßt

sich bei diesem vorläufigen Bericht noch nicht entscheiden. Die ergänzende Grabung am Silberberg ergab gleichzeitige Befestigungen. Die Stadt dürfte von 900 bis 1180 bestanden haben. / Kurt Lange, heim, Die Untersuchungen in der Stellerburg bei Heide, Kreis Rorder-Dithmarschen 1932 und 1933, ebenda. Die Grabung auf der Stellerburg diente u. a. der Frage, ob man hier einen weiteren Stützpunkt der großen Handelsstraße Dorestadt-Hollingstedt-Haithabu-Birka vor sich habe oder nicht. Die Frage hat sich verneint, obwohl der reiche Kulturrinhalt der Wikingerzeit zugehört und sich manche Vergleichspunkte zu Haithabu ergeben haben. Es handelt sich um eine lange in Benutzung gebliebene Herrenburg, wie die mehrfach übereinander liegenden Bauabschnitte zeigen. Auch hier konnten wertvolle Erkenntnisse über die Wallbefestigung und über die Hausbautechnik gewonnen werden. / Herbert Janz, Die Ausgrabungen in Haithabu. Ebenda. Heft 9. 1934. Die neue Grabung ergab in der Nähe des Moors und in der Bachniederung wohlgehaltenes Holz, so daß auch hier die Bauweise sicher festgestellt werden und mancherlei Holzgerät geborgen werden konnte. Außerdem konnten Reste von Bohlentwegen und Bacheinfassungen festgestellt werden. Eine weitere Untersuchung galt dem nördlichen Teil des Halbfreiswallers, die Aufschlüsse über die verschiedenen Bauabschnitte und den Aufbau dieser Festungsanlage gewährt hat.

Gertha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Ortsgruppe Frankfurt a. M.: Jeden zweiten Mittwoch im Monat, abends 8 Uhr, Vortrag im Lessing-Gymnasium, Hansa-Allee 27. Am Mittwoch, dem 10. Ostermond, spricht Walter Schmidt über „Die Gestalt des Arminius in der Deutschen Dichtung“. Eintritt frei, Gäste willkommen. — In allen Angelegenheiten der Frankfurter Arbeitsgemeinschaft wende man sich an Friedrich Schrader, Frankfurt a. Main, Rotlinstraße 21.

Ortsgruppe Hagen. In der Zusammenkunft am 2. Lenzing sprach nach Einlei-

tungsworten des Vorsitzenden, Ingenieur Kottmann, Museumsdirektor Dr. Bruns in einem Schulungsvortrag über Gustaf Kossinna, den Vorkämpfer der Deutschen Vorgeschichtsforscher, über sein Leben und seine Forschungen, die er als einziger und nur mit eigenen Mitteln trieb. Der Erfolg war die Anerkennung der Vorgeschichte als eine ernstzunehmende Wissenschaft sowie die Einrichtung des Instituts für germanische Vorgeschichte und der Akademie für germanische Geschichte. Von den ausgegrabenen Siedelungen schloß Kossinna auf den nordischen Kulturkreis. Durch sein Buch „Altgermanische Kulturhöhe“ wider-

legte er die Ansicht von der niedrigen Kulturhöhe unserer Vorfahren, von dem nur gering besiedelten Germanien und zeigte den hohen kulturellen Wert der germanischen Völker, namentlich der Goten, zur Zeit der Völkerwanderung.

In dem Hauptvortrag wies Pfarrer Prein aus Hohenlimburg die völlige Übereinstimmung der von ihm herangezogenen spätromischen und griechischen Quellen mit den von ihm durch Flurnamen, Grabungen, Bodenfunde im Seseke-Rörne-Winkel ermittelten Römertürmen, Landwehren usw. nach. Dabei ergaben sich allerlei wichtige Feststellungen über die ehemaligen Völkerschaften in unserer Gegend, wie Sugamben, Marfen, Burgunder, und über das westfälische Nibelungenlied, wodurch die zahlreichen Zuhörer ungemein gefesselt und zu lebhafter Aussprache angeregt wurden.

Ortsgruppe Wilhelmshaven. Daß auch bei der Reichsmarine die Fragen der deutschen Vorgeschichte besonderes Interesse finden, das zeigte so recht die von der Ortsgruppe Wilhelmshaven-Rüstringen im Januar durchgeführte Veranstaltung in den Räumen der Marinefachschule in Wilhelmshaven. Der Abend war im wesentlichen ausgefüllt mit einem Vortrag des Vorsitzenden der Ortsgruppe, Studienrat Herboldt, über die feinsteitlichen Gräber, wie wir sie im südlichen Oldenburgland in so großer Zahl finden und die Hermann Wille als germanische Gotteshäuser gedeutet hat. Im Mittelpunkt des Vortrages stand ein Bericht über die Ausgrabungen in Kleinenethen und über die damit verbundene wissenschaftliche Auseinandersetzung. Weiter sprach dann der Vorsitzende über die germanische Vorzeit, wozu er das reichhaltige Bilder- und Kartenmaterial verwenden konnte, das die Schüler der Marinefachschule in eifriger Arbeit für Lehrzwecke zusammengetragen haben. Der Leiter der Marinefachschule, Oberfachstudiendirektor Dr. Franke, zeigte die von der Schule gesammelten Nachbildungen bedeutender vorgeschichtlicher Funde. Man erfaßte auch aus dieser Sammlung, daß die germanische Vorgeschichte an der Marinefachschule sorgsam gepflegt wird. Viel Anteilnahme fand auch der Vortrag von Lehrer Dren über den Freiheitskampf der Stedinger.

Karl Rademacher, ein Vorkämpfer für Deutsche Vorgeschichte. Wie wir im letzten Heft schon kurz mitgeteilt haben, ist unser Mitglied, Museumsdirektor Dr. h. c. Karl Rademacher, in der Nacht vom 28. zum 29. Hartung im 76. Lebensjahr gestorben. Er wurde mitten aus seiner Ar-

beit herausgerissen. Die Wissenschaft verliert in ihm einen bahnbrechenden Forscher, der in einer Zeit, als die Vorgeschichtsarbeit in den Rheinlanden fast nur auf römische Funde eingestellt war, sich für die Erforschung der germanischen Vorgeschichte einsetzte, und die Vereinigung verliert in ihm einen warmen Freund und tatkräftigen Helfer.

Karl Rademacher wurde am 3. August 1859 in Altenrath (Siegkreis) als Sohn des Lehrers Josef Rademacher geboren, und sein Vater vererbte ihm die Liebe zur Vorgeschichte. Auf dem von diesem entdeckten großen Grabhügelfelde auf der Wahner Heide machte er seine ersten Ausgrabungen, und zwar für das Museum für Vorgeschichte in Berlin, nachdem er, wie der „Westdeutsche Beobachter“ mitteilt, die philosophische Fakultät der Universität Bonn vergebens auf die Fundstelle aufmerksam gemacht hatte. Auf diesem Felde seiner ersten Untersuchungen plante Rademacher in diesem Frühjahr noch eine größere Grabung vorzunehmen und die Ergebnisse in einer Arbeit abschließend zu behandeln. Diesen Abschluß hat ihm das Schicksal nicht mehr vergönnt, aber sein Leben war reich an Kampf und Erfolgen.

Rademacher hatte sich dem Lehrerberuf zugewandt und wurde 1881 in den Kölner Schuldienst übernommen. In Köln fand er ein fruchtbares Arbeitsfeld. 1903 wurde er Mitbegründer des Vereins für rheinisch-westfälische Volkskunde, und im gleichen Jahre begründete er die Kölner Anthropologische Gesellschaft. Mit ihrer Unterstützung konnte er zahlreiche Grabungen durchführen und die Funde zu einer immer bedeutender werdenden Sammlung vereinigen. Diese Sammlung schenkte Rademacher der Stadt Köln; sie bildete den Grundstock des Museums für Vor- und Frühgeschichte. Seit 1918 leitete Rademacher das Museum hauptamtlich, und 1927 ernannte ihn die Kölner Universität zum Dr. phil. h. c.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle auf seine zahlreichen Arbeiten zur Deutschen Vorgeschichte einzugehen. Besonders betonen aber wollen wir, daß er stets bemüht war, die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung vollständig zu machen. Aus dieser Haltung heraus kam er schon bald nach der Begründung unserer Vereinigung zu uns, nahm an Tagungen teil und unterstützte uns mit Rat und Tat. Noch auf der Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Halle (Okt. 1934) zeigte er in manchen Gesprächen, wie ihn das Schicksal der Vereinigung bewegte. Wir werden seiner in Treue und Liebe gedenken!

Einladung
zur 8. öffentlichen germanienkundlichen Tagung in der Pfingstwoche 1935
zu Detmold

Dienstag, den 11. bis Freitag, den 14. Juni

Tagesordnung:
(Änderungen vorbehalten)

- Dienstag, den 11. Juni:**
19.30 Uhr Begrüßung und geselliger Abend im „Neuen Krug“ (Hiltlerdamm).
Mittwoch, den 12. Juni:
7.50 Uhr Abfahrt zu den Externsteinen. Bahnhof Detmold.
8.30 Uhr Besichtigung unter Führung.
11.30 Uhr Essen im Gasthaus Ulrich an den Externsteinen. (0.80 RM.)
13.00 Uhr Fahrt durch den Osning über Kohlstadt zu den Desterholzer Stätten. Bericht Dr. Guth: „Die kultischen Kitzbrennen der Germanen.“
15.00 Uhr Kaffeepause im Gasthaus Huneke in Desterholz; anschließend Besichtigung des Sternhofes.
17.00 Uhr Rückfahrt nach Detmold.
20.15 Uhr Lichtbildervortrag im „Neuen Krug“. Prof. Dr. Reinerth: „Die Pfahlbauten Süddeutschlands als Zeugen nordischer Kulturhöhe.“
Donnerstag, den 13. Juni:
8.00 Uhr Abfahrt zum Leistruper Wald, Besichtigung der vorgeschichtlichen Stätten und Denkmäler.
12.00 Uhr Essen im „Hotel Dialon“ in Horn. (0.80 RM.)
13.00 Uhr Fahrt zum Stoppelberge; Besichtigung der vorgeschichtlichen Anlagen.
20.00 Uhr Zwangloses Beisammensein und Aussprache im Gesellschaftshaus (Bismardstraße 4). Bericht Leudt: „Heidenmauer und Brunholdstisch.“
Schluß der Tagung.
Freitag, den 14. Juni:
Ausflug zur Teutoburg und dem Hermannsdenkmal.
Bericht: „Die Stätten der Hermannsschlacht.“
Die Tagung ist öffentlich, ihr Besuch steht allen Freunden unserer Bestrebungen frei, auch wenn sie nicht Mitglieder der Vereinigung sind.
Anmeldungen sind bis zum 1. Juni an die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. B., Detmold, zu richten, desgleichen Anfragen.
Auskunftsstelle am 11. Juni: im Hotel Kaiserhof am Bahnhof und im Städtischen Verkehrsamt Detmold, im Rathaus (M. E. Reisebüro).
Für die Tagungsteilnehmer wird wie bisher in jeder Weise gesorgt.
Zur Gewinnung von Freunden und Teilnehmern können Einladungen angefordert werden.
Der Unkostenbeitrag (einschl. Lichtbildervorträge, aber ohne Fahrt und Verpflegung) beträgt 4.— RM. und ist bis 1. Juni auf das Postcheckkonto der Freunde germanischer Vorgeschichte e. B., Detmold, Postfachamt Hannover Nr. 65 278 einzuzahlen. Schülerkarten für alle Veranstaltungen die Hälfte.

Die Sammlung „Deutsches Ahnenerbe“

wird in einem vorläufigen eigenen Heim in Berlin C 2, Brüderstraße 29/30, untergebracht (Rudolf-Herzog-Haus). Sie wird von Universitätsprofessor Dr. Herman Wirth, Berlin, in Verbindung mit dem Reichsnährstand am 5. Mai d. J. eröffnet durch eine Sonderausstellung

„Der Lebensbaum im germanischen Brauchtum“

Der uns von Prof. Dr. Wirth zugesagte Lichtbildervortrag „Die Frminsul auf den Externsteinen“ mußte deshalb leider auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. B. Diehl, Leipzig.
Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. Printed in Germany. D. M. I. B. 1935 3200.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Mat / Monnemond

Heft 5

Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker

Von H. A. Priege, Hannover

Die Cherusker sind wohl der bekannteste deutsche Volksstamm, von dem die Geschichte zu berichten weiß, aber nur dem Namen nach, in Wirklichkeit weiß man so gut wie nichts von ihnen.

Wo haben sie gewohnt? Wie verliefen die Grenzen ihres Stammesgebietes? Welches sind ihre politischen und kulturellen Hauptorte gewesen? Was waren sie für Leute nach Körperbau, Gesichtsbildung und geistiger Veranlagung? Auf alle diese Fragen ist bisher von wissenschaftlicher Seite noch keine Antwort gegeben worden. Nur ganz vorsichtig hat man hier oder da den Schleier zu lüften versucht, der über diesem berühmten deutschen Volksstamm liegt. Jacob-Griesen hat z. B. die Gehrdenen Burg mit Recht cheruskisch genannt. Schrollner glaubt in einem Gräberfeld nördlich von Rinteln cheruskische Bestattungssitten nachweisen zu können; doch irrt er sich wohl, da kein Grund vorliegt anzunehmen, daß in jener Gegend vor der heutigen engerischen Bevölkerung eine cheruskische gefessen habe.

Was sonst, meist von philologischer Seite, zu dieser Frage beigetragen worden ist, leidet bis heute an den Widersprüchen, die sich aus den römischen Schriftstellern herleiten. So findet man in historischen Karten den Cheruskernamen bald links, bald rechts der Weser eingetragen, bald nördlich von Minden, bald südlich davon, dann wieder quer über das Harzgebiet geschrieben, vielleicht weil der Kartenzeichner eine Namensverwandtschaft zwischen Harzern und Cheruskern annimmt, also eine Unsicherheit, die gerade in diesem Fall befremden muß.

Der Grund für die Ergebnislosigkeit der bisherigen Forschungen ist wie in so vielen ähnlichen Fällen darin zu suchen, daß man die Rassenkunde vollständig vernachlässigt hat. Verstände man die rassischen Zusammenhänge der heute lebenden Bevölkerung zu beurteilen und wüßte man, daß die erbmäßig bedingte Gestalt der Menschen sich auch in Jahrtausenden nicht verändert, so hätte man schon längst aus dem Bild, das die Bevölkerung der für das Cheruskerland überhaupt in Betracht kommenden Landschaften darbietet, die richtigen Schlüsse ziehen können. Statt dessen hat man die Frage nur historisch

untersucht in der stillschweigenden Annahme, einen Cheruskerstamm habe es nur bis zu der von Tacitus berichteten Niederlage gegenüber den Chatten oder höchstens bis zur Unterwerfung durch die Sachsen gegeben. In Verkennung aller sachlichen Bedingtheiten hat man also da, wo nur ein Name verschwand, einen ganzen lebendigen Volksstamm untergehen lassen.

Demgegenüber kann gar nicht stark genug betont werden, daß eine bauerliche, fest im Boden verankerte Bevölkerung gar nicht aus der Landschaft hinweggewischt werden kann, es sei denn, daß eine ganz ungeheure Katastrophe über sie hereinbräche. Von einer solchen Katastrophe ist aber nicht das geringste für unsere Landschaft überliefert oder aus sonstigen Anzeichen festzustellen. Die Hessen und Sachsen haben die Cherusker ebenso wenig aus ihren Sigen verdrängt, wie die Preußen etwa die Hannoveraner seit dem Jahre 1866 aus dem Lande geworfen haben.

Es ist nun gar nicht schwer, in rassistischer Hinsicht folgende Feststellungen zu machen: Einheitliche Volksstämme finden wir heute 1. in der Heide nördlich der Stadt Hannover, Leute, die sich als Heidjer bezeichnen lassen, 2. westlich davon, rechts und links der Weser, von Leese-Stolzenau bis vor die Tore von Bremen, die Altsachsen, 3. im Lippischen, Mindenschen und in Schaumburg die Engern und 4. die Bevölkerung des Leinetals oberhalb Hannovers.

Da die beiden nördlichen Stämme in das wohlbekannte Gebiet der Chauken oder Hugen fallen und die Engern ihren Namen bewahrt haben, bleibt also für die Cherusker nur der vierte Stamm, der des Leinetals übrig. Dies wird nun auch sonst bestätigt.

Wir wissen, die Cherusker waren ein starker, einflußreicher Stamm, der zur Zeit Armins seine politische Macht weit über seine engeren Grenzen ausgedehnt hatte. Der Krieg Armins gegen die Markomannen in Böhmen sagt in dieser Beziehung schon genug. Ein starker Stamm ist unter gleichkräftigen Brüdern nur einer, der zugleich vollreich ist, also einer, der auf fruchtbarem Boden siedelt und diesen Boden auch gegen den Andrang begehrllicher Nachbarn zu verteidigen weiß.

Das fruchtbare Leinetal und die anschließenden Börden von Hameln, Einbeck und Dransfeld usw. können nur von einem starken Stamm bewohnt gewesen sein, um so mehr, als durch das Leinetal die einzige Nord-Südstraße westlich des Harzes geht, die zu beherrschen eine wichtige Aufgabe für starke Männer war. Da uns nun für diese Gegend von Tacitus und anderen Schriftstellern kein anderer Stammesname überliefert wird, so genügt schon diese Tatsache, den Cheruskern diesen Raum zuzuweisen. Es kommt weiter die schriftliche Überlieferung hinzu, daß die Cherusker Nachbarn der Chatten, der Fossien und der Engern gewesen sind. Da über die Wohnsitze der Engern und Chatten kein Zweifel besteht, die ersteren im Land zwischen Detmold und Minden, die anderen im heutigen Hessen zu suchen sind, auch die Fossien noch heute als Diemelfosse in dem Landstrich zwischen Brilon und Höxter bekannt sind, so bleibt also auch nach dieser Angabe nur das Land zwischen Weser und Harz für die Cherusker übrig.

Ferner: Der römische Prinz Germanicus führte seine Kriege in erster Linie gegen Armin und die Cherusker. Sein Ziel war ausgesprochenenmaßen, Armin selbst in seine Gewalt zu bringen oder ihn landflüchtig zu machen. In Verfolg dieser Absicht mußte er seinen letzten Stoß, der die Entscheidung herbeiführen sollte, gegen das Kernland selber ansetzen. Er geht nach sorgfältigsten Vorbereitungen zwischen Minden und Rinteln über die Weser und marschirt an der Weser entlang nach Osten. In der Richtung seines Stoßes liegt das fruchtbare Land um Elze und weiterhin Alfeld. Wie Armin ihn durch Plankenstoß bei Eisbergen (Idiaviso) von diesem Vorstoß abgelenkt und ihn in den Wäldern beim heutigen Stadthagen (am Engernwall) sich verbluten ließ, wäre ein andermal zu schildern. Hier genügt es, aus der Richtung des kriegerischen Vorstoßes zu erkennen, wo sich das Stammland der Cherusker befand, oder besser gesagt: noch heute

befindet. Denn nach dem Beharrungsgeß der lebendigen Natur muß man annehmen, daß die heutige Bevölkerung des Leinetals aus genau den gleichen Leuten besteht wie zur Zeit Armins. Der vorherrschende Typ läßt sich etwa folgendermaßen beschreiben: schlanker, nicht besonders kräftiger Knochenbau, schmales Gesicht mit langer, gerader Nase, die im Profil von der Stirnlinie wenig abseht, kurze Oberlippe, spitzes Kinn. Die schmale Stirn verläuft nach hinten in einen langen geraden, wenig gewölbten Scheitel. Das Haar ist von ganz auffallender Dichte und Feinheit, auch beim männlichen Geschlecht, seine Farbe ist blond bis braun, gleichmäßig aber nicht lebhaft in der Farbe.

Dieser Typ mit nur wenig fremden Einsprengungen findet sich nun in einem Gebiet, dessen Grenzen folgendermaßen verlaufen: Im Norden ist der ost-westliche gerichtete Lauf der Leine bei Hannover die Grenze, im Westen verläuft sie von Wunstorf über Renndorf nach Lauenau, überquert den Süntel und erreicht die Weser östlich von Hefisch Oldendorf, folgt dem Weserlauf bis Hameln, schneidet ihn dort und verläuft auf der Westseite etwa bis Polle, dann wieder der Weser entlang bis Karlsruhen und das Diemeltal aufwärts bis dicht vor Kassel. Dort biegt die Grenze nach Osten ab, folgt dem Lauf der Fulda und dann dem der Werra, den sie etwa bei Gertenbach verläßt. Die Leine wird bei Schleen erreicht und überschritten. Dann verläuft die Grenze östlich der Göttinger Berge nach Norden, kommt bei Sieboldshausen dem Harz nahe, zieht sich dann wieder mehr nach der Leine hin und endet bei Hannover.

Der Befund gestattet keinen Zweifel, daß die so beschriebenen hier wohnenden Leute den Kernstamm der Cherusker ausmachen, zweifelhaft ist nur, ob die kleineren Stämme oder Stammesplitter in dem Viereck zwischen Hildesheim, Goslar, Braunschweig und Verthe von jeher sich zu den Cheruskern gerechnet haben, oder ob hier spätere Umsiedlungen stattgefunden haben, wie man schon vermutet hat. Für einen, der nicht geübt ist, rassistische Beobachtungen zu machen, bestätigt sich die angegebene Grenze auf langen Strecken durch die noch vorhandenen oder nachrichtlich überlieferten Grenzwälder. Im Norden z. B. das breite Waldgebiet, das sich von Peine bis Wunstorf hinzog und dort seinen Anschluß an den erst im Mittelalter gerodeten engerschen Grenzwald fand.

Haben wir so das Stammesgebiet der Cherusker in seinen Umriffen kennengelernt, so möchten wir nun auch etwas von der inneren Aufteilung wissen, und da wird uns zunächst daran gelegen sein, den alten Borort und das Hauptheiligtum kennenzulernen.

Auf der Suche danach wird man schwerlich fehl gehen, wenn man diese Örtlichkeiten im geographischen Mittelpunkt des Landes vermutet. Denn es war selbstverständlich, daß der Hauptort so gelegen war, daß die Stammesgenossen zur Landesversammlung und zum Hauptheiligtum nach Möglichkeit gleiche Wege hatten. Daneben erforderte der Ort gute Wegeverbindungen nach allen Seiten.

Beachten wir diese Notwendigkeit und messen danach den Mittelpunkt des Cheruskerlandes aus, so kommen wir in die Gegend von Alfeld an der Leine oder ein wenig südlich davon. Hier ist also, wie der Dichter des Heliand gesagt haben würde: „Seri endi Handmahal endi Hobidsedi“, der Cherusker zu suchen.

Auf Alfeld laufen auch alle alten Straßen des Cheruskerlandes zusammen, nämlich die Straßen von Hameln, Hannover, Hildesheim, Goslar, Wandersheim, Göttingen und Holzminden.

Hier spricht nun auch der Name Alfeld für sich. Die Hauptthingstatt auf Island hieß das Althing, bei den alten Thüringern wird als Versammlungsort des gesamten Stammes noch in späterer Zeit der Ort Alstedt genannt. Was wird also Alfeld anders bedeuten, als das Feld, auf dem sich alle Cherusker zu versammeln pflegten? Höchstens könnte man annehmen, weil das A in Alfeld heute meist lang gesprochen wird, der

¹ Die Alfelder selbst sprechen das A kurz, im Volksmund heißt der Ort Alfesle.

Name könne mit dem altsächsischen Wort *Alah* zusammenhängen, das Heiligtum bedeutet, das wäre aber auch ein Hinweis auf einen Versammlungsort.

Feld bedeutete in alter Zeit nicht ein Ackerfeld, sondern gerade im Gegenteil das unbebaute Feld, woher man denn auch heute noch sagt: ins Feld ziehen, oder: es liegt etwas im weiten Feld. Es ist das Feld, das außerhalb der Feldmark gelegen, niemandes persönliches Eigentum sein konnte, ebenso wie der Wald im alten Deutschland. Im überfüllten Germanien, das schon seit unvorstellbaren Zeiten immer wieder seine Söhne und Töchter über die Grenzen schickte, weil sie daheim keinen Platz mehr fanden, gab es nur dort unbebautes Feld, wo der Boden entweder überhaupt keinen Anbau lohnte, oder wo er aus besonderem Grund dem Anbau entzogen war. Das erstere war in der Gegend von Alfeld sicher nicht der Fall, es bleibt also nur die zweite Möglichkeit, daß es sich nämlich hier um ein Feld handelte, das zu öffentlichen Zwecken zu dienen hatte. Ein solcher öffentlicher Zweck konnte an der Stelle, wo Alfeld liegt, nur der sein, die großen Landesversammlungen aufzunehmen.

Solche Landesversammlungen dauerten, wie wir aus den Isländischen Erzählungen wissen, eine ganze Reihe von Tagen. Man kam, um Rechtshandel endgültig zu schlichten, um Umlagen zu beschließen, um Waffenübungen im größeren Verbands abzuhalten und nicht zum wenigsten auch um ein Fest zu feiern. Nicht nur die Abgeordneten der einzelnen Gaue erschienen auf diesem Thing, sondern alles, was sich irgend von Hof und Haus freimachen konnte. Dazu fanden sich selbstverständlich auch Handwerker und Händler ein, die die gute Gelegenheit, ihre Ware loszuwerden, nicht veräumen wollten. Kurzum eine große Volksmenge war auf dem Feld unterzubringen. Am Rande des Feldes standen die Planwagen, auf denen man zum Fest gekommen war. Die Wohlhabenderen hatten, wie in Island, ihre eigene Unterkunftshütte an angestammtem Platz, die zum Fest jedesmal neu instand gesetzt wurde, wie die Ausgrabungen auf der Altenburg in Hessen uns belehrten. Ein Teil des Feldes mit einem künstlich aufgeworfenen Sprechhügel diente dem ernsthafteren Teil des Things, den politischen und gesetzgeberischen Handlungen, ein anderer den Waffenübungen in geschlossenen Verbänden, ein anderer den Spielen und Pferderennen.

Andere alte deutsche Ortsnamen, die mit *feld* zusammengesetzt sind, bestätigen, daß mit diesem *feld* ein Versammlungsfeld gemeint wird. Man denke an Mannsfeld und Bursfeld, wo die Mannen und Buren sich versammelten, an Bothfeld und Bodensfelde, wohin man „entboten“ wurde, an Hünfeld und Hundsfeld, wo die Hünen, das sind die Gauführer, zusammenkamen oder die Versammlung leiteten, an Rothenfelde oder Raesfeld (früher Radesfeld), wo man zur Beratung zusammenkam, an Bielefeld, wo ein Schwert (bil) als Zeichen, entsprechend dem Roland auf den Marktplätzen unserer Städte, aufgerichtet war, an Gohfeld und andere Namen dieser Art.

Zur Hauptversammlungsstätte gehörte im alten Germanien notwendig auch ein Hauptheiligtum, nur dürfen wir es nicht auf dem staubigen, sonnendurchglühten Thingfeld suchen, wo der Lärm und das Gedränge jede Andacht stören mußte. Es muß abseits gelegen haben in stiller Waldeinsamkeit, wo die Natur auch die Herzen stille machte und zur Gottheit erhob.

Damals ging man nicht zum Heiligtum, wie man heute zur Kirche geht, nämlich einzeln, jeder für sich, sondern der Gang zum Heiligtum war, wie alles, was damals geschah, gemeinsame Angelegenheit. Man wallfahrte in geschlossenem Zuge vom Thingfeld zum Heiligtum. Hierzu gehörte eine Wallfahrtsstraße, ein „heiliger Pad“. Man kennt solche Wallfahrtsstraßen noch an verschiedenen Orten Deutschlands. So findet man im Leisetruper Wald, südlich von Detmold, eine lange schnurgerade Steinsetzung von beträchtlicher Länge, die nur als Einfassung einer solchen Straße gedeutet werden kann. Auch die Fürstenallee bei Osterholz ist wohl so zu deuten. Zwischen Schildesche und Stadt

Enger wird gesprochen von dem „Hasenpfad (Hsenpfad), den König Wefing trat“, bei Eisbergen, wo wahrscheinlich ein Heiligtum der Freya (Fris, woraus Eis geworden ist) bestand, findet sich noch der Flurname „am hilligen Pad“.

Nun brauchen wir in der Umgegend Alfelds nicht lange zu suchen, um das alte Heiligtum und den Weg dorthin zu finden. Der Name Teufelskirche, den wir bei einem Berge im Sachwalde südlich Alfelds auf der Karte lesen, leitet uns. Wodan, Donar und Tiu werden in der zu Karls des Franken Zeiten aufgesetzten Abschwörungsformel Teufel genannt. So ist der Name Teufelskirche jedenfalls eine christliche Verschönerung eines heidnischen Heiligtums, das einem der genannten Gottheiten geweiht war. Wie käme sonst dieser Name an diesen Ort? Etwas Teuflisches hat der Ort durchaus nicht, wohl aber etwas sehr Großartiges und Stimmungsvolles. Über einer rings eingeschlossenen Wiese erheben sich drei mächtige bewaldete Berggipfel, von denen der linke die Teufelskirche ist, der mittlere Paradiesgarten heißt und der dritte den Namen Ahrensberg oder Ablersberg trägt. Alle drei Berge sind die Enden schmaler Grate, die sich von dem von Nordwest nach Südost streichenden Hauptstrang des Sachwaldes nach Westen hin abzweigen.

Der Gipfel des Berges, der heute die Teufelskirche heißt, hat an seinem vorderen Ende eine Art Plattform, die etwas höher liegt als der übrige Rücken des Berges. Hier könnte die Säule gestanden haben, die alle germanischen Hauptheiligtümer geschmückt zu haben scheint, das Symbol der göttlichen Weltordnung und Gerechtigkeit. Ein etwas tiefer gelegener Platz dicht dahinter könnte das Gebäude getragen haben, wo nach unserer Väterart die Feldzeichen der Cherusker aufbewahrt wurden. Jedenfalls fällt es auf, daß auf diesem Berg sich solche zu diesen Zwecken geeignete Flächen finden, die den andern sehr schmalen Bergrücken fehlen und der Natur dieser Kalkberge nicht entsprechen. Es scheint, als ob hier menschliche Hände nachgeholfen und Abtragungen vorgenommen hätten. Der jetzt bewaldete Berg wird früher kahl zu denken sein, so daß die Säule weithin sichtbar gewesen ist.

Der Weg zur Teufelskirche oder Wodansberg, wie wir wohl besser sagen, benutzt von Alfeld aus zunächst die Heerstraße nach Gandersheim, biegt dann vor Everode links in ein Seitental ein, das bald sich rechtwinklig nach Süden wendet. Nun ist es auffallend, daß sich in dem sonst bewaldeten Gelände ein beiderseits gradlinig begrenzter Streifen Ackerland und Wiese zwischen den Bergen hinzieht, grade als ob die Kulturgrenzen noch die Grenzen des breiten Wallfahrtsweges festgehalten hätten. Wir finden es ja noch häufig, daß heutige Grenzen uralteste Verhältnisse verraten. So zieht sich z. B. ein drei Kilometer langer, nicht mehr als hundert Meter breiter Streifen Waldeckischen Gebietes nach der Herlingsburg bei Schieder hinauf. Ähnliches finden wir an dem altheiligen Rötterberge, bei dem Dreihügelheiligtum von Osterholz und sonst noch vielerorts. In der Tat zeigt auch hier die Karte einen ganz merkwürdigen Verlauf der Gemarkungsgrenzen. Vom Eingang des Tales zieht sich, zweiundeinhalb Kilometer lang, ein ganz schmaler, meist nur hundert Meter breiter Streifen hin und endet in einer etwas breiteren Fläche an der Südseite des Ahrensberges. Eine auch nur ähnliche Bildung der Gemarkungsgrenzen ist mir nirgends bekannt, sie kann sich nur ergeben und über die spätere Gemeinheitsteilung des Sachwaldes hinaus nur so erhalten haben, weil der Staat oder die Kirche als seine Nachfolgerin von Anfang an die Hand auf dies Gelände gelegt hatte. Eins ist sicher, daß der Weg zum Wodansberg von Alfeld als Wallfahrtsstraße gar nicht besser gewählt sein könnte. Sobald wir in das Seitental eingebogen sind, umfängt uns die Stille des Waldes und die Majestät der hohen Berge. Allerdings legt sich zur Linken bald ein bewaldeter Hügel vor, der den heiligen Berg zunächst den Blicken verbirgt, aber sind wir zwischen den Bergen etwa eine Viertelstunde nach Süden gewandert, so stehen wir plötzlich um so überraschter vor den majestätischen Gipfeln. Zu ihren Füßen breitet sich ein Wiesengrund voll saftiger Gräser, von einem klaren Bach durchflossen und be-

wässert. Wo kommt der Bach her? Wir verfolgen ihn etwa hundert Schritt in das Tal hinein, das links die Teufelskirche, rechts der Paradiesgarten genannte Berg begrenzt, und siehe da, schon sind wir an seiner Quelle. Jetzt ist sie unter tiefem Laubfall fast verdeckt, früher aber war sie wohl in eine saubere Einfassung gebettet, als sie noch die heilige Quelle war, die bei keinem germanischen Heiligtum fehlen durfte.

Um die Quelle herum wird der eigentliche heilige Bezirk gewesen sein, auf den von oben herab die Säule auf dem Wodansberge herabblitzte. In großem Kreis um den heiligen Bezirk herum, auf den ansteigenden Hängen der Berge lagerte sich das wallfahrende Volk, wie heute noch an dieser Stelle am Himmelfahrtstage die Landleute der Umgegend sich in uralter Überlieferung zusammenfinden, um sich der Schönheit der Natur hinzugeben. Es ist dieser Tag wohl der einzige im Jahr, an dem die sonst nur von dem Schrei des Bussards unterbrochene Stille des Tals gestört wird.

Doch ist es nicht nur romantische Phantasie, daß wir, von der stimmungsvollen Landschaft verleitet, uns grade hier das Hauptfest des Cheruskerstammes vorstellen? Einige Zeugen haben wir schon für unsere Vermutung gefunden: die Bergnamen, den Wallfahrtsweg, die Quelle. Es gibt aber noch mehr. Der beste ist wohl der Name des östlich am nächsten gelegenen Dorfes Irmenseul. Wie käme der Name hierher, wenn er nicht mit dem Wodansberge zusammenhinge? Der Name ist alt und wird schon in frühen Urkunden genannt. Die Gemarkung des Dorfes reicht bis an die Teufelskirche und die Quelle an dem Fuß des Berges heran. Die örtliche Beziehung ist also eine unmittelbare. Der Ort wird auch in einer sagenhaften Erzählung der 1590 in Hamburg erschienenen Corbeyschen Chronik von Löhner mit der von Karl dem Franken zerstörten Irminsul in Verbindung gebracht. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Säule, die auf der Teufelskirche gestanden hat, eine andere war als die von Karl zerstörte. Ich vermute, daß der Name Irminsul für alle Hauptsäulen gebraucht wurde, im Unterschied zu den gewöhnlichen Säulen, die eine Gauthingsstätte in Sachsen zu bezeichnen pflegen. Die nächst südlich von Alfeld gelegenen Gaue von Greene und Einbeck hatten ihre Thingstatt beide auf Bergen, die heute noch Sülberg heißen.

Die Löhnersche Erzählung lautet nun folgendermaßen: Als Karl der Franke die Irminsäule auf der Eresburg umgestürzt hatte, wurde die Säule von den frommen Anhängern des alten Glaubens nach Corbey gebracht und dort vergraben oder verborgen. Da sich um diesen Ort ein Kultus der Abergläubigen bildete, ließ der Bischof von Hildesheim zu den Zeiten Ludwigs des Frommen die Säule wegführen, um sie in seine Stadt zu bringen. Auf dem Wege nach Hildesheim kam der mit der Säule beladene Wagen durch das Dorf Irmenseul. Dort entspann sich ein Kampf zwischen den Hüttern des Wagens und den Abergläubigen, die sich der Wegführung ihres Heiligtums widersetzen wollten. Auf beiden Seiten fielen bei diesem Kampf acht Mann. Aber die Säule kam glücklich nach Hildesheim und steht dort zu einem Leuchter umgestaltet im Dom.

An dieser Überlieferung ist verschiedenes auszufehen. Die Eresburg und Corbey gehören zum Sprengel des Bischofs von Paderborn. Der Hildesheimer Bischof, dessen Bistum überdies eben erst eingerichtet war, konnte nicht in den Sprengel des älteren Bistums Paderborn eingreifen und dort gewissermaßen Polizeigewalt ausüben. Ferner liegt das Dorf Irmenseul nicht an der Fahrstraße zwischen Corbey und Hildesheim, diese ging vielmehr über Alfeld zehn Kilometer nördlich des Dorfes vorbei. Man versteht leicht, wie eine solche sagenhafte Überlieferung entstanden sein kann. Die Irminsäule im Hildesheimer Dom scheint Tatsache zu sein, sie wurde bis in neueste Zeit dort gezeigt, ein aus Ralfinter bestehender Säulenrest. Die Irminsäule, die Karl umstürzte, ist dem Erzähler aus Chroniken bekannt gewesen, er versuchte sie irgendwie mit der Säule in Hildesheim in Beziehung zu bringen. Originell ist an der Erzählung nur der Kampf bei dem Dorf Irmenseul und die Geschichte von der zeitweiligen Verbergung der Säule. Hier

kann man eine örtliche Überlieferung aus der Winzenburger Gegend vermuten. Der geschichtliche Kern wird der sein, daß nicht die Irminsäule der Eresburg, sondern die von der Teufelskirche eine Zeitlang im stillen verehrt worden ist und natürlich nicht in Corbey, sondern bei dem heutigen Dorf Irmenseul, das danach den Namen bekommen hat. Hier in Irmenseul war der Bischof von Hildesheim zuständig und mußte, um seine Autorität zu sichern, dem Argernis ein Ende machen, wobei es dann zu dem blutigen Widerstand der Umwohner kam. Nach dem Kunstschriftsteller Dehio hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in Irmenseul eine Kirche gestanden, in der eine einzige Mittelsäule die Gewölbe trug. Vielleicht ist diese Säule noch ein Nachklang zu der germanischen Irminsäule, die die Stütze des Weltalls darstellte (nach E. Jung: Irmenseul und Rolandsäulen).

Die Winzenburg, von der eben die Rede war, gehört übrigens auch in gewissem Sinne zu dem Hauptheiligtum der Cherusker. Der Name soll ursprünglich zu der Wallburg gehören, die heute Hohe Schanz heißt und südlich der mittelalterlichen Feste liegt. Die Hohe Schanz schützte das Hauptheiligtum gegen Angriffe von Süden. Das Geschlecht, dem die Obhut dieser wichtigen Anlage übertragen war, die Winzenburger, waren im frühen Mittelalter wohl das mächtigste und reichste Geschlecht im Leinetal. Man darf daraus schließen, daß seine Wurzeln bis in allerälteste Zeit zurückgingen. Vielleicht sind sie in männlicher oder weiblicher Linie Abstammlinge des Geschlechts, aus dem Armin, der Befreier Deutschlands, stammt. Für unsere Untersuchung ist es jedenfalls von Bedeutung, daß dies mächtige Geschlecht grade hier seinen Stammsitz hatte.

Ein weiterer Beweis ergibt sich aus der Ortungslehre, wie sie von Wilhelm Leudt begründet und von verschiedenen anderen Forschern ausgebaut worden ist. Diese Lehre besagt, daß im alten Germanien zu Kalenderzwecken Hauptrichtungslinien durch Landmarken festgelegt waren. Schriftliche Überlieferungen für diesen germanischen Gebrauch haben wir aus Island, wo ebenfalls sogenannte Mittagsmarken oder auch Abendmarken durch Säulen auf hohen Bergen festgelegt waren. Wenn man sich die hohe Wichtigkeit des Kalenderdienstes für die Landwirtschaft der damaligen Zeit vorstellt und sich vor Augen hält, daß es ja gedruckte Kalender noch nicht gab, so hat diese Einrichtung nichts an sich, was irgendwie unglaublich wäre. Es ist auch das Gegebene, daß diese Richtungsmarken nach Möglichkeit mit den wichtigsten Orten des Landes, den Thingstätten und Heiligtümern in Verbindung gebracht wurden. Leudt hat in seinem Buch „Germanische Heiligtümer“ Nord-Süd-Linien und Ost-West-Linien festgestellt, andere Forscher, wie Fricke in Mühlhausen, haben Linien erforscht, die nach dem äußersten Punkt des Sonnen- oder Mondaufgangs ausgerichtet sind.

Es reizt natürlich, zu untersuchen, ob nicht auch durch die Teufelskirche eine solche Ortungslinie geht. Und in der Tat, wenn man durch den höchsten Punkt der Teufelskirche, dort, wo die Irminsäule gestanden haben kann, die Nord-Süd-Linie zieht, so geht diese Linie zunächst südlich genau durch die Kirche von Klein-Freden. Diese Kirche hat eine so eigenartige Lage auf einem Hügel, daß man annehmen darf, sie steht auf einem Platz, der schon in vorchristlicher Zeit ein Heiligtum getragen hat. Auch der Name Freden, der soviel bedeutet wie das griechische Wort Asyl, unterstützt diese Annahme, denn die Stätten, wo Priester ihres Amtes walteten, sind meist durch das Asylrecht, das ihnen bis in christliche Zeit verblieb, ausgezeichnet gewesen. Der Name Freden hängt mit Friedhof zusammen, dem befriedeten Raum um das Heiligtum. Weiter nach Süden trifft unsere Linie den Sülberg bei Raensen, wo der Gau Greene seine Thingstätte hatte. Noch weiter südlich schneidet sie den Gipfel des Sülberges bei Sülbeck, wo die Gauversammlungen des Sülbeckgaues nach urkundlichen Nachrichten stattfanden. Ob dann noch weiter im Süden auch die Gauthingsstätte des Leinegaues bei Göttingen geschritten wird, muß unausgemacht bleiben, da diese auf der Karte nicht angegeben ist. Die drei anderen Punkte liegen so genau auf der Linie der Irminsäule auf dem Wodansberge, daß man nicht mehr

an Zufall glauben kann. Man hat die Süllberge jedenfalls so ausgesucht, daß sie mit ihrer Säule oder Säule auch Ortungszwecken dienen konnten. Aber nicht genug mit der Aufreihung dieser vier wichtigen Orte auf der Nord-Süd-Linie, es tritt noch ein fünfter von ebenso großer Bedeutung hinzu. Wenn man nämlich von der Kirche in Frieden genau nach Westen zielt, so erreicht man haarscharf auch die Kirche von Raierde. Dieser Ort mit dem merkwürdigen Namen hieß früher Bogardun, also Gaugarten, Thingstatt eines Gaues. Es sind also die sämtlichen in der Nähe gelegenen Gauthingstätten an ein Ortungsnetz angeschlossen, das seinen Ausgang offenbar von Frieden genommen hat, wo der Sitz der Ortungsbehörde war, wie wir heute sagen würden.

Fassen wir in Gedanken alles zusammen, was wir hier mit Hilfe der Stammeskunde, der Kenntnis der Verkehrswege, der Ortsnamenkunde, der Ortungslehre und zum Teil auch urkundlicher Überlieferung für die Bedeutung der Gegend um die Teufelskirche beigebracht haben, und nehmen dann noch die ungewöhnlich passende Lage und Bodengestaltung der Ortlichkeit hinzu, so kann wohl kein Zweifel mehr bestehen, daß wir hier das Hauptheiligtum der Cherusker zu suchen haben. Jrgendwo muß es gewesen sein. Die Forschung könnte zu einem anderen Ergebnis nur kommen, wenn es irgendwo an der Leine, zwischen Weser und Harz einen Ort gäbe, der den natürlichen Erfordernissen für einen solchen Ort noch besser entspräche als dieser.

Sollte man sich aber allgemein überzeugen, daß diese unsere Vermutungen das Richtige getroffen haben, so wäre es wohl angebracht, die Gegend um die Teufelskirche vor Entweihung zu schützen und sie zu einem Erinnerungsplatz auszugestalten, wie es der Ort wohl verdiente, auf dem Armin seine Stammesbrüder so oft zu den für die ganze deutsche Geschichte entscheidenden Kämpfen angespornt und nach errungenen Erfolgen die siegreichen Feldzeichen mit Dankopfern wieder zum Heiligtum zurückgebracht hat.

Questa und Keltenkreuz

Von Hermann Harder

In der englischen Zeitschrift „The Illustrated London News“ (17. 11. 1934) veröffentlicht Miß M. E. M. Donaldson einen Aufsatz über „Kreuze von Arghyllshire“. In dieser Arbeit berichtet sie über alte Steinkreuze aus ihrer Heimat, der schottischen Grafschaft „Argyllshire“, und veranschaulicht die behandelten Denkmäler durch Lichtbilder, die sie selbst aufgenommen hat. Die kleine Abhandlung birgt wertvollen Stoff, nur weiß die Verfasserin nicht, ihn zu verwenden; denn von den Ergebnissen unserer deutschen Vorgeschichtsforschung ist noch nicht die leiseste Kunde zu ihr gedrungen. Der Aufsatz von M. E. M. Donaldson ist mir ein willkommenes Anlaß, über die sogenannten Keltenkreuze zu sprechen, von denen ich in Irland mehrere mit eigenen Augen sah.

Allen Lesern der Zeitschrift „Germanien“ vertraut ist die Form der „Questa“, die auf dem Querstenberg im Südharz alljährlich zu Pfingsten erneuert wird: ein Radkreuz, dessen Arme den Kreisumfang überragen (Abb. 1). Die Keltenkreuze stellen die Questa dar, in Stein übertragen. Die Engländer nennen diese Form „wheel cross“, also wie wir: Radkreuz. Eine Landmarke aus Kilchoman, Insel Islay, welche die Gerichtsbarkeitsgrenze der Keltischen Kirche kennzeichnete, zeigt die Questa in einfacher Gestalt; das Radkreuz von Kildalton, Islay, weist eine verfeinerte Ausführung auf (Abb. 2 u. 3). Das Kreuz auf dem Kirchhof in Kilchoman, Islay, über das wir noch sprechen werden, zeigt die spätere Entwicklung. Sie stellt das ursprüngliche Rad nur noch sinnbildlich dar durch eine Rundung des Steins (Abb. 4). Auf diese Kreisfläche wird dann noch später der Leichnam des Erlösers gehängt, und die Umwandlung ins Christliche ist vollzogen (Abb. 5).

Welche Bedeutung kommt der Questa oder dem Radkreuz ursprünglich zu? Man hat das Radkreuz mit der Sonne in Verbindung gebracht, es als Sonnenrad angesehen, das

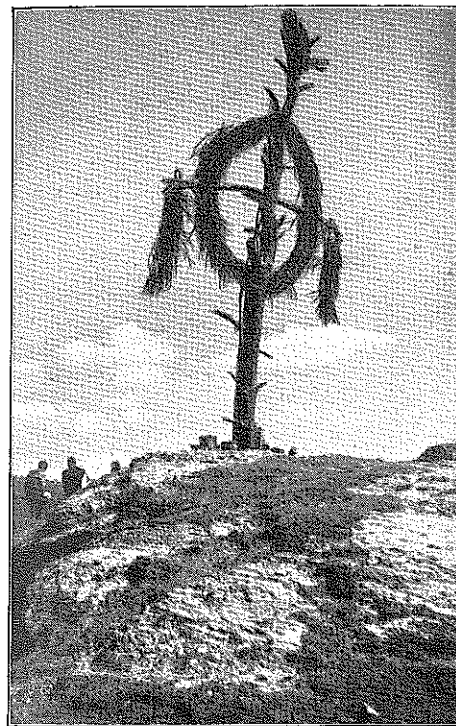


Abb. 1. Die Questa auf dem Querstenberg im Südharz, die alljährlich zu Pfingsten erneuert wird. (Vgl. Germanien 1934, Heft 11.)

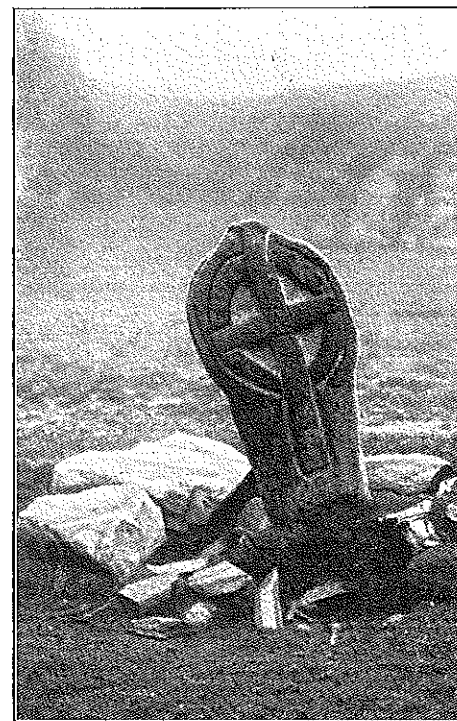


Abb. 2. Eine Landmarke aus Kilchoman, Insel Islay, welche die Gerichtsbarkeitsgrenze der Keltischen Kirche kennzeichnete.

Miße. Donaldson

ja noch heute im Volksbrauch fortlebt als Feuerrad, das in der Johannisnacht den Berg hinunterrollt. Auch das altgermanische Julfest — vergleiche schwedisch „hjul“, Rad, und „jul“, Weihnachten — scheint seinen Namen von dem Sonnenrad herzuleiten.

Wir stützen uns hier nicht auf die Anschauungen Herman Wirths, die bekanntlich sehr umstritten sind. Zum Glück besitzen wir jetzt in Otto Sigfrid Reuters „Germanischer Himmelskunde“ (J. F. Lehmanns Verlag, München) ein Werk, das zuverlässig auf alle Fragen antwortet, die mit dem himmelskundlichen Weltbild der Germanen zusammenhängen.

Reuter erbringt zwei Belege für die germanische Auffassung der Sonne als eines Rades. Er schöpft sie aus den im 12. Jahrhundert auf Island aufgezeichneten sternkundlichen Beobachtungen, die unter dem Namen Odda Tal bekannt sind (Reuter 648, 696). In der Questa kann also das Sonnenrad versinnbildlicht sein. Ungleich häufiger aber als die Vorstellung des Sonnenrades ist bei unsern germanischen Vorfahren die des Himmelsrades bezeugt. Darüber hinaus findet sie sich bei allen indogermanischen Völkern. Das Rad bezeichnet die kreisende Bewegung des Sternhimmels.

Dieses Kreisen des Himmelsrades führt bei den Indogermanen, also auch bei den Kelten, zur Vorstellung der Himmelsmühle (Reuter unter „Himmelsrad“, „Himmelsmühle“). Für sie bringt Reuter aus allen indogermanischen und germanischen Gebieten eine Fülle von Zeugnissen. Er sagt darüber zusammenfassend: „Die dauernde Rechtskreisung des Sternhimmels um den Drehpunkt wird im römischen, griechischen und indischen Altertum als Mühle oder Tenne gesehen, die von den kreisenden Sternen als Dresch- oder Mühlenochsen in Drehung gehalten wird. Die germanische Vorstellung ist wurzelverwandt. Der Himmel gab in jeder Sternnacht das uralte Bild der großen Wunschlöhle,



Abb. 3. Das Radkreuz von Kil-
dallon, Insel Islay.
Aufnahmen: Donaldson

Abb. 4. Das Kreuz auf dem Kirch-
hof von Kilchoman, Insel Islay. Im
Fuße die Höhlung und der Stößel.

Abb. 5. Das Kreuz des Priors
Colin (der im Jahre 1510 starb)
auf der Insel Dronnah.

die von selber mahlt. Sie ist ein Sinnbild der astronomischen Weltachse und des Himmelsumschungs" (242).

Schon in der Steinzeit scheint der germanische Norden die Himmelsmühle gekannt zu haben. Darauf läßt der Fund aus dem Skjelmoo, Lysgaard Herred in Jütland, schließen. Dort entdeckte man im Jahre 1880 beim Torfgraben „die beiden runden, abgeschliffenen und noch mit dem Mühllauge versehenen granitenen Mahlsteine einer alten Handmühle unter ... einem senkrecht über den Steinen aufgerichteten Baumpfahl, der, gemäß der lappischen und altfädischen Entsprechung, als Weltssäule zu deuten ist" (242).

Daß mit den Keltenkreuzen sich diese uralte Vorstellung des Himmelsrades, der Himmelsmühle verbindet, erweist das Kreuz von Kilchoman (Abb. 4). Wie auf der Abbildung deutlich erkennbar ist, „befindet sich zur rechten Hand in der Ecke der Sockelplatte, auf der das Kreuz steht, eine Höhlung und links davon ein Stein, den sein Gebrauch als Stößel (a sort of pestle) in der Höhlung erweist. Dies ist wahrscheinlich einer der 'clachan brath' oder Steine des Gerichts (stones of judgment), wie sie in Irland in Gebrauch waren und noch sind. Im westlichen Hochland werden sie hauptsächlich mit Fona in Verbindung gebracht, wo sie in einer Höhlung in dem Altar benutzt wurden, der vor St. Johannis Kreuz stand. Es war der Brauch, die Steine dreimal rund zu drehen, (deisil), sonnläufig (sunwise), augenscheinlich mit dem Gedanken, den Tag des Jüngsten Gerichts zu beschleunigen, der, wie man glaubte, nicht kommen werde, bis das Drehen des Steins die Höhlung durch den Steinsockel bohre."

Dieser Bericht von M. E. M. Donaldson ist überaus wichtig. Daß der Brauch vor einem St.-Johannis-Kreuz stattfand, erinnert uns an die Feier der Sonnenwende, deren Schutzheiliger St. Johannes in christlicher Zeit geworden ist. Der Bericht läßt schließen, daß vor den Radkreuzen ursprünglich Altäre errichtet waren — statt deren später der Sockel benutzt ward —, in denen man einen Stein sonnläufig in einer Höhlung drehte. Dieser Stein in der Höhlung stellt die Urform der Mühle dar, die Handmühle der Steinzeit. Durch diesen Zauber, der sich bis in unsere Tage auf keltischem Boden erhalten hat (Irland), wollte man nicht etwa den Jüngsten Tag herbeirufen, wie spätere christliche Ausdeutung besagt, sondern wahrscheinlich den Weltuntergang aufhalten, das Himmelsrad in seiner Drehung stärken.

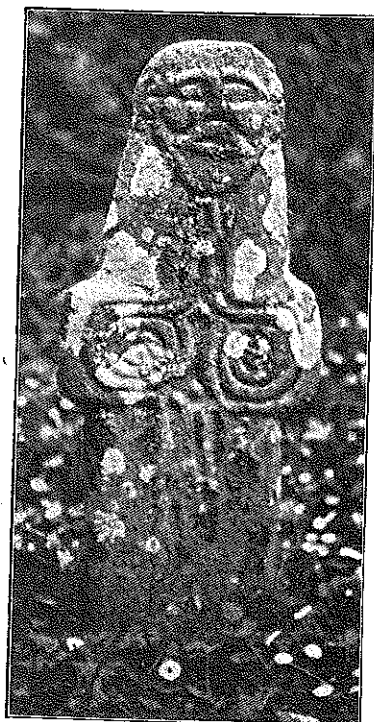
Auch von dem Kreuz in Kilberry Castle, Knapdale, teilt die Verfasserin mit: „An der Vorderseite links ist eine kreisförmige Vertiefung, und längs des Randes sind Abnützungsspuren. Die letzteren sind, so erzählt man sich, von den Knien jener gemacht, die für ihre Sünden büßten, indem sie einen Stein sonnläufig (deisil) in der Höhlung drehten. Aber hier ist der steinerne Stößel verlorengegangen."

Über die keltische Bewegungsrichtung bei den Germanen sagt Reuter: „Alle Bewegungen sind, wenn sie heilsam sein sollen, sonnläufig, d. i. rechts herum auszuführen" (33). Er gibt dafür zahlreiche Beispiele und beweist die Heiligkeit der sonnläufigen Bewegung auch bei den anderen indogermanischen Völkern. Nur bei den Kelten möchte Reuter eine Ausnahme annehmen. „Es wäre also zu fragen, ob der keltischen Bevölkerung überhaupt eine linksläufige Segensrichtung gebräuchlich gewesen sei? Jedenfalls berichtet Plinius (nat. hist. 28, 25), dem wir eine bedeutende Zahl wichtiger Nachrichten auch über die keltischen Druiden und deren Bräuche verdanken, von den jenseitigen Galliern, daß sie entgegen der römischen Rechtsdrehung des Körpers beim Gebet in der Wendung links herum die frömmere Sitte sehen" (38). Durch die soeben erwähnte Sitte, den Stein vor den Keltenkreuzen rechts herum zu drehen, wird die Auffassung Reuters erschüttert. Auch hier in einem rein keltischen Gebiet geht die heilige Bewegung sonnläufig (deisil, sunwise).

Mag es sich nun bei diesen Kreuzen um das Himmelsrad oder das Sonnenrad handeln, in beiden Fällen ist die Beziehung zur Sonne gegeben, nicht nur durch die Drehung des Steins in Sonnenrichtung, sondern auch dadurch, daß mehrere dieser Kreuze eine Sonnenuhr tragen, so das Kreuz von Kilberry Castle, Knapdale, in dessen Sockel sich noch die Höhlung zum Drehen des Steines findet. „An der Rückseite des Kreuzes, in der Ecke, die der Höhlung gegenüberliegt, ist eine Sonnenuhr eingerichtet (scored)." Die Verfasserin setzt hinzu, daß es dafür noch mehr Beispiele gebe. Auch dieser Zeitmesser nach dem Stand der Sonne am Himmel wird nicht zufällig sich an Kreuzen finden, die das Himmels- oder das Sonnenrad versinnbildlichen.

Diese Bemerkungen wollen nicht die Frage der Keltenkreuze erschöpfen, sondern nur einen ersten Hinweis geben. Schon die reichen Tier- und Schlingbandverzierungen an diesen Kreuzen — eine Schmuckkunst, welche die Kelten mit den Germanen der Völkerwanderung teilen — verdienen eingehende Untersuchung. Viele dieser Zierate und Sinnbilder sind noch ungedeutet. Auch die frühesten Darstellungen des Gekreuzigten sind ein Anlaß zum Kopfzerbrechen.

Eingehen möchte ich nur noch auf jenes merkwürdige Steinbild (Abb. 6), das nach M. E. M. Donaldson im Volksmund den Namen führt „der träge Gott" (Lazy God), und das in der Tat an ein Götterbild erinnert. Die merkwürdige Gestalt, die Gesichtszüge lassen ähnliche Bildwerke aus der deutschen Frühzeit, unbestimmten Alters, vor uns auftauchen. Der Dargestellte hat an Stelle der Arme zwei „Wirbel". Die kreisförmigen Spiralen lassen an ein hohes Alter denken; denn die abendländische Bronzezeit, namentlich die der Germanen, wird von ähnlichen Kreis- und Spiralmustern beherrscht. In der Form gemahnen diese beiden Wirbel an die den sogenannten Trojaburgen zugrunde



Aufn. Donaldson

Abb. 6. Ein außergewöhnliches Bildwerk auf der Insel Kolonja, jetzt auf dem Landsitz Lord Strathcona. Es heißt im Volksmund „Der träge Gott“.

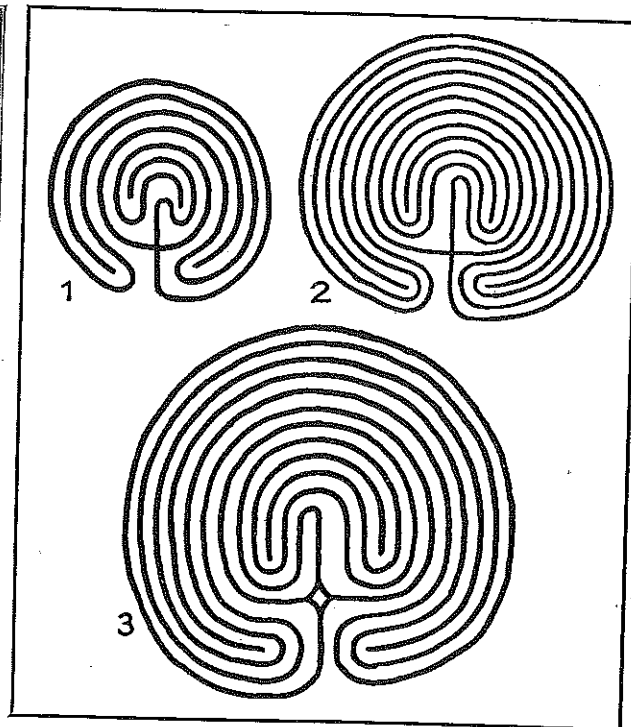


Abb. 7. Typen von Trojaburgen. (Vgl. Germanien 1934, Heft 12) 1. Labyrinth von Knossos (Münzbild). 2. Trojaburg in der Kirche von Rantmäki (Finnland). 3. Trojaburg von Wisby auf Gotland.

liegenden (Abb. 7). Nur haben die beiden Hälften des Bildwerkes durch Einschnürung in der Mitte sich stärker verselbstständigt, als es auf den Abbildungen der Trojaburgen der Fall ist. Da ähnliche Kreise sich auf der Sonnenscheibe von Trundholm finden, da ferner die Trojaburgen ebenfalls auf den Sonnenkult bezogen werden, ist auch hier die Verbindung zum heidnischen Himmelsdienst wahrscheinlicher als zum Christentum.

Der Püsterich von Sondershausen

(Ein Beitrag zur Erforschung des „Zwiefachen“)

Von Walter Pohle, Sondershausen

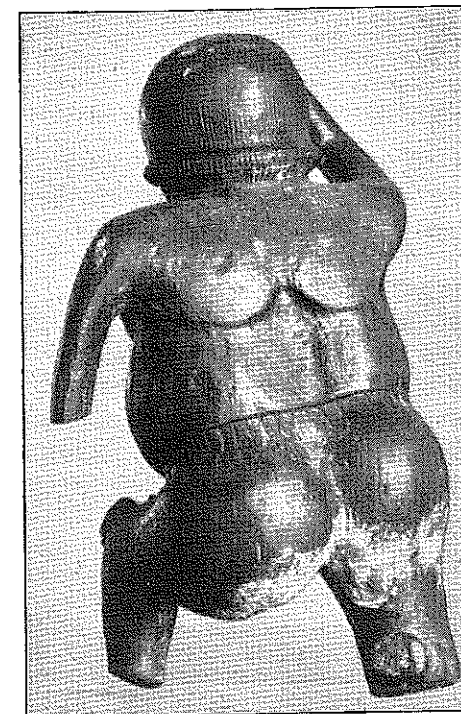
Der Aufsatz von Hermann Moos in Heft 12 der Zeitschrift „Germanien“, Jahrg. 34, hat mich dringend ermahnt, einen schon längst gefaßten Vorschlag auszuführen, der vielleicht geeignet ist, in das Rätselraten um den „Püsterich“ von Sondershausen etwas Licht zu bringen. Die beigelegten Abbildungen habe ich dem liebenwürdigen Entgegenkommen der Hausverwaltung Ihrer Durchlaucht der Fürstin Anna-Luise von Schwarzbürg zu verdanken. Die eigenartige, vielumstrittene Bronzefigur befindet sich im Riesensaal des Schlosses von Sondershausen und wird Interessenten auf Wunsch gern gezeigt.

Die Literatur über den „Püsterich“ ist ziemlich umfangreich, aber ihrem Werte nach sehr ungleich, da die Forscher meist mit der Figur nicht viel anzufangen wußten und auf die phantastischsten Deutungen verfielen. Alles bis 1909 erschienene, wirklich Wissenswertes findet sich in G. Lütges heimatkundlichem Werk „Aus Sondershausens Vergangenheit“, Bd. II, S. 90 ff.; ich beziehe mich z. T. auf die dort zu findenden Feststellungen.

Die 57 cm hohe Bronzefigur ist zwischen 1540 und 1550 im Schutte der Rothenburger Ruinen (etwa 4 km westlich der alten Kyffhäuserburg auf einem nördlichen Ausläufer des Kyffhäusergebirges) gefunden worden und zunächst in den Besitz der Familie Dutgerode (v. Lütcherode) übergegangen. Als hier befindlich wird sie in der 1561 erschienenen Schrift des Georg Fabricius „De metallicis rebus“ besprochen, der ihr schon den bis heute ihr verbliebenen Namen Pustericus beilegt. In einem Briefe vom 18. 6. 1591, der bei Lütze a. a. O. abgedruckt ist, wird dann die Figur zum ersten Male als den Grafen von Schwarzbürg gehörig erwähnt. Seit dieser Zeit bildet sie das interessanteste Stück der Sammlungen des Sondershäuser Schlosses.

Die durchaus häßliche Figur stellt ein unförmig dickes, pausbäckiges Männchen dar, dessen Rippen vorgestülpt sind, als ob es pfeifen oder blasen (pusten) wollte. Diesem Umstand hat die Gestalt ihren Namen zu verdanken, neben dem nur ein einziges Mal, eben in dem Briefe von 1591, die Bezeichnung „Properer“ (Psfroperer?) vorkommt. Die Haare liegen helmartig glatt am Kopf und sind im Nacken wulstig zusammengedreht, eine Tracht, die nach Dr. A. Schröder auf das 13. Jahrhundert deuten soll, nach Prof. Selmar Büttich den alemannischen Kriegerern am Ausgang des 5. Jahrhunderts eigen war. Beine und Arme sind im Verhältnis zu dem gedunsenen Leib auffallend schwach und erhöhen den Eindruck des Mißgestalteten, Unschönen. Das rechte Knie berührt den Boden, beide Füße fehlen, doch ist deutlich zu sehen, daß die Gestalt auf dem rechten Knie ruhte, wobei sie den linken Arm auf das linke Knie stützte, während der rechte Arm zum Kopfe erhoben ist.

Eigentümlich ist der Umstand, daß sich zwei kreisrunde Löcher in der hohlen Bronzefigur befinden, eins im Munde und eins auf dem Scheitel (Abzugslöcher für die beim Gusse entweichende Luft?), so daß sich hartnäckig das Gerücht behaupten konnte, das



Sofphot. G. Bark, Bad Frankenhausen

Vorder- und Rückenansicht des „Püsterich“ von Sondershausen

Männchen hätte in folgender Weise zu Kultzwecken gedient. Das uralte „Gözenbild“ sei mit Wasser angefüllt und die Öffnungen durch Pfropfen (s. o.) verschlossen worden. Dann sei die Gestalt erhitzt worden, bis das Wasser gekocht und mit lautem Knall den Pfropfen aus dem Mundloch getrieben habe. Dann habe das Bild Dampf und kochendes Wasser (das Volk machte bald „Feuer“ daraus) gespien, und so seien die einfältigen Leute erschreckt und betört worden.

Die älteste Nachricht von der Figur bei Fabricius weist schon auf diese ihre Wasser und Dampf speiende Tätigkeit hin, wenn man sie mit Feuer umgebe. In einem erst kürzlich in Nr. 7, Jahrg. 34, des „Thüringer Fährlein“ abgedruckten Aufsatz setzt Dr. Alb. Schröder sich energisch für die „von einem Fachmann gegebene und auch literarisch belegte Deutung der Sondershäuser Figur“ durch F. M. Feldhaus ein, „der die schon von Fabricius erklärte Verwendung erneut eindeutig bewiesen und sein Ergebnis auf die einfache Formel gebracht habe: Der Püsterich ist Deutschlands älteste Dampfmaschine.“ Eine Nachprüfung dieser auf einer Stelle in Albertus Magnus Schrift „De meteoris“ beruhenden Behauptung war mir bisher nicht möglich, hat eigentlich auch nichts mit der Frage zu tun, die uns hier am Püsterich besonders interessiert.

Schon im Jahre 1882 tauchte dann die Theorie auf, die alles bis dahin Festgestellte umwarf und die meisten Anhänger gefunden hat. Prof. Wilhelm Rabe-Berlin wies nach, wie Lütze behauptet, „mit wissenschaftlicher Gründlichkeit“, daß das Bildwerk mit zwei andern zusammen als Träger eines Taufbeckens gedient habe. Als vermutliche Entstehungszeit wurde das 10.—11. Jahrhundert angenommen, was wohl hauptsächlich aus der Beschaffenheit des Materials (916 Teile Kupfer, 75 Teile Zinn, 9 Teile Blei) und der Gießtechnik gefolgert wurde. Nähere Angaben über Entstehung und früheren Standort des rätselhaften Bildwerks haben sich nicht auffinden lassen, so daß man völlig auf Vermutungen angewiesen war und ist. Nicht einmal der Umstand, daß die Figur vermutlich in der Rothenburger Kapelle gestanden hat, vermag viel zu besagen.

Wir wollen diese Deutungen alle nicht so recht glaubhaft erscheinen, — trotz der vielen Anhänger, die gerade diese Taufbeckentheorie gefunden hat. Ich habe schon vor Jahrzehnten da nicht mitgehen können, ohne eigentlich etwas Brauchbares an die Stelle dieser Annahme setzen zu können. Ganz abgesehen davon, daß sich nirgends eine Spur von den zwei andern Tragfiguren hat finden oder nachweisen lassen — Dr. Hermann Toepfer hält deshalb schon 1903 diese eine Gestalt für ausreichend, einen Weihwasserfessel oder ein Taufbecken getragen haben zu können — wollte und will mir dieses abschreckend häßliche, widerlich aufgeblähte nackte Männchen nicht zu dem heiligen Zwecke passen, dem es in einer christlichen Kapelle gedient haben soll, es sei denn, daß man eine absichtliche Herabwürdigung vorhandener älterer Vorstellungen annehmen will, was meiner Ansicht von der Sache nahe kommen würde.

Seit den Forschungen Herman Wirths über den „Zwiefachen“, den winter Sonnenwendlichen Jahrgott mit der sakralen Armhaltung, erhobener Arm = aufsteigendes Licht, gesenkter Arm = absteigendes Licht, und infolge verschiedener Aufsätze in der Zeitschrift „Germanien“ (u. a. über das „Männchen von Dechsen“) sehe ich den alten Püsterich mit anderen Augen an. Die Übereinstimmung mit dergleichen Figuren, die allerdings ausnahmslos Steinreliefs an Außenfassaden darstellen, ist so auffällig, daß sich darüber eigentlich jedes Wort erübrigt. Die charakteristische Armhaltung ist entscheidend für die Beurteilung. Wir hätten hier den bislang einzigen bekannten Fall, wo die alte jahreszeitliche Gottegestalt in verzierter, absichtlich verunstalteter Form irgendwelchem dekorativen Zweck der Innenausstattung gedient hat. Bezeichnend scheint mir die geduckte Haltung zu sein, die auf eine demütigende, herabwürdigende Anordnung im Raume schließen läßt, fraglos um eine alte, mit dem Bild sich verknüpfende Vorstellung verächtlich zu machen.

Vielleicht erklärt sich auch so das Loch im Munde, das gewissermaßen ein Gegenstück zu der zähnefletschenden Mundhaltung der Figur am Säulensockel von Mpirsbach und ähnlichen grimassenschneidenden Fragen darstellt, die früher alle als Steinmehl- oder Architektenherze gedeutet worden sind und dabei doch wohl ursprünglich dem Bestreben entsprangen, alte heilige Vorstellungen der Lächerlichkeit preiszugeben. Von diesem Gesichtspunkt aus erhält die Püsterichforschung eine neue Richtung, und es ist dann gar nicht so unwahrscheinlich, daß der alten Sage, der Püsterich sei ein „Göze“ gewesen, ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt. Man wollte dem im Herzen noch am Alten hängenden Volke zeigen: „Seht, so sahen eure Götter aus“, und den Vorteil aus diesem Anschauungsunterricht zog natürlich der Christengott, der in edler Gestalt über solche Zerrbilder triumphierte.

Das „Dag“ Zeichen am niedersächsischen Bauernhaus

Von Walter Propping

Die niedersächsischen Bauernhäuser sind reicher an Resten einer uralten bäuerlichen Symbolik, als es der heimatlasse Wanderer oft von außen ahnen und sehen kann. Nicht nur die Bauart und die Anlage des Hofes, nicht nur die weithin sichtbaren Giebelzeichen, nicht nur der oft prächtig geschnitzte und gezierte Türbalken, nein, kleine und kleinste Züge und Eigenarten weisen den aufmerksamen Beobachter in die Vergangenheit, wo alle diese Dinge aus dem Leben und dem Sein der Bewohner mehr ihren Sinn erhielten, als sie es heute gewöhnlich zu tun pflegen. Nicht zuletzt beweisen sie mehr und mehr, daß ein tiefer kultureller Zusammenhang besteht über all die Länder und Landschaften hinweg, die germanisch-bäuerliche Siedlung im Laufe der Geschichte erreichte.

Hier soll auf ein runenartiges Zeichen hingewiesen werden, das an niedersächsischen Bauernhäusern nachweislich nicht selten zu finden ist und das in Gestalt und Art seiner Anbringung völlig dem Zeichen gleicht, das in der ostholländischen Provinz Twente fast an jedem ansehnlichen Bauernhof zu finden ist. Es heißt dort „Stiepelteeken“ und

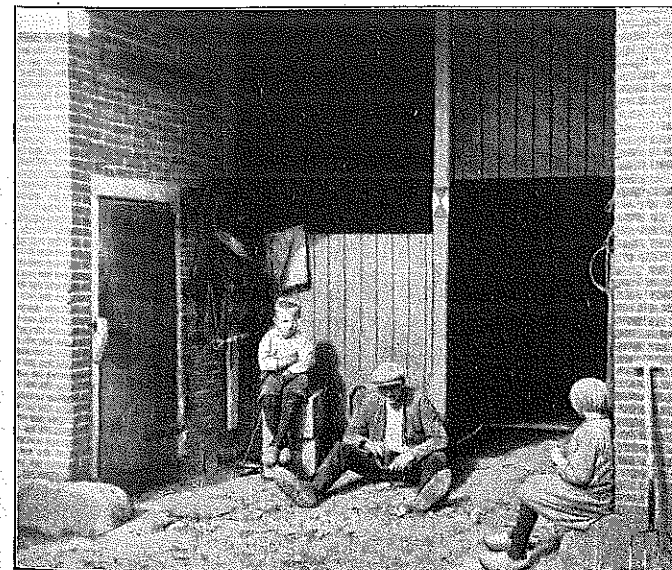


Abb. 1. Hof in Lemsole, Twente (Holland) mit dem Dag Zeichen am Türbalken

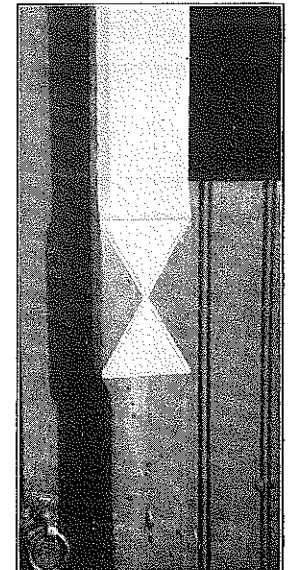


Abb. 2. Hof zwischen Ostmarsum u. Odenzaal (Twente)

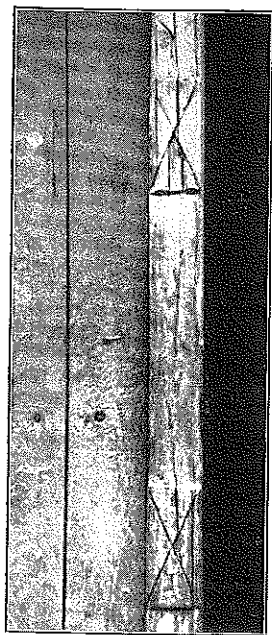


Abb. 3. An einem Haus in Verbed bei Minden



Abb. 4. An einem Haus in Nammen bei Minden

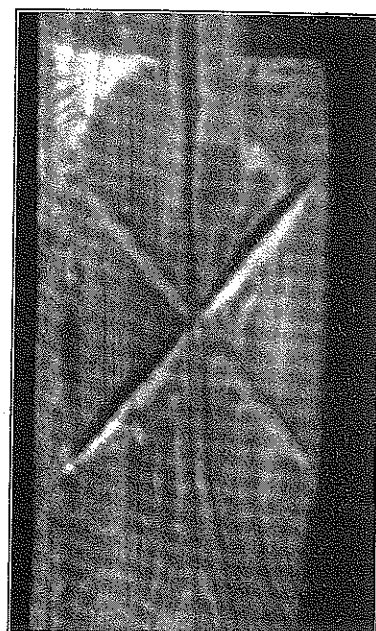


Abb. 5. An einem Haus in Hartum bei Minden

befindet sich in zirka 1,50 m Höhe auf dem Türbalken, der das große Dieltor senkrecht in zwei Flügel teilt. (Siehe Abb. 1 u. 2.) Sicherlich brauchen Beziehungen volkskundlicher Art zwischen der Twente und Niedersachsen nicht erst festgestellt zu werden, sie gehören zum Kern urgermanischen alten Siedlungslandes, trotzdem müßte eine genauere Untersuchung über das Verbreitungsgebiet und den kultsymbolischen Sinn dieses Zeichens, als das hier möglich ist, vielleicht sehr anregende volkskundliche Beziehungen zutage bringen.

An zwei Feriennachmittagen im vorigen Herbst fand ich nun, durch eine Hollandfahrt auf dieses Zeichen aufmerksam gemacht, in der näheren Umgebung von Minden nachfolgend angeführte \times bzw. \boxtimes Zeichen an niederländischen Bauernhäusern. Sie befanden sich regelmäßig mit einer Ausnahme an der erwähnten selben Stelle des Türbalkens wie die Stiepelteeken in der Twente. Nicht einem einzigen der Hausbewohner war eine Deutung dieses Symbols zu entlocken, sicherlich aus völliger Unkenntnis verständlich. Ja, einige hatten selbst nie darauf geachtet und wurden erst durch mich, wie sie mir erstaunt versicherten, auf das Vorhandensein dieses Zeichens an ihrem Türbalken aufmerksam. Übrigens die gleiche Beobachtung, wie sie in der Twente auch zu machen war.

Was hat das Zeichen nun für eine Bedeutung? Nach Herman Wirth ist es zweifellos mit der letzten Rune der großen Runenreihe in Zusammenhang zu bringen. Am Schlusse der germanischen „heiligen Reihe“ des langen Runen-Futhark finden wir nämlich das sogenannte Doppelbeil \times , Dag genannt. Diese Runenreihe stellt ja die Jahresreihe der Monatszeichen dar. Das Dag-Zeichen ist also das Wintersonnentwendzeichen, oder überhaupt eigentlich das Zeichen der beiden Wintersonnentenden, oben Sommer-, unten Wintersonnentende. Es ist entstanden aus dem Malkreuz im Jahreskreis \times , in ediger Schreibung $+$, als Zeichen der neuen Drehung und des neuen Lebens, des neuen Lichtes.

Schon das Malkreuz \times und das Rechteck $+$ allein sind ja Symbole der Sonnenwende. (Näheres darüber H. Wirth, „Aufgang der Menschheit“, besonders Abschnitt IV, Seite 159 und 167.)

Damit findet sich auch sicherlich sinngemäß eine Deutung für die Tatsache, daß dieses Zeichen gerade auf dem Türbalken germanischer Bauernhäuser zu finden ist, auch wenn in allen Fällen der ursprüngliche Sinn von den Bewohnern heute nicht mehr gewußt wurde.

Es steht an der Tür als Symbol der ewigen Wiederkehr des Lichtes, sei es nun auf den Tag oder auf das Jahr oder in besinnlicher Art auf den eigenen Lebensablauf des Menschen und der Sippe bezogen. Zu der Tür flutet in der Frühe das Licht, der Tag herein, abends schleicht sich durch sie die Dämmerung in die Diele und der Tag wieder heraus. Denn der Tag ist ja auch in seinem Ablauf die Verkleinerung, der Mikrokosmos des Jahres, ein Ablauf, eine Wiederkehr, ein Sterb und Werde. Alles Leben, alle schönen und schweren, alle starken und schwachen Stunden, die diesem Haus und seiner Sippe bestimmt sind, nehmen mit den ihr verhafteten Menschen ihren Weg durch das große Tor. Es erinnert selbst in seiner Bogenform an den Sonnenlaufbogen, den U-Bogen. Wie oft finden wir in der nordischen Symbolik den kleinsten Sonnenlaufbogen, den U-Bogen, mit einem eingeschlossenen Mal- oder Rechteck, als Zeichen des im Tod und im sterbenden Jahr neu keimenden Lebens.

Nun zu den einzelnen Funden:

Abb. 1 zeigt das Tor eines Hofes in Lemfelo, Twente, woraus die Anbringung des Zeichens auf dem Türbalken ersichtlich und verständlich wird.

Abb. 2. Das Zeichen an einem Hof auf dem Wege von Otmarsum nach Oldenzaal (Holland, Twente). In den Balken eingeschnitten und die Felder weiß-grün bemalt.

Abb. 3. Das Zeichen in doppelter Ausführung an einem Haus in Verbed bei Minden, eingeschnitten auf Erhabenheiten des Türbalkens. Über das Alter war nichts in Erfahrung zu bringen.

Abb. 4. Das Zeichen einfach, in gleicher Weise auf einer erhabenen Aussparung eines sehr alt erscheinenden, rissigen und fast knorrigen Türbalkens eingeschnitten. An einem Haus in Nammen bei Minden. Alter unbekannt.

Abb. 5. Das Zeichen als einfaches Malkreuz schlicht in den Balken geschnitten, der nach einer langen Überlegung des Bauern ungefähr 150 (?) Jahre alt sein sollte. An einem Haus in Hartum bei Minden. Mit einer gewöhnlichen Zimmermannsmarkierung hat das Zeichen schon wegen der außergewöhnlichen Stelle nicht das geringste gemeinsam.

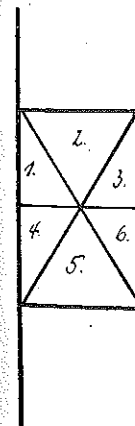


Abb. 6. An einem Haus in Wietersheim a. d. Weser

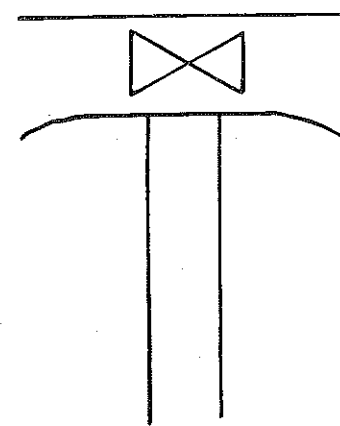


Abb. 7. An einem Haus in Frille bei Minden

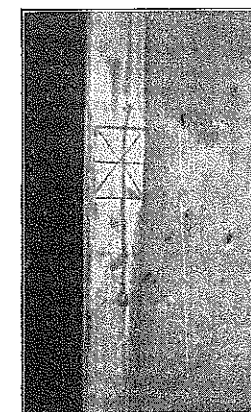


Abb. 8. Am Teut-Hof in Giddesen bei Detmold

Abb. 6. An einem Haus in Wietersheim a. d. Weser bei Minden. Als farbiges Zeichen auf einem rotbraunen Türbalken. Nach den Nummern der Felder in folgenden Farben: 1 und 6 grün, 2 und 5 weiß, 3 und 4 blau. Ob die Farben eine Bedeutung haben, ist

(zumal heute!) wohl nicht mehr anzunehmen. Immerhin käme es bei einer größeren Anzahl von Funden auf einen Vergleich an.

Abb. 7. Hier befindet sich das Zeichen in waagerechter Form eingeschnitten auf dem Querbalken des inneren Torbogens eines Hoftores, das eigentlich aus zwei Toren besteht, die zwischen sich einen viereckigen, überdachten, schon innerhalb des Hauses liegenden Raum einschließen (ähnl. Abb. 1). Haus in Frille bei Minden. Innenbalken aus dem Jahre 1788.

Abb. 8. Als Vergleich noch ein Fund aus einer anderen Gegend. Leut-Hof in Hiddesen bei Detmold (von 1573! mit Erlaubnis des Entdeckers). Hier ist das Zeichen mit einem Querschnitt beinahe dem sechspeichigen Rad ähnlich, wenn man sich dasselbe in ediger Schreibung denken würde.

Jugend und Vorgeschichte

Die im 10. Jahrgang erscheinende Zeitschrift „Dithmarschen, Blätter der Heimatgestaltung“ läßt im März-April-Heft 1934 Geschichte lebendig werden. Wir müssen uns hier leider darauf beschränken, die wertvollen Beiträge nur zu nennen. Der Feder von Hans Friedrich Blund entstammt die Betrachtung „Die niederdeutsche Landschaft und ihr Mensch“; Professor Jylmann, Hamburg, spricht über „Waffenforschung“; Bauer Busch, Nordstrand, bringt „Allgemeine Gesichtspunkte zur Marschenforschung in Dithmarschen“; daran schließt sich eine Vorausschau von Architekt Dr. Gaestel auf „Die kommende Erforschung der Marschen im Rahmen der Dithmarschen Heimatforschung“; zur Pflege der Sippengeschichte bringt Dr. Bote den Beitrag „Bogbedingmannen“.

Ein Beitrag von Museumsleiter Matzen ist für unsere Arbeit so bedeutsam, daß wir näher darauf eingehen müssen. Kreispfleger Magen berichtet über die Arbeit des Heider Heimatmuseums. Er hat es in schlichtweg vorbildlicher Weise verstanden, in der Jugend Begeisterung und lebendige Liebe für die so oft als „tot“ und „trocken“ verschriene Arbeit an der Erforschung der Vorgeschichte zu wecken. Wie er das gemacht hat, liest man am besten selbst in seinem Bericht, der auch als Sonderdruck (Preis 20 Pfennig) von der Westholsteinischen Verlagsanstalt in Heide i. H. versandt wird. Wir können hier nur einen sehr knappen Auszug zur Anregung geben:

„Im Oktober 1933 begann ich den Versuch, unsere Jugend ureigen und schöpferisch mitgestaltend und miterlebend in unsere vorgeschichtliche Arbeit einzuführen. Im Heider Heimatmuseum war eine Ausstellung der schönsten Funde aus der dithmarscher Vorzeit. Sie packte die Kinder; blanke Augen, voll Staunen und Wundern,

leuchteten mir entgegen, wenn ich ihnen ‚von Steinbeil und Urne‘ erzählte. Fragen und Antworten wechselten bald hinüber und herüber. ‚Woran kann man sehen, ob ein Stück Flint bearbeitet ist oder nicht? Ob man bei uns ähnliche Sachen finden kann?‘ — An einem Sonntagmorgen streifen wir zu vierten durch die Felder, suchend, sammelnd, prüfend. Wir finden nur wenig, aber wir sind zufrieden, wir wissen, wo ‚etwas los‘ ist. Die Freude des Entdeckers hat uns erfasst. Am Montag treffen wir uns im Museum wieder, ich habe ein Meßtischblatt mitgebracht, und bald suchen acht Augen den Weg, den wir gestern gingen. ... Jeden Tag kommen nun die Jungs ins Museum. Wenn die Schule sie für einige Stunden von Schularbeiten frei läßt, gehen sie wieder über die frischgepflügten Äcker, allein, mit Herrn Burmeister, mit mir. Immer werden die Fundplätze genau festgelegt, die Fundstücke nach Fundplätzen in Zigarrentisten geordnet. Selbstverständlich gehören die Funde dem Museum, ‚Eigentum‘ kennen wir nicht. ... Allmählich wächst die Zahl unserer jungen Freunde. Die Funde häufen sich, zweifelhafte Stücke heben wir lieber auf, als daß wir sie gleich wegwerfen, das kann immer noch geschehen; es ist schwer, so viele Kästen zu beschaffen, wie wir benötigen; doch die Kinder wissen — wie immer — Rat; sie schwärmen aus in die Stadt und kommen bald — mit Kästen vollbepackt — zurück. ... Jedes Kind hat sein eigenes ‚Arbeitsfeld‘. Bald stellen wir fest, daß einige Felder besonders ergiebige Fundplätze sind. ... Auffallenderweise liegen die reichsten Fundplätze an der Grenze zwischen Geest und Niederung, in der Nähe der 5-m-Höhenlinie. Wie wäre es, wenn wir die 5-m-Höhenlinie einmal besonders hervorheben würden? Vor unseren Augen entsteht ein klares Bild der buchtenreichen

Heide-Weddingstedt. ... Als ich am anderen Tag ins Museum komme, sind schon wieder die Kinder da, sie haben die mutmaßlichen Siedlungsplätze aufgesucht, das Glück war ihnen hold, jahrzehntealte Weiden lagen — vor einigen Tagen erst durch den Pflug aufgebrochen — vor ihnen, das Land war mit Flint übersät, der Regen der letzten Nacht hatte die Steine reingespült. Die Taschen können nicht mehr alle Steine fassen, man muß Zigarrentisten und kleine Beutel zum Sammeln mitnehmen. Unter den Funden sind wirklich sehr schöne Stücke: Schaber der verschiedensten Formen, Klinge ohne und mit Nukbuchten und ‚Reinschen‘, Bohrer, Schlagsteine, Kernstücke, Dolch- und Beilreste, eine Pfeilspitze. Die Kinder unterhalten sich über die Entstehung und Verwendung der verschiedenen Werkzeuge, über die Zweckmäßigkeit der Formen, vergleichen und erkennen Entwicklungen. ... Zigarrentisten genügen nicht mehr für die Unterbringung der Funde, wir bemühen uns um Margarine- und Persilfisten, doch es bereitet einige Schwierigkeiten, sie haben einen Wert von einigen Groschen, und die dem Museum zur Verfügung stehenden Geldmittel sind mehr als bescheiden.

Wir beschließen jetzt, die schönsten eingelieferten Stücke auszustellen — einmal nach Typen, ein andermal nach Fundplätzen. ... Ein Schaufenster nach dem andern füllt sich, und bald reichen die dem Museum zur Verfügung stehenden Schaufenster nicht mehr aus; wir müssen eine schärfere Auslese unter den eingelieferten Funden treffen. Täglich stehen die Kinder nun vor den Schaufenstern und freuen sich über ‚ihre‘ Stücke, sie bringen ihre Freunde mit und zeigen und erzählen und vergleichen ihre Funde mit denen der andern. Es ist kaum glaubhaft, mit welcher Bestimmtheit selbst die jüngsten unter den Mitarbeitern ihre Fundstücke und die Fundplätze derselben bezeichnen. Die Neulinge unter den jungen ‚Vorgeschichtlern‘ blicken mit Achtung auf die Erfahreneren, sie lassen sich gern von ihnen einige Belehrungen und praktische Winke geben, diese dagegen wieder freuen sich mit ihren neuen Kameraden, wenn sie einmal einen besonderen Fund getan haben, und sind ihre Führer. ... Das Finden-Können hat nichts mit dem Intellekt zu tun, es gehört dazu nur ein ‚Fingerspitzengefühl‘, der Hilsschüler steht in der Sucharbeit durchaus ebenbürtig neben dem begabten Volksschüler oder Schüler der höheren Schule seinen Mann, der 15jährige Tertianer bewundert den 8jährigen Grundschüler ob seines Finden-Könnens. Bei schlechtem Wetter suchen sich die Kinder

im Museum zu betätigen, dann fangen die in der Schule oft schweigsamen Kinder an zu erzählen und plaudern — und wenn sie ganz warm werden, auch mitunter plattdeutsch — und berichten aus ihrem Leben, von ihren Weiden und Freunden und allem, was ihr kleines Herz bewegt; und ich muß manchmal ihr stilles ‚Selbentum‘ bewundern, das sie ihren Mitschülern oder Spielfkameraden gegenüber beweisen, die sie um ihrer ‚Steinsammelerei‘ willen hänseln und anrempeln. ... Die einst sich dem Lehrer in der Schule als rechte Schlingel darstellten, entpuppen sich ihm jetzt als willige und aufmerksame Schüler und Helfer und suchen sich nach dem Maß ihrer Gaben und Kräfte zu beschäftigen. Die Kleinsten waschen und reinigen die Funde, die größeren Jungs lesen und ‚studieren‘ in der vorgeschichtswissenschaftlichen Bücherei des Museums, helfen beim Inventarisieren und Katalogisieren der Fundstücke oder zeichnen sie, beobachten sie aufs genaueste und bilden Auge in Hand; sie führen das Fundprotokoll und vermerken die täglichen Einkieferungen und abgesetzten Fundplätze.

Das Hochbild der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt — aus Sperrholzplatten und Kitt gearbeitet — führt die Kinder in die Probleme ein, die die Heimatforschung beschäftigt. ... Alte Landkarten werden mit dem Relief verglichen und vervollständigen das Bild der Urlandschaft. Die Schlüsselstellung der Burgen um die Geesthalbinsel, die in der Gabelung zweier ehemaliger schiffbarer Ströme, des bedeutsamen Delfstroms und der noch befahrbaren Brocklandsau liegt, wird den größeren Kindern klar, ebenso daß die Geesthalbinsel schon in den ältesten Zeiten ein günstiger und bevorzugter Siedlungs- und Wohnraum gewesen ist. ... Die Kinder erkennen mit einem Male, welche Bedeutung ihre Sammelstätigkeit als Beweis für die Richtigkeit der Vermutungen hat und gehen mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit. ... Was das Herz voll ist, des läuft der Mund über. So versuchen einige Kinder, kleine Berichte und Aufsätze über ihre Arbeit, ihre Fahrten oder einen Fundplatz zu schreiben. Und wenn eine Zeitung einmal eine solche kleine Abhandlung bringt, so freuen wir uns. Wir wollen gern, daß auch andere hören von dem, was wir treiben und uns bewegt und hoffen, daß sie unserer Arbeit Wohlwollen entgegenbringen. ... Das Anwachsen der Sammlungen läßt den Wunsch laut werden, auch den Eltern, den Großeltern, den Onkeln und Tanten einmal zu zeigen, was während des Winters ‚gearbeitet‘ worden ist. Eine ganz große Ausstellung

wird vorbereitet. Die Kinder holen mit Herrn Sieb Holz vom Holzlager, sie bauen gemeinsam mit ihm Ausstellungstische, Handwerker stellen für einige Stunden unentgeltlich ihre sachmännliche Kraft zur Verfügung, Herr Bürgermeister steht mit den Jungs nochmals das gesamte eingegangene Material durch, überprüft, sondiert und „typologisiert“. Die Kinder schreiben — selbstverständlich mit der Schreibmaschine — die Einladungen. Wenn auch nicht alles formgerecht ist, so muß man doch das gute Wollen anerkennen. Die Eltern und Bekannten kommen in großen Scharen, ich erzähle ihnen von unserem Tun und Wollen und dem tieferen Sinn unserer Arbeit, ich merke, auch die Eltern werden „warm“, auch ihnen wird die Vorgeschichte zu einer „herbvorragend nationalen Wissenschaft“. Steine reden jetzt auch zu ihnen, Ungläubige sind gläubig geworden.

Die Zahl der jungen Mitarbeiter des Heider Heimatmuseums ist jetzt auf über 80 angewachsen, es sind lauter frische, fröhliche Buben und Mädchen zwischen 8 und 15 Jahren; die Zahl der abgesehenen und ständig zu beobachtenden Koppeln beträgt ungefähr 150. Wieviel Fundstücke eingeliefert sind, weiß ich nicht; es sind viele,

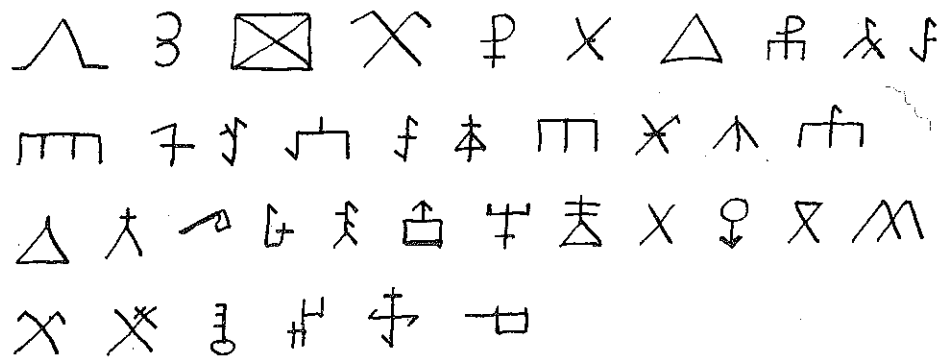
viele Tausende, z. T. selten schöne Funde. Wir können den Wert der Funde nicht in Mark unrechnen — unsere Vorzeit hat nichts mit dem „Materialismus“ eines liberalistisch-marxistischen Zeitalters gemein —, wir sind dankbar und froh, daß der Magistrat der Stadt Heide und interessierte Kreise uns eine Fahrt nach dem Museum vorgeschichtlicher Alteküster in Kiel ermöglichten. Wir sind stolz darauf, für die Erforschung der Vorgeschichte der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt der Wissenschaft ein Material von Oberflächenfunden zusammenzutragen, wie es ihr für ein anderes gleichgroßes Gebiet kaum geschehen ist. Eine „Museumschule“ ist im Werden. Unser Ziel ist nicht Wissen, sondern Erziehung zum heimatgebundenen deutschen Menschen, der seine Wurzeln tief hinabsenkt in seines Volkes Vergangenheit, dem die Denkmäler der Vorzeit ein Heiligtum sind, für deren Erhaltung er sich einzusetzen verpflichtet fühlt. Die Vorzeitdenkmäler der Geesthalbinsel Heide-Weddingstedt stehen schon jetzt in der Pflege und dem Schutze unserer Jugend, der Jugend, die verantwortungsbewußt und auch bereit ist, sich selbst zu opfern für die Ehre und die Zukunft unseres deutschen Volkes.“

Aus der Landschaft

Zeichen an der „Wassmühle“ in Goslar. Unter den vielen Gebäuden der alten Stadt Goslar, die beachtenswerte Zeichen aufzuweisen haben, verdient vielleicht die sog. Wassmühle, das Junungs- und Tuchmacher- und Wäcker, besonders hervorgehoben zu werden.

Aus der Geschichte des Hauses ist zu sa-

gen, daß vor 1476 für die Wandschneider eine Wassmühle eingerichtet wurde, die man 1551 (?) an die Tuchmacher verkaufte, weil am Petersberge, unweit Goslar, eine neue Wassmühle errichtet worden war. Im 16. Jahrhundert wurde der noch jetzt erhaltene Bau an der Gose aufgeführt. — Die kräftige Gesehswelle zeigt 38 bemerkens-



werte Zeichen. Es handelt sich um geometrische Gebilde, die man kurzerhand Hausmarken oder Handwerkerzeichen nannte; ein Beil, einen Aker, einen Schlüssel, die Wollangel und neuerdings ein hakenkreuzartiges Zeichen glaubte man feststellen zu können. Was mögen diese Zeichen besagen? Karstens, Goslar.

Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung (Jama) und germanische Frühzeit. Diese Berliner Ausstellung brachte in Halle 3 einen Ausschnitt aus der im Sommer 1934 in München gezeigten Ausstellung „Die Straße“. Einem uns von Pastor J a l d, Berlin, zugegangenen diesbezüglichen Bericht entnehmen wir folgendes: Halle 3 bringt u. a. die bei dem Bau der großen Reichsautofstraßen bisher gefundenen vorgeschichtlichen Gegenstände zur Schau. Zwei Glassehränke enthalten Funde von der Strecke Hannover-Berlin aus der jüngeren Steinzeit bis in das Mittelalter. Das Bedeutungsvollste dieser Abteilung sind die Karten und Lichtbilder. Zuerst eine von Prof. Reinert, Berlin, entworfene Karte des Federsees in Württemberg, jenes Gewässers, das der Erforschung der germanischen Vorgeschichte durch die Ausgrabung von Pfahlbauten schon bedeutungsvolle Dienste geleistet hat. In recht anschaulicher Weise ist der große Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem jetzigen Umfang des Sees dargestellt. Den äußeren Rand des ehemaligen Seespiegels begleiten nun an vielen Stellen der Karte dunkle breite Striche. Sie sind die Reste ehemaliger befahrbarer Uferstraßen, die sich höchstwahrscheinlich rund um den ganzen See in einer Breite von 5 m hingezogen haben. Sie bilden also ein wohlüberlegtes und sorgfältig ausgeführtes Netz von Verkehrsstraßen, und zwar aus der Zeit um 8000 v. Jw.!

Neben Prof. Reinert's Karte hängen mehrere große Lichtbilder, die uns die Ausgrabungen im Sorge-Tal in Ostpreußen zeigen. Dort hat man technisch einwandfrei hergestellte Bohlenwege freigelegt, die über Sümpfe führten und wahrscheinlich hauptsächlich dem Bernsteinhandel dienten, weshalb man sie auch „Bernsteinstraßen“ nennt. Man weist sie der Zeit um 2000 v. Jw. zu. Ähnliche Funde hat man im Mai 1934 in Diepholz, nördlich des Wesergebietes, gemacht.

Es schließen sich Bilder vom römischen Straßenbau in Deutschland an (100–400 n. Jw.), die jedoch nach dem vorhergegangenen Anschauungsunterricht nicht mehr die früher behauptete Überlegenheit des römischen Straßenbaues über den germa-

nischen erhärten können. Bemerkenswert ist es auch, daß zwei an so weit auseinanderliegenden Gegenden wie Dänemark und Elsaß gefundene gleichartige (etwa 400 v. Jw.) Wagen fast genau dieselbe Grundgestalt aufweisen, wie zwei schöne Abbildungen dieser Abteilung zeigen.

Betrüblich ist es, daß in den großen farbigen Wandbildern in der Mitte dieses Raumes die berühmten „Bettvorleger-Germanen“ vereinzelt doch noch wieder auftauchen. Die Kleidung der Moorleichen sollte uns doch endlich eines anderen belehren haben! Aber dieser Mangel soll nicht die Freude, die man im allgemeinen an dieser Halle 3 der „Jama“ haben kann, beeinträchtigen. Ein gut Stück Volksaufklärung ist hier ins Werk gesetzt.

Noch einmal der Zooen. Wie mir Herr Pfarrer Ernst Düblich zu Radel bei Friesack schrieb, ist auf Veranlassung seines Vorgängers von Herrn Prof. Dr. A. Kieckbusch im Burgwall Zooen gegraben worden. Ein dort gefundener Wendelring soll in das Museum für Völkerkunde gelangt sein.

Herr M. M. Vianau zu Frankfurt a. O. hatte die Freundlichkeit, den Aufsatz über den Zooen in Heft 1/1935 als eine sehr wertvolle Anregung für die Spatenforschung zu bezeichnen und folgende wichtige Hinweise zu geben. Nach der Germanen-Siedlungskarte zu der Zeit von 1–150 n. Chr. von Kossinna-Petersen (Mannus-Bbl. 25, Heft 1, 1933) haben die Semnonen damals einen Streifen des rechten Oderufers besetzt gehalten. Zentral würde für die Zeit, in der Tacitus geschrieben hat, Zooen-Friesack nicht gelegen haben, aber auch nicht ganz ungünstig.

Herr Vianau weist ferner darauf hin, daß nach der erwähnten Karte Lössow nicht nur im Osten, sondern auch im Süden an der äußersten Grenze des Semnonengebietes gelegen haben würde. Dieser Umstand spricht sehr stark dagegen, daß dort das große Bundesheiligtum des Tacitus-berichtes gesucht werden darf. Dazu kommt, daß der Burgwall Lössow im äußersten Westen des Kreises Lebus liegt, der von 500–300 v. Chr. fast öde und erst später von den Westgermanen besetzt erscheint, aber auch da nicht eben dicht.

Nach Herrn Vianaus Vermutung könnte Zooen-Friesack ursprünglich eine Grenzfestung der Semnonen bis etwa 500 v. Chr. gewesen und später zu einem Heiligtum geworden sein. Wendelringe, die der frühen Eisenzeit angehören (800–500 v. Chr.) kommen auch auf Lausitzer (nach Schuchhardt) oder Illirier- (nach Kossinna) Gebiet vor. Edmund Weber.

Schätze der Scholle

Funde und Ausgrabungen in Nordwestdeutschland. Das Museum Stade hat in der letzten Zeit mehrere Ausgrabungen vorgenommen, die teilweise ein sehr gutes Ergebnis erzielt haben:

Issendorf, Kr. Stade. Beim Urbarmachen von Heide wurden Steinpackungen angeschnitten; die sofort vom Museum vorgenommenen Grabungen erbrachten insgesamt 25 Urnen. Sie gehören der germanischen Eisenzeit des 4. Jahrhunderts v. Z. an. Bereits vor 40 Jahren wurden bei der Einkultivierung einer angrenzenden Heide hier viele Urnen gefunden, es handelt sich also um einen großen Friedhof. Die Urnengräber liegen z. T. gruppenweise beisammen, so daß man an Familienzusammengehörigkeit denken kann, wie dies in einer größeren Arbeit in der Zeitschrift „Mannus“ vom Verfasser d. für einen gleichalterigen Friedhof für Breddorf, Kr. Zeven, mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte.

Auch sog. Knochenlager fanden sich, Bestattungen ohne Urnen, nur mit Deckelschalen überdeckt. Die Beigaben der Urnen sind leider nur geringfügig; es kamen vor: Kropfnadeln, teils mit Ringöse, eiserne Pinzette, unvollständiger Armring aus Bronze und zwei kleine Beigefäße aus Ton.

Sammah bei Stade. Auf dem schon bekannten bronzezeitlichen Urnenfriedhof wurden die Grabungen fortgesetzt und mehrere Urnen geborgen. An Beigaben wurde eine Nadel aus Knochen und eine bronzene Rollennadel mit Ohr in der Mitte gefunden. Die Urnen sitzen in teils umfangreichen Steinpackungen.

Simmelpforten, Kr. Stade. In einer Kiesgrube wurde ein Grab der älteren Bronzezeit gefunden. Es ist als Grab eine neue Bauweise, da es unter Boden angelegt war; festgestellt konnte noch werden, daß es ein Baumsarg gewesen war, der mit einer 5 m langen und 3 m breiten Steinpackung überlegt war. Gerichtet war es von Nordwesten nach Südosten; am Nordwestende standen größere Felsblöcke; die oberste Steinschicht war vorwiegend aus Felsplatten gebildet. Die Grabtiefe betrug 1 m. Die unterste Steinlage ruhte auf der Gesehiebesohle. Wichtig

ist eine geologische Beobachtung: das Grab ward ursprünglich, wie eine Bleichschicht beweist, unter Heideboden angelegt, eine zeitweilige Überschwemmung bildete dann eine Torfschicht von 15 cm darüber. — An Fundstücken kamen zutage: ein Armreif aus Gold (mit Silber legiert) und die Scherben eines Beigefäßes. So kann das Grab, als um etwa 1500 v. Z. angelegt, zeitlich eingeordnet werden.

Düdenbüttel, Kr. Stade. Hier führte das Einsetzen eines einfachen Weidpfahles zur Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Löpfergrube, die nach den darin gefundenen Scherben mit Sicherheit der germanischen Eisenzeit um 150 v. Z. zugewiesen werden kann. Zunächst ergab die Grabung eine unregelmäßige 1,60 m zu 1,20 m große und 1,05 m tiefe Grube. Auf deren Grunde schälte sich dann ein obaler Brennofen aus gebranntem Lehm heraus, der 1,05 m lang, 0,60 m breit und 18 cm hoch war. Große Teile des Lehmherdes konnten geborgen werden. Um den Herd lag eine bis zu 8 cm dicke Holzkohlenschicht. Am Nordwestende hatte der Herd einen Zugang in Gestalt einer Treppe, die deutlich in der Bodenverfärbung erkennbar war. Unter den zahlreich gefundenen Scherben — die Brenngrube diente später als Abfallgrube — befindet sich das Unterteil einer sog. Trichterurne, ein runder Topfuntersatz, wohl beim Brennen benutzt, und ein sehr großes sog. Webegeviert aus Ton. Die vielen gefundenen Randstücke von Gefäßen ermöglichen die genaue Zeitbestimmung. Von der einstigen etwaigen Bedachung wurden Reste nicht gefunden. Dieser Fund zeigt wieder einmal, wieviel die Landbevölkerung der Vorgeschichtsforschung dienen kann, wenn sie, wie hier in diesem Falle der verständige Besitzer Jakob Hoops, sofort dem Museum Meldung erstattet und die Fundstelle unberührt läßt.

Über einen zu Schmietzenau im Kreis Fläto bereits im Sommer 1932 gemachten Fund erstattete Museumsdirektor Dr. Holter jetzt einen recht bemerkenswerten Bericht. Untersucht wurden im ganzen 88 Gräber, die 129 Tongefäße, 13 Bronzen, 9 Steinwerkzeuge und 6 Bernstein-

fachen ergaben. Das Gräberfeld stammt aus der Übergangszeit von Stein zur Bronze, um 2000 v. Z. Die Funde sind jetzt im Museum zu Schneidemühl ausgestellt, zwei ganze Gräber sollen noch aufgestellt werden.

Beachtenswert ist bei diesem Gräberfeld, daß einst den Toten mitgegeben wurde Speisereste nachgewiesen werden konnten. Herr Prof. Grütz-Berlin, der den Inhalt einer Anzahl von Urnen untersuchte — diese Untersuchungen sind eine besondere Arbeitsweise von Prof. Grütz — konnte nachweisen, daß den Toten Brot mit ins Grab gegeben wurde. Eine kleine Menge von Getreideresten konnte als eine Weizenart festgestellt werden, dann wurden Brotreste aus Emmerweizen gefunden und außerdem konnten Stärkemehlreste nachgewiesen werden. Weiterhin wilde Hefe, Spuren von Weizenbrand und verschiedene Früchte, darunter Haselnüsse. In einem Gefäß wurden verbrannte Haarteile gefunden, die noch untersucht werden müssen, dann Teile von Kiefernholz und eine ausgezeichnet erhaltene Kriegeraxt, deren teilweise erhaltener Schaft aus Eichenholz besteht.

Zu Wörpswede bei Bremen wurden 4 m tief im Moor, bzw. unter Moor ein Tierzahn und zwei Beile aus Felsstein gefunden. Der wichtige Fund ist von mir für das Landesmuseum Hannover erworben worden.

Zu Rotenburg in Hannover wurde beim Pflügen ein ungewöhnlich schön erhaltenes Abfahbeil aus Bronze gefunden. Da an der betreffenden Stelle eine noch recht sichtbare Erhöhung war, ist sicher mit einem bereits länger niedergepflügten älterbronzezeitlichen Hügelgrabe zu rechnen.

Oyten bei Bremen. Der Kaufmann Hartwig-Bremen, Besitzer einer schönen Sammlung alt- und jungsteinzeitlicher Steingeräte, sammelte in der großen Kiesgrube zu Oyten eine sehr große Anzahl von teils großen Faustkeilen, welche ihrer Form und Arbeit nach, sowie nach ihrer geologischen Lagerung sicher der deutschen Altsteinzeit angehören. Die Faustkeile gleichen völlig solchen, die aus der weitbekannten Fundstelle, Kiesgrube D. von Marktleberg bei Leipzig und aus den Kiesgruben zwischen Lössau und Bantzen in Sachsen stammen, welche vornehmlich das „Väterkunde-Museum“ zu Bremen und die Museen zu Lössau und Bantzen bewahren. Auch ein ganz gewaltiger, ausgezeichnet bearbeiteter sogenannter „Fällgruben-Riesenkeil“, der ein Gewicht von gut 50 Pfund hat, wurde von Hart-

wig gefunden — völlig gleiche Stücke liegen aus den Kiesgruben von Lössau und Bantzen vor. Sie dienten einst zur Tötung großer Tiere, Elefanten usw., die in Kiesgruben gefangen waren. Eine gute Auswahl dieser Funde und den Riesenkeil, konnte ich für das „Väterkunde-Museum“ Bremen erwerben.

Bohnste, Kr. Zeven, Prov. Hannover. Hier wurden durch den Freiwilligen Arbeitsdienst 170 Morgen Heide einkultiviert und so hatte ich als Kreispfleger hier 15, teils sehr große Hügel zu untersuchen. Das hat zu wichtigen Ergebnissen geführt, über die später an dieser Stelle ausführlich berichtet werden soll. Hier in aller Kürze nur folgendes: Die z. T. nahe beieinander liegenden Hügel gehören teils der alteingefessenen hiesigen Bevölkerung an, welche aus der Megalithbevölkerung herkommt (ein zerstörtes großes Megalithgrab lag hier), teils aber der zugewanderten schnurkeramischen Siedlergruppe, welche aus Thüringen zu uns kam. Die Gräber waren nach Bauart, nach der Verwendung oder Nichtverwendung einer kennzeichnenden weichen Sandschicht, nach Vorhandensein einer Grabstele, nach mitgegebenen Scherben (sog. Scherbenopfer), nach besonders eingelagerten Resten eines Totenfeuers in ganz ausgezeichnete Weise voneinander verschieden, so daß die Zuteilung zu der einen und der andern vollen Gruppe ganz gesichert ist. Wichtig war auch, daß wohl in den Gräbern, die den Schnurkeramikern oder deren Nachfahren angehören, nachbestattete Urnen gefunden wurden (im ganzen elf erhaltene, mit Bronzenadeln), daß aber, wie dies auch sonst immer wieder von mir bei umfangreicheren Grabungen festgestellt werden konnte, die Hügel der alteinheimischen Bevölkerung keine einzige Nachbestattung enthielten. Hervorgehoben sei auch schon, daß in dem größten Hügel der Schnurkeramiker eine große Steinpackung freigelegt wurde, welche zu unterst eine Baumsargbestattung enthielt, darüber in der Steinpackung eine etwa mitten darin eingesezte Urne mit einem Bronzepsyriem. Da ich mehrere gleichartige Grabanlagen in meiner Heimat mit den Jahren aufdeckte — stets auf Gräberfeldern der Schnurkeramiker — bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß in der Bronzezeit die Frau öfters dem Manne im Tode folgte. In einem andern Hügel wurde ein Grab mit loser Einschüttung von zerbrannten Knochen gefunden, das mit absichtlich zerbrochenen Scherben zugedeckt war. Am Grabende eine schöne Stele. Am

Rande dieser Urne haften verbrannte Speisereste, die Prof. Grütz zur Untersuchung überliefert wurden.

Meinstedt, Kr. Zeven, Prov. Hannover. Hier wurde bei Anlage einer Kartoffelgrube ein wertvoller Fund gemacht. Zwischen umfangreichen Holzkohlenresten von einem durch Feuer untergegangenen Wohnhause fanden sich nicht weniger als 22 sog. Wegegewichte aus schwach gebranntem Ton. Acht derselben tragen als Verzierung ein eingestempeltes Kreuz (im Rundstempel), wie es auch auf spätsächsischen Gefäßen sich findet. Dabei Reste eines Topfes, der anhaftende schwärzlich-schmierige Reste enthält, — ganz ohne Zweifel war dies ein Topf mit sog. „Smidbree“, eine Masse, aus Roggenmehl gekocht, die bei ländlichen Webern zum Geschmeidigmachen der Webfäden gehört und heute noch gebraucht wird. — Interessant ist die Anzahl der Webegewichte insofern, als noch heute die Bauersfrauen beim Renaufziehen eines Webestells 20 oder 22 „Gänge“ des Webegarns aufziehen.

Kl. = Meckelsen, Kr. Zeven. Bei Arbeiten zwecks Überführung des Bahngleises Zeven—Tostedt über die Linie der Reichsautobahn wurde die Schmelzgrube eines Eisenschmelzers der germanischen Eisenzeit gefunden. Die Grube war etwa einen Meter eingetieft, mit vielen Steinen umsetzt und barg außer Holzkohlen ungewöhnlich viel Scherbenreste (von mindestens 50 Gefäßen, groß und klein). Daneben Reste eines großen wahrscheinlich rechteckigen, sehr dickwandigen Troges, der für den Aufschmelzprozeß gebraucht wurde, leider nicht so viel, daß das Stück zusammensetzbar ist. Eine größere, ebenfalls rechteckige Platte, mit leichten Zierstrichen, diente wahrscheinlich als Verschlussplatte einer Art Muffel. Rätselhaft ist der weitere Fund einer schönerhaltenen, 15 Zentimeter dicken, sehr gut erhaltenen, rechteckigen Ton-Fliesenplatte, 8 mal 8 Zentimeter groß. Da das Stück auch an allen Rändern gut erhalten ist, macht sie völlig den Eindruck einer Fliesenplatte, wie wir sie wohl aus jüngeren Zeiten kennen. — Unter den Gefäßresten kommen Scherben vor von Gefäßformen, die sonst im Kreise Zeven bisher nie gefunden wurden — so kann man die Vermutung wagen, daß hier ein zugewandter Fremdling Eisen aus dem hier anstehenden Raseneisenstein gewann. Der Fund gehört etwa der Zeit um 700 v. Chr. an.

Gyhum, Kr. Zeven. Hier wurde in einer Kiesgrube, in einer halb zerstörten Herdgrube, ein großer sog. Trichter-Randbecher der Schnurkeramik gefunden, der der

Zeit um 2000 v. Chr. angehört. Die Fundstelle liegt hart am Rande einer weiten Niederung. Hier rasteten also einst einwandernde Schnurkeramiker. In derselben Kiesgrube wurde vor einiger Zeit leider eins der hierzulande so seltenen „Gräber unter Boden“ zerstört durch Abgrabung. Nach eingezogenen Erkundungen ein gleiches Grab, wie die vom Museum Stade zu Himmelpforten aufgedeckten Gräber.

Buchholz bei Harburg/El., Prov. Hannover. Bei Arbeiten an der Reichsautobahn wurde hier ein ungewöhnlich bedeutungsvoller Grabfund angeschnitten, ein Friedhof mit Reitergräbern, welche der Zeit von 600—800 n. Chr. angehören. Bis jetzt wurden von dem unermüdlischen Museumsleiter Wegewitz (Harburg) vier Reitergräber geborgen, die Knochenreste meist gut erhalten. An Waffen wurden bis jetzt ein 60 Zentimeter langes Stiebschwert, mehrere Speerspitzen und zahlreiche Teile von Pferdegeschirr gefunden. Die Ausgrabungen werden fortgesetzt, und wir haben hier sehr bedeutsame Aufschlüsse für die niederländische Frühgeschichte zu erwarten, sind es doch für unser Gebiet die ersten germanischen Reitergräber, die wir finden. — Ähnliche, nur viel reicher ausgestattete Reitergräber wurden bisher auf dem ungewöhnlich reichen fränkischen Gräberfelde zu Soest geborgen.

Jels, Nordschleswig. Der Hofbesitzer Oberbeck zu Jels stieß beim Abfahren einer Anhöhe auf eine starke Kiste aus Eichenplanen und meldete den Fund sofort beim zuständigen Museumsdirektor Lund zu Hadersleben (jetzt Dänemark). Sofort vorgenommene Untersuchungen stellten fest, daß es sich hier um einen ungewöhnlich gut erhaltenen Baumsarg handelte. Herr Direktor Lund wollte die Ausgrabung auf den Sommer verschieben und weiter zur Hebung und Öffnung die Museumsleiter von ganz Nordwestdeutschland einladen.

Das ist nun leider hinfällig geworden, da das Nationalmuseum zu Kopenhagen die Hebung bereits eiligst vorgenommen hat, und den Baumsarg geschlossen nach Kopenhagen ins Museum überführt hat. Es hieß, daß die sofortige Hebung erfolgen mußte, weil die starken Regenniederschläge der letzten Zeit den wertvollen Fund stark gefährdeten. —

Die inzwischen in Kopenhagen erfolgte Öffnung des Baumsarges ergab, daß er eine männliche Leiche enthielt, welche, nach erhaltenen Haarresten, auf einer Kuhhaut gebettet war. Das Skelett war leider vollständig vergangen, der Schädel, weil in die Grabkiste eingeflossenen Sand einge-

bettet, ist leidlich erhalten, auf dem Kopfe eine wollene Mütze in der Form eines türkischen Fezes. Erhalten waren von der Kleidung Reste eines groben wollenen Gewandes. An weiteren Beigaben wurden zwei sehr hübsch ornamentierte Bronzelheben von je fünf Zentimeter Durchmesser gefunden. — Museumsdirektor Broholm (Kopenhagen) weist das Grab der älteren Bronzezeit zu und spricht weiter die Vermutung aus, daß der Hügel als Familiengrabstätte anzusehen sei und weitere Bestattungen noch enthalten würde, so ist eine Untersuchung der ganzen Fundstelle in Aussicht genommen.

Brinkum bei Bremen. Hier wurden bei Abgrabungsarbeiten zahlreiche Abfallgruben gefunden, und der Unterzeichnete wurde zur Ausgrabung zugezogen. Unter der oberen Aderhschicht lagert hier eine von der nahen Weser aufgelagerte Tonschicht, die für Wasser fast undurchdringlich ist, darunter weicher Weferschwemmsand. Nun reichen die in ungefähr regelmäßiger Anlage angelegten Abfallgruben (etwa 30 bis 35), welche sehr viel Scherben, Tierknochen und Holzkohlenreste enthielten, stets durch die feste Tonschicht bis an die weiche Sandschicht. So möchte ich sie wohl als eine Art Drainage-Anlage auffassen, wie wir sie

in ähnlich primitiver Weise in früheren Zeiten auf dem Lande aus Stein- oder Buschpäckungen kannten, — man wollte so dem lästigen Wasser einen Abzug verschaffen.

Ist dem so, dann wäre dies ein beachtenswertes Zeichen für die Höhe vorgeschichtlicher Landwirtschaft. Die Scherben gehören, mit einzelnen Ausnahmen, welche nach Dr. van Giffen dem 2. Jahrhundert n. Chr. schon angehören, dem 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. an, und, wenn das, was wir heute als „chautisch“ ansehen, in der Tat chautisch ist, dann handelt es sich hier um eine chautische Siedlung. — Scherben, welche als wirklich sächsisch zu bezeichnen sind, kamen unter den gefundenen nicht vor, dagegen befindet sich in etwa einem Kilometer Entfernung ein größerer sächsischer Urnenfriedhof, der sehr schöne, teils hakenkreuzverzierte Urnen enthielt, die im städtischen Museum zu Bremen und neuerdings in dem, von Herrn Fabrikanten Peters (Brinkum) begündeten, schon recht reichhaltigem Heimatmuseum zu Brinkum bewahrt werden.

Mitte Februar wurde auf dieser Stelle ein umfangreiches Wohnhaus (Pfostenhaus) freigelegt, welches wahrscheinlich auch der Zeit um 600 n. Chr. angehört. Hans Müller-Brauel.



Otto Sigfrid Reuter, Germanische Himmelskunde. Untersuchungen zur Geschichte des Geistes. Mit 80 Abbildungen und Karten. München 1934. J. F. Lehmanns Verlag. 766 S. Gr.-8°. 40.— RM.

Eine bodenständige germanische Astronomie gehörte lange Zeit in den Augen der meisten zu den Fabeln, an die ein wirklich Aufgeklärter nicht glauben könne. Das geht unter anderem aus den Widerständen hervor, auf die Wilhelm Leudts These über die Externsteine und den Gutshof Osterholz gestoßen ist, Widerstände und Zweifel, die nicht bloß auf Sachkenntnis, vielmehr in weitem Umfange auch auf Vorurteilen beruhten.¹ Hat doch neuer-

dings ein astronomischer Fachmann wie Professor Rohlfshütter, Direktor des Geodätischen Instituts in Potsdam, sich dahin ausgesprochen, daß die Befunde bei den Externsteinen, zumal nach den neuerdings durch Professor Andrae aus Münster und seine Helfer dort veranstalteten Grabungen, von Herrn Leudt ganz richtig beurteilt worden seien, also eine bronzzeitliche Astronomie bei den Germanen erwiesen. Es tagt also bereits, und das Buch O. S. Reuters erscheint zur rechten Zeit. Auch eine Reihe anderer Astronomen hat seine Ergebnisse mit Zustimmung begrüßt, und so ist es wohl nicht unangebracht, daß ein Nichtfachmann an dieser Stelle darauf hinweist.

Der Verfasser zeigt zunächst, daß der Norweger Ottarr — der Gewährsmann König Alfreds von England, in dessen Schriften er bekanntlich als Thihere erscheint — unter den Himmelsrichtungen

¹ Man vergleiche DZ., 1931, Spalte 1171 bis 1174, sowie die Unterhaltungsrundschau des „Tag“ vom 19. Juni desselben Jahres; auch W. Leudt, Die Externsteine als germanisches Heiligtum, Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1934.

daselbe verstanden hat wie wir heutigen und folglich von „Richtungsverschiebung“ nicht die Rede sein kann. Dazu stimmt, wie des weiteren hier ausgeführt wird, das sonstige vorgezeichnete Richtungsbild, so wie es aus der Cheopspyramide (vom Jahre 2160 vor unserer Zeitrechnung), schwedischen Steinfistengravern, den Schiffsbefestigungen von Öseberg, Tune und Gøstad und dem Jünglingshügel im schwedischen Smaaland hervorgeht (man sehe die bebilderte Schrift von Erik Floberus, Jünglinge Hög, Stockholm 1932, in Kommission bei Wahlström und Widstrand daselbst).

Auf S. 33 und den folgenden handelt Reuter von der Beobachtung des Kreislaufs der Sonne und dem altnordischen Begriff *réttsoelis*; von der Erikskata der Schwedenkönige und ihren deutschen Gegenstücken: in allen diesen Fällen ging der Umriss in der Richtung des Sonnenlaufs — mit der Sonne — vor sich. (Die Linksläufigkeit erscheint unserm Autor S. 88 als *irrig*, wobei jedoch eine Stelle des altisländischen Besiedlungsbuches mißverstanden zu sein scheint: es heißt hier nämlich *þeir trúðu á Kolumkilla, þóat þeir vori úskirðir*, Landnámabók 1900, S. 11, Z. 31 (sie glaubten an Kolumkilla, obgleich sie ungeirigt waren — *úskirðir* ist mit *irskir* verwechselt). Ferner sei hervorgehoben der Passus S. 51 ff. über den Sieg der germanischen Achtheilung des Horizonts über die von Karl dem Großen eingeführte Zwölfeilung, welche durch die moderne Windrose mit ihrer Zweihunddreißigtheilung glücklich überwunden worden ist. — Es freut mich, daß der Verfasser S. 71 den *Irmingot obana ab hebane* im altdeutschen Silbebrandsliede als *heidnisch* und *Got* anerkennt; beachtenswert ist sein Hinweis auf die *Nordtür* im Gunnarsþáttir þiðrandabana und seine Erklärung des Namens *Hölgatroll* (für *Hölgabráð*) als christlicher Verunglimpfung. S. 82 erfährt der Leser, daß die Redensart „Ex oriente lux“ auf der Breite von Jerusalem (32° n. Br.) verständlich ist. Weiterhin folgt eine einleuchtende Deutung der astronomischen Stelle im Grœnlandingsþáttir: die Vinlandseykt entspricht der Eysfátta der Snorra Edda, und der Bericht lautete ursprünglich: „Mehr als in Grœnland glichen sich dort an Länge Tag und Nacht; um die Zeit der kurzen Tage hatte die Sonne n a h e z u Eysfátta und Dagmalstätt.“ Reuter folgert hieraus: „Unter der Voraussetzung einer Fehlermöglichkeit bis zu fünfvielleicht in Florida zu suchen sein.“ Besonders würdevoll Vinland nicht nördlicher als anders anerkennenswert ist ein S. 176 ff. gelie-

fter Nachweis in bezug auf die Stelle bei Jordanes-Cassiodor über die 346 Sterne, welche den „Geten“ (= Goten) bekannt gewesen seien: es ist dies die griechische Summe der in den zwölf Zeichen enthaltenen Einzelsterne. „Der alte Norden hat in der Zeit zwischen 200 und 1450 nach unserer Zeitrechnung in 32 Camelopardalis Hevelii seinen Polarstern gesehen“, liest man Seite 214; denselben Stern hatten die Chinesen als Zeitstern und nannten ihn Tiändschu („Himmelspunkt“).

Den ganzen reichen Inhalt des wahrhaft bahnbrechenden Werkes hier verdichtet wiederzugeben, kommt aus Raumgründen nicht in Frage. Es sei auf das Buch selbst verwiesen, dessen Ergebnis in Kürze dieses ist: die Germanen haben seit um 400 vor Beginn unserer Zeitrechnung eine eigene, selbständige Himmelskunde und Kunst des Segelns nach den Gestirnen besessen, und dies geht ebenso aus der himmelskundlichen Besonderheit des Nordens unserer Erde wie aus den richtig verstandenen Quellen einwandfrei hervor. Die Breiten- und Längenbestimmung der Griechen war ihnen unbekannt, aber sie waren den Römern, wie an Erfindungsgabe überhaupt, so auch als Astronomen unzweifelhaft überlegen. Gustav Nedel.

(Eine ausführliche Arbeit über das Werk von Reuter bringen wir demnächst.)

Günter, Prof. Dr. Hans F. R., **Germanen und Rassen Geschichte der Germanen**. Mit 177 Abb. und 6 Karten. München 1935, F. F. Lehmanns Verlag. 180 S., 8°, (F.). Geh. 4.80 RM., Bnd. 6. — RM.

Das Buch beginnt mit einer sehr sorgfältig zusammengestellten Abhandlung über die „Wurzeln des Germanentums in der Jungsteinzeit“. (Die gegenseitige Durchdringung von Schnurbeckerleuten und Megalithferamitern.) Es ist wohl die beste Übersicht über diesen Fragenzusammenhang, den es heute gibt (nach rückwärts jetzt noch zu ergänzen durch die Arbeit von Weinert, „Zur Urgeschichte der nordischen und fälischen Rasse“, veröffentlicht in H. 9/1934 der Monatschrift „Rasse“). Der 2. Abschnitt behandelt die leiblichen Merkmale der Germanen. Dem „literarischen“ Süden werden die Germanen zuerst auf ihren Landnahmezügen bekannt, und den Berichten der Schriftsteller lassen sich Nachrichten über die Rassenmerkmale entnehmen, die dem Germanentum eigen sind. Diese Angaben werden ergänzt durch Vorfürsungen und Untersuchung von Gebeinen aus der frühgeschichtlichen Zeit. Das Ergebnis des 1. Abschnittes wird dadurch bestätigt. Ebenso durch die erhaltenen

Bildwerke und die Betrachtung der geistig-seelischen Haltung. — Wir sehen heute die Norden i. e. S. und die Fälen als Unterassen der nordeuropäischen Hauptasse an, und so bleibt Gemeinsames bei aller Sonderart. Die Bewahrung der seelischen und körperlichen Merkmale wäre aber nicht möglich gewesen, wenn bei den Germanen nicht eine bewußte Rassen- und Erbgesundheitspflege vorhanden gewesen wäre. Im 3. Abschnitt zeigt Günther, daß diese bewußte Achtsamkeit bis in die indogermanische Vorzeit zurückgeht, und daß die Gebote der Rassenpflege als ein besonders kennzeichnender Ausdruck indogermanischer Frömmigkeit erscheinen. Im Schlußabschnitt wird dann nachgewiesen, wie seit der Befehung diese Achtsamkeit immer mehr zerstört wird (siehe „Germanien“, 1935, S. 33–42). Unsere Erbgesundheitspflege von heute knüpft bei den Sitten des artreinen Germanentums an und hat die Auswirkungen eines „finsternen Mittelalters“ (hier ist der Ausdruck angebracht) zu überwinden. — Wir möchten noch besonders betonen, daß das Buch eine Fülle quellenmäßig belegter Einzelangaben enthält, die wegen ihrer Zerstreuung sonst schlecht zugänglich sind, und daß Günthers Ausführungen durch zahlreiche gute Abbildungen gestützt werden. F. Friedrich.

Rheinisches Volkstum. Schriftenreihe zur Einführung in die Volkskunde der Rheinlande. Herausgegeben von Karl Meisen und Hans Raumann.

1. Heft: K. Meisen, Volkskunde der Rheinlande, RM. 1.40.
2. Heft: Gottfried Henßen, Rheinische Volksüberlieferung in Sage, Märchen und Schwank, RM. 1.40.
3. Heft: Joseph Schmidt-Görg, Das rheinische Volkslied, RM. 1.80.
4. Heft: Adam Brede, Rheinischer Volksbrauch, RM. 1.60.

Diese Schriftenreihe wird jeder begrüßen, der sich mit rheinischer Volkskunde befaßt. Solche leicht zugängliche Einzelabhandlungen, die über den Stand der Forschung schnell unterrichten, fehlten bisher.

Bedauerlich ist, daß Meisen die Bedeutung der volkskundlichen Forschung der „Romantik“ verkennt, die in bahnbrechender Weise germanische Altertumskunde und Volkskunde verband. Dr. Otto Huth.

Werner Deubel, Schillers Kampf um die Tragödie. Umriss eines neuen Schillerbildes. Berlin 1935. Widufind-Verlag Alexander Bof. 48 Seiten. 1.30 RM.

Die deutsche Erneuerung bedeutet im tiefsten das Wiederaufknüpfen an den germanischen Mythos. Der deutsche Mensch

gewinnt eine neue Beziehung zur Vergangenheit und es vollzieht sich mit unaufhaltbarer Notwendigkeit eine Umwertung unserer bisherigen Auffassung geschichtlicher Epochen und Gestalten.

Die gesamte deutsche Geschichte wird zum ersten Male vom bisher geleugneten germanischen Grunde her neu erfäht.

Im germanischen Heidentum hatte, wie im nordischen Griechentum, der Sanger und Dichter eine Führerrolle als der Schöpfer und Bewahrer der Mythen. Ist auch während der Zeit, die man die deutsche Geschichte nennt, der Dichter der Hüter des angestammten Mythos gewesen? So fragen wir heute und wir sehen, daß wir unsere Dichter jetzt erst eigentlich entdecken, daß sie plötzlich eine neue Gestalt und ungeahnte Gegenwartsbedeutung für uns gewinnen.

Seit der sogenannten Befehung war das germanische Kulturerbe mit Vernichtung bedroht. Die germanischen Heiligtümer wurden damals zerstört oder in christliche umgefäht, die germanischen Götter verurteilt oder zu Heiligen gemacht, das Brauchtum, die Lieder und Sagen verboten.

Wer bedenkt, daß der Dichter dem Blute nach dazu bestimmt ist, glühend zu verehren die göttliche Natur und singend zu erneuern den germanischen, uralte-wigen Mythos, der weiß auch, daß er im fremden Raume christlicher Wertung, der Natur und Welt unheilig ist, vom Verhängnis bedroht ist. Der unheilbare Bruch zwischen angestammter Art und fremden Wesen, der durch die ganze deutsche Geschichte hindurchgeht, zersprengt auch die Gestalten der großen Dichter und bringt sie in die Gefahr, daß sie ihrer Sendung untreu werden. Die germanische Kultur war, was Nietzsche der deutschen als Ziel setzt, „tragische Kultur“. Die indogermanische Religion war Pantheismus (Günther). Es ist daher ein unerhörtes wichtiges Ereignis, daß mit Schiller die deutsche Dichtung den Weg zur Tragödie betritt. Denn damit ist sie auf dem Weg zum Urgermanentum. Von hier betrachtet ergibt sich ein neues Bild Schillers, dessen Wesen bisher verkannt wurde. Werner Deubel zeigt uns diesen germanischen Schiller. Die Urbilder seiner Dichtung sind die Sonne und das Feuer und der Held, der die Sonnenbahn schreitet. Dieser Schiller steht nicht zwischen Kant und Goethe, sondern neben ihnen unvergleichlich und ebenbürtig. Er ist nicht der Diastur Goethes, des Jöbblers, sondern der heimliche Bruder Hölderlins, des germanischsten der deutschen Dichter. Dr. Otto Huth, Berlin.

Zeitschriftenchau

Zur geistigen Kultur der Germanen

Gustav Schwantes, **Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes**. Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels. Alt-schlesien. Bd. 5, Breslau 1934. Die Bedeutung der weitverbreiteten Schalensteine ist eine viel erörterte Frage, die zu den verschiedensten Auslegungen geführt hat. Verf. führt uns hier einen Weg, der eine einleuchtende Erklärung gibt. In der Steinzeit finden sich häufig Beile mit meist unvollständiger Durchbohrung, die ersichtlich nie einem Nutzweck gedient haben kann. Das wird bestätigt durch die Tatsache, daß auch tönerne Nachbildungen mit solchen Durchbohrungen vorkommen. Da diese kultischen Bohrungen gerade an Beilen erscheinen, handelt es sich offenbar um Kulthandlungen bei der Verehrung oder Anrufung des Donnergottes. Nun kommen solche Bohrungen auch auf Geröllsteinen, gern auf von Natur beiförmigen Stücken vor. Löst sich hier schon die Kulthandlung von dem Beil, so lag es nahe, sie auf jedem beliebigen Fels im Bedarfsfalle vorzunehmen. Die Schälchen der Schalensteine sind zugleich die einfachsten und ältesten Symbole der Sonne, denn der beilschwingende Gewittergott und der Sonnengott sind ursprünglich wesensgleich gewesen. Schon in der mittleren Steinzeit, in den Maglemose-Funden Dänemarks, finden sich solche Geröllsteine mit beiderseitigen Grübchen. Ihre Deutung als Keulen ist meist wenig einleuchtend, und es ist viel wahrscheinlicher, daß wir in ihnen Zeugen dieses alten Brauches vor uns haben. / Ernst Sprockhoff, **Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung**. Ebenda. Bei Bremen an der unteren Havel wurde eine Kanne geborgen, die der 4. Periode der Bronzezeit zuzurechnen ist und in ihrer Gestalt lausitzische Ankänge zeigt, während die tief eingezogene Verzierung auf germanisches Gebiet verweist. Noch mehr das Muster: Um die Kanne läuft ein Fries, an dem sich die Darstellung eines Tieres, offenbar Pferdes, mit einem Kreis mit Punktmitte abwechseln. Obwohl die auf anderen Zeichnungen, wie Felsbildern und Rasiermessern, vorhandenen Zügel fehlen, handelt es sich hier unzweifelhaft um eine

Darstellung des Sonnenwagens. In der für den Germanen ungewöhnlichen Reihung zeigt sich hallstattischer Einfluß, nicht verwunderlich in diesem von den Germanen eroberten Gebiet, in dem sie mancherlei auffällige und benachbarte Anregungen aufnehmen. Ist der Zusammenhang mit dem Sonnenwagen von Trundholm und den Darstellungen auf altgermanischem Gebiet eindeutig, so führen Spuren weiterhin bis zu der Gesichtsurnenkultur im Weichselgebiet, wo wir auf Gesichtsurnen ebenfalls Zeichnungen des Sonnenwagens finden. / Karl Hermann Jacob-Friesen, **Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Bedeutung**. Ebenda. Die verzierten Rasiermesser Niedersachsens, die sämtlich der 4. und 5. Periode der Bronzezeit angehören, werden in diesem Aufsatz samt ihrem Fundbericht wiedergegeben. Fast alle tragen sie Schiffsdarstellungen, die einzige Ausnahme von Boizen dagegen läßt erkennen, wie die Schiffsdarstellung sich aus dem Ornament entwickelt hat. An den Steben befinden sich Pferdeköpfe; Pferdedarstellungen sind auch sonst häufig. Auch die angeblichen Schlangen sind als hochstilisierte Pferde zu deuten. Einmal erscheint ein Mensch mit Paddelruder. Häufig wird die Besatzung durch S-förmige Figuren wiedergegeben. Der Vergleich mit einer dänischen Klinge führt uns zur Erkenntnis von Zwillingsschiffsdarstellungen. Über einem der Schiffe schwebt ein großer Dreiwirbel. Wir erkennen also, daß der ganze Inhalt der Zeichnungen sich ausschließlich auf den Sonnenkult bezieht. / Georg Raschke, **Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz, Kr. Neustadt, O.-S.** Ebenda. Der Aufsatz bringt eine ausführliche Beschreibung dieses Grabfundes, der außer einer vollständigen Ausrüstung eines wandalischen Kriegers Bruchstücke eines Topfes mit Runen enthielt. Der Fund gehört in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts. Somit stellt die Inschrift das älteste Schriftdenkmal der Wandalen auf ober-schlesischem Boden und überhaupt die älteste bekannte Runenschrift der Germanen dar. / Wolfgang Krause, **Die Runeninschrift von Sedschütz**. Ebenda. Verf. untersucht die Runeninschrift selber und ihre Deutungsmöglichkeit. Sie lautet: rlp

. b. h. k. b. u. l. Daß es sich nur um ein Bruchstück handelt, erschwert natürlich die Deutung. Durch vergleichende Untersuchung ergänzt Verf. die Inschrift wie folgt:

[[a]]rs [[a]]p [[a]] . B. h. (a b a i) k b u l (l) [a n]. Hier Zitation. B... Ich habe (dieses) Gefäß... Die Form der Runen wie sprachliche Gründe sprechen ebenso wie der Fundinhalt des Grabes für ostgermanische Zugehörigkeit. / Wolfgang Krause, **Der Runenzauber auf einer wandalischen Urne aus Oberschlesien**. Der Oberschlesier. Organ des Bundes Deutscher Osten. 17. Jahrg., Heft 2, Oppeln 1935. Beim Bau des Hitler-Kanals in Niederschütz, Kr. Groß-Strehlitz, wurde ein fast vollständig erhaltenes wandalisches Grabgefäß mit Runen geborgen. Die Urne enthielt Leichenband und Beigaben, darunter eine Lanzenspitze und einen Stangenstielbuckel. Der Fund gehört dem 3. Jahrhundert n. Chr. an. Um die Außenwand der Urne läuft eine im Kreise geschlossene Runenschrift. Während in der Inschrift von Sedschütz die Runen als Lautzeichen erkannt werden konnten, scheinen sie hier symbolische, magische Bedeutung zu haben, eine Verwendung, die ja schon von Tacitus bezeugt wird. Verf. unternimmt einen Deutungsversuch, dessen Ergebnis auf Totenkult hinweisen würde, und erinnert an ähnliche Funde auf schwedischem Gebiet.

Kultur und Technik

J. H. Holwerda, **Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Df in Holland**. Alt-schlesien, Bd. 5, 1934. Der große Grabhügel, in einer Umzäunung von 52 m Durchmesser gelegen, enthielt in dem fürstlich ausgestatteten Hauptgrabe u. a. ein hallstattischwert, dessen Griff mit Tuch bekleidet und mit rautenförmigen Goldplättchen belegt war. Reste der hölzernen Scheide, mit Bronze Knöpfen beschlagen, waren ebenfalls noch vorhanden. Die Brandreste lagen in einer Bronzeurne. Dieser Hallstattfund ist einzigartig für Nordbrabant. Verf. erwägt die Frage, ob wir in diesem Toten den Führer eines eingewanderten Volksstammes zu sehen haben. / A. v. J. e. n. n. y., **Ein kaiserzeitlicher Goldfingerling aus der Markt Brandenburg**. Ebenda. Ein bekannter Schmuckgegenstand der Kaiserzeit sind die Schlangenringe des 3. und 4. Jahrhunderts, über deren Entstehung noch keine einhellige Meinung besteht. Ein goldener Fingerling aus dem Dorfe Königsberg (Ostpreignitz) ist hier vielleicht Wegweiser. Er ist aus drei Ringen aufgebaut und trägt übereinander — der mittlere gegenständig — drei ziemlich naturalistische Del-

phinköpfe. Obwohl der Gedanke an provincialrömische Vorbilder nahe liegt, lassen sich solche Vorbilder kaum nachweisen. Er deutet vielmehr auf Skandinavien und dürfte als Vorstufe jener mehr stilisierten Ringe anzusehen sein. Ein Ring aus flavischer Zeit und eine schwedische Ringsibel um 1300 zeigen, daß solche Motive auch später fortleben. / Gertrud Sage, **Die Webereie aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei**. Ebenda. Die Fürstengräber von Sacrau, dem 4. Jahrhundert n. Chr. angehörig, haben außer ihren bekannten Schätzen auch eine Reihe von Stoffresten geliefert. Es sind zwar nur stark zusammengebackene Fäden, die durchweg schwarz verfärbt sind, aber bei eingehender Untersuchung haben sie reiche Aufschlüsse gegeben. Grab 2 enthielt drei verschiedene Webarten, Grab 3 deren sogar neun. Es handelt sich um Wollstoffe, um Wollgewebe mit verschieden starker Leinenbindung und um Leinwandgewebe, letztere nur sehr wenig erhalten. Die Fäden sind teilweise äußerst fein. Dazu treten Bänder und Kanten in Brettchenweberei, der eine eingehende Untersuchung gewidmet wird. Kanten in Brettchenweberei sind dem Stoff sogar angewebt, eine Verbindung zweier Webarten, die eine hohe Beherrschung der Webkunst voraussetzt. Die Untersuchung beweist aufs neue, daß die Handfertigkeit der germanischen Frau der des Mannes in nichts nachstand. / Gunnar Ekholm, **Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerovingischen Zeit nach Skandinavien**. Ein Beitrag zur Geschichte des römisch-germanischen Handels. Ebenda. Die Untersuchung der römischen und provincialrömischen Einfuhrstücke nach Skandinavien ergibt lebendige Aufschlüsse über den Wechsel der Handelswege: Der älteste führte die Elbe hinauf über Böhmen, Carnuntum und den Brenner nach Aquileia. In der jüngeren Kaiserzeit vollzieht sich eine deutliche Verschiebung nach Osten, zur Oder und Weichsel. Die spätesten Funde endlich zeigen sich in Norwegen. Die Waren wurden nunmehr von der Rheinmündung her eingeführt, wo die Friesen die Vermittler gewesen sein werden. Deutlich spiegelt sich hier die Blüte und der spätere wirtschaftliche Verfall Italiens. Eine Karte ist beigelegt. / Walter Beek, **Neue Grabungen im Memmensenfriedhof von Oberflacht, Oberamt Tullingen**. Ebenda. In dem berühmten Gräberfeld von Oberflacht sind uns durch eine seltene Günst der Bodenverhältnisse Schätze aufbewahrt,

wie sie in unseren Breiten sonst nur vereinzelt erhalten sind. Freilich ist nur noch ein geringer Bruchteil des ursprünglichen, kaum faßbaren Reichtums erhalten, da der Friedhof seit mehr als einem Jahrhundert bereits ausgeraubt worden ist. Trotzdem haben wir eine Fülle von Holzarbeiten, Geweberesten und vergänglichen Dingen, die uns einen seltenen Einblick in die Vielfältigkeit germanischer Kultur gewähren. Die Gräfte waren aus Eichenbohlen gefertigt, in ihnen stand die schön gedrechselte Totenbettstatt. Oder der Tote war in einem Totenbaum bestattet, der auf dem Deckel einen Schlangenkörper trug. Außerdem findet sich erstklassige Drechslerarbeit, wie Schalen, Leuchter, Töpfe, Krüge — Formen, die z. T. bis in die Jetztzeit an Ort und Stelle fortleben. Die Arbeiten sind noch immer nicht abgeschlossen. Insbesondere erfordert die Konservierung Zeit, so daß erst nach ihrer Vervollständigung ein voller Überblick über diesen unschätzbaren Fund erfolgen kann. / **Birger Hermann, Zur Entstehung der wikingzeitlichen Wellenverzierung.** Ebenda. v. Nichts ist bekannter als die Entstehung des Wellenornamentes untersucht, das früher für rein slavisch angesehen wurde. Entgegen dem Eindruck, den man bei ihm gewinnt, hat sich in Schweden in der älteren Wikingzeit nur ein einziges Gefäß mit Wellenverzierung gefunden. Wohl aber gibt uns dieses einen Anhaltspunkt für die Entstehung dieses Ornamentes. Ein beliebtes Muster im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. sind schräggestellte S-förmige Figuren. Wenn sie sehr eng gestellt werden, liegt die Entwicklung zum Wellenband nahe. Dies Gefäß von Bjärs, Gotland, zeigt nun in der Tat die Spuren solcher Entstehung. Aus dem 8. bis 10. Jahrhundert ist die Gesamtzahl der Gefäße sehr gering; mag sein, daß deshalb die wellenverzierten fehlen. Aber auch im 11. Jahrhundert erscheinen sie nicht eben häufig.

Siedlung und Ausbreitung

Herb. Jankuhn, Der Wikingfund aus Libau in der Provinz Posen. Mitteil. Bd. 5. 1934. Im Museum Breslau befindet sich ein Grabfund aus Libau (Posen), dessen bedeutendste Stücke eine verzierte Lanzenspiße skandinavischer Herkunft und eine Art sind, die dem germanischen Kolonialgebiet in Südrussland nahe steht. Der Fund ist um 1000 n. Chr. anzusetzen. Bemerkenswert ist, daß es sich um ein wikingisches Grab auf einem slavischen Friedhof handelt. Verfasser verweist auf die Tatsache, daß solch ein reich ausgestattetes Grab auch

auf Wikingfriedhöfen nur gelegentlich einmal zwischen vielen einfachen, wenig charakteristischen vorkommt, und wirft die Frage auf, ob nicht in Ostdeutschland viele solcher einfachen Gräber als wikingisch nicht erkannt werden, in Wahrheit also ihre Zahl viel größer sei, als bisher angenommen wurde. Zum Vergleich stellt er die Fundkarte von Haithabu der wikingischen Ortsnamenkarte in der gleichen Gegend gegenüber. Wie bedeutend der wikingische Einfluß in dieser „slavischen“ Zeit in Ostdeutschland gewesen ist, beweist nicht nur, daß alle wichtigen Flußmündungen von Handelsfestungen beherrscht wurden, sondern daß nunmehr auch wikingische Funde in der Prager Burg und in Oppeln gemacht worden sind. Beachtenswert ist auch die Entstehung des polnischen Reiches, dessen erster König Mieszko mit rechtem Namen Dago geheißen hat und einem Geschlechte angehört, das „von außen“ gekommen ist. Im Mittelpunkt eben dieses Gebietes liegt unser Fundort Libau. Auch hat der schlesische Adel bis ins Mittelalter hinein enge Familienbeziehungen zu Skandinavien gepflegt.

Zur Skythenfrage

L. von Merton, Der Verwandtenkreis des Variastangendolches von Klein-Neundorf, Kreis Görlitz. Ebenda. Die Untersuchung dieser im mitteleuropäischen Kreise ungewöhnlichen und nicht häufigen Variastangendolche erweist sie als skythisches Kulturgut. / **Helmuth Preidel, Der Skytheneinfall in Ostdeutschland und die skythischen Funde aus Böhmen.** Ebenda. In Ostdeutschland sind aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert eine Reihe von skythischen Gräbern, Waffen und anderen Funden bekannt, die von manchen Forschern als die Zeugen eines Skytheneinfalles angesehen werden. Dafür spricht das Vorkommen von skythischen Waffen rings um die Rundwälle, während andererseits kein einleuchtender Gedanke zu finden ist, der die friedliche Einfuhr gerade solcher Gegenstände begreiflich macht. Die böhmischen Skythenfunde dagegen deuten darauf hin, daß es sich hier um Kultureinflüsse handelt, die vermutlich von dem damals skythischen Ungarn ausgegangen sein dürften und von den in Böhmen wohnenden Kelten willig aufgenommen worden sind.

Herttha Schimmel.

Die Deutsche Höhere Schule. (Hrsg. v. Ministerialrat Dr. Benze, Verlag M. Dietrich, Frankfurt a. M.) leitet das Jahrbuch 1935 mit dem Beitrag ein „Aus der Gedankenwelt Jacob Grimms“. Die

Zusammenstellung ist anlässlich des 150. Geburtstages (am 4. Januar) des Altmeisters der Deutschkunde erfolgt, dessen Weite und Tiefe für uns noch längst nicht ausgeschöpft ist. — In seinem Aufsatz „Nationalpolitische Bildungswerte im altsprachlichen Unterricht“ geht H. Kurfes auf Zusammenhänge aus Caesar ein, die für die Germanenkunde fruchtbar gemacht werden können (Volk ohne Raum: Auswanderung und Niederlage der Helvetier; das Trauerspiel im Elsaß: Caesar besiegt die Germanen unter Ariovist; das Schicksal des Rheinlandes; Land und Leute in Germanien; Ein Hunstarenstück der Sugambrier).

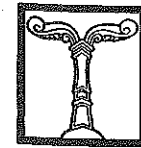
Im 1. Hornungsheft 1935 berichtet H. Jankuhn über die „Ausgrabungen in Haithabu“. Bemerkenswert ist in der Einleitung die Beurteilung der Wikingzüge, die auch heute noch oft unter falschem Gesichtswinkel angesehen werden: „Auch in der Wikingzeit handelt es sich bei den germanischen Bewegungen nicht um Raub- oder Plünderungszüge, sondern um Eroberungen, die zu Staatenbildungen unter germanischer Führung geführt haben. Denn damals entstand das russische Reich und das polnische, damals das Herzogtum in der Normandie, die germanischen Staaten an der Küste Irlands, der große Isländische Freistaat und die Siedlungen in Grönland. Es ist also eine Zeit, die für die politische Entwicklung Europas von gleicher Bedeutung war wie die Völkerwanderungszeit der Jahrhunderte davor.“

Das „Nachrichtenblatt für Deutsche Germanisten“, herausgegeben von H. Beschorner und Joh. Leiboldt, erscheint jetzt im 4. Jahrgang. Auf die Wichtigkeit des Blattes und seine Beilage „Die Deutsche

Germanistenliteratur“ und auf den billigen Jahresbezugspreis von 2 RM. haben wir in „Germanien“ schon mehrmals hingewiesen.

Heft 1/1935 bringt einen sehr beachtenswerten Aufsatz „Siling und Jöbten“ von E. Maeschke-Breslau und von J. Leiboldt eine methodisch wichtige Besprechung der Arbeit von El. Westphal „Germanen und Kulturkreisforschung“. — Mit dem 1. Heft beginnt zu erscheinen „Der II. Anschlußbericht zu dem Handbuch der Deutschen Germanistenliteratur bis Ende 1926“, wieder von H. Beschorner herausgegeben. Der I. Anschlußbericht umfaßt die Jahre 1927, 1928 und 1929, der II. soll die Jahre 1930 bis 1933 berücksichtigen, so daß in absehbarer Zeit der Anschluß an die Gegenwart und damit eine laufende Berichterstattung erreicht sein wird. Im Abschnitt V („Bedeutung der Germanen für andere Wissenschaften“) des „II. Anschlußberichtes“ sind eine Anzahl Arbeiten aufgenommen, die das Verhältnis der Germanen zur Deutschen Rechtsgeschichte und zur Vorgeschichte beleuchten. — Der schönen Arbeit der Zentralstelle für Deutsche Germanistenforschung sind alle zu Dank verpflichtet, die sich mit Germanienkunde beschäftigen, und es wäre sehr zu wünschen, wenn sie entsprechend dem Aufruf des Herausgebers ihre Anteilnahme zeigten: „Wieder und wieder ergeht daher an alle, die mit Germanen zu tun haben, sei es, daß sie etwas veröffentlichen, sei es, daß sie irgendwo auf Germanienarbeiten stoßen, die dringende Bitte, uns auf sie aufmerksam zu machen, oder aber, wenn es geht, sie an die Zentralstelle (Dresden-M. 6, Düppelstr. 14) einzuschicken.“ Suffert.

Vereinsnachrichten



Pfingsttagung 1935: Die Tagung wird eröffnet Dienstag, den 11. Juni, 19.45 Uhr, durch Begrüßung und Eröffnung der Pfingststätte für Germanistenkunde im Hörsaal, Hildemann 12, Eingang B. Anschließend geselliger Abend im „Neuen Krug“, Hildemann 13a.

Gruppe Groß-Berlin. Am 25. 3. 35 sprach Studienrat Edmund Weber über die

kulturgegeschichtliche Bedeutung der Runeninschriften. Er ging davon aus, daß die aus Gräbern, Mooren und Werten gehobenen Runenfunde germanische Selbstzeugnisse darstellen aus einer Zeit, da es noch keine germanischen Urkunden in der Runenschrift gab. Die nordischen Inschriften in Stein, die in die Tausende gehen und mindestens zwei Jahrtausende umfassen, besitzen ebenfalls einen unersetzlichen Quellenwert. Alle diese Zeugnisse haben sprach-

geschichtlichen Wert, indem sie Namen, Wörter und Sprachformen liefern, sie enthalten dichtungsfundliche Belege für den Stabreim und den Strophenbau, sie belegen die Wanderung südgermanischer Gegenstände und Völker nach dem Norden, sie zeugen für Mannentreue und Sippenpflege, sie sind Wegspuren der Wanderungen germanischer Stämme und von Wikingerscharen, sie ergänzen schriftliche geschichtliche Berichte in der Mönchsschrift, sie offenbaren rechtliche Anschauungen über Erbfolge und Blutrachepflicht, sie kennzeichnen den Zauber glauben der Germanen, die durch Runen ihre Waffen wirksamer zu machen und ihre Gräber zu schützen glaubten, sie enthalten wertvolle Hinweise auf den Götterglauben und kultische Einrichtungen. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß Runenfunde des letzten Jahrzehnts beweisen, daß die Runenschrift bis in die Bronzezeit hinabreicht und dadurch den politischen Angriff Russolins auf die germanische Kulturehre widerlegt.

Ortsgruppe Frankfurt a. M. Anlässlich der ersten, wohl gelungenen Veranstaltung dieser Arbeitsgemeinschaft am 13. Lenzing stellte der Vorsitzende, Herr Friedrich Schrader, eindringlich die bekannten, nun auch in Frankfurt zu lösen begonnenen Aufgaben der völkischen Vorgeschichtsarbeit heraus. Anschließend vermittelte Rektor A. Wehrhan durch seinen reichbebilderten Vortrag „Die Externsteine im Lichte der neueren Forschung“ eine klare Vorstellung von diesem einzigartigen Natur- und germanischen Kulturdenkmal. Es gelang ihm, das Wesentliche festzuhalten und warme Anteilnahme als fruchtbare Grundlage für unsere fernere Arbeit zu erwecken.

Entgegen vormonatlicher Mitteilung finden die Vorträge jeweils am letzten Mittwoch im Monat, 20 Uhr, Lessing-Gymnasium statt. — Im Mai spricht Friedrich Schrader über „Die Feuerbestattung im alten Germanien“.

Arbeitskreis Kassel, Hohenzollernstraße 85. Der Lichtbildervortrag, den der Arbeitskreis Kassel der Freunde germanischer Vorgeschichte am letzten Freitag veranstaltete, fand wieder eine zahlreiche Hörergemeinde. Petr. Jung. E. Grothe sprach über das Thema „Der deutsche Wald im Wandel der Jahrtausende“. Die auf den Lehrwanderungen des Arbeitskreises und besonders

auf der Herbstwanderung zum Weizner erhaltenen Anregungen boten den Anlaß, ein Bild der Geschichte des deutschen Waldes zu vermitteln. Die botanischen, geologischen und anderen Forschungen namhafter Gelehrter, wie Dr. Rüd. von Bülow, de Geers, Webers usw. berücksichtigend, ging der Vortragende in längeren Ausführungen und unter Benutzung sehr anschaulicher Lichtbilder auf die Entstehung der Moore ein. Hierbei wurde besonders eingehend die Bedeutung der in den letzten 20 Jahren angewendeten Blütenstaubbestimmung und ihre Auswertung zu Pollendiagrammen besprochen, deren Ergebnisse in hervorragender Weise geeignet sind, ein Bild von der Verbreitung der Pflanzen einschließlich der Bäume und Sträucher in den verschiedenen Zeitabschnitten des Alluvium zu ermitteln. In welcher Weise diese Forschungen Rückschlüsse auf das Klima und auf die Schicksalsverbundenheit des Waldes und des Menschen mit dem Boden zulassen, und welche Einflüsse bestimmend auf die verschiedenen Zeitabschnitte (Eiszeit, Würmezeit, Buchenzeit usw.) waren, wurde von dem Vortragenden in meisterhafter Weise einem aufmerksamen Hörerkreis anschaulich übermittelt. Zum guten Verständnis trug besonders ein ausgezeichnetes Lichtbildmaterial bei, von dem Vortragenden zum größten Teil selbst gefertigt.

Der Kasseler Arbeitskreis gibt eingehende Arbeitspläne heraus. Wegen Bezuges dieser Arbeitspläne wende man sich an die oben angegebene Kasseler Geschäftsstelle.

Nachruf. Am 29. Lenzing 1935 verstarb unser Mitglied, der Apotheker und S.-M.-Standartenführer Bruno Bode, Bad Zwischenahn in Oldenburg, ein aufrechter deutscher Kämpfer für unsere Vor- und Frühgeschichte und ein begeisterter Mitarbeiter unserer Vereinigung, der die oldenburgische Landesgruppe mitgegründet und geleitet hat. Wir werden seiner dankbar und stolz gedenken.

Berichtigung. In dem Beitrag „Neues zum Helianddichter“, „Germanien“, 1935, S. 90, ist leider ein den Sinn verändernder Fehler unterlaufen. Es muß in der zweiten Spalte, 11. Zeile heißen: Adalhart, einer der Gründer des Klosters Corbe, wurde nach Karls Tode von Ludwig dem Frommen eine Zeitlang nach Heri... verbannt.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil G. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. B. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Juni / Linding

Heft 6

An unsere Mitglieder!

Nachdem in der Hauptversammlung der Vereinigung in Detmold am 6. und 7. Silbhart 1934 dem Anschluß der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ an den „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte“ unter Leitung des Prof. Dr. Reinerth grundsätzlich zugestimmt war, konnte er am 6. Mai d. J. in Berlin ausdrücklich vollzogen werden.

Der Anschluß ist körperschaftlich, er wahrt daher die Selbstständigkeit der Vereinigung mit ihren Ortsgruppen und Arbeitskreisen in der bisherigen Form.

Die Vereinigung hat sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrages je Mitglied verpflichtet, der nur von der Hauptstelle geleistet wird. Den Ortsgruppen usw. wie den Einzelmitgliedern, die unsere selbstlosen völkischen Bestrebungen durch Beitritts-erklärung fördern, erwächst — wie bisher — keinerlei Belastung.

Weiterhin hat sich die Vereinigung bereit erklärt, für je 40 Mitglieder den Bezug eines Stückes des „Mannus“ zu übernehmen, der wissenschaftlichen Zeitschrift des Reichsbundes. Einzelbezieher, die der Vereinigung als Mitglieder angehören, werden auf diese Zahl angerechnet. Der Jahresbezug kostet RM. 16.—. Wenn uns der Reichsbund bei dieser Verpflichtung auch ein Entgegenkommen zugesichert hat, weil sie in der ersten Zeit schwer zu erfüllen ist, wollen wir uns doch bemühen, ihr gerecht zu werden. Wir bitten deshalb die Ortsgruppen und Einzelmitglieder, die dazu in der Lage sind, eine Bestellung hierher zu richten, und die bereits vorhandenen Bezieher des „Mannus“, uns dies mitzuteilen.

Nachdem durch diesen Anschluß auch unser Wirken in dem größeren Rahmen wieder auf eine breitere Grundlage gestellt wurde, fordern wir unsere Mitglieder erneut zu getreuer Mitarbeit auf, damit die Bestrebungen, unser Volk durch Rückgewinnung seiner Vorgeschichte wieder wurzelsest zu machen, von Erfolg gekrönt werden.

Platz.

Otto Sigfrid Reuters Wert „Germanische Himmelskunde“

Untersuchungen zur Geschichte des Geistes

Don Dr. phil. J. Högberg, Studienrat, Osnabrück

Ende 1934 erschien bei J. F. Lehmann, München, Otto Sigfrid Reuters „Germanische Himmelskunde“,¹ ein Werk, von dem die Leser der Zeitschrift „Germanien“ mehr als den bloßen Namen wissen müssen. Deshalb hat die Schriftleitung der Zeitschrift in dankenswerter Weise mehr Raum zur Verfügung gestellt, als sonst für die Besprechung von Neuerscheinungen gewährt wird.

Um es gleich vorweg zu sagen, meine Erwartung von dem Werte des Buches ist nicht getäuscht, sie ist übertroffen. Zu den Teilen der Germanischen Himmelskunde, in denen sich der Verfasser dieser Zeilen zuständig fühlt, das ist in denen, worin von der beschreibenden und rechnenden Astronomie gehandelt wird, liegen bereits die besten Gutachten anerkannter Fachleute vor.² Es erübrigt sich also, auf diese Dinge noch einmal einzugehen. Statt dessen soll im folgenden eine berichtende Darstellung der Germanischen Himmelskunde gebracht werden.

Buch I. Der Himmelsrand. Reuter benutzt, um seine Ergebnisse zu gewinnen, alle erreichbaren Quellen des Altertums bis zur Neuzeit, sowohl der Mittelmeervölker wie auch der anderen europäischen Völker; besonders stark sind naturgemäß die nordgermanischen (isländischen) Quellen herangezogen, vornehmlich die eddischen Lieder und die jüngere Edda, wie auch die isländischen Helden- und Bauern Erzählungen, die sog. Sagas. Die Ergebnisse betreffen die germanische Vor- und Frühzeit bis etwa um das Jahr +1000. — Im 1. Buche handelt es sich besonders um die Festlegung der Himmelsrichtungen, um ihre Bedeutung, Wertung und Namengebung. An Hand der sprachlichen und sprachlichen Befunde wird die klare Einsicht der Germanen in den Sonnen- und Gestirnslauf dargelegt, die der anderer Völker in nichts nachsteht. Die Bedeutung der Grundrichtungen N und S wird herausgestellt. Die Germanen kannten vor allem auch die sich aus dem Sonnen- und Gestirnslauf ergebenden Begriffe Südhöhe und Nordtiefe. Die Südhöhe ist belegt aus Sagastellen,³ die Nordtiefe desgleichen und aus Glaubensvorstellungen.⁴ Daraus ergibt sich die Allgemeingültigkeit des Richtungsbildes, die wieder die Voraussetzung bildet für die hochentwickelte Hochseeschifffahrt. Diese ist bekanntlich nachweisbar bis in die Vorzeit (Bronzezeit).⁵ Die geschichtliche Zeit hat schon die Begriffe Meridian und Pol — vgl. Südhöhe und Nordtiefe — Polhöhe und geographische Breite klar entwickelt und damit gearbeitet. War so schon eine Einteilung des Horizontes nach den 4 Punkten N, S, O, W gegeben, so ergibt die Untersuchung der 8 bzw. 16 Ehytmarken eine weitere Unterteilung des Horizontes, die die nordische Einsicht unabhängig von anderen Einflüssen schuf und so durchbildete, daß sie nicht nur an bestimmten Orten, sondern wiederum auch bei nichtfestem Standort anwendbar war.

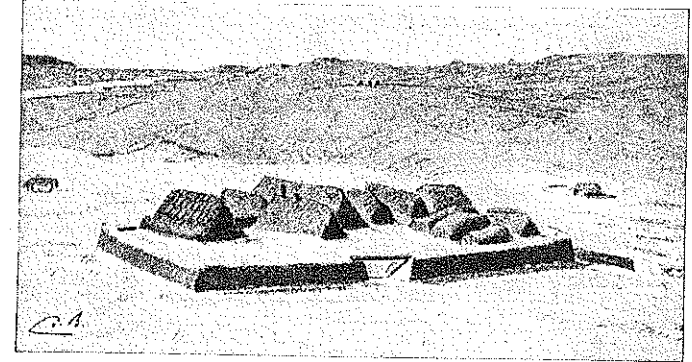
¹ Mit Unterstützung der Rotgemeinschaft deutscher Wiss. herausgegeben. Preis geh. 40 RM., Zw. 42 RM. Mit 86 Abb. und Karten.

² Prof. Rohlfshütter in der DfZ. vom 1. Januar 1935. Neujaahrsfondernummer. Prof. Riem in der Deutschen Zeitung vom 19. 12. 1934; Beilage „Der nordische Mensch“. Die nautische Rundschau in Hamburg vom 10. Januar 1935. Hans Klauder im Geographischen Anzeiger, 1934, Heft 23/24, S. 568 f. Prof. Hopmann in der Vierteljahrschrift der Astron. Gesellschaft, Leipzig, 70. Jg., Heft 1, 1935. Dr. Rolf Müller in der ZfSchr. „Die Sterne“, 1935, Heft 1/2, S. 37/38 und in Heft 3.

³ S. 64 f. ⁴ S. 68 f.

⁵ S. 99 und 726 f. Das Gollstabschiff und das Schiff von Rydam. Auf einer Nachbildung des ersteren hat eine Mannschaft vor einigen Jahren den Ozean überquert, um es auf einer amerikanischen Ausstellung zu zeigen.

Abb. 1. Die Ehytmarken auf Island. Mittagmarken. Da das Gehöft nicht selbst südgerichtet ist, geben die künstlichen (3) Steinwarten die Südrichtung, von der Eingangstür des Gehöftes gesehen, an.



Auf die Klarstellung der Begriffe aett (Mehrzahl aettir), ehyt (Mehrzahl ehytir) und stad (Mehrzahl stadir), wie auch auf den verschiedenen Gebrauch des Wortes ehyt wird sehr viel Sorgfalt verwandt (Abb. 1).¹ Leider erlaubt es der zur Verfügung stehende Raum nicht; hier näher darauf einzugehen. Man liest über diese Dinge öfter oberflächliche Darstellungen; die Reutersche Darstellung ist so gründlich wie möglich.² Die Einteilung des Horizontes und des Sonnenlaufes mit den obigen Begriffen ist übrigens im nordischen Gesetz verankert, wie R. nachweist. Besonders sei noch hingewiesen auf die schöne Tafel der Himmelsrichtungen mit den nordischen Bezeichnungen zwischen den Seiten 120 und 121. — Den Schluß dieses Buches bildet die ausführliche Untersuchung der bekannten Vinlandsaga, d. i. jenes Berichtes, der die Fahrt Leifs nach Amerika ums Jahr +1000 erzählt. Von jeher ist dieser Bericht benutzt worden, um die Breitenbestimmung von Vinland zu ermitteln. R. weist nach, wie wegen des Bruchstückhaften dieser Saga die Lage von Vinland nicht ganz genau ermittelt werden kann, und wie mutmaßlich etwa Florida in Frage kommt. Die Berliner Professoren Rohlfshütter (Geodät) und Redel (Germanist) schließen sich weitgehend der Ansicht Reuters in diesem Punkte an, jeder von seinem fachwissenschaftlichen Standpunkte aus. Das ist gewiß ein ehren- des Zeugnis für die Zuverlässigkeit der Reuterschen Arbeit.³

Buch II. Der gestirnte Himmel. Die Kenntnis der meisten heutigen Menschen von den Sternen und Sternbildern ist sehr gering. Mit der Bekanntschaft zweier oder dreier Sternbilder, mit dem bekannten Kantischen Zitat und der Schulweisheit von der Unterscheidung in Fixsterne und Planeten ist der Bedarf in dieser Hinsicht meistens gedeckt. Diese Feststellung ist nötig; sie ist übrigens ohne Wertung gemacht. Es ist hier auch nicht der Ort, die schon oft erörterten Gründe hierfür nochmal auseinanderzusetzen. Nur eine erklärende Tatsache sei vermerkt: Der Schulunterricht, der diese Kenntnisse vermitteln sollte und könnte, liegt am Morgen und am Tage, nicht des Abends und in der Nacht. So verfiel die Kenntnis vom gestirnten Himmel von selbst, und zwar in um so höherem Maße, je weiter sich der Mensch überhaupt der Natur entfremdete. So selbstverständlich wie diese Zustände eingetreten sind, so selbstverständlich ist auch bei den meisten Menschen die Ansicht, unsere Vorfahren hätten auch nicht über mehr himmelskundliche, hier sternkundliche, Kenntnisse verfügt. Daß dem nicht so ist, ist bei Reuter bewiesen (Abb. 2). Die Vernichtung des himmelskundlichen Gutes ist zwar sehr weitgehend gewesen; aber immerhin ist noch einiges erhalten, und der Leser wird erstaunt sein, wieviel es ist. Anstatt hier auf Einzelheiten dieses Teiles in dem Werke Reuters einzugehen, sei eine kleine Rechnung aufgemacht. Der Himmelskundler unterscheidet bekanntlich die Sterne nach ihrer Helligkeit, die er (abwegig und irreführend) als Größe oder Größen-

¹ Aus Reuter, „Germ. Himmelskunde“. Brosch. 40 RM., Zw. geb. 42 RM. J. F. Lehmanns Verlag, München.

² S. 100 f. ³ Deutsche Allgemeine Zeitung vom 1. Januar 1935, Neujaahrsfondernummer.

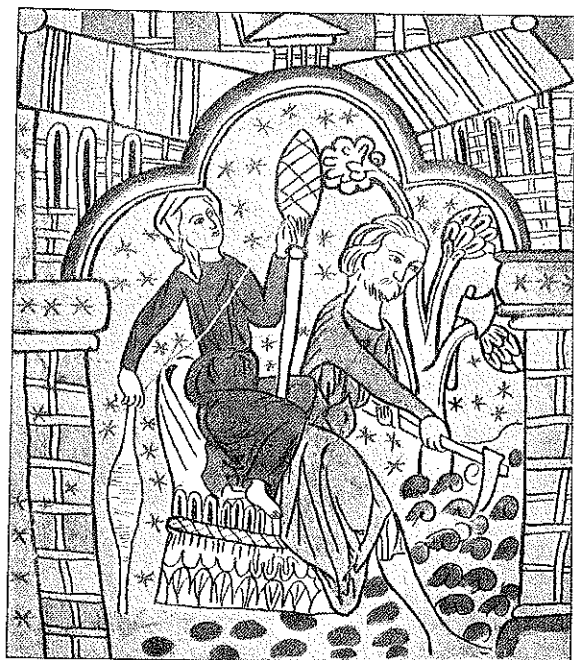


Abb. 2. Simmbilder der Himmelstreffung, Spinnrocken und Spindel. Die linke Hand nimmt den Flach vom Rocken, die rechte Hand die Fasern an das obere Ende des Spindelstabes gehakt und setzt diesen, indem sie ihn abwärts gleiten läßt, in schnelle Drehung, so daß die Fasern gezwirnt werden. Ein im Bilde fehlender Gewicht- und Schwungstein (der Wirbel) hält die Drehung leichter im Gange, die durch die beständige Zwiirnbewegung der Hand dauernd unterhalten wird. Vgl. auch Sternbild „Friggs Rocken“. Nach einer Malerei des 14. Jahrhunderts am Gewölbe der Stabkirche zu Al in Hallingdal-Norwegen; Bisted S. 46. (Diese Malerei bewahrt germanische himmelkundliche Überlieferung.)

Klasse bezeichnet. Diese Größenklassen werden nach bestimmten rechnerischen Gesetzen und praktischen Methoden unterschieden. Die hellsten Sterne sind also die der 1. Größenklasse, z. B. Sirius;¹ der heutige Polarstern ist 2. Größe usw. Für unsere Betrachtungen kommen nur die Sterne der ersten Klassen in Frage. Als bekannt sei weiter angenommen die Kenntnis von der Zusammensetzung mehrerer Sterne zu einem Sternbild. Nun hat der Himmel in unseren Breiten etwa 60 Sterne der 1. und 2. Größe. An Sternbildern weisen die Monatskarten in Henkelings Sternbüchlein etwa 40 auf. Reuter rettet aus diesem meist verlorengegangenen Teile der germanischen Himmelskunde noch 13 Sternbilder mit etwa 44 Sternen. Hier tritt eine erstaunliche Kenntnis der Quellen zutage; hier kamen R. die Arbeiten zunutze, die er vor der Abfassung dieses Werkes geschrieben hat. Mag auch die eine oder andere Gleichsetzung eines germanischen Namens mit der heute üblichen wissenschaftlichen Bezeichnung eines Sternes nicht völlig gesichert sein, so tut das dem Werte der Untersuchung keinen Abbruch.

Der Gipfelpunkt dieses Buchteiles ist ohne Zweifel der Nachweis des Sternes 32 δ . Camelopardalis, eines Doppelsternes 4. Größe, als des früheren Polarsternes. Einen Polarstern mußten die Germanen um +800 bzw. +1000 genau so gut haben, um sich zu orientieren und um die Hochseeschifffahrt zu betreiben, wie wir heute. Infolge der Präzession, d. i. das gleichmäßige Anwachsen der Längen der Sterne, die durch eine Drehung der Erdbachse um die Ekliptikachse hervorgerufen wird, ändert der Himmelspol ständig um ein Geringes seinen Ort am Himmel. So war der jetzige Polarstern, der bekanntlich auch nicht genau im Pol steht, um +1000 weiter vom Pol entfernt als heute. Der obige Stern hatte damals nur 0,5 Grad Abstand vom Pol. Es sei aber gleich bemerkt, eine Durchrechnung der Präzessionserscheinungen und der damit verbundenen Änderung der Ekliptikneigung² mit allen gelehrten Zutaten physikalischen Wissens über Kreiseltheorien, Massenanziehungen usw. ist zur Erfassung der vorgetragenen Ergebnisse nicht nötig.

¹ Auf Einzelheiten bzgl. nullter und negativer Größe usw. sei nicht eingegangen.

² Auf den hier zugrunde liegenden Berechnungen beruht auch die in dieser Zeitschrift des öfteren erwähnte Datierung alter Anlagen astronomischer Art.



Abb. 3. Die Küste von Thule. Nordfjord (auf NBr. 62°; zwischen Bergen und Drontheim). Auf dieser Breite steuerte Pytheas die norwegische Küste an. Südlichste Breite der Oberläufigkeit des Mondes.

Buch III. Der Mond und die Sonne. Hier bringt R. zunächst die Zeugnisse der Alten, Pytheas, Caesar, Plutarch, Frontinus, Tacitus, Prokop, Jordanes, Helatäus, Sisebut u. n. e. a. über die Beobachtungen des Standes und Laufes dieser beiden Gestirne. Die Texte werden vollständig geboten, übersetzt und sehr sorgfältig ausgelegt. Man muß sagen, R. holt heraus, was herauszuholen ist. Wir erfahren u. a., wie Pytheas wahrscheinlich bis zu einer Breite von 64 Grad (d. i. nördlich von Drontheim) vorgedrungen ist, und was er dort alles in Erfahrung gebracht hat von den Einheimischen (Abb. 3). Mancher wird sich wundern, wie aufgeschlossen die Menschen dort schon um — 330

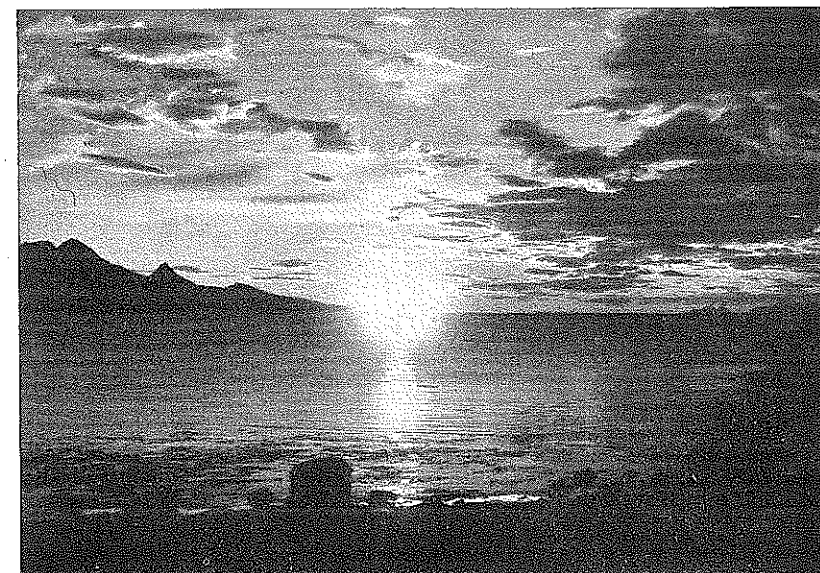


Abb. 4. Die Mitternachtssonne bei Bodö (NBr. 67° 15'). In diesem Nordpunkte sahen die Nordleute die Sonne zum ersten Male im Jahre nicht untergehen.

waren. Der Bericht des Prokop (um +550) ist nicht minder aufschlußreich. Er bezieht sich auf eine Breite von $68^{\circ} 40'$ (Abb. 4). Sehr lehrreich ist vor allem, wie R. die Oberläufigkeit des Mondes als eine unsern Vorfahren bekannte Erscheinung erweist. (Zu gewissen Zeiten beschreibt der Mond in höheren Breiten gleich der Sonne einen voll sichtbaren Kreis am Himmel. Das ist jedoch nur der Fall, wenn er seine nördlichsten Deklinationen hat.) — Im 2. Teile dieses Buches werden die nordischen Überlieferungen über den Lauf dieser beiden Gestirne genau untersucht. Die Verhältnisse, die sich aus ihren Umlaufzeiten ergeben, besonders die Verwicklungen, die erwachsen, wenn man diese Zeiten zueinander in Beziehung setzen will, sind immer das Schmerzenskind der Chronologie aller Zeiten und Völker gewesen. Wie die Germanen die nötigen Feststellungen gemacht haben, und wie sie sich mit scharfsinnigen Schaltregeln geholfen haben, das ist ein Stück Geistesgeschichte, auf das wir stolz sein können. Hier wird auch der bisherige Stand der Externsteinfrage ausführlich und in voller Würdigung aller Gegebenheiten behandelt. Wegen der Weiterbehandlung des Gegenstandes sei auf Mannus, Heft 3/4, 1934, verwiesen. Die Voraussetzungen hierfür, nämlich die Länge des Sonnenjahres zu 365 Tagen und die Durchschnittslänge eines Mondmonats zu $29\frac{1}{2}$ Tagen,¹ waren selbstverständlich bei den Germanen ebenso erfüllt, wie in Babylon, Ägypten oder China. R. sagt dazu: „Es scheint nachgewiesen, daß im gesamtgermanischen Gebiete die Zeitrechnung von altersher selbständiger Himmelsbeobachtung entsprang und durch Regeln und Bauernsprache im Gange gehalten wurde. Die Volksversammlung wurde durch besonders himmelskundige Leute beraten.“² Als Vororte in Dingen der Zeitrechnung und Himmelskunde benennt R. in Schweden Uppsala, in Dänemark Lethra, in Norwegen Falogaland, auf Island das Althing.

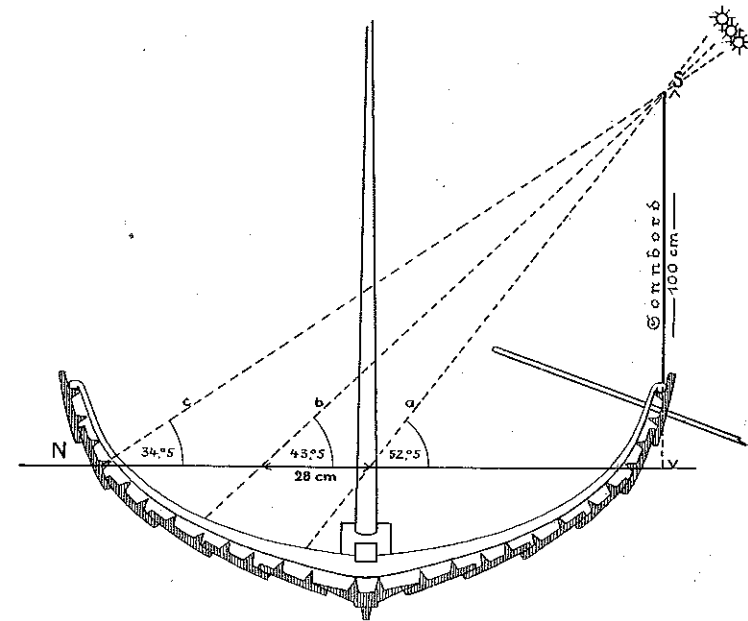
Buch IV. Volkstümliche Messungen. Hin und wieder trifft man in mathematischen Lehr- oder Unterrichtsbüchern sog. Faustregeln, wie z. B. den Daumensprung, den Winkel der geballten Hand oder der gespreizten Finger, die sich heute im Zeitalter der Geländeübungen erhöhter Aufmerksamkeit erfreuen. Solcher Faustregeln bedienten sich unsere Vorfahren mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Sicherheit, um bestimmte Winkelgrößen am Himmel, an den Gestirnen oder am Horizont festzulegen. Diesen Winkelgrößen entsprechen bestimmte Zeitgrößen, die man kennen mußte, um gewissen geschlichen Bestimmungen Genüge zu tun. Diese Bestimmungen bezogen sich, wie noch heute, auf die Termine für Feste und Volksversammlungen, auf die Zeiten des Arbeitsbeginnes und -schlusses, auf die Zeit der Einklehr des Wanderers in eine Herberge u. ä. Auf der andern Seite zwangen die Bedürfnisse der Seefahrt dazu, möglichst rasch und leicht Winkelmessungen vorzunehmen. Zweifellos haben die seefahrenden Zweige der germanischen Völkerfamilie auch genauere Meßgeräte gehabt, von denen nur der Seering und der sog. Jakobsstab erhalten sind aus sehr später Zeit. Es ist zwar nicht angängig, aus dem späten Vorkommen einer Sache oder einer Erkenntnis ohne weiters auf das Vorkommen in früheren Zeiten zu schließen; aber es heißt auch die Zweifelsucht auf die Spitze treiben, Gegenständen, die zu gewissen Dingen nötig waren, wie Meßgeräte zur erwießenen Schifffahrt, ein höheres Alter absprechen zu wollen, weil sie bisher noch nicht durch frühere Funde belegt sind. Zur Erläuterung dieser Sache ein schönes Beispiel aus der Besprechung dieses Buches durch Prof. Hopmann. Er sagt: „Die Grabungsfunde der prächtigen Sonnenscheiben aus Gold und Bronze zeigen, daß man im Norden um 1000 v. Chr. Zirkel und Lineal, Kreis- und Winkelteilung ebenso kunstvoll zu benutzen verstand, wie im Mittelmeergebiet.“³ Wer gegen solche Schlussfolgerungen etwas einzuwenden hat, der ist nicht guten, sondern bösen Willens. So erfahren wir bei R. von

¹ Der sogenannte synodische Monat, der genau 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten hat.

² S. 575.

³ Vierteljahrsschrift der Astron. Gesellschaft. 70. Jg., Heft 1, 1935.

Abb. 5. Breitenbestimmung auf See. Die Mittagsschatten der Sonne über eine Sonnbordehöhe von 1 m über der Kerkbank; a) auf NBr. 61° (Gardar) am längsten Tage; b) auf Krokfjordeheide, NBr. 70° , am längsten Tage; c) auf NBr. $74^{\circ}.5$ (dem nördlichsten erreichten Orte) am 20. Juli a. St. 1267. Die Maß-Strecke a—b beträgt rund 28 cm, von b—c etwa 42 cm.



Meßverfahren und -regeln, die die Schafthöhe (skaptha) des Handspeeres, die Handspanne und die Rückenlage benutzen. Manchem wird auch die Messung der Sonnenhöhe mit dem Sonnborde, das ist ein Stab von bestimmter Höhe, der am Bord des Schiffes befestigt wurde, neu sein (Abb. 5).

Die Seiten 643–721 des Werkes beschäftigen sich mit dem berühmten Oddi Helgason, dem sog. Sternenoddi. Wahrlich, dieser wackere Bursche verdient die Beachtung. R. hat ihm schon früher eine Sonderarbeit gewidmet,¹ die jetzt bedeutend erweitert ist. Um den Lesern dieser Zeitschrift von diesem Teile des Werkes ein einigermaßen klares Bild zu geben, bedarf es eigentlich einer zweiten Arbeit. Hier sei nur in aller Kürze einiges gebracht. Die Nachrichten über Oddi finden sich in Aris Isländerbuch. Sie zeigen deutlich einen alten Bestandteil und spätere christliche Überarbeitungen. Am wertvollsten sind natürlich die alten Bestandteile. Aus dem Berichte geht folgendes hervor: Oddi war ein vermögensloser Fischerknecht beim Bauern Thord, der in Felsmulli (nördliches Island) seinen Hof hatte. Die von R. auf S. 717 aufgestellte Vermutung, daß Oddi ein Vetter des Thord war, ist nicht unwahrscheinlich. Die Lebenszeit dieser Männer ist nicht unumstritten. R. nimmt das 10. oder angehende 11. Jahrhundert an (S. 703) und stützt seine Behauptung durch gute Gründe. Von dem Hofe Thords aus trieb man auf der nordislandischen Küste vorgelagerten Insel Flatey Fischfang, und Oddi war mit diesem Geschäfte betraut. Oddi muß eine sehr besinnliche und nachdenkliche Natur gewesen sein. Er benutzte jede Möglichkeit, um den Lauf der Gestirne und der Sonne zu beobachten. Von seinen Gestirnsbeobachtungen ist leider nichts auf uns gekommen, von der Beobachtung des Sonnenlaufs glücklicherweise einiges. Ich machte vor einigen Jahren in einer Prima den Versuch, die Schüler zur Lösung des Problems aufzufordern, dem Oddi seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Das Ergebnis war fast null. Das besagt zwar nicht viel, namentlich, wenn man alle Begleitumstände mit in Betracht zieht, es besagt aber doch, daß die Lösung nicht einfach offenkundig auf der Hand liegt. Es handelt sich hierbei um folgendes: Die Sonne erreicht am 23. Dezember um Mittag eine nur geringe Höhe über

¹ Oddi Helgason und die Bestimmung der Sonnenwenden im alten Island. Mannus, 1928. Festgabe für den 70jährigen Gust. Kossinna. S. 324 ff.

auch seit 1926 sich die Verhältnisse erfreulich geändert haben, noch schlechthin fehlerisch erscheinen. Dennoch häufen sich die Beweise, daß sie richtig ist. Solange man freilich allein auf die schriftlichen Zeugnisse eingeschworen war, mußte die Auffassung, daß das alte Hellas und Italien die einzigen Kulturoasen in einem sonst allenthalben in Barbarei versunkenen Erdteil Europa waren, selbstverständlich anmuten, ebenso wie etwa bis ums Jahr 1800, bis zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, der Anfangs- und Ausgangspunkt aller Menschheitsgeschichte sozusagen durch den Trojanischen Krieg gebildet wurde, der unserem heutigen geschichtlichen Wissen schon ziemlich genau in der Mitte der nachweisbaren Geschichte stehend erscheint. Durch die neuen Wissensmethoden der Vorgeschichte, die gegenüber den schriftlichen Dokumenten als geschichtliches Zeugnis nicht gering-, sondern eher vollwertiger sind, ist das Bild von der europäischen Prähistorie aber von Grund auf umgewandelt worden, und gerade auch die klassische Altertumswissenschaft, die am ehesten dazu neigt, geringschätzig auf die „konkurrierende“ vorgeschichtliche Forschung herabzublicken, ist durch die letztere in einem nie für möglich gehaltenen Umfang mächtig gefördert worden. Heute sind uns zahlreiche Zusammenhänge aus den Anfängen der Menschheitsgeschichte klar, in die wir mit rein philologischen Methoden nie den kleinsten Einblick erhalten haben würden.

Ganz besonders dankbar muß die germanische, ja, überhaupt die mitteleuropäische Frühgeschichte der prähistorischen Wissenschaft sein. Es ist in der Tat ein stolzes Kulturbild, das vor unseren Augen sichtbar wird aus Zeiten und Ländern, die man noch vor hundert Jahren für immer vom Schleier der Vergessenheit verhüllt ansah. Insbesondere Spuren eines erstaunlich weitreichenden und umfangreichen Handelsverkehrs im ältesten Germanien liegen vor, vor dessen Leistungen man eine wirkliche Hochachtung empfinden muß.

Da sind z. B. in den Osnet-Höhlen bei Nördlingen als Gewandbeigabe weiblicher Skelette, die viele tausend Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung bestattet wurden, einige tausend Stück Schneckengehäuse der *Columbella rustica* gefunden worden, einer nur am Mittelmeer vorkommenden Schneckenart. Dieser Fund liefert den untrüglichen Beweis, daß schon in Zeiten, die vor dem Beginn der bekannten ägyptischen Geschichte lagen, jene als Zierrat begehrten Schneckengehäuse als Handelsartikel in Massen vom warmen südlichen Meer über die Alpen hinüber ins heutige Bayern wanderten. Später, zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., sind sogar die nur am Indischen Ozean vorkommenden und dort noch heute als Kleinzahlungsmittel beliebten Gehäuse der Kaurischnecke bis zur Ostsee hinaufgekommen, wo man bei Rügenwaldermünde in einem Grabe jenes Zeitalters mehrere Exemplare des genannten Produktes der Tropen gefunden hat.

So viel wir bisher zu erkennen vermögen, dürfte die erste Handelsware, die zu einem Tauschhandel zwischen Ländern des innersten Europa und Meeresküsten gegeben hat, das Salz gewesen sein. Dieses ungemein wichtige Gewürz der Speisen fand sich besonders reichlich und leicht zugänglich allzeit im Voralpengebiet des Salzkammerguts und Oberösterreichs. Zumal die Gegend um die heutigen Orte Hallstatt und Hallein bildete das Zentrum eines vorgeschichtlichen Salzhandels von hoher kulturhistorischer Bedeutung. Es scheint, daß dieses Salz sowohl nach dem Norden hinauf wie nach dem Süden über die Alpen hinweg wanderte¹. Eine der wichtigsten Gegengaben der nördlichen Länder wurde frühzeitig der Bernstein, während von Süden her gar mancherlei Waren, Gefäße, Schmuckstücke, später vor allem auch Metallwaren in die Länder nördlich der Alpen gelangten. Der weitaus wichtigste Alpenpaß, der diesen Fernhandel vermittelte, war vom

¹ „Bergwerke, die auf Metallgewinnung hinstrebten und das für den Lebensunterhalt so ungemein wichtige Salz zutage förderten, sind nirgends so zahlreich beobachtet worden wie in den deutschen und deutsch-österreichischen Alpenländern.“ (Kiepert, Deutsche Vor- und Frühgeschichte (Leipzig 1934), S. 50.



Germanen wandern über einen alten Knüppelweg.
Wandgemälde in der Ehrenhalle der Münchener Ausstellung „Die Straße“.
Mit Genehmigung der Straßenbau-Ausstellung, München 1934.

3. bis zum 1. Jahrtausend v. Chr. ständig der Brenner, der nur 1370 m hohe, niedrigste aller Alpenpässe. Über ihn hinweg fanden die nordischen und die südlichen Meere Europas frühzeitig, etwa seit 2500 v. Chr., auch direkte Handelsbeziehungen zu einander, unter Ausschaltung des Salzlandes in der Mitte. In den Schriften des großen schwedischen Vorgeschichtsforschers Montelius ist der Nachweis geliefert, daß sowohl die Bernsteinküste an der Nordseefläche Jütlands wie auch der skandinavische Norden etwa in den 2000 Jahren von 2500 bis 500 v. Chr. ihre Gaben, zumeist unter Benutzung des Brenners, dem Süden zuführten und daß dieser, unter Führung des rätselhaften Etruskervolkes im nördlichen Italien, seinerseits dem Norden eine Fülle von begehrten Tauschwaren lieferte.

Wer hätte früher je geahnt, daß bereits in den Tagen Homers und noch lange vorher in Mitteleuropa, statt der dort vermuteten, völligen Unkultur, ein durch jenen Handel herbeigeführter Reichtum, eine Kultur- und Kunsthöhe zu Hause waren, die den gleichzeitigen Zuständen in Hellas zumindest ebenbürtig, in mancher Hinsicht sogar überlegen waren! Im Zentrum des genannten Handels, in Hallstatt nördlich des Dachsteins, gab es in den Tagen Homers prachtvolle Schmuckstücke und Schwertergriffe, in denen nordischer Bernstein und afrikanisches Elfenbein geschmackvoll zu erlesenen Kunstgebilden vereinigt wurden! Die bekannten Pfahlbauer an den schweizerischen und süddeutschen Seen hatten herrliche Bronzeschalen skandinavischer Herkunft neben schönen Produkten etruskischen Kunstfleißes in ihrem Besitz. Auch eigne Metalltechnik müssen sie besessen haben, worauf verschiedene Spuren hinweisen. Seit dem Übergang zur Bronzezeit spielte das reiche Kupfervorkommen vom Mitterberg im Salzkammergut gleichfalls eine wichtige Rolle im Handel.

Ihr Ende fand die blühende „Hallstatt-Kultur“ mit denen der Nachbargebiete etwa

im 5. Jahrhundert v. Chr., anscheinend im Zusammenhang mit dem großen Keltensturm, der um jene Zeit begann. Die vorausgegangenen 1000 Jahre, die den Höhepunkt ihrer Entfaltung bedeuteten, scheinen von allen größeren kriegerischen Wirren bemerkenswert frei geblieben zu sein. Nichts deutet in den Funden auf irgendwelche Störungen des hohen Wohlstandes durch Kriegsvorgänge hin. Der Handel in und durch Mitteleuropa lag offenbar so sehr im Interesse aller um die Verkehrsstraße wohnenden Völkerschaften, daß sich niemand beikommen ließ, ihn freventlich zu stören und zu gefährden. Eine „heilige Straße“, auf der alle Händler unter dem Schutze der Gottheit standen, zog sich über die Alpen dahin, und jedermann mochte sie unbeschädigt benutzen, wenn er in friedlicher Absicht Handelswaren fremder Länder mit sich führte. So etwa sehen die Verhältnisse gewesen zu sein, denn anders wären die eindringlichen Leistungen des Mitteleuropahandels jenes Zeitalters überhaupt nicht zu erklären. Bis zu den Völkerschaften an der unteren Oder und östlich davon bis zur Memel wanderten die Waren des Südens, vor allem die etruskischen Erzeugnisse, doch auch Bronzefigürchen aus Hellas und vom Rhiland, Glasperlen aus Ägypten und andere afrikanische Produkte, dazu hethitische Erzeugnisse aus Vorderasien usw. Natürlich stellte dabei die Brennerstraße nicht den einzigen Handelsweg dar, sondern auch weiter im Osten und ebenso im Westen (Rhône—Rheinweg seit ca. 600 v. Chr.) gab es verschiedene Verkehrsstraßen von Bedeutung.

Auch von der homerischen und vorhomerischen Welt führten reizvolle Brücken des Handels in den „barbarischen“ Norden. Das kostbarste Zeugnis dafür ist der wundervolle Fund von 78 reingoldenen Schalen, Spangen, Ringen und Kultgegenständen im Gesamtgewicht von 5,08 Pfund, der am 16. Mai 1913 in Messingwerk bei Eberswalde in der Mark gemacht wurde und der sich jetzt im Märkischen Museum zu Berlin befindet: er entstammt etwa dem 10. Jahrhundert v. Chr., also der vorhomerischen Periode, und läßt erkennen, daß ein selber goldloses Gebiet Norddeutschlands sich damals eine erstaunliche Technik in der Bearbeitung von Gold angeeignet hatte, das man sich natürlich nur auf dem Wege des Handels verschaffen konnte.

Nicht bedeutsam war auch der Durchgangsverkehr durch Germanien. Die Schätze des Mittelmeeres und des skandinavischen Nordens traten über Mitteleuropa hinweg etwa seit dem Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends miteinander in Verbindung. Röstliche Erzeugnisse italischer Metallkunst sind in nicht ganz kleiner Zahl in Schweden und auf den dänischen Inseln gefunden worden. Umgekehrt birgt das Museum in Florenz ein Schwert skandinavischer Herkunft, das in Ägypten im Boden gefunden worden ist und sogar den Stempel des Pharao Sethos' II. (um 1200 v. Chr.) trägt! — Der Hauptmarkt für diesen Gütertausch des Südens und Nordens scheint das südliche Mecklenburg und die Prignitz gewesen zu sein. Hier häufen sich die Bodenfunde, die für jenen Handel Zeugnis ablegen, in ganz auffälliger Weise. Zumal eine Straße, die vom heutigen Wittenberge über Parchim und Sternberg nach Wismar führt, ist reich gesegnet mit Schätzen im Erdboden, die jener frühe Handelsverkehr in Bewegung gesetzt hat. Ob hier besonders mächtige Herrscher gesessen haben, die den Handel in ihr Gebiet zu lenken verstanden, oder ob aus anderen Gründen der Handel sich hier eine Umschlagstelle schuf, ist nicht zu sagen.

Jedenfalls geht aus dem Gesagten, das ja nur einen flüchtigen Überblick gewähren kann, deutlich hervor, daß es auch auf germanischer Erde vor 3000 und mehr Jahren gar manche Dinge gab, die sich die Schulweisheit noch vor einigen Jahrzehnten nicht entfernt träumen ließ.

Machen wir uns doch endlich alle völlig frei von der alten, durch hellenischen und römischen Hochmut aufgebrachten und bis heute vielfach gläubig nachgebeteten Suggestion, als ob 500 und mehr Jahre v. Chr. ganz Europa mit alleiniger Ausnahme der Mittelmeerländer von kulturlosen Barbaren bewohnt gewesen sei!

Felsenbilder am Bürgstein in Böhmen

Von Ing. E. Gebauer

Wir veröffentlichen diesen Beitrag (ohne uns auf die Deutungen des Verfassers festzulegen), um auf die Probleme hinzuweisen, die der Bürgstein bietet. Schriftl.

Imnitten des Sandsteingebietes, welches sich von der Elbe bis zum Jeschken hinzieht, erhebt sich das sogenannte Schwoilagebirge. Seine höchsten Erhebungen sind Durchbrüche vulkanischer Massen, meistens Basalt, welcher in Säulen-, Platten- oder auch Kugelstruktur über den Sandstein herausragt. Am Fuße des Slabitschlenberges, unterhalb des sogenannten Betgrabens, ragt aus ebenem, freiem Wiesengrunde ein gewaltiger Sandsteinblock empor, welcher rund 35 m hoch ist und etwa 50—60 m zum Quadrat an Grundfläche mißt. Von Natur aus schon fast senkrecht, sind die Wände sichtlich schon in ältester Zeit stellenweise völlig lotrecht abgehauen. Die vorgeschichtliche Bedeutung dieses gewaltigen Felsenwürfels ist unbestritten. Im Mittelalter wurde auf demselben eine Burg errichtet, wobei der Hauptteil der Befestigung aber im Felsen selbst eingegraben worden ist.

Von der höchsten Fläche des Felsens, wo vermutlich ehemals das hölzerne Ritterhaus stand, führt eine kreisrunde Öffnung von 100 cm lichte Durchmesser in die Tiefe. Etwa 1,20 m unter dem oberen Rande erweitert sich dieser Schacht nach unten flaschenartig bis auf einen lichten Durchmesser von 3,30 m im Mittel und reicht in dieser Weite von 3 m Tiefe bis 6,50 m Tiefe herab zu der horizontal ebenen Sohle. Es ist die grundsätzliche Form der Flaschengräber.

Dieses sonderbare Felsengemach führt den Namen „Krug“. Ähnliche, in die Tiefe geführte Felsengemächer sind in Böhmen bisher mehrere bekannt. Im siebzehnten Jahrhundert wurde die Burg als Herrensitz aufgegeben und Einsiedlern überlassen, welche daselbst Jahrzehnte hindurch ein gottesfürchtiges Leben führten. Diese erschlossen das Innere des „Krugens“ für freien Zutritt, indem sie von der Seite her eine torähnliche Öffnung durch die Felswand brachen, so daß das „Berließ“ seither bequem zugänglich ist.

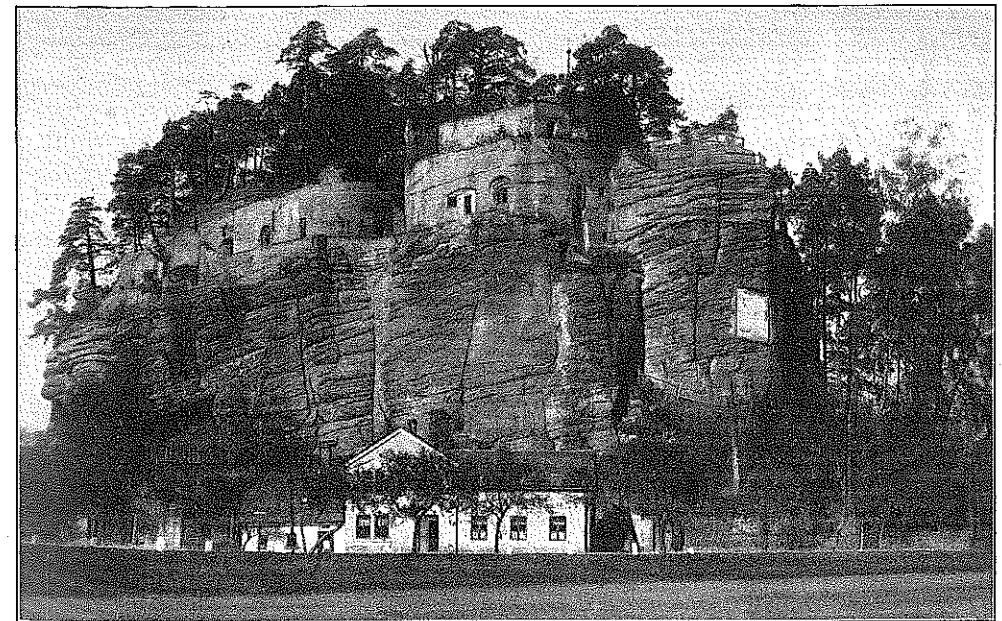


Abb. 1. Felsenburg „Bürgstein“, früher „Stolpen“ genannt.

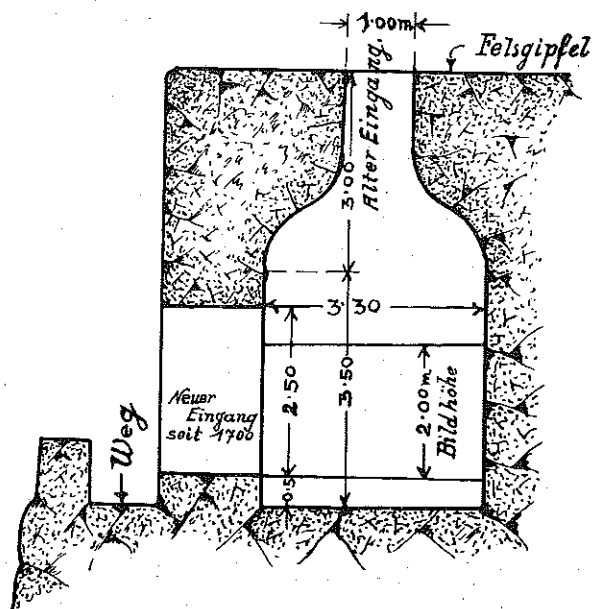


Abb. 2. Der „Krug“ am Bürgstein.

ohne weiteres deutlich erkennbar wären, weil die Lichtbilddaufnahme in dem engen, mehr als halbdunklen Raume mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; es möge deshalb auf die wichtigsten Darstellungen kurz hingewiesen werden.

Abb. 3 umfaßt übersichtlich die größere Hälfte des Bildes.



Abb. 3. Mittlerer und rechter Teil des Gesamt-Reliefs.

Schon bei seiner ersten Besichtigung der Burg vor etwa drei Jahren, fiel dem Verfasser an der Rundwand dieses „Krug“ ein reliefartiges Bild auf. Leider kam er erst in diesem Jahre dazu, das Bild eingehend zu besichtigen. Die Feststellungen waren überraschend. Das Bild reicht von etwa 50 cm bis zur Höhe von 2,50 m über dem Boden und umfaßt etwa zwei Drittel des Wandbogens, ist also beiläufig 7 m lang. Ob durch das Ausschauen der Toröffnung ein Bildteil vernichtet wurde, ist nicht feststellbar, aber nicht unwahrscheinlich.

Trotz wiederholter Aufnahme war es leider nicht möglich, die Bildteile so auf die Platte zu bringen, daß alle Einzelheiten desselben

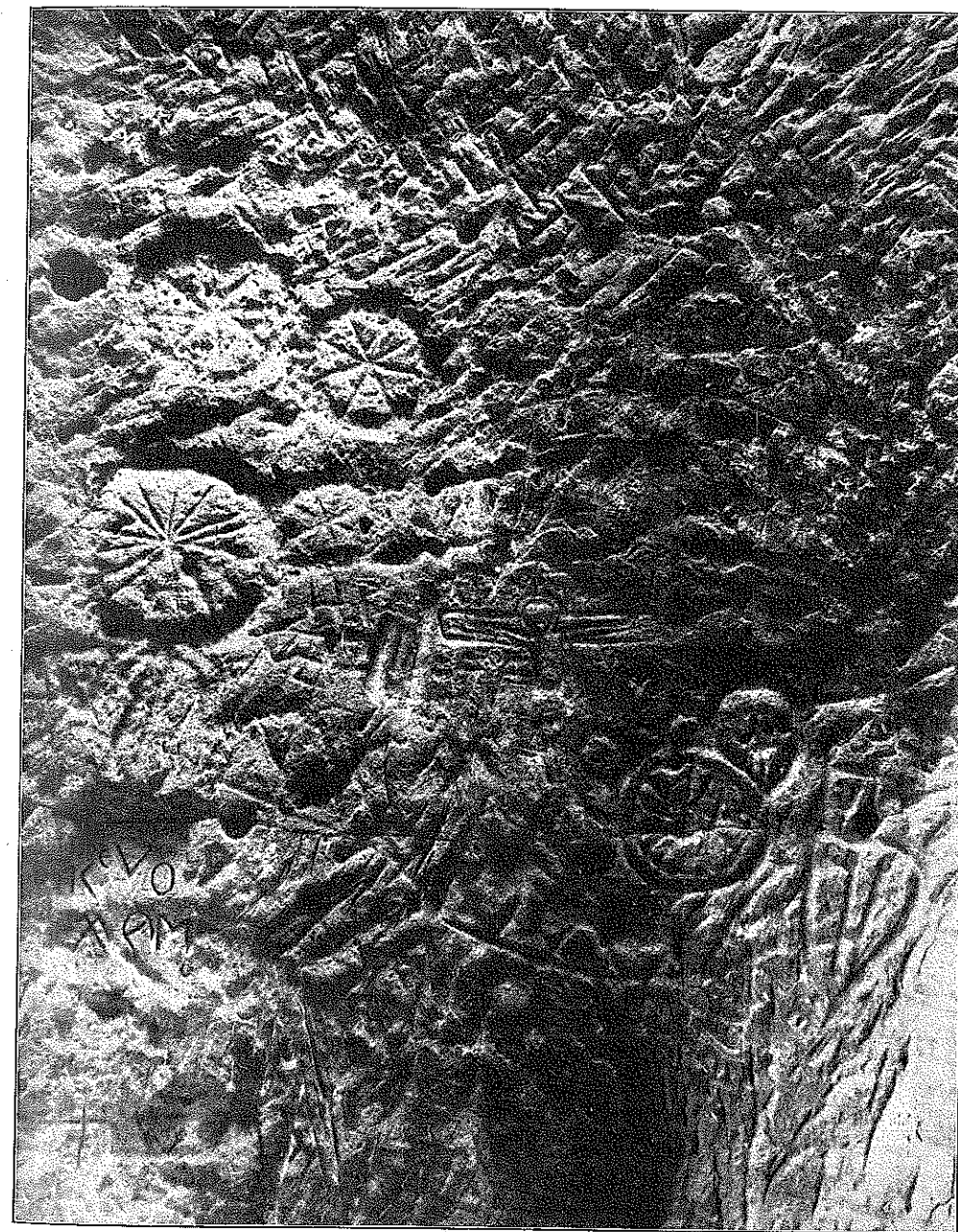


Abb. 4. Teilbild der linken Seite.

Abb. 4 zeigt eine Anzahl Sonnenscheiben, und zwar rechts oben ein einfaches Sonnenrad mit dem Strahlencentrum, ohne Strahlen (= Teilung).

Links und Mitte oben je ein kleineres und größeres achtgeteiltes Sonnenrad. Links Mitte ein sechzehnteiliges Rad. Daneben noch ein kleines achtgeteiltes Sonnenrad, unter welchem eine Schlange dargestellt zu sein scheint, deren Schwanzende unterhalb der 16-teiligen Sonnenscheibe hinter, bzw. aus dem Felsen hervorsteht. Ihr Körper liegt zusammengeballt in der anschließenden Nische, der Kopf oben. Rechts von ihr, in der glei-

chen Nische, sitzt eine sehr klein dargestellte menschliche Gestalt, deren herabhängende Beine und Füße gut erkennbar sind, der Oberkörper weniger deutlich. Unter der Mitte rechts ein Kreuz, welches aber keinesfalls das christliche Symbol darstellen kann. Deutlich ist nur der Querbalken und der Baumbalken vom Querholz abwärts. Das obere Stück des Baumbalkens fehlt. Dafür wölbt sich ein halber Sonnenring über dem Haupte der Gestalt. Unter den beiden Armen des Kreuzgottes befindet sich je ein kleineres Kreuz mit gleichfalls darangehefteten, menschenähnlichen Gestalten, die aber kaum die Schächer von Golgatha darstellen dürften. Links unten befinden sich scheinbar Runen und oben folgende Zeichen: $\epsilon \Delta$; darunter eine 1 = laf = Rune, dann $\angle = f$; daneben \circ = odil, darunter zwei gekreuzte 1 1 Bafrunen als Binderune \times (Wein und Rauch?), daneben ein Π = Urbogen und dann ein \bar{M} , sowie verschiedene andere Zeichen, welche keinesfalls als Buchstaben unseres Alphabetes angesprochen werden können. Rechts ist eine Sonnenscheibe mit noch unverständlicher Teilung. Ein waagerechter Strich teilt das Rad in zwei ungleiche Teile, ein senkrecht sein sollender Strich ebenso noch die obere größere Kreishälfte.



Abb. 5. Ausschnitt aus dem linken Bildteile.

In den drei Feldern ist noch eine besondere Teilung dargestellt. Die Grotte mit der in derselben sitzenden kleinen Menschengestalt, die drei Kreuze, der letzt erwähnte dreigeteilte Radkreis; ein darüber rechts dargestelltes Gesicht oder Kreis, neben dem letzteren rechts erscheinend ein Tier mit langem Hals, gehörntem Kopf und Ziegenrücken (Bock?), sowie verschiedene kleinere Figuren sind von einer Kreislinie umschlossen. Im Winkel rechts unten ist ein Teil einer ummauerten Burg- oder Stadtlage angedeutet.

Teilbild 5 wird gleichfalls beherrscht von einem Kreuz, an welches eine weibliche Gestalt geheftet erscheint. So wie bei den Kreuzen in Teilbild 4 sind die Arme waagrecht ausgestreckt, was also christliche Symbolik, welche letztere die



Abb. 6. Teilbild aus der Mitte unten.

Schwerkraft des an den festgehefteten Händen hängenden Körpers in ihren Darstellungen berücksichtigt, von vornherein ausschließt. Im Kreuzeswinkel links oben befindet sich wieder der viergeteilte Sonnenkreis mit liegendem \otimes Kreuz, was nach Wirth das Symbol der Jahreswende bedeuten würde. Links darunter befinden sich zwei ineinander verbundene Odilrunen $\&$ mit den Kreisschlingen nach unten, demnach ein mit der Spitze nach oben gerichtetes Herz darstellend. Rechts über dem Kreuz zwei „Ur“- oder „U“-Bogen übereinander, nach Wirth die Hieroglyphe der „Muttershöhle“. Darunter, unter Hüfthöhe, der am Kreuze hängenden Frauengestalt ein Beil oder Hammer¹, mit nach unten gerichtetem Stiel. Links oben eine große, noch näher zu untersuchende herzförmige Figur mit Kreuzesymbolen. Mehrere weitere Zeichen sind vorläufig nicht deutbar, so ein W, unten, u. a. Ritzungen.

Teilbild 6 zeigt links unten den wintersonnentwendlichen Jahrgott, sein Haupt eingehüllt in die halbe Sonnenscheibe. Er scheint aus den Felsen herauszutreten. Rechts von bzw. über ihn springt — gleichfalls aus dem Felsen — ein junger Löwe. Neben diesem steht, etwas tiefer, ein Nar. Er hat den Kopf einer riesenhaften Gestalt nachdenklich zugekehrt, welche in langem, bis zu den Füßen reichendem Mantel fast die ganze Bildhöhe rechts einnimmt und scheinbar mit einer Hand nach dem Adler greift. Unterhalb des Nars sieht man das Runenzeichen. Unter den Weichen des jungen Löwen befindet sich eine Sonnenscheibe, eine zweite neben dem Oberarm des Jahrgottes. Zu Füßen des letzteren kriecht eine Schlange aus den Felsen und züngelt neben der genannten Gestalt empor.

In Teilbild 7 sind die, übrigens über das ganze Relief verstreuten, Sonnenscheiben oder Köpfe (vielleicht symbolisieren sie beides) vorherrschend. Auffällig ist eine von einer Ur-Bogen-Hieroglyphe überdachte offensichtliche Höhle. Neben dem Ur-Zeichen rechts ein Stierkopf. Über der Runenreihe rechts steckt wieder eine Schlange den dicken Kopf mit ge-

¹ Ein gleiches Gerät befindet sich am Eingang zu den Höhlen bei Wellnig. Dort sitzt eine männliche Figur, wahrscheinlich Tor, auf dem Hammerücken, darunter ein Totenschiff.

spaltenem Rachen züngelnd empor, links des „Urbogen“-Zeichens ebenso eine zweite. Unmittelbar neben letzterer ruht ein Adlerkopf seinen offenen Schnabel aufwärts, um ein wenig höher als die Schlange.

In Teilbild 8 sind wohl die bedeutendsten astralsymbolischen bzw. mythologischen Darstellungen angebracht. Das Bemerkenswerteste sind die in drei Streifen rechts übereinander dargestellten Reihen menschlicher Gestalten. Die unterste Reihe umfaßt neun Personen, und zwar von rechts nach links, eine männliche, neben ihr eine weibliche und wieder eine männliche Gestalt, welche in der Linken einen Stab trägt. Alle haben die Arme gesenkt. Sodann eine gebietende männliche Gestalt im langen Kleid und Mantel, den linken Arm gesenkt, den Rechten bis über das Haupt erhoben. Dann wieder eine Frauen- und zwei Männergestalten, je einen Arm gesenkt, den anderen erhoben. Eine der letzteren trägt an der Seite ein Schwert. Sie scheinen in eine Höhle zu schreiten, an deren Eingang eine Art Irminsul oder Lilie emporragt. Vor dem Eingang, rechts vom Beschauer, steht eine kleine Gestalt mit hochgehobenen Armen. Der rechte Unterarm scheint nach unten verlängert. Links vor dem Eingang hält eine, anmutig an den Felsen geschniegte Frauengestalt mit halb erhobenen Armen eine brennende Fackel empor.

Zu Füßen der mittleren drei Personen dieser Gruppe ringelt sich eine ungeheure Schlange, welche die Füße der mittleren Frauengestalt umschlingt.

Über dieser Gruppe befindet sich eine zweite, in kaum halber Größe der ersteren dargestellt. Von links nach rechts zeigt diese Figurenreihe vor allem einen gewaltigen Adler, welcher in sitzender Stellung, die Krallen weit vorgestreckt, Manneshöhe noch überragt. Dann folgt eine männliche Gestalt, die rechte Hand in Schulterhöhe haltend, die linke emporgestreckt und den Kopf des Adlers berührend. Dann wieder nebeneinander zwei Aare (schreitend). Dann folgt eine große, anscheinend neben dieser eine kleinere und wieder



Abb. 7. Teilbild Mitte oben.



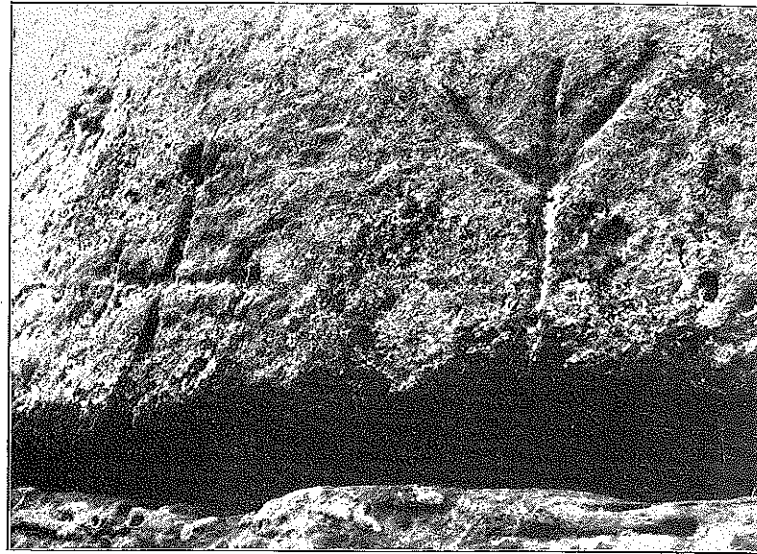
Abb. 8. Ausschnitt rechts unten.

eine große menschliche Figur. Schließlich, über beide spaltähnlichen Vertiefungen sich erstreckend, ein Pferd mit einem Reiter, die Hinterfüße noch hinter dem zweiten Spalt gegen links, Kopf und Vorderfüße schon rechts von der ersten Spalte.

In der oberen Gruppe¹ ist von rechts nach links ersichtlich: Die Hieroglyphe des aufsteigenden Jahrgottes. Neben der Schlinge derselben, rechts an diese unmittelbar anschließend ein Tor, verriegelt mit einem zweifach gekreuzten Balken. Dann folgt weiter links eine Sonnenscheibe mit stehendem Jahrkreuz. Links anschließend eine mächtige Tiergestalt (Fenriswolf?) auf den Hinterbeinen stehend, den Körper emporgebäumt, von einem Knaben anscheinend gebändigt. Im Raume zwischen dem Kopfe des Tieres, seinen Vorderbeinen und dem Oberkörper des noch kindlichen Knaben ist ein menschliches Antlitz in Form einer Sonnenscheibe sichtbar. Über dieser Dreigruppe befindet sich ein breites, hohes Tor, gekennzeichnet durch den mächtigen Querbalken und Seitenpfeiler mit Konsole. Neben dem Tor links eine hohe gebietende Gestalt, mit verhältnismäßig gut erkennbarem Kopfe und Gesicht. Die Arme gesenkt scheint diese Gestalt erwartungsvoll den Kampf des Knaben mit dem Untier zu verfolgen. Über der Tiergestalt ein flügelgeschlagener bzw. herbeifliegender Aar. Links von der anscheinend gebietenden Gestalt eine weitere menschliche Figur, mit dem linken Bein kniend, das rechte Bein aus der Spalte nachziehend. Der linke Arm ist in die Hüfte gestemmt (gesenkt), der rechte Arm hoch erhoben. Hinter der ersten größeren Spalte sieht man zwei rechtwinklig emporgehobene Arme, wahrscheinlich einer Gestalt zugehörend, welche leider fast nicht mehr erkennbar ist. Deutlicher ist die siebente Menschengestalt in dieser Reihe, welche, anscheinend herbeieilend, eben über die Kluft (zweiter Spalt gegen links) springt und gleichfalls beide Arme hochhebt. Weiter links, zwischen dieser letzten menschlichen Figur und dem Gitter hinter dem Kreuze steht mit halbgeöffneten Flügeln ein gewaltiger Aar, den überlangen

¹ Siehe auch Teilbild 3, da auf Teilbild 8 die obere Gruppe weniger deutlich ist.

Abb. 9. Kultsymbolische Zeichen oberhalb der Ritterstiege.



Kopf und Schnabel zurückgewendet, anscheinend den Kampf des Knaben mit dem „Wolf“ voll Spannung beobachtend. Zwischen ihm und der letzten menschlichen Darstellung (der springenden Gestalt) unmittelbar unter dem Inschriftenstreifen ruhen auf einer nach oben sich verjüngenden kegelförmigen Säule drei oder zwei Vögel, anscheinend Gänse, bekanntlich Symbolik des „All“.

Über der oberen Gruppe menschlicher und tierischer Gestalten befinden sich zwei Reihen runenähnliche Zeichen, von denen einzelne leider bereits bis zur Unkenntlichkeit verwittert sind. Einige scheinen noch erkennbar.

Über den Runenreihen vier Sonnenscheiben oder Köpfe und rechts neben diesen wieder der „Urbogen“ oder (nach Wirth) die Mutterhöhle. Sie ist anscheinend mit einem Gitter (Selgatter?) verschlossen, aus welchem die Sonnenbraut (?) hervortritt, da sie vor dem Gitter steht.

Links von der Höhle, in welche die untere Gruppe zu schreiten scheint, befindet sich ein achtsackiger Stern, dessen inneres Feld wiederum die Sonnenscheibe darstellt.



Abb. 10. Kultsymbolische Zeichen an der Felswand unweit der Ritterstiege.

Damit sind nicht alle bemerkenswerten Einzelheiten des Reliefs erschöpft, sowie ja auch nur Teilbilder der gesamten Wandskulpturen vorläufig hier beigelegt sind. Die ausführliche Beschreibung und Deutung kann aus Raumgründen nur in einer besonderen Schrift erfolgen. Soviel aber dürfte auch aus dem Gebotenen ersichtlich sein, daß es sich um Darstellungen urarischer Kultsymbolik handelt. Dies wird noch weiter bestätigt durch Runen, die außerhalb dieses „Kreuzes“ oder Burgverlieses am Burgfelsen vorhanden sind. Vor dem oberen Zugang zur sogenannten Ritterstiege befindet sich die Y Rune, und links daneben das Zeichen ✕.

Unweit davon ist gleichfalls an der Felswand das Sonnenrad mit aufrechtem Jahrkreuz, stehend auf verlängerter Vertikalspeiche. Daneben wieder ein Jahrkreuz mit dem Zeichen des Jahresanfanges an beiden Enden des Querbalkens.

Als eine wichtige Voraussetzung für die Wahrscheinlichkeit des vorgeschichtlichen Charakters des Bildes erachtete der Verfasser die Feststellung, ob in der Frühzeit um den Burgstein Menschen siedelten, welchen der Felsen kultischer Mittelpunkt gewesen ist, und die das Felsenbild vor Jahrtausenden geschaffen haben können. Zu diesem Zwecke führte er im August Grabungen durch, welche ein überraschendes Ergebnis lieferten. Am Fuße des Burgfelsens stieß er auf eine, Jahrtausende hindurch benützte Wohnstätte. Zu unterst lagen um eine aus Steinen gefügte Herdstelle Massen von Asche und Holzkohle, Scherben von jungsteinzeitlichen Gefäßen, Werkzeuge aus Feuerstein, ein Knochenbolzen und viel Hüttenbewurf. Darüber folgten Scherben aus dem Neolithikum. Über denen — durch eine 8-cm-Sandschicht geschieden — Scherben von bronzzeitlichen Tongefäßen, und über dieser Schicht lagen Reste der Hallstadt-, noch höher der La-Tène-Kultur, bestehend in Tonscherben und einer Eisensichel. Die jüngsten Scherben stammen aus der Völkerwanderungs- und frühen Burgwallzeit, welche in der obersten Kulturschicht lagen. Diese Funde bilden eine nicht zu übersehende Stütze für die Annahme eines vorgeschichtlichen Ursprunges des Felsenbildes¹.

Zwei mitteldeutsche Höhlen erzählen

Von jeher haben Höhlen, Schächte und Stollenmundlöcher in der Landschaft auf menschliche Phantasie eigenartige Einflüsse gehabt. Sagen und Erzählungen sind entstanden, deren geschichtlicher Kern oft unendlich weit in geschichtliche, ja sogar vorgeschichtliche Zeit zurückweist.

Die mitteldeutsche Landschaft ist reich an Höhlen, von der Natur im Laufe der letzten Jahrmillionen erdgeschichtlicher Entwicklung gestaltet. Und in diesem landschaftsständischen Rahmen ist es wieder in ganz besonderer Weise der Orlagan zwischen König und Neustadt an der Orla, in dem größere und kleinere, mehr oder weniger geräumige Höhlen sich in dem Rifffolomit des Zechsteins befinden.

Man hat am Totenstein, in der Wüsten Schauer bei Döbriß wissenschaftliche Ausgrabungen unternommen und wertvolle Ergebnisse für die Vorgeschichtsforschung Deutschlands gehabt. In den letzten Jahren sind nun zwei mitteldeutsche Höhlen im Orlagan berufen gewesen, mit ihrem ergrabenen Inventar berechtigtes Aufsehen zu erregen. Die dort gemachten Funde haben aber nicht nur für Fachkreise Interesse, sondern der Wert der Funde für die Menschheitsgeschichte überhaupt berechtigt dazu, von den in letzter Zeit gemachten Funden zu erzählen.

In jahrelanger mustergetreuer Arbeit hat der Neustädter Vorgeschichtsforscher Martin Richter die Kriegerhöhle bei Döbriß

¹ Allerdings ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß das erwähnte Wandbild einer späteren Zeit entstammt als jener, deren Kultsymbolik es darstellt. Als erster Einsiedler kam im Jahre 1690 der Maurer und angeblich gelernte Baumeister Konstantin auf die von dem Besitzverlassene Burg. Als zweiter hauste auf derselben zugleich mit ersterem seit 1710 Bruder Wenzel, ein Maler, welcher als Künstler einen Namen hatte und von dem auch das Bild der heiligen Katharina am Altar der Stadtkirche von Burgstein stammen soll. Es läßt sich nicht von vornherein ausschließen, daß dieses Wandrelief im „Kreuz“ wie auch die Runenzeichen und Symbole an den äußeren Felswänden von diesen beiden stammen.

riß im Orlagau als bedeutende Kulturstätte der Altsteinzeit ausgegraben. Diese Kniehöhle liegt heute 26 m über dem Talboden des Samsenbaches, der in 70 m Entfernung als Wasserstelle gedient hat. Die Wohnhöhle liegt nach Westen offen, an einem sonnigen Hang. Bewohnt ist diese Höhle vor ungefähr 20 000 Jahren von Vertretern der Cromagnonrasse im sogenannten Magdalenien. Es waren Pferde- und Rentierjäger.

Vor der Wohnhöhle fand Richter das älteste Pflaster der Welt, eine Kalkschieferplattenanlage von 46 qm, die den Raum eines Langkreises besaß. Diese Platten entstammen dem Samsenbachbett, wo sie etwa 300 m entfernt von der Höhle anstehen. Gegen 2000 solcher Platten hat der urzeitliche Bewohner der Kniehöhle nach und nach herbeigebracht, sie dort verwendet, wo gerade eine schmutzige, schlüpfrige Stelle vor dem Höhlenraum einen Bodenbelag erforderlich machte. Durch diesen Plattenbelag wurde die Fläche vor der Höhle wohnfähig und wahrscheinlich hat sich auch alles Leben des Urmenschen hier abgespielt. Was erhaltungsfähig war, ist zwischen und unter den Kalkschieferplatten von der Natur über die 20 000 Jahre hinweg bewahrt worden. Man fand so aufgeschlagene Tierknochen, die als Mahlzeitreste angesehen werden müssen. Weiter zeigten sich Feuersteingeräte, unzählige Feuersteinplitter, Geweißtangen, Tierzähne und herrliche Schmuckgegenstände. Die im Höhleneingang übereinanderliegend festgestellten Herdstellen vor der Höhle lassen den Schluß zu, daß in und vor der Kniehöhle der Mensch längere Zeit und vielleicht wiederholt gewohnt hat.

In den oberen Lagen der Plattenschicht fand man Reste des asiatischen Steppenpferdes, in den unteren Lagen das Rentier. Weiter fand man Reste vom Mammut, Schenkelknochen und eine kunstvoll aufgeschnittene Mammutrippe. Daneben sind Reste von Bär, Wolf, Fieber, Vögeln, Eisfuchs, Schneehase gefunden worden. Die zahlreichen Knochen vom Wildpferd erklärt Richter damit, daß der tafelförmige Döbritzer Berg vom Urmenschen als Pferdefalle bei der Jagd benutzt worden ist. An Feuersteingeräten hat Richter bis zum Frühjahr 1934 gegen 3800 Stück ausgegraben. Darunter finden sich verschiedene Ringe und Messerchen, Stichel, Bohrer, Ringe und Kraker. Alle diese Gegenstände sind aus Feuerstein gearbeitet. Dazu kommen noch Geräte aus weißem, braunem und blauschwarzem Quarzit, die der Kniegrottenbewohner aus seinem früheren Wohn-

gebiet mitgebracht hat. Aber auch Knochen wurden als Stoff zur Verarbeitung gewählt. Man fand gegen 50 Ählen, Speerspitzen, mit und ohne Giftrinnen, Pfeilspitzen, Meißel, Knochenadeln mit Ohr und poliert. Mit den Nadeln sind wahrscheinlich genähte Pelzkleider hergestellt worden. Seltenheiten sind Eisenbeinadeln und ein kleiner, aus Hirschhorngebeiß hergestellter Hammer, zwei mit konisch sich verjüngenden Böchern versehene, sogenannte Kommandostäbe, die entweder als Zaubergerät oder als Fellstrecker zu erklären sind. Ein prachtvolles Stück stellt die Eisenbeinharpune dar, die bisher nur einmal auf der ganzen Erde gefunden wurde. Daß es sich um eine Brunt- und keine Gebrauchsharpune handelt, beweist die Eingravierung eines gedrehten Fadens. Herrlich sind auch die Beweise der Kunstbetätigungen des Magdalenienmenschen der Kniehöhle. Man findet Darstellungen vom Wildpferd, Bison, vielleicht auch stilisierte Menschenfiguren. Als Schmuck trug man durchlöchernte Muscheln, Tierzähne, kleine Steine, Rentiergerandeln. Rötelfüßchen lassen vermuten, daß man sich anmalte. Ein gezähntes Steinchen mit eingravierten Ritzern wird von Richter als Zaubergerät angesehen.

Noch weiter in die Menschheitsgeschichte führen die Ausgrabungen in der Eisenhöhle unterhalb der alten Kaiserpfalz Ratis zurück. Nachdem der Besitzer der stolzen Burg Major von Breitenbuch die ersten Grabungen ausführte, begann die Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle durch Dr. Hülle eine über längere Zeit währende Ausgrabung, die kürzlich auch zum Abschluß gekommen ist. Dr. Hülle bezeichnet die Menschen, die in der Eisenhöhle ihre Spuren hinterlassen haben, als „die ältesten Höhlenbewohner Mitteldeutschlands“. Es wurden durch die neueren Grabungen nicht nur die Erdschichten in, sondern auch vor der Höhle untersucht. Man konnte durch diese Schürfarbeiten das interessanteste Profil erforschen, das von der Altsteinzeit bis auf unsere Tage einen in der Welt einzig dastehenden Entwicklungsüberblick der letzten 200 000 Jahre der Menschheitsgeschichte vermittelt.

Man fand in den obersten Schichten Reste mittelalterlicher Gefäße, die von den damaligen Burghewohnern stammen. In 2 m Tiefe traf man vorgeschichtliche, bronzezeitliche Funde an, die ungefähr 4000 Jahre zurückreichen. Die aufgefundenen interessanten Kupferschalen sind als Beweis für das Alter einheimischer Kupfergewinnung und Kupferverarbeitung anzusehen. Darunter liegen Ablagerungen der

diluvialen Inlandvereisung, die zwar nicht bis in den Orlagau reichte, aber Ablagerungen in dem eisfrei gebliebenen Orlagau hinterlassen hat. Steppe bedeckte die Orlagaulandschaft, und in diesem Landschaftsraum tummelten sich verschiedene Arten von Wildpferden, Moschusochsen, Rentiere, eine ganze Anzahl von Nagetieren, wie Hermelin, Ziesel, Pferdeshpringer. Der Mensch jagte diese Tiere, und seine Anwesenheit ist durch Funde seiner Geräte belegt. Wie in der Kniehöhle bei Döbritz fanden sich typische kleine Feuersteinwerkzeuge, Knochenwerkzeuge und eine Kette aus durchbohrten Tierzähnen aus der Magdalenienzeit. Auch die Spuren älterer Menschen aus der Aurignaczeit fanden sich in der Eisenhöhle: Feuersteinwerkzeuge, von Mahlzeiten der Höhlenbewohner herrührende zerbrochene Tierknochen und der Unterliefer eines kleinen Kindes. In der Tiefe der Höhle liegt eine dunkelbraune Erdschicht, in der die Reste des Höhlenbärs vorherrschen. Weiter zeigten sich Nashorn, Hirsch- und Pferdearten. Diese Funde stammen aus der Zwischenzeit. Auch der Urnensch war in dieser Zeit Bewohner der Eisenhöhle. Nach Dr. Hülle zeichnete sich

dieser Urnensch durch eine hohe Kunstfertigkeit aus. Man fand von seiner Tätigkeit bearbeitete Knochen und Feuersteine, so Schaber, Kraker, Spitzen, aus Eisenbein Geräte. In der tiefsten Erdschicht, die man ausgrub, lagen staunenswerte Zeugnisse für die Anwesenheit des Urmenschen. Aus Gelenkspfannen von Nashorn und Mammut hat man Trinkgefäße und Beleuchtungsgegenstände angefertigt. Schaber und Fellkraker gewann man aus Röhrenknochen des Höhlenbären und des Nashorns. Dolche und Knochen spitzen sind in prachtvoller Ausführung gefunden worden. Die Reißzähne des Höhlenbären verwendete man als Signalflecken. Die Hirschhorngebeiß benutzte man zum Hacken, ebenso Höhlenbärenunterliefer. Zu solchen Knochengerätekunden kommen kunstvolle Lanzenspitzen aus Feuerstein.

Diese herrliche Ausbeute, die einen wundervollen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit lieferte, liegt in dem Heimatmuseum der Burg Ratis, während die Funde aus der Kniehöhle bei Döbritz sich in den Händen ihres Entdeckers befinden.

R. Gundt.

Die Fundgrube

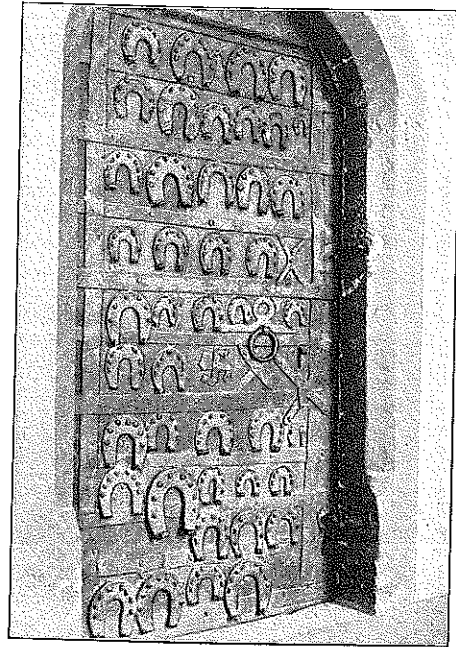
Erfreuliche Ausnahme. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, wie gering das Wissen um die Lebensverhältnisse unserer Vorfahren in der Allgemeinheit noch heute ist. Immer wieder stößt man in Zeitungen und Zeitschriften auf die landläufigen falschen Vorstellungen. Eine erfreuliche Ausnahme bildet der Aufsatz „Woher stammt die Seife?“ von A. Raab in Nr. 6/1934 der Monatszeitung „Praktische Winke der deutschen Verbandsdrogisten“. Nach einem alten Wort bestimmt der Seifenverbrauch den Kulturzustand eines Volkes. Wenn das richtig ist, so kann man mit einem klaren Schluß annehmen, daß der Beginn der Kultur zusammenfällt mit der Erfindung der Seife, und es gereicht uns zur besonderen Ehre, daß die Seife deutschen Ursprungs ist und schon in grauer Vorzeit bekannt war. Schon Plinius berichtet, daß die vornehmen Römer weiße Kugel- und Haar-seife als ein ganz neues Produkt aus den eroberten germanischen Grenzprovinzen bezogen haben, und daß dieses als Seife

bezeichnete Produkt vorzugsweise aus Buchenasche und Ziegenalg bereitet wurde. Der gleiche römische Schriftsteller weist darauf hin, daß die Deutschen weit erfahrener in der Herstellung der Seife seien, als die ihnen benachbarten Gallier, die ihrem Erzeugnis Kalk als unerwünschte Beigabe zuzusetzen pflegten.“

An einer Stelle dieses Aufsatzes scheint allerdings auch noch die Vorstellung hineinzuspielen, daß die antike Kultur eigentlich doch überlegen gewesen sein müsse: „Als erst die Seife im alten Rom bekannter wurde, versuchte man dieses deutsche Produkt natürlich nachzumachen und möglichst zu verbessern. Trotzdem muß man sich wundern, wie die alten deutschen Seifensieder schon die richtige Grundlage zu einer guten Seife erkannt hatten, indem sie vorzugsweise Buchenasche und Ziegenalg dazu verwandten.“ — Wundern kann man sich über die erfinderische Leistung doch nur dann, wenn man sie dem Erfinder nicht zutraut!

Das Hufeisen als Heilszeichen. In „Germanien“, 1934, Heft 1, erwähnt Dr. R. Kohl (Witterkind und Bergkirchen) verschiedene Kirchen mit eingemauerten Hufeisen.

Ein besonders interessantes Vorkommen dieses Brauchs findet sich in dem kleinen Dorf Genhofen, einige Kilometer nördlich des bekannten Luftkurorts Oberstaufen im bayerischen Allgäu. Genhofen besitzt eine alte Kirche, die mauerbewehrt auf einem kleinen Hügel liegt. Sie ist Sanft Stefan, dem Schutzpatron der Pferde, geweiht und hat im Gegensatz zu den meisten Kirchen der weiteren Umgebung ihren gotischen Charakter bewahrt. Ihr Turm heißt „Wendelstein“. Am Fuß des Hügels entspringen mehrere Quellen. Die Überlieferung berichtet, an Stelle der Kirche habe der Hügel in vorchristlicher Zeit eine Kultstätte getragen, wo Pferde geopfert wurden. Jedenfalls bildet die Türe zwischen Kirchenschiff und Sakristei eine Seltenheit. Sie ist von oben bis unten mit Hufeisen verschiedener Größen benagelt, und zwar handelt es sich ganz offensichtlich nicht um Gebrauchseisen, sondern um Weihegeschenke für den Schutzpatron der Kirche. Aus welchem Jahrhundert die Türe stammt, erscheint zweifelhaft. Auf dem Türsturz steht die Jahreszahl 1566, während rechts der Türe 1497 in die Wand eingemeißelt ist. Die Hufeisen selbst tragen verschiedentlich Zeichnungen. Auf dem ganz großen Eisen der obersten Reihe, sowie auf dem mittleren der dritten Reihe läuft das Zick-Zack-Muster. Das linke Eisen



der fünften Reihe zeigt unter anderem fünfmal eine Kugel mit umschriebenem Kreis, auf dem wieder je vier gegenüberstehende Kugeln angeordnet sind.

Es verdient aber besondere Beachtung und gibt gleichzeitig einen Hinweis auf das mutmaßliche Alter der Türe, daß zwischen den Hufeisen mehrere Runenzeichen stecken. So schließt die vierte waagerechte Reihe mit dem auseinandergezogenen Malkreuz X. In der fünften Reihe findet sich über dem Türring die Odalsrunen mit aller Deutlichkeit. Die sechste Reihe endlich trägt ein vollkommenes Hakenkreuz, sowie zwei Malkreuze.

Ob eine Deutung dieser merkwürdigen Kirchentüre besteht, ist mir nicht bekannt. Sie erscheint aber eingehenderer Bearbeitung wert. Ein Lichtbild steht gern zur Verfügung. Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg, Hindenburgstraße 37.

Das Hakenkreuz als Steinmetzzeichen. In den letzten Heften ist wiederholt auf den Zusammenhang der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Steinmetzzeichen mit uralten Symbolen hingewiesen worden. Von diesen darf in der Gegenwart das Hakenkreuz das größte Interesse für sich beanspruchen.

Nach der inhaltreichen Zusammenstellung von Steinmetzzeichen durch Bad (Von Steinmetzzeichen) in der Festgabe zur Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1861 findet sich das Hakenkreuz als Steinmetzzeichen — und zwar in der uns geläufigen Form: \mathfrak{H} — am Münster in Basel, an der Kirche in Zeitz und an einer Säule hinter dem Altar der Marienkirche in Zwickau (\mathfrak{H}). An derselben Kirche erscheint nach Bad das Hakenkreuz auch in der Form: \mathfrak{H} , und zwar an den äußeren Pfeilern und am Tor. In Altenburg hat Bad das Hakenkreuz in der üblichen Gestalt an den östlichen Außenpfeilern der Schlosskirche festgestellt, deren jetziger Bau im Laufe des 15. Jahrhunderts entstanden ist; außerdem aber verzeichnet er Steinmetzzeichen im Bogen der Tür des sogen. alten Kornhauses im Osten des Altenburger Schlosshofes (\mathfrak{Z} \mathfrak{Z}), die unzweifelhaft — ebenso wie das Zeichen im Schlussstein: \mathfrak{A} — mit dem Hakenkreuz zusammenhängen. Vielleicht handelt es sich um absichtliche „Verfälschungen“.

Es ist mir zur Zeit leider nicht möglich, diese Angaben im einzelnen nachzuprüfen; ich halte aber gerade heute eine Nachprüfung und vor allem eine Ergänzung des Materials für durchaus erwünscht. Beachtenswert ist jedenfalls, daß sich das Hakenkreuz gerade auch an christlichen Kirchen findet. Gotha. Dr. Kurt Schmidt.

Aus der Landschaft

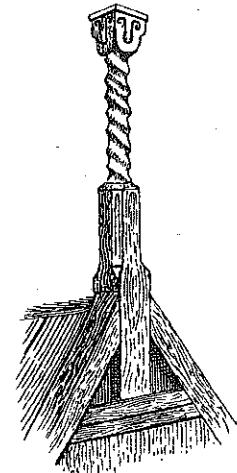
Der „Ged“. Als Giebelzier mancher Bauernhöfe Westfalens findet sich der „Ged“. Es ist dies häufig eine nach flämischer Art gedrehte Säule mit einem Knauf oder Stern als Abschluß.

Die Bedeutung dieses Zeichens sowie des Wortes „Ged“ in Verbindung damit ist nicht ganz klar.

Aus dem deutschen Schrifttum ist das Wort Ged etwa seit dem 14. Jahrhundert bekannt (Grimm). Es bezeichnet mit einigen Abwandlungen dem Sinne nach: Tor, Narr (Grimm) oder einen albernen, auch eiteln Menschen. In Schwaben gebräuchlich ist: gagg, gaggel, auch gagg (Grimm). Nach Brockhaus bezeichnet Ged einen albernen Menschen. „Die Grundbedeutung ist wohl: drehbar, beweglich.“ Man spricht heute noch von einem „verdrehen“ Menschen.

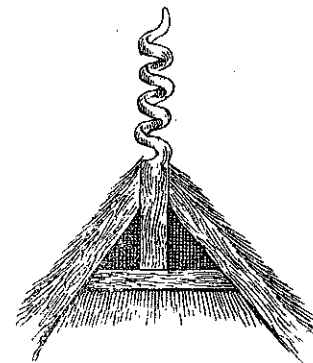
Außer dieser, eine menschliche Wesensart bezeichnenden Bedeutung des Ausdrucks „Ged“, findet man das Wort Ged als Bezeichnung für: Mantelstod (in Westfalen nach Woeste) für den Hebelstod einer Schiffs-pumpe (Sanders) und endlich in der anatomischen Bedeutung nach Grimm: „Ged heißt auch das Gelenk im Kälber- oder Schöpfentopf“. Daher die bekannte Redensart: „Den Ged strecken“.

Geht man von der bei Brockhaus erwähnten Grundbedeutung des Wortes Ged aus, d. h. also von „drehbar“, so bezöge sich die Bezeichnung „Ged“ bei dem Giebelzeichen rein äußerlich auf seine gedrehte Form. Über die Symbolik dieses Zeichens ist aber damit noch nichts gesagt. Um sie zu ergründen, muß man



Der „Ged“ als Giebelzier in Gesmold

wahrscheinlich auf germanische Kultgebräuche zurückgreifen. In seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit“ behandelt G. Wirth sehr eingehend die sogenannten Schulzenstäbe. Man findet sie in Preußen, Litauen und bei Westslawenstämmen im Gebrauch. Der Schulzenstab ist ein aus einer gedrehten Wurzel verfertigtes krückstodähnliches Gebilde. Schickt der Schulze diesen seinen Stab in die Häuser, so läßt er damit die Bewohner zu sich und sie müssen diesem Befehl folgen. Der Stab hat also eine gewisse Hoheitsgewalt. Litauisch heißt dieser Stab „trivule“ vom litauischen „kreivas“, d. i. gewunden, schief. Wir finden also hier eine eigentümliche Verwandtschaft zwischen „kreivas“ = gewunden und „Ged“ = drehbar. Beiden Begriffen scheint die Vorstellung von etwas gedrehtem zugrunde zu liegen. In Anlehnung an die Schulzenstäbe könnte man also vermuten, daß auch dem „Ged“ eine gewisse Hoheitsverkörpernde Eigenschaft zugebach war, weshalb er am Giebel, an deutlich sichtbarer Stelle des Hofes angebracht war. Darüber sollten entsprechende Untersuchungen angestellt werden. Damit hätte man aber weder die Symbolik des „Ged“ ganz erschöpft, noch die etymologische Bedeutung des Wortes in diesem Zusammenhang geklärt. Ich möchte glauben, daß hier die mythologische Deutung des Schulzenstabes weiterhelfen kann. Wie



Der „Ged“ als Giebelzier in Dörnberg

H. Wirth ausführt, setzten die Römer ihren Gott Merkur dem höchsten germanischen Gott Wodan gleich. Hier der Psychopompos, dort Albater, der die Seelen der gefallenen Krieger geleitet. Das Attribut des Merkur ist u. a. der „caduceus-Stab“. Derselbe Stab findet sich nach Wirth auch als Attribut Wodans. So scheint mir der „Ged“ auf eine Beziehung zu Wodan zu deuten. Ob weiter noch eine etymologische Verwandtschaft zwischen „Ged“ und „caduceus“, dem griechischen „kerkheion“ besteht, wage ich nicht zu entscheiden.

Über aufklärende Zuschriften aus dem Referat würde ich mich freuen.
Dr. med. E. Büch, Essen, Hindenburgstr. 93.

¹ Über die Verbreitung der Gedsäule als Siebelzier hat Dr. K. Brandt in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, 18. Bd., 1893, eine beachtenswerte Abhandlung „Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser“ veröffentlicht, der auch die beiden Abbildungen entstammen. Aus dieser Abhandlung seien folgende Sätze angeführt: „(Es) scheint mir eine feste Völkerstammesgrenze den Kamm des Teutoburger Waldes entlang bis an den Goldbach, dann westlich Osnabrück zum Biesberg, über die

Wittkeindsburg nach Venne und von hier zur Hunte unbedeutend gezogen werden zu können, da die Sprache, Tracht und Hausbau dieselbe Grenzlinie erkennen lassen, welche durch das beiderseits fast ausschließliche Vorkommen von Pferdeköpfen und von Säulen festgelegt wird. . . . Es drängt sich auf, daß es sich hier um eine von Osten gekommene Einwanderung handelt, die nach Süden hin den Wall des hohen Gebirgszuges nicht überflutete, nach Westen der Hase nur bis zu ihrem Tor bei Osnabrück folgte, nordwärts aber durch die zahlreichen Öffnungen des Wesergebirges sich in geringerer Stärke noch weiterhin ausgedehnt hat. Das Wahrzeichen des vordringenden Volkes war die Säule. . . . Die Tatsache des gewaltsamen Vordringens der Engern (Tac. Germ. Kap. 33) scheint mir so vortrefflich auf die oben geschilderten Grenzverhältnisse zu passen, daß ich geneigt bin, unser Hügelland für die Engern in Anspruch zu nehmen und das südliche und westliche Gebiet den Brutterern zuzuschreiben. Über den Norden möchte ich mich eines Urteils enthalten; nach Tacitus waren hier die Chatten ansässig, denen die Cherusker sich östlich anschlossen. . . . Als ausgezeichnet aber wird man jedenfalls die Lage von Osnabrück erkennen, in der natürlichen festen Grenze eines von Osten siegreich vorgeprägten Stammes.“

Die Bücherwaage

J. Schaeßch, Karl Georg, **Atlantis, die Urheimat der Arier**. 2. umgearb. und vermehrte Auflage. Berlin, Arier-Verlag, 1934.

Dies Buch ist ein kurzer Auszug aus zwei früheren Büchern desselben Verfassers: „Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes“ und „Uralte Sippen- und Familiennamen“. Dieses Buch ist so untauglich, daß wir einer ausführlichen Besprechung des Herrn Dr. Janßen in der Zeitschrift „Völkische Kultur“ (September 1934) nur wenig hinzuzufügen brauchen.

Einige wenige Angaben, die so wahnfinnig sind, sprechen für sich selber: Die Geschichte des arischen Stammes ist 29 500 Jahre zurückzuführen! — Die Titaner sind bei J. Schaeßch Germanen!! — Germanen und Arier sind ein und dasselbe, als ob es nicht auch indogermanische, aber nicht germanische arische Völker gäbe usw. — In einem wilden Durcheinander werden falsch verstandene Auslegungen von Sagen der verschiedensten Zeiten und Völker gebracht und daraus, unter völligem Verzicht

auf alle wirklichen Kenntnisse über vorgeschichtliche Völker- und Kulturentwicklung, ein phantastisches Märchen über die Arier der Urzeit entworfen. Es ist schade um den Fleiß des Verfassers, denn solche Bücher blieben wirklich besser ungedruckt. Der Arier-Verlag ist durch solche Veröffentlichungen heute ja schon hinreichend bekannt.

(Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums.)

Fiesel, Rudolf, **Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niederjachsen**. (Beiheft 9 zu Theutonia, Ztschr. f. deutsche Dialektforschung und Sprachgesch.) Halle 1934, W. Niemeyer Verlag. Gr. 8°. 36 Seiten. Geh. 2,40 RM.

Sehr klar aufgebaute Arbeit, die eine neue Systematik der Ortsnamenforschung fördern soll und deren Ergebnisse auch von einem nicht germanistisch Vorgebildeten aufgenommen werden können. F. beschränkt sich zeitlich und räumlich. Einleitend umreißt er kurz die Lage der Ortsnamenforschung, wie sie sich seit Arnolds Arbeit „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher

Stämme, zumeist nach heftigen Ortsnamen“ (1875) entwickelt hat. Sehr richtig ist, daß F. betont, daß die Philologie allein nicht weiter kommt, sondern sich auf Vorarbeiten und Hilfswissenschaften stützen muß (S. 6). — „Nicht zu viel Wasser, aber auch nicht zu wenig Wasser, das ist die Vorbedingung für frühzeitliche Siedlung.“ (Deshalb glaube ich auch nicht, daß das alte Thiatmelli an der Stelle des heutigen Detmolds gelegen hat, — die Stadt ist noch heute von Bruchland umgeben.) Unsere gegenwärtige Kenntnis erlaubt uns allerdings anzunehmen, daß die Siedler in Nordwestdeutschland durch Brunnenanlagen sich erheblich früher vom Vorkommen fließenden Wassers unabhängig zu machen verstanden, als das F. anzunehmen scheint. Auf Grund der urkundlichen Überlieferung werden dann im einzelnen die Ortsnamen mit den Grundworten -horstel, -büttel, -heim, -rode, -hagen, -stedt und -lehen behandelt. F. kommt dabei zu dem Schluß, daß die -stedt-Namen der Ausbreitung der Sachsen vom 2. bis 4. Jahrhundert n. Zm. angehören, daß alle anderen jünger sind. Sicherlich werden einmal die Orts- (und Flur-)namen uns helfen, die einstweilen noch ungeklärte Sachsenfrage (und was damit zusammenhängt) zu lösen, aber allein sind sie nicht dazu imstande. Deshalb sind auch die wesentlich auf literarischen Nachrichten beruhenden Schlüsse für den Siedlungsverlauf innerhalb des nordwestdeutschen Raumes ansehnlich und der oben aufgeführten grundsätzlichen Forderung widersprechend, denn die urgeschichtliche Siedlungsforschung wird nicht genügend berücksichtigt (s. die Arbeit von Schroller, „Beiträge zum urgeschichtlichen Hausbau in Niederjachsen“, Mannus 1934, S. 1).

J. Schaeßch, Karl Georg, **Uralte Sippen- und Familiennamen**. 2. umgearb. Auflage. Arier-Verlag G. m. b. H., Berlin 1934.

Das Buch schließt sich inhaltlich an die unkritischen und phantastischen Werke des gleichen Verfassers: „Die Arier, Herkunft und Geschichte des arischen Stammes“ und „Atlantis, die Urheimat der Arier“ an. Es geht von der Behauptung aus, daß die Germanen Familiennamen besessen haben und daß die Mehrzahl der heutigen deutschen Familiennamen und fast alle Rufnamen sich von arischen Sippenamen herleiten lassen. Eine große Zahl von Beispielen deutscher und anderer indogermanischer Namen wird angeführt. Der Verfasser versteigt sich zu der Behauptung, daß keine Wanderung der germanischen Stämme, sondern nur eine Abwanderung des Bevölke-

rungsüberschusses aus den germanischen Ländern stattgefunden habe.

Das Buch stellt ein Meisterwerk wirrer Phantasterei ohne eine Spur von Beweisführung dar und ist auf das schärfste abzulehnen.

(Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums.)

Hüttenhain, Helmut, **Wesing. Des Sachsenherzogs Kampf und Ausgang**. Schauspiel in 3 Aufzügen. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1934. 89 Seiten. 8°. (F.). Deutsche Bühnenbücherei. Bd. 13. 1,80 RM.

Hüttenhain hat das Schicksal des Sachsenvolkes mit warmem Herzen empfunden und findet oft die Kraft der Sprache, seine Begeisterung, seinen Zorn, seine tröstliche Zuversicht überzeugend zu gestalten. Wenn wir trotzdem unbefriedigt bleiben, so trägt manche Unausgeglichenheit der Darstellung die Schuld. Mitten in glaubhaften Taten und lebendigen Gedanken fangen seine Gestalten unvermittelt zu reden an, und hölzerne Gespinntheiten, unlebendiges Papierdeutsch stören peinlich, wenn man sich eben noch ehrlich ergriffen fühlte. Geschwätz und Lat schließen sich an. Ob H. die geschichtlichen Untergründe der Sachsenherhebung und die politische (auch rasenpolitische) Bedeutung des Selbstopfers Wittkeinds in der Taufe von Attigny erfaßt hat, wird nicht klar. Der Herzog hat, wie wir heute immer deutlicher erkennen, nicht nur den Freiheitskampf gegen die Franken, sondern die Erhebung der Bauern gegen Unbill eigenen Adels geführt. Frühere Zeiten, in denen Wittkeind nicht die große Rolle war, haben dem Herzog manche dichterische Verklärung von bleibendem Wert gewidmet. Unser Geschlecht muß noch stiller werden und Geduld lernen, zu reifen, damit es dieses Führerschicksal für sich versteht. Gabel.

Hjalmar Kühle, **Der erste Deutsche**. Verlag Westermann, Braunschweig, 1934. 276 Seiten. 5,50 RM.

„Der erste Deutsche“ — das ist Hermann der Cherusker. Was Kühle über ihn zu berichten weiß, das gehört zu dem Besten, was je darüber geschrieben worden ist. Es berührt ja zunächst merkwürdig, wenn die römischen Generale und Soldaten so sprechen, wie es uns aus dem heutigen Soldatenleben geläufig und vertraut ist. Es ist aber nicht zu leugnen, daß gerade dadurch ein lebensvolles Bild entsteht. Sehr treffend herausgeholt sind auch die Unterschiede in den sorgfältig geschliffenen Vorträgen der römischen Exzellenzen gegenüber der einfachen Sprache, die auch heute noch

den Deutschen und vor allem den Niedersachsen kennzeichnet. Überhaupt ist Kuzlebs Sprache und Ausdrucksweise so vollendet, wie seit Böns sie wohl noch nicht wieder erreicht worden ist. So lebensvoll und echt wie Sprache und Aufbau des Buches sind auch die Menschen, die Kuzlebs gestaltet. Sie könnten bei einer Wanderung durch Niedersachsen uns heute noch in jedem Dorf und jeder Stadt entgegen treten. — Wirkliche Dichter sind heutzutage wie zu allen Zeiten selten. Hier aber mit diesem Buche hat ein echter Dichter, gestützt auf ein umfassendes geschichtliches Wissen, das Schicksal des ersten großen Deutschen geschildert. S. 3.

E. J. Gautier, Geiseric, König der Wandalen. Die Zerstörung einer Legende. Herausgegeben und eingeleitet von Jörg Lechler, Frankfurt am Main, 1934, Societäts-Verlag, 372 Seiten Text mit mehreren Karten und 24 Bildseiten. Ganzleinen RM. 8.50.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Frankreich das Wort „Wandalismus“ geprägt, das dann sehr bald auch in Deutschland verwandt wurde. Einen Kunstfeind

und Barbaren nannte man einen „Wandalen“ oder „Gothen“. Wir sind es der Ehre unserer Ahnen schuldig, daß diese gedankenlosen Redensarten, die auf Geschichtslügen beruhen verschwinden. Es ist daher zu begrüßen, daß Lechler die ausführliche Geschichte der Wandalen, die der französische Gelehrte Gautier verfaßte, in deutscher Übersetzung herausbrachte. In geistreicher Art gibt Gautier eine Schilderung der Wandalenzüge, vor allem der Überfahrt nach Afrika und der Gründung des dortigen Wandalenreiches, das nur so kurze Dauer hatte. Insbesondere ist Gautier darauf bedacht, die Größe des „einzigen“ Wandalenkönigs, Geiseric, herauszustellen. Lechler ergänzt Gautier, indem er eine Einführung gibt in die Ergebnisse der neuen deutschen Wandalenforschung, die vor allem den Zug von Nordjütland nach Schlesien aufgeklärt hat. Man kann nicht bestreiten, daß es Gautier gelungen ist, ein außerordentlich lebendiges Bild der Wandalengeschichte im Rahmen der Gesamtgeschichte der damaligen Zeit, des Unterganges des Römerreiches und der Völkerwanderungen überhaupt zu geben. Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenchau

Aus der Urzeit

Hans Red, Früheste Menschheit und ihre Kultur in Zentralafrika. Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 12, Berlin 1935. Neuester Bericht über die Ausgrabungen in Oldoway und Kenja Colony, von denen insbesondere die erste Fundstelle einzigartig in der Welt ist durch die ungehörte Folge aller altsteinzeitlichen Kulturschichten. In Kanjera erwiesen zwei Schädelknochen den homo sapiens als Träger der frühesten Hellschichten Zentralafrikas. / **Werner Hülle, Vorläufige Mitteilungen über die Ergebnisse der Ausgrabungen der Felsenhöhle unter Burg Rannis (Thür.) und die Frage der Chronologie der Altsteinzeit in Mitteldeutschland.** Ebenda, Heft 3. Die Forschungen der letzten Jahre haben auch für Mitteldeutschland, insbesondere im Gebiete des Orlagaues, reiche Kulturfunde der jüngeren Altsteinzeit, insbesondere des Magdalenien, erschlossen. Nunmehr haben die neuesten Grabungen in der Felsenhöhle auch für die

ältere Altsteinzeit so eindeutige Schichtenfolgen ergeben, daß auch hier eine klare kulturelle und zeitliche Gliederung möglich ist. Unter den schon bekannten Schichten fanden sich solche, die zweifellos geologisch älter sind als das Aurignacien. Die oberste derselben führte gut gearbeitete Feuersteinwerkzeuge vom Thringsdorfer Typus, die auch in technischer Beziehung zeigten, daß wir es hier mit einer Ailingenkultur zu tun haben, die älter als das Aurignacien ist. Unter dieser Schicht lag eine zweite, die reich an großen Knochengerten ist und zweifellos Beziehungen zu der von Menghin aufgestellten „protolithischen Knochenkultur“ zeigt, im Gegensatz zu dessen Theorie aber auch hervorragend gearbeitete Steinwerkzeuge führt. So u. a. wahre Meisterwerke an dünnflachen, regelmäßig gearbeiteten weidenblattförmigen Spizen, dreieckigen Handspizen und flachen Schabern, die z. T. an die schönsten Stücke des Solutrén erinnern, ohne daß die geringste Möglichkeit besteht, Beziehungen zu dem späteren französischen Solutrén zu ermit-

eln. Eher bestehen schwache Anklänge an das Acheuléen, obwohl der Faustkeil völlig fehlt. Es handelt sich hier sichtbar um eine ausgesprochene Eigenentwicklung, jedoch müssen auch die etwaigen Beziehungen zum mährischen Ur-Aurignacien Absalons und zum ungarischen Protosolutrén noch untersucht werden. Unter dieser Schicht lag wiederum eine noch ältere, die auffallend kleine Knochengerte, daneben auch Quarz- und Quarzgeräte enthielt, mangels typischer Formen aber bisher keine Vergleichsmöglichkeiten bietet. / **Bruno Braun, Altpaläolithikum in Ostthüringen.** Mannus, 26. Jahrg., Heft 3/4, Verlag Rabitsch, Leipzig 1934. Die Abhandlung behandelt die Ausgrabungen bei Schmirchau, Landkreis Gera, die eine der älteren Altsteinzeit zugehörige Kultur von ebenfalls durchaus eigenem Gepräge zutage förderten. Die genaue zeitliche Eingliederung muß erst von der Geologie entschieden werden. Auch andere Stätten Ostthüringens haben bereits diese altertümliche Kultur geliefert. / **Hugo Obermaier, Löße und Lößmenschen in Europa.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrgang, Nr. 6. Der Aufsatz untersucht die Beziehungen zwischen dem Löß, einer typisch eiszeitlichen Bildung, und den von ihm eingeschlossenen Kulturschichten. Es zeigt sich, daß er durchaus nicht überall gleichzeitig ist in Europa. Während die Lößbildung in Westeuropa schon mit dem Ausgang der älteren Altsteinzeit zu Ende zu gehen scheint, erreicht sie in Mitteleuropa erst mit den Vereisungen der jüngeren Altsteinzeit ihren Höhepunkt. Dementsprechend ist auch die Lagerung der Kultureinschlüsse verschieden zu bewerten, wie auch sonst die verschiedenen klimatischen Verhältnisse, die keineswegs immer einen Zeitunterschied bedeuten, stets zu berücksichtigen sind. / **Jenö Hillebrand, Die Wanderungsrichtung der Aurignacienkultur in Europa.** Mannus, 26. Jahrg., Heft 3/4. Verfasser wendet sich gegen die von einigen Forschern vertretene Auffassung, daß das Aurignacien von Osten eingewandert sei. Auch die neuesten Grabungen in Osteuropa, in der Bukowina und in Bessarabien, im Kaukasus und in Südsibirien haben wiederum nur oberstes Aurignacien ergeben. Die ungarländischen und polnischen Forschungen haben dasselbe Ergebnis gezeitigt. Auch das primitive Aussehen von R. Absalons „mährischem Primitivaaurignacien“ dürfte durch das schlechte Material wird in außerordentlich lebendiger Kultur erklärt Verfasser als eine Mischkultur aus Willendorfer Spätaurignacien und

ungarländischem Protosolutrén. Dazu stimmten auch die zwei dort gefundenen Menschentypen, von denen der eine „austroloid“, der andere der Aurignacrasse zugeordnet werden konnte, und es ist verlockend, anzunehmen, daß das Aurignacien und dieses Protosolutrén gleichzeitig waren. Das verbietet sich aber eindeutig durch das Vorhandensein zweifelloser Aurignacieneinschlüsse. / **Alfred Rust, Die eiszeitlichen Bewohner Schleswig-Holsteins.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, 10. Jahrg., Heft 9. Verlag Rabitsch, Leipzig 1934. Auf der Felsenmark Meindorf bei dem Hof Stellmoor, Kr. Stormarn, konnte ein Rentierjägerlager aus dem mittleren Magdalenien ausgegraben werden, das überraschend wertvolle Funde erbracht hat. Das Hauptjagdtier war das Ren, der Hauptwerkstoff Kengeweih. Mehrere prachtvolle Blattschiffe sowie andere Stöße und Schußspuren konnten an den Resten der Jagdbeute nachgewiesen werden. Auch ließen sich wertvolle Einblende in die Bearbeitungsart der verschiedenen Geräte und Werkstoffe gewinnen. Das wichtigste war jedoch der Fund eines geschäfteten Feuersteinmessers, des ersten aus der Altsteinzeit. Ein gleicher, eigenartig geformter Griff aus Kengeweih war schon im Vorjahre gefunden worden und als „Angelhafen“ gedeutet worden, ein dritter ist inzwischen dazu gekommen. Die Griffe sind überdies verziert, der eine mit einem mäanderähnlichen Muster, der andere mit einem regelrechten, sehr gut ausgeführten Mäander. Die Messer sind vermutlich für feine Lederarbeiten verwendet worden. Eine durchlochte Bernsteinseife wies sehr gut gesehene Tierzeichnungen nach Art der westeuropäischen auf. Ornamentale und naturalistische Kunst zeigen sich hier also, und zwar in Spitzenleistungen, vereint. Ein weiterer Befund kann nur als Opfer gedeutet werden. Während sonst die kostbare Jagdbeute — der Eisrand befand sich in damaliger Zeit in unmittelbarer Nähe — restlos für Nahrungs- und Gebrauchszwecke verwendet wurde, ist hier ein junges Rentier, die Brusthöhle durch einen mächtigen

Stein beschwert, im Teich versenkt worden. Dieser wertvolle Fundplatz darf vielleicht als der Ausgangspunkt neuer Aufschlüsse über die Altsteinzeit gewertet werden. / Josef Strzygowski, **Drei Kunstströme aus nordischen Zwischenzeiten.** Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 6. Strzygowski zeigt auf, wie drüchig unsere bisher gültige Geschichts- und Kunstbetrachtung ist, die schließlich doch nur aus einer willkürlich begrenzten Reihe von „Bestandstücken“ besteht, die ebenso willkürlich durch Geschichtsbetrachtung miteinander verbunden worden sind. In seinem eigenen Entwicklungsgang zeigt er, wie erst die Erkenntnis der großen Zusammenhänge auf den Kern der Fragen leitet. Die Vorgeschichte hat unser Wissen um Mensch, Kunst und Kultur um mehr als viele Jahrzehntausende erweitert. So vermögen wir die großen Entwicklungsströme auch nur zu deuten, wenn wir sie in ihrer Gesamtheit erfassen und die aus Arbeits-

gründen notwendige Grenze so weit wie möglich zurückverlegen. Hier erweisen sich die Zwischenzeiten als das Gegebene. Von jenem Zeitpunkt ab sind jene großen Kultur- und Menschenströme von Norden ausgegangen, deren hochentwickelten Spuren wir dann in der sogenannten eigentlichen Geschichte begegnen.

Gertha Schimmel.

Die Zeitschrift „**Heimat und Arbeit**“, Monatshefte für pädagogische Politik, Verlag von Julius Beltz, Langensalza, erhielt die Zulassung für die weltanschauliche Schulung im Arbeitsdienst. Ihrer Aufgabe entsprechend ordnet sie jetzt die Beiträge, die im wesentlichen von den beiden Herausgebern, Dr. Theodor Scheffer und Oberarbeitsführer Müller, Brandenburg, herühren, in einen pädagogisch-politischen und einen historisch-politischen Teil, um so dem Deutschtum als Nah- und Fernziel zu dienen.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Berlin. Auf dem geselligen Abend, den die Ortsgruppe Berlin am 12. Ostern im „Spaten“, Friedrichstr. 172, veranstaltete, hielt Generalmajor a. D. Haenichen, Berlin, einen Vortrag über „Werkzeuge, Baustoffe, Bauformen“, der durch zahlreiche Lichtbilder wirksam unterstützt wurde. Der Vortragende ging von der Steinzeit aus, deren funktreich erdachte und wirkungsvoll verwendbare Werkzeuge (Beile, Sägen, Bohrer) er in zahlreichen Beispielen in Wort und Bild vorführte und deren teilweise Erhaltung und Gebrauch in ihren Grundformen über die Bronzezeit hinweg bis in die Gegenwart hinein nachwies. Besonders eingehend behandelte der Redner den Hausbau, den er von seiner einfachsten Gestalt in der Steinzeit an, dem auf mächtige Steingrundmauern gestellten Steildach bzw. den auf Holzpfeilern, die in die Erde gerammt wurden, errichteten Holzständerbauten, bis zu den kunstvollen Fachwerkbauten des Mittelalters schilderte. Eine große Zahl von zum Teil selbst aufgenommenen Lichtbildern gestaltete diesen Teil des Vortrages besonders genussreich. Bedeutsam war der die ganzen Ausführungen des Redners durchziehende Grundgedanke, daß das Vorbild des altgermanischen, recht-

edigen Holzhauses von seiner Heimat aus nicht nur bis nach Griechenland, sondern darüber hinaus noch bis in den fernsten Osten (China) gewandert und dort gestaltend eingewirkt hätte. Mit einer Mahnung zum Stolz auf die Leistungen der Vorfahren und das Deutschtum schloß der mit großem Beifall aufgenommene Vortrag.

Im Sommer finden keine geselligen Abende statt. An ihrer Stelle sind Ausflüge an einige vorgeschichtlich bemerkenswerte Punkte der Umgebung Berlins (Blumenthal, Paarseiner und Werbellin-See) geplant, die Herr Krause, Berlin-Neukölln, Joh.-Gus-Str. 2, leiten wird.

Ortsgruppe Frankfurt a. Main. Am Mittwoch, dem 26. Juni, 20 Uhr, spricht Friedrich Schrader im Lessing-Gymnasium, Hansa-Allee 27, über: Betrachtungen zur Christianisierung Germaniens.

Ortsgruppe Hagen. Den Schluß der winterlichen Arbeitszeit bildete der — wieder wohlgelungene — Vortrag vom 13. April, gehalten von Baurat Schmidt, Wöpkle, über „Germanische Kultbauten“. Nach anfänglicher Zurückhaltung mußte er als Baufachmann sich auf Grund eingehender Forschungen zu der Auffassung Hermann Wil-

les bekennen, daß es bei einem Teil der Großsteinebauten in der nordwestdeutschen Tiefebene, bei den sogenannten „Hünenbetten“ um die Sockelüberreste von überdachten germanischen Kultbauten handeln müsse, wie sie zumindest für das Jülfest als Versammlungsort nötig gewesen seien. Selbst der Steinzeitmensch habe zumeist in überdachten Behausungen gelebt, der germanische Bauer hat bereits Holzblockhäuser, auf Steinsodeln errichtet, unter Strohdach und Rohrdächern gelegt. Mit ausgezeichneten Lichtbildern von den noch erhaltenen Hünengräbern meist der Lüneburger Heide gab Schmidt, Wöpkle, einen Einblick in die Art, wie wir uns diese Bauten auf Grund des heutigen Befundes vorzustellen haben. Der sehr inhaltsreiche Vortrag schloß mit dem schönen Wort von Hans Much: „Alle wahre Kultur ist Heimatkultur. Eine internationale Kultur gibt es nicht. Wo nicht der Wille zur Heimat ist, ist kein Wille zur Kultur.“ Es schloß sich angeregte Aussprache und u. a. Erwähnung des neuen „Mannus“-Aufsatzes von Prof. Hopmann, Leipzig (seine geänderte, jetzt freundliche Stellungnahme zu den astronomischen Theorien Wilhelm Leubts) an.

Ortsgruppe Osnabrück. Gemeinsam mit der NS-Kulturgemeinde hatte die Ortsgruppe Dr. v. Leers eingeladen, der am 27. April vor überfülltem Saale über „Rom und die Germanen — ein geistiges und politisches Ringen durch vier Jahrhunderte und seine Folgen“ sprach und begeisterte Anteilnahme fand.

Im Jahre 113 v. Zv. erfolgte der erste frühgeschichtliche Zusammenstoß der Germanen (Zimbern und Teutonen) mit den Römern, deren rassistischer und sittlicher Verfall schon einsetzte. Eine neue Religiosität, stark orientalistisch beeinflusst, kommt auf. Rom hält seine Herrschaft dank bester Organisation ohne Seele. Die nach Siedlungsland verlangenden Zimbern und Teutonen werden nach ihrem Sieg bei Noreja dann bei Aquae und Verreclae vernichtet. Die Eroberung Galliens durch Cäsar bringt weitere Zusammenstöße zwischen Römern und Germanen. Der Bauernkönig Ariovist wird mit seinen Sueben vernichtet, Cäsar fällt über die Siedlungsland suchenden Alipeter und Tenkterer her. Die Germanen links des Rheines werden vernichtet. Die römische Macht reicht bis zum Rhein. In den Beziehungen zwischen Römern und Germanen macht sich ein Kriegsgewinnlerum übelster Art breit. Die Römer dringen immer mehr vor. Eine römische Flotte zeigt sich 9. v. Zv. auf der Elbe. Drusus, dem Mussolini vor kurzem in Bozen nach

Beseitigung des Denkmals Walters von der Vogelweide ein solches gesetzt hat, macht seine Streifzüge zwischen Weiser und Elbe. Die Schlacht im Teutoburger Walde unter Armin (Arminius) ist der verzweifelte Aufstand eines Bauernvolkes. Dieser Sieg macht Deutschland für kurze Zeit frei bis zum Rhein. Mit den Vorstößen des Germanicus folgen neue römische Einbrüche. Der Kampf um Rhein und Donau geht weiter. Die Germanen werden immer mehr durch Germanen bekämpft und durch Kolonialvölker aus allen Gegenden des Imperiums, die in den Festungen am Rhein und Donau in Garnison liegen. Rom ist als Geldmachtsstadt entartet und rassistisch aufgelöst. Die Franken und Goten stoßen vor. Rom ist inzwischen christlich geworden. Im Kampf gegen die Germanen kommt nun der Glaubenshaß hinzu. Es ist der Haß der minderwertigen Rasse. Die Ostgoten nehmen den Arianismus an, nicht auf Grund innerer Überzeugung, sondern auf Grund von Versprechungen. Theodosius macht mit dem Christentum ernst; er verbietet die olympischen Spiele, Sport gilt als unsittlich. Marich erobert Rom, die Vandalen Afrika, die Sachsen England, wo sie die Grundlage für das spätere britische Weltreich legen. Alle übrigen Reiche sind wieder zerfallen. Die Schlacht auf den katalanischen Gefilden bedeutet nicht die Rettung des Abendlandes, sondern den Sieg Roms, des römischen Rechtes und der römischen Kirche. Die Germanen standen auf Seiten Attilas, der nicht ein finsterner Räuberhauptmann war, wie er gern von der christlichen Geschichtsschreibung dargestellt wird, sondern ein türkischer Khan. Die Germanenreiche sind alle mehr oder weniger wurzellos geworden. Die Christianisierung erfolgt rasch. Die christliche Lehre wird mit germanischen Überlieferungen vermischt. Es erfolgt eine Angleichung, eine Mischung voller Widersprüche, worüber sich die Germanen jener Zeit schon klar waren. In Seele und Recht sind diese Germanen zerstört. Immerhin bieten sich im 5. u. 6. Jahrhundert noch große Möglichkeiten. Da verfallen die Franken Rom. Chlodwig wird katholisch, und die Kirche unterwirft sich das Frankenreich nach dem Ausspruch des Bischofs Remigius: „Wo immer du kämpfst, siegen wir.“ Die Kirche fördert die Mischung. Das Odalsrecht wird aufgelöst. Die Kirche weiß sich reichen Grundbesitz zu verschaffen. Der König bekommt Vasallen. Der Bauer wird unfrei, er muß Zinsen zahlen an Kirche und König. Es kommt zum geschriebenen Recht. Die Sprache der

Urkunden wird lateinisch. Was Chlodwig begann, fand in Karl dem Franken seine Vollendung.

Der Widerstand des Sachsen Widukind und der Bauerngeschlechter Niedersachsens, die noch länger als ihr Führer gegen die römische Unterdrückung kämpften, steht, wie Alfred Rosenberg mit Recht sagt, am Anfang der deutschen Geschichte, die ein ewiger Kampf gegen Rom ist. Der Kampf wird auch heute ausgefochten. Mit Fragen des persönlichen Glaubens hat das gar nichts zu tun; es ist ein weltanschaulicher

und politischer Kampf. Österreich ist heute die Rolle des Flavius zugefallen. Es ist aber notwendig, daß dieser Kampf gegen Rom mit Klarheit und Offenheit geführt wird, unerbittlich wie von jenen freien Bauern Niedersachsens, deren Heroismus am Beginn der deutschen Geschichte steht.

Berichtigung. Auf S. 118 in Heft 4/1935 ist versehentlich in Zeile 9 „Bild felsen“ angegeben; wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, muß es hier natürlich „Turm-“ (oder „Sagellum-“) felsen heißen.

Pflegstätte für Germanenkunde

Zur Begründung einer Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold hat die Lippische Landesregierung als erste Hilfe mehrere Räume im Museumsgebäude (dem einstigen Palais, Hitlerdamm 12, Eingang B) zur Verfügung gestellt.

Mit den von der Pflegstätte abzuhaltenden Lehrgängen kann in diesem Jahre zunächst nur in beschränkter Weise begonnen werden.

Als erste Veranstaltung wird im Juli dieses Jahres ein die Germanenkunde in sich schließender national-politischer Lehrgang in den neuen Räumen stattfinden, für den Lehrer und Schüler höherer Klassen aus Lippe in Betracht kommen.

Eine drängende Aufgabe der Pflegstätte besteht darin, daß mit der Verarbeitung des reichen germanienkundlichen Materials besonders aus der deutschen Landschaft begonnen wird, welches seit mehreren Jahren in Detmold zusammengefloßen ist. Damit im Zusammenhang steht die Einrichtung eines Weihestättenarchivs, wodurch beratend, fördernd und schützend bei der Schaffung moderner sogenannter Thingplätze Dienst geleistet werden kann.

Zur Heranziehung von Hilfskräften für die Arbeit hat die Deutsche Notgemeinschaft die erste greifbare Unterstützung beschloßen. Unter den Grabungen, für die weitere Mittel erforderlich sind, steht die Untersuchung des Gutshofes Osterholz nach Beendigung der Externsteingrabung in vorderster Linie.

* * *

In dem zu den Räumen der Pflegstätte gehörigen Hörsaal, der bisher der Ausstellung der Bandensammlung und der Arbeiten lippischer Künstler diente und 200 Personen faßt, findet die **Eröffnungsversammlung der diesjährigen Pfingsttagung** der Freunde germanischer Vorgeschichte am 11. Juni, abends 19.30 Uhr, statt. Wenige Minuten weiter am Wasser entlang liegt der „Neue Krug“, wohin sich anschließend die Tagungsteilnehmer zu geselligem Beisammensein begeben.

Deutschland wird völkisch sein, oder es wird nicht sein.

Ludendorff

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil: Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil: S. Sottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Bj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Juli / Heuert

Heft 7

Die deutsche Wissenschaft und ihre völkische Aufgabe Grundzug nicht Tendenz

Von Wilhelm Teudt

Unser deutsches Volk ist, wie auf Grund der rassienkundlichen statistischen Untersuchungen in den Schulen angenommen wird, noch zu mehr als 80 Prozent als germanischer Abstammung anzusehen; dabei wird, wie ich annehme, der auf deutschem Boden wohnende fremdsprachige Bevölkerungsteil im Osten außer Rechnung gelassen sein. In dem gleichen, also in einem sehr hohen Verhältnissatz lassen sich die Grundzüge der Vererbungslehre auf die Vererbung der Eigenschaften unserer germanischen Vorfahren auf das deutsche Volk der Neuzeit, auf uns, anwenden.

Von den körperlichen Eigenschaften hier absehend richten wir unsere Aufmerksamkeit auf das seelische und geistige Erbgut, wofür in gleichem Maße das Gesetz der Unveränderlichkeit in Jahrtausenden gilt.

Wenn unser heutiges deutsches Volk — immer im Vergleich zu den uns umwohnenden anderen nichtgermanischen oder wenigergermanischen Völkern — im ganzen genommen kulturfähig und kulturrwillig, fleißig, zuverlässig und gründlich ist, wenn es in erheblicher Anzahl durchsetzt ist mit schöpferischen Einzelpersonen, die Begabung haben zum Dichten und Denken, zu praktischem und idealem Schaffen, zu Wissenschaft und Kunst, so ist diese Kulturbegabung, die uns auf vielen Gebieten zu Lehrmeistern der Welt gemacht hat, nicht in wenigen Jahrhunderten anerzogen, oder gar plötzlich vor 1000 Jahren angelernt. Eben dieselben Eigenschaften hatten unsere germanischen Vorfahren. Sie sind als Erbgut durch die 30 Geschlechter hindurch auf uns gekommen. Unser Volk aber, und besonders wir alle, deren Anschauungen sich schon vor dem Aufkommen der Vererbungslehre gebildet haben, sind zur gegenteiligen Meinung von der kulturellen Minderwertigkeit der germanischen Vorfahren erzogen.

Die Frage, wie es möglich geworden ist, daß ein ganzes großes Volk zu einer nahezu restlos auf Irrtümern beruhenden Nichtachtung seiner Ahnen in geistiger, sittlicher und kultureller Hinsicht gebracht werden konnte, führt zur Erkenntnis einer erschreckenden

Verfettung ungünstiger Umstände, deren Untersuchung und Darlegung eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft unserer Tage im Dienste der Wahrheit geworden ist. Hier müssen wir uns mit dem Hinweis darauf begnügen.

Werturteile über Kulturhöhe und ähnliche Urteile können immer nur eine relative, keine absolute (eine verhältnismäßige, keine unumschränkte) Geltung beanspruchen. Germanisch-deutsche Kulturbegabung wird am besten beurteilt, wenn der Vergleich mit der uns umgebenden wesentlich romanischen oder slawischen Menschheit angestellt wird.

Wenn wir hüben und drüben nicht auf Einzelercheinungen blicken, die infolge Blutmischung überall zu erwarten sind, sondern uns bemühen, die Gesamteigenart der Völker auf einen Nenner zu bringen, dann tritt uns, wie mir scheint, ein bedeutsamer Unterschied in der Befähigung zur Sachlichkeit entgegen. Der gemeinte Begriff der Sachlichkeit würde sprachlich besser zum Ausdruck kommen, wenn wir statt Sachlichkeit „Sachsamkeit“ sagten, weil mit wenigen Ausnahmen ein Eigenschaftswort mit „sam“ in seiner Weise die innere Eignung oder Hineignung zu etwas aussagt (z. B. betriebsam, wachsam, friedsam). Von eben dieser Sachsamkeit des deutschen Volkes im Vergleich zu anderen Völkern spricht R. Wagner, wenn er sagt: „Deutschsein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“

Nicht größere Schöpfungsgabe (Genialität und Intelligenz) ist ein Sondergut des deutschen Menschen, sondern die genannte deutsche Sachlichkeit (Sachsamkeit), die von selbst zur Arbeitslust und Beharrlichkeit führt, auf sittlichem Gebiet u. a. auch zur Anerkennung und gerechterer Beurteilung des Tuns und Wesens anderer Völker.

Diese „deutsche“ Sachlichkeit hat einerseits auf nahezu allen Gebieten eine Überlegenheit des deutschen Könnens bewirkt, die in Krieg und Frieden zutage tritt und sich uns als die Ursache der Völkerfeindschaft gegen das Deutschtum offenbart. In diesem bedauerlichen Zustande ist auch nichts zu ändern, wenn wir nicht das eigene Wesen und Können drosseln wollen, um damit freundliche Mienen der anderen zu erkaufen. Höchstens wäre zu erwägen, ob sich nicht der deutsche Sport manchmal das Opfer eines Verzichtes auf Wettbewerb mit den anderen Völkern und damit auf einen nur den Haß steigenden etwaigen Sport Sieg auferlegen sollte.

Auf der anderen Seite gibt es auch eine Überspannung und Verzerrung der deutschen Sachlichkeit, eine Sucht, „objektiv“ zu sein und als objektiv anerkannt zu werden, die sowohl im Einzelleben wie im Völkerverkehr (d. h. beim Verkehr mit den weniger Objektiven) zur Vertrauenslosigkeit und ins Mißkeltum führt. Die uns bekannte germanische Geschichte bringt dafür erschütternde Beispiele.

Der Blick auf Übertreibung, Verzerrung und Mißbrauch darf uns nicht zu geringerer Einschätzung der das deutsche Wesen zierenden und seine Kulturhöhe bedingenden Sachlichkeit veranlassen, kann und soll uns aber einsichtig und vorsichtig machen.

Was von der Bedeutung und Auswirkung der deutschen Sachlichkeit im allgemeinen gesagt ist, gilt in betonter Weise auch in der gefährlichen Hinsicht auf dem Boden der Wissenschaft. Es hat seine guten Gründe und ist nicht zu verwundern, wenn aus dem völlig erwachten Deutschland auch völkische Forderungen und Mahnrufe an die Wissenschaft herantreten, daß sie ihre Aufgabe am Volk mehr als bisher erfüllen müsse. Denn niemand kann leugnen, daß wir seit dem 30. Januar 1933 in einer neuen Zeit mit anderen Erkenntnissen und Bedürfnissen leben. Wie überall so klopf die neue Zeit auch an die Tore der Wissenschaft.

Menschliche Unvollkommenheit bringt es mit sich, daß es bei den Forderungen und Mahnrufen nicht ohne Übertreibungen, Mißverständnisse und Entgleisungen abgeht. So sind denn auch in weiten Kreisen der deutschen Wissenschaft einschließlich ihrer völkischen Vertreter Besorgnisse laut geworden, als ob durch die Forderungen ein Antasten und eine Beugung des Grundsatzes der Wahrheit und Sachlichkeit, dem die deutsche Wissenschaft

ihre überragenden Erfolge und ihr Ansehen in der Welt zu verdanken habe, bedingt sei. Ein derartiges Unterfangen wird von allen ernst zu nehmenden völkischen Stimmen entschieden abgelehnt. Aber es scheint, daß auf beiden Seiten manchmal eine Unklarheit darüber, worauf es bei diesen Fragen letztlich ankommt, obwaltet, und daß sich daraus dann die Mißverständnisse ergeben.

Wahrheit ist die Wirklichkeit der Dinge, aber als Wahrheit gilt uns die von uns erkannte Wirklichkeit. Wenn sich die Wissenschaft mit Berufung auf den obersten Wahrheitsgrundsatz gegen wirklich oder vermeintlich unberechtigte Anforderungen zur Wehr setzt, kann man wohl die Gegenfrage hören: „Was ist Wahrheit?“ Mit dieser Pilatus-Frage ist aber nichts geschafft. Als Wahrheit gilt für jedermann noch immer, und wird immer gelten, die (subjektiv) erkannte Wirklichkeit, womit die (objektive) Richtigkeit solcher Erkenntnis noch nicht gegeben ist. Nicht nur wachsende persönliche Erfahrung, sondern auch der Wandel der Zeiten, d. h. der allgemeinen Anschauungen in einem Zeitalter, spielt dabei eine bestimmende Rolle. Trotz dieser Einschränkung braucht und darf auf Wahrheit und Wahrheitsgewißheit nicht unmutig verzichtet werden. Denn wie es absolute Wahrheit gibt, so haben wir auch solche.

Die Wissenschaft ist unaufhörlich pflichtmäßig an der Arbeit, die unterschiedlichen subjektiven Erkenntnisse zu einer allgemeinen, einheitlichen und jeder Probe standhaltenden Erkenntnis zu führen. Wer wollte leugnen, daß die Wissenschaften, zumal die sogenannten exakten Wissenschaften mit ihren bis dahin geltenden Grundsätzen erstaunliche Fortschritte in der Richtung auf die Wirklichkeiten in der Welt erarbeitet haben? Nichtanerkennung, Störung oder gar Knebelung der Wissenschaft bei dieser Arbeit würde ein über die Maßen törichtes Tun sein.

Daher soll die Ergründung und Klarstellung der — zunächst subjektiv — erkannten Wirklichkeiten ohne Rücksicht auf Vorliebe oder Wünsche und unbeirrt durch den Gesichtspunkt der Nützlichkeit oder Schädlichkeit geschehen. Bei Verleugnung dieses Grundsatzes würde ein Forscher, der gleichsam mit sehendem Auge Irrtumswege betritt, sein eigenes Bemühen je länger je mehr zur Vergeblichkeit verurteilen und in Sinnlosigkeit hineinsteigern. Es wäre Selbstbetrug und Betrug anderer. Wir hätten etwas vor uns, was man unter „tendenzioser“ Wissenschaft versteht, die den Namen einer Wissenschaft nicht verdient. Mit ihr dürfen und wollen die völkischen Forderungen nichts zu tun haben.

Mißverständnisse über diese wichtige Frage sind nur zu beseitigen, wenn auf beiden Seiten erkannt wird, daß die Unzufriedenheit, die Forderungen und Mahnrufe sich gar nicht auf die Wahrheitsermittlung an sich beziehen, sondern auf den Grundzug und die Voraussetzungen der Forschungen, sowie auf die dem praktischen Zielen der jeweiligen Wissenschaft entsprechenden Fragestellungen und Methoden.

Tendenz ist von Haus aus ein unparteiliches Wort und bedeutet Hineigung nach irgendeiner Seite. Aber „tendenzios“ hat, wenn es nicht ausdrücklich anders gekennzeichnet wird, im Sprachgebrauch einen üblen, verwerflichen Beigeschmack. Darum — und auch als Fremdwort — will ich es im folgenden ganz vermeiden und statt Tendenz „Grundzug“ und Grundton sagen.

Es darf als allgemein anerkannt gelten, daß es eine schlechthinnige (absolute), voraussetzungslose Wissenschaft nicht gibt. Aber wenn ich das Wort „Tendenz“ durch „Grundzug“ und „Grundton“ ersetze, so kann ich, ohne mißverstanden zu werden, den wichtigen Zusatz machen und darauf hinweisen, daß alle wissenschaftliche Arbeit von einem Grundzuge beeinflusst zu sein pflegt, ohne dadurch schon verwerflich zu werden. Der Grundzug kann z. B. sein, in den Fußstapfen eines Meisters zu wandeln, oder — allgemein — sich auf zunftmäßig angewiesene Arbeitsweise und Auffassungen zu beschränken. Der Grundzug kann auch weltanschaulich bestimmt sein, so, daß z. B. ein Forscher in einer Naturerscheinung entweder einen Erweis der Entwicklungslehre oder das Gegenteil erken-

nen möchte, weil er für sich und andere Klarheit haben will. So kann der Forscher auch völkisch eingestellt sein und das Hauptinteresse auf das dem eigenen Volke Dienliche richten.

Das alles braucht der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsfindung nicht den geringsten Eintrag zu tun. Es fragt sich nur, wie weit der Forscher sich dieser Begleittriebe bewußt ist, wie weit er einerseits, wo es nützt, sich ihrer erwehren kann, um nicht vom Wege der Wahrheit abgedrängt zu werden, andererseits aber ihrem Einfluß entsprechen darf und muß, um seiner praktischen Aufgabe gewissenhaft gerecht zu werden. Daß die Wissenschaft nicht nur für sich selbst da ist, sondern daß zu den praktischen Aufgaben ihrer vom Staat und vom Vaterland ermöglichten Arbeit auch der Dienst an Volk und Vaterland gehört, wird einem verantwortungsvollen Manne der Wissenschaft nicht zweifelhaft sein.

Die Verpflichtung, mit der wissenschaftlichen Arbeit, wo es angeht, zugleich auch dem eigenen Volk und Vaterland zu nützen, erfordert von dem Forscher den klaren völkischen Standpunkt, dazu zweckdienliche Blickrichtungen und Fragestellungen, die sich zumeist erheblich von der Weise unterscheiden, in der in den vergangenen völkisch noch nicht erwachten Zeitläuften an die wissenschaftlichen Aufgaben herangetreten wurde.

Es genügt hier ein Hinweis auf den Klassizismus. Als eines der mancherlei Unterrichts- und Erziehungsmittel unseres Volkes angesehen, soll die Geschichte, die Kultur und das Schrifttum der Mittelmeervölker in keiner Weise vernachlässigt oder in ihrem Werte verkannt werden. Aber als Quelle, maßgebendes Vorbild und Wertmesser deutscher Kultur ist das Geistesleben der Mittelmeervölker grundsätzlich abzulehnen. Es hat auf das deutsche Wesen einen irreführenden, kraftlähmenden Einfluß ausgeübt seit der Zeit, als die ersten Romanisierungsbestrebungen durch die Karolinger gewaltsam über unser Volk kamen und als sie in anderen Formen durch den Humanismus und nachfolgende Zeitströmungen fortgesetzt wurden.

Wenngleich die Aufnahmewilligkeit des deutschen Geistes für alles Edle eine bleibende, von seiner Sachlichkeit untrennbare Eigenart ist, die leider zur Übertreibung neigt und dann das völkische Tatkraftgefühl vermissen läßt, so sind die Erfahrungen von Jahrhunderten trübseliger Geschichte des deutschen Volkstums doch nicht vergeblich gewesen und haben Gegenwirkungen erzeugt.

Ein maßgebender Einfluß fremden Geistes auf das deutsche Wesen ist im neuen Deutschland um so unerträglicher geworden, je mehr die Höhe und der innere Wert der unterdrückten deutschgermanischen Eigenkultur erkannt wird.

Es ist ein wohlberechtigter Mahnruf an die deutsche Wissenschaft, der besonders auch der Vorgeschichtswissenschaft gilt, daß der bis in unsere Zeit übliche südliche Standpunkt von dem aus bisher die germanischen und deutschen Kulturdinge erforscht und beurteilt wurden, verlassen wird. Angelegenheiten unseres Volkes sollen vom germanischen Standort aus betrachtet und bewertet werden! Deutsche Geschichtsschreiber dürfen nicht mehr in innerer Verbundenheit mit Rom von den Goten als germanischen Barbaren, die das geliebte römische Weltreich überwunden haben, reden und schreiben. Die Zeiten müssen beendet sein, in denen die deutschen Archäologen bei den Grabungen auf germanischem Boden mit Feuereifer nach Römerspuren suchten, um jeden römischen Fund freudig zu begrüßen und herauszustellen, während den völkisch Empfindenden ein Unbehagen und Bedauern darüber ergreift, daß die Zerrissenheit und Uneinigkeit der germanischen Stämme einem fremden Volke gestattet hat, so tief und so nachhaltig erobernd in germanisches Land einzudringen. Das Recht und die Ehre des deutschen Volkstums stellen Forderungen an die Vorgeschichtswissenschaft, deren Erhebung und Klarstellung im einzelnen sich noch im ersten Anfange befindet.

Hier ist als eine der wichtigsten Forderungen auch strengste Nachprüfung aller sachlichen und besonders der geschichtsanschaulichen Voraussetzungen im Bereich der Ger-

manenkunde zu nennen. Das Gesamtbild vom Germanentum ist unter dem Einfluß ganz neuer Erkenntnisse in der Umwandlung begriffen. Aber die falschen Vorstellungen vom Alter und vom Ursprung des Germanentums bis zu den jüngsten Siedlungsfragen, von der äußeren Lebenshaltung bis hin zur künstlerischen und geistigen Betätigung wirken, wenn sie nicht einzeln überwunden werden, auch als unbewußte Voraussetzungen hemmend auf die Forschertätigkeit ein. Das verpflichtet den Forscher zu der oft mühsamen Aufgabe nach der Haltbarkeit jeder überkommenen Anschauung zu fragen. Es ist nicht eine Schädigung der Wissenschaft, sondern ein unerlässliches Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen, wenn den völkischen Forderungen in dem Sinne nachgegeben wird, daß mindestens als Arbeitshypothese bei allen auftauchenden Kulturfragen und in allen Zweweifelsfällen nicht germanische Mindertwertigkeit, sondern germanische Höchstleistung innerhalb der gegebenen Grenzen (Land, Klima, Zeitalter) angenommen wird. Nur so können die eingewurzelten Vorurteile so gründlich ausgerottet werden, wie wir es der Kulturehre unserer Vorfahren schuldig sind.

Nicht „tendenzlose“ Wissenschaft im alten verwerflichen Sinne ist völkische Forderung, sondern Wissenschaft mit germanisch-deutschem Grundzuge im dargelegten Sinne, eine Wissenschaft mit hohem Verantwortungsgefühl, eine Wissenschaft im Dienste der Wahrheit und im Dienste des Volkes.

Wir fassen das Gesagte in einige kurze Sätze noch einmal zusammen:

1. Die Erkundung der Wahrheit bleibt als oberster Grundsatz und Ehrenpunkt jeder Wissenschaft durch die völkischen Forderungen und Mahnungen völlig unberührt. Tendenzlose Wissenschaft verträgt sich nicht mit der zum deutschen Wesen gehörenden Art der Sachlichkeit, die von einem veräußerlichten Sachlichkeitsbegriff durch die Bezeichnung „Sachlichkeit“ unterschieden werden kann.

2. In Ansehung dessen, daß jede wissenschaftliche Arbeit von einem, sei es auf praktische, sei es auf ideale Ziele gerichteten und durch sie beflügelten Grundzuge begleitet sein darf und begleitet zu sein pflegt, sind alle völkischen Forderungen dahin zu verstehen, daß mit deutscher wissenschaftlicher Arbeit überall, wo es angeht, das Streben nach vaterländischer Wertbarkeit als Grundzug verbunden sein soll. Der vaterländische Grundzug schließt in sich den Kampf gegen das, was wahrheitswidrig dem Wohl und der Ehre des deutschen Volkes oder Staates zuwiderläuft.

3. Wird der vaterländische Grundzug der wissenschaftlichen Arbeit als Pflicht anerkannt, so ergibt sich daraus die weitere Forderung, daß auf deutschen Lehrstühlen solche Gelehrte, denen das völkische Verantwortungsgefühl im dargelegten Sinne fehlt, nur dann ausnahmsweise geduldet werden dürfen, wenn ihr aus sachlichen Gründen unentbehrliches Wirken in gebotener Zurückhaltung geschieht, ohne Schädigung unserer Jugend.

4. Von den Vertretern der Geschichtswissenschaft, insbesondere der germanischen Ur- und Vorgeschichte ist in unserer Zeit die Befähigung, der Wille und die innere Freiheit zur Beteiligung an dem Reformationswerk zu fordern, welches der Überwindung eingewurzelter Vorurteile und veralteter Lehren über germanisches Kultur- und Geistesleben gilt. Wo ein Empfinden für den hohen Eigenwert unseres vorväterlichen Kulturerbes noch fehlt, da muß verlangt werden, daß ein Gelehrter in allen Einzelfällen mindestens als Arbeitshypothese zunächst, d. h. bis zum Gegenbeweise, eine hohe germanische Kulturleistung annimmt.

Kein Wissenschaftler kann die mannigfachen Versäumnisse leugnen, die auf mangelhaftes völkisches Verantwortungsgefühl zurückzuführen sind. Die in tiefster Erniedrigung, am Rande des Abgrundes begonnene innere Erneuerung und Unterbauung der nationalen Kraft duldet schleppenden Gang und passiven Widerstand bei niemand, dem vom nationalsozialistischen Staat eine bedeutsame Aufgabe anvertraut ist.

Wenn ich auch für die Leser dieser Zeitschrift die Ortungslehren von Wilhelm Leudt und ihre Entwicklung als bekannt voraussetzen kann, so sei doch die Geschichte dieser Frage ganz kurz wiederholt. Vor mehreren Jahrzehnten hat der Bonner Archäologe Nissen ausgedehnte Studien zur Ortung griechischer, ägyptischer und anderer Tempel ausgeführt. Etwa gleichzeitig arbeitete in derselben Richtung der größte um die Jahrhundertwende lebende englische Astronom Sir Norman Lockyer. Auch ihn beschäftigten Ägypten und Griechenland, daneben aber die vorgeschichtlichen Steinsetzungen seiner Heimat, bzw. die in Schottland, Wales und der nordfranzösischen Bretagne. Gewiß sind seine Ansichten in vielen Punkten heute überholt, doch würde es sich lohnen, sie eingehend zu überprüfen, was aber nur ein ortskundiger Forscher durchführen kann. Soweit mir bekannt, hat Leudt seine Ideen weitgehend unabhängig von diesen beiden entwickelt. Er begann mit Aufsätzen im „Mannus“ 1927, um die sich dann ein lebhafter und nicht immer schöner Streit entwickelte. Seine zusammenfassende Darstellung in den „Germanischen Heiligtümern“ war Anlaß zu zahlreichen weiteren Ortungsversuchen, die sich über ganz Deutschland verteilten. Die Fachwissenschaft verhielt sich all diesem gegenüber schweigend oder ablehnend. Wir sind heute in einen neuen Abschnitt der Erörterung getreten. Anlaß dazu sind einmal das prächtige Buch von S. Reuter, dann die Untersuchungen von Rolf Müller und mir. Ich möchte in den nachstehenden Ausführungen ein Bild geben, wie ich die gegenwärtige Lage der Ortungslehre sehe. Dabei sollen eine Reihe Ergebnisse schon kurz mitgeteilt werden, die an anderer Stelle ihre ausführliche fachliche Begründung finden.

Das Buch von S. Reuter „Germanische Himmelskunde“ wird von anderer Seite aus eine ausführliche Würdigung finden. Ich möchte als Astronom nur ausdrücklich darauf hinweisen, daß ich in dem Werk bis jetzt keinen himmelskundlichen Fehler gefunden habe und gestaunt habe, wie glänzend sich Reuter in die Himmelserscheinungen unter den Breiten Norwegens und Islands hineingebacht hat. Wohl kann man hier und da noch etwas schärfer rechnen, etwa bei der Erörterung der Zahlenreihe Oddi Helgasons. Doch stellt sich dabei dann das vorchristliche germanische Wissen nur noch schöner heraus als zuvor. Die von Reuter aus den schriftlichen Quellen nachgewiesenen Ortungen in Island usw. sind uns aber eine willkommene Brücke zur vorgeschichtlichen Ortung.

In irgendeiner Weise mußten unsere Vorfahren vom Himmel den Jahreskalender ablesen. Was wir heute nur noch nachweisen können, sind Spuren solchen Tuns, z. B. in Form von Steinsetzungen. Was sie sonst vielleicht hatten, Pfähle, Meßgeräte, ist vergangen. Welche Himmelsrichtungen mußten für sie bedeutsam sein? Zunächst die Nord-Südlinie, die von allen am leichtesten zu ermitteln ist, ebenso die Ost-Westlinie, und als nächstes die vier Richtungen zu den Auf- und Untergangsstellen der Sommer- und Winter Sonnenwende. Als Zeitzeiger wird gewiß der Mond schon vor Jahrtausenden gedient haben. Der Nachweis dafür ist schon wesentlich schwieriger, wovon wir gleich noch hören. Schließlich konnten sie zu kalendrischen Zwecken die hellsten Fixsterne, nicht aber die Planeten benutzen.

Das erste Musterbeispiel von Sonnenortung wird immer der große Rundbau von Stonehenge sein. Schon immer wurde er so aufgefaßt. Von Lockyer genau vermessen, ließ sich die Anlage auf die Zeit 1600 vor Chr. datieren. Auch ich nahm Stonehenge zum Ausgangspunkt meiner Untersuchungen. Mit neueren Werten für die Änderung der Schiefe der Ekliptik war es möglich — Einzelheiten führen hier, wie in den späteren Abschnitten zu weit — Lockyers Rechnungen zu wiederholen mit folgendem Ergebnis.

Nimmt man die Richtung der großen Feststraße als maßgeblich für die Ortung an, oder was praktisch das gleiche ist, die Kilometerweit entfernten Wallanlagen, so kann danach Stonehenge um 1500 v. Chr. errichtet worden sein. Genauer zu sagen ist aber nicht möglich, auch die Zeit 1000 Jahre eher oder später wäre durchaus noch statthaft. Ferner kann in diesem Falle nur der obere Sonnenrand beobachtet worden sein. Daß die Zeitangabe so ungenau ist, liegt an der so langsamen Änderung der Schiefe der Ekliptik. Die Aufgangsstelle der Sonne zur Zeit der Wende ändert sich eben im Laufe eines Jahrtausends noch nicht um einen scheinbaren Sonnendurchmesser, und wir müssen den Alten doch immerhin Meßfehler bis zu 2—3 Grad, d. h. vier bis sechs Sonnendurchmesser zubilligen.

Die Verhältnisse an den Externsteinen lassen sich im Anschluß an Stonehenge am ehesten erörtern. Nachstehend sei das Ergebnis meiner im Frühjahr 1935 erfolgten genauen Vermessung kurz geschildert. Anlaß dazu war folgendes. Durch zwei Mitarbeiter von Prof. Andree war die Lage der Nord-Südrichtung und damit der sonstigen Grenzlinien des Sacellums unabhängig voneinander mit Kompassen festgelegt worden. Beide Angaben unterschieden sich beträchtlich trotz aller verwandter Vorsicht. Für den Fachmann ist dies nicht erstaunlich, habe ich es selbst doch erlebt, daß auf einem deutschen Hochseesdampfer die Mißweisung des Kompasses mit Hilfe der Sonne täglich nicht einmal, sondern viele Male geprüft wurde. Alle Ortungsfreunde möchte ich hier aufs allerdringendste davor warnen, aus Kompaßablesungen Ortungsschlüsse zu ziehen. Für das Sacellum kamen vier Ortungsbehauptungen in Frage. Einmal soll die heutige Achse durch das bekannte runde Loch zum nördlichsten Mondbau zeigen. Diese Richtung soll außerdem durch die 6½ km entfernte Ziffenküder Mühle gegeben sein, die an Stelle eines früheren Steinmales stehen soll. Weiter ist behauptet worden, vom Sacellum aus sei die Sonnenwende früher beobachtet worden, und bei seiner Einrichtung als christliche Kapelle seien die verschiedenen Wände usw. aus dieser heidnischen Richtung durch passendes Behauen herausgedreht worden. In der vorchristlichen Zeit soll die Achse des Sacellums zur Sonnenwende gewiesen haben. Schließlich soll auf dem Steintischberg etwa 1 km südostwärts der Ziffenküder Mühle ein Steinmal gewesen sein als Gegenpunkt der Fernortung vom Sacellum her für die Sonnenwende.

Die korrekte Nachprüfung, bzw. Vermessung verlangte mehrere volle Arbeitstage im Gelände mit Meßband und Theodolit und erst recht längere Rechnerie. Einzelheiten seien mir erspart.

Das Ergebnis lautet: Um Christi Geburt ging der obere Sonnenrand vom Sacellum aus zur Zeit der Wende um knapp 1½ Sonnendurchmesser rechts der Kuppe des Steintischberges auf. Um 770 n. Chr. hatte sich der Fehler nur unmerklich vergrößert, während er um 2000 v. Chr. nur einen halben Sonnendurchmesser betrug. Angesichts dieser kleinen Änderungen ist es natürlich nicht möglich, irgendeine Zeit für die Anlage der vermuteten Ortung zu sagen. Dies ist auch durch Leudt nicht geschehen. Bemerkt sei noch, daß auf der Kuppe des Steintischberges durch entsprechende Grabungen endsteinzeitliche Gräber festgestellt worden sind. Die Fernortung zur Sommerwende läßt sich am kürzesten wohl so beschreiben. Steht man im Sacellum mit dem Gesicht zum Sonnenloch, so muß man an die linke Nischenede treten, um so die Sonnenortung zu haben (der Fehler beträgt nur 1 cm). Dies ist genau die frühere Achse des Sacellums nach dem Rekonstruktionsversuch von Breitholz. Natürlich steht mir kein Urteil darüber zu, wie weit seine Gedanken im übrigen einwandfrei sind.

Die Fernortung zum nördlichen Mondbau, bzw. zur Ziffenküder Mühle stimmt noch sehr viel besser als die nach dem Steintischberg. Für Christi Geburt ist der Fehler

¹ Siehe „Mannus“, 1935, 1. Heft.

nur einen halben Monddurchmesser und würde für 1000 v. Chr. verschwinden. Die große Schwierigkeit ist hier die geschichtliche Seite der Ortung. Beim Steintischberg haben wir wirklich eine große künstliche Anshüttung, während im näheren Bereich der Fissenküder Mühle bis jetzt noch keine vorgeschichtlichen Spuren gefunden wurden. Als Nahortung kommt weder die jetzige, noch die rekonstruierte Achse des Sacellums in Frage. Zieht man noch weiter in Betracht, daß das nördliche Mondextrem (im Gegensatz zu den Verhältnissen in Norwegen, vgl. Reuter) in unseren Breiten im Laufe von 19 Jahren nur drei- oder viermal zu sehen ist, an Abenden, die vielleicht noch bedeckt sind, so tut man alles in allem gut, von der Mondortung in Verbindung mit den Externsteinen nur mit größter Vorsicht zu sprechen.

Gewiß haben sich die Dinge hinsichtlich der behaupteten Sonnenortung günstig entwickelt. Und wenn anderswo in Germanien in steigendem Maße Gleiches oder Ähnliches nachgewiesen wird, so erhöht sich in verstärkter Weise dann auch die Wahrscheinlichkeit der Ortung bei den Externsteinen.

Einen ersten Beweis in dieser Art haben wir in der Untersuchung von R. Müller von der Potsdamer Sternwarte über die Ortung bei den zehn Steinringen bei Odrz im Polnischen Korridor¹. Müller hat in früheren Jahren schon mehrfach derartige Untersuchungen durchgeführt, vornehmlich an den Sonnentempeln der Inkas in Bolivien. Wenn er ferner die behauptete Ortung vom Steintanz bei Bütow in Mecklenburg als Unfug erweisen konnte, so ist seine gründliche Untersuchung von Odrz um so höher zu werten. Sie zeigt absolut eindeutig, daß hier germanische Ortung nach der Sommer- und Wintersonnentwende vorliegt. Daneben scheint die Nord-Süd- und Ost-Westlinie eine Rolle zu spielen. Auch hier ist eine Datierung nicht möglich.

Zu den weiteren astronomischen Behauptungen Leudts gehören die Systeme der „Heiligen Linien“. Was sie besagen, brauche ich hier nicht näher zu erörtern. Als ich vor etwa über einem Jahr begann, mich ernsthaft mit diesen Dingen auseinanderzusetzen, sah ich bald, daß die Heiligen Linien, wie sie Leudt für die Detmolder Gegend in seinem bekannten Buche aufgestellt hat, nicht haltbar sind, daß im reinen Zufallsspiel ähnliche Systeme denkbar sind. Vor allem aber mußte einem die unzureichende geschichtliche Begründung so mancher georteter Stellen auffallen, selbst wenn man sie nicht gesehen hatte. Der Eindruck wurde verstärkt, als ich im vergangenen Sommer einige Heilige Linien an Ort und Stelle besichtigte. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann ich nur sagen: Die Idee der Heiligen Linien ist an sich gesund, verlangt aber äußerst peinliche Kritik bei der Aufstellung eines Linienystems. Wenn, was zu hoffen ist, anderswo in Deutschland solche Linien sich nachweisen lassen, so können wir sie auch für Detmold erwarten. Allerdings dürfte ihr Nachweis nicht leicht sein. Die Hinweise, die Leudt uns in seinem bisherigen System bietet, wird man mit Dank annehmen.

Unter diesen Umständen war mir die Arbeit von Dr. F. Röhrig „Heilige Linien über Ostfriesland“ sehr willkommen, vornehmlich deshalb, weil hier der Versuch gemacht war, der geschichtlichen Würdigung der einzelnen Punkte in etwa nachzugehen. Im Nachprüfen erlebte ich dann mehrfach die große Überraschung, daß Ortungen von Dr. Röhrig bei streng wissenschaftlichem Rechnen noch wesentlich besser wurden als vorher, was natürlich mich sehr zugunsten der Sache beeindrucken mußte. Trotzdem zeigte die strenge mathematische Analyse, daß auch das schöne Liniennetz von Dr. Röhrig sich nicht halten läßt. Ich habe versucht, für Ostfriesland ein neues System aufzustellen. Das Ergebnis der ganzen fast einjährigen Arbeit mit außerordentlich vielen Rechnungen ist kurz folgendes:

Nimmt man nur die sieben großen Grabhügel in Ostfriesland, die teils heute noch vorhanden sind, oder deren Lage sicher bekannt ist, so liegen diese Nord-Süd, Ost-West

und in den Sonnenwendrichtungen geschlossen so geortet, daß hier der Wahrscheinlichkeitsbeweis noch viel günstiger herauskommt, als bei der Untersuchung von Odrz. Ja, es läßt sich umgekehrt die Lage eines achten Hügels berechnen, der im untergegangenen Dollartgebiet lag. Versuchsweise kann man darüber hinaus noch bis zu fünf weitere Orte in Ostfriesland in ein Liniennetz zusammenfügen, Orte, deren vorchristliches Dasein nachweisbar ist. Sowie man das Liniennetz weiter ausbaut, gerät man in den Bereich der Zahlenspielererei auf der mathematischen Seite des Problems, muß aber zugleich dann auch Kirchen, Kapellen usw. heranziehen, deren Geschichte nicht mehr eindeutig bis in die Befehrungszeit reicht, sondern oft eine Lücke von Jahrhunderten klaffen läßt. Zugleich erheben sich aus geologisch-geschichtlichen Gründen schwerste Bedenken gegen das Heranziehen dieser Stellen wegen der mehrfachen Hebungen und Senkungen dieser Küstenlandschaft. So bleiben von den fast achtzig vorgeschlagenen Punkten Röhrigs allerhöchstens acht als Beweise für eine Ortung übrig, denen ich fünf anderweitige zufüge.

Bei der Durchführung dieser Untersuchung mußten verschiedene Gesichtspunkte der höheren Geodäsie neben solchen astronomischer Art berücksichtigt werden. Wegen der Einzelheiten kann ich nur auf den ausführlichen Aufsatz verweisen, der in einiger Zeit im „Mannus“ erscheinen wird. Ich möchte alle Freunde der Ortung, die solche Liniennetze aufstellen wollen, dringendst bitten, die vielfachen dortigen Anregungen und vor allem Warnungen zu berücksichtigen. Von den zahlreichen, mir bekanntgewordenen Liniennetzen kann ich erst drei als einer näheren Untersuchung wert anerkennen. — Da in Ostfriesland nur neben den Nord-Süd- und Ost-West-Linien die Sonnenwendlinien in Betracht kommen, ist eine eindeutige Datierung auch hier nicht möglich. Immerhin kann man zeigen, daß man beim Versuch einer solchen nicht mit dem vorgeschichtlichen Befunde in Widerspruch kommt, sowie daß hier wie übrigens auch in Stonehenge und bei den Externsteinen zur Ortung stets der obere Sonnenrand benutzt wurde.

Eine weitere und äußerst verwickelte Aufgabe, der ich mich zuwandte, war das Problem des Sternenhofes in Osterholz. Die 1926/27 von Leudt und seinen astronomischen Beratern Riem und Neugebauer gegebene Lösung ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Zusammen mit Herrn Studentrat Dr. Alföld¹ habe ich mich damals gegen diese gewandt und gezeigt, daß auch andere möglich sind. Anlaß zu meinen neuen Untersuchungen war eine Anfrage eines der ernsthaftesten Gegner Leudts. Wochenlang war die Entscheidung ungewiß. Es gab Phasen in der Arbeit, in denen Leudt hundert Prozent widerlegt schien, bis sich dann endlich folgendes Bild herausstellte².

Eine von mir durchgeführte geodätische Neuvermessung des Gutshofes lieferte zunächst bessere Werte für die Azimute der Wälle und Mauern als es mittels der alten Katasterangaben möglich war. Die nun einsetzende astronomische Deutung brachte eine fast verwirrende Zahl von Sternidentifizierungen. Daß dies so sein mußte, bewiesen auch von meinen Studenten gezeichnete willkürliche Sechsecke, die genau wie Hof Gierke rechnerisch bearbeitet wurden. Eine gleichzeitige Identifizierung aller sechs Mauern und einer siebenten Richtung zum Quellenhügel ist allerdings nur für zwei Zeitpunkte möglich. Einmal für 1500 v. Chr., ungefähr die alte Lösung von Riem und Neugebauer, sodann um 620 v. Chr., in Bestätigung unserer Untersuchungen von 1927. Das Experiment mit den willkürlichen Sechsecken diente zur Nachprüfung anschließender Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen, die in höchstem Maße zugunsten der Ortung sprachen.

Das Sechseck nebst dem Quellenhügel würde rein geometrisch durch elf Bedingungen definiert sein. Es war tatsächlich möglich, diese gewünschten elf Ortungen bei Gierke festzustellen, und zwar in der Art, wie es die nachstehende Figur zeigt. Aber noch immer

¹ Siehe „Mannus“, 1934, S. 289.

¹ Siehe „Mannus“, 1927, S. 236.

² Siehe „Mannus“, 1934, S. 261.

Diagram illustrating the construction of a perspective drawing of a cube, with vertices labeled by star names and dates:

- C_0 (top vertex): Sirius 5. 11.
- D (left vertex): Arktur 19. 12.
- E (bottom vertex): Plejaden 9. 8.
- B (right vertex): Wega 21. 3.
- A (bottom right vertex): Sonne 23. 6.
- P (top right vertex): Pollux 22. 6.

Other labels and lines include:

- Line C_0B : Pollux 21. 6.
- Line AB : Wega 21. 3.
- Line AP : Pollux 22. 6.
- Line PE : Arktur 1. Febr.
- Line AE : Sonne 23. 6.
- Line CE : Wega.

So scheint alles in allem der Nachweis mit hoher Wahrscheinlichkeit erbracht zu sein, daß der Sternenhof in der frühen Eisenzeit als Kalenderwarte errichtet wurde, und doch sei auf einen wichtigen Einwand hingewiesen. Noch wissen wir nicht, ob im tief-

Vielleicht ist der eine oder andere Leser mit den vorstehenden Ausführungen nicht ganz einverstanden, hält mich für zu vorsichtig. Das zu sein, ist aber Pflicht des Wissenschaftlers. Ich möchte aber auch alle Freunde der Ideen Teudts wiederholt um äußerste Vorsicht bitten. Mit schlechtbegründeten Ordnungsvorschlägen machen wir uns lächerlich, nicht nur bei den Gegnern des völkischen Gedankens im In- und Auslande, sondern auch bei der ernststen Wissenschaft von der deutschen Vorgeschichte. Es ist sehr anzuerkennen, daß man in Detmold die zahllosen eingegangenen Ordnungsvorschläge nicht veröffentlicht hat, solange die Fragen noch so ungeklärt sind. Vielleicht tragen meine Untersuchungen, auf die ich wegen aller Einzelheiten verweisen muß, zu einer Klärung bei. Mit solchen Vinienhäufungen, wie man sie z. B. für die Neumark vorgeschlagen hat, schadet man nur der Ortungssache. Das gleiche gilt von den durch einen Berliner Herren um viele, viele Grade fehlerhaft vermessenen Vinien am Bärenstein dicht neben den Externsteinen. Freunde und Gegner der Ortung möchte ich vor allem bitten, die Entwicklung der nächsten zwei Jahre abzuwarten, vielleicht ist bis dahin alles soweit geklärt, daß wir Teudt zum Siege seiner Anregungen unsere Glückwünsche bringen können.

Von Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg

Als berufener Vorkämpfer für Gerechtigkeit und bessere Erkenntnis setzt sich seit langem unser Altmeister Wilhelm Teudt mit den vor- und frühgeschichtlichen Burgen auseinander. Seine Arbeit über die Bedeutung germanischer Burgen in „Germanien“, Juli 1934, gelangt trotz aller an ihm bekannten Zurückhaltung und strengen Sachlichkeit zu dem Schluß, die überwiegende Mehrzahl solcher alter Wallanlagen müsse in erster Linie für kultische Zwecke gebaut worden sein. Im gleichen Heft der genannten Monatschrift wendet sich auch Dr. Schmidt, Gotha, gegen die herkömmliche Deutung der Wallburgen als vornehmlich strategische Anlagen. Beide Forscher untersuchen die Frage von den verschiedensten Gesichtspunkten aus. Jeglicher Einwand scheint mir bedacht und entkräftet zu sein.

Ein Blick auf die Landkarte genügt schon, um die Unhaltbarkeit der bisherigen Anschauung darzutun. Zunächst findet man unter der Bezeichnung „Burg“ oder „Schloß“ Erscheinungen, die in Wirklichkeit einen anderen Eindruck erwecken, nämlich Wallanlagen jeglicher Form, Art und Größe, vom kleinsten Kreis bis zum größten Viereck, gewölbte Riesenhügel, spitze Kegel, jedenfalls aber teilweise Stellen, die man sich beim besten Willen nicht als frühere Wohnplätze denken kann.

Manche der gedachten Anlagen mag späteren Geschlechtern irgendwie als Zuflucht gedient haben und unter gewissen Abänderungen zur Verteidigung hergerichtet worden sein. Darüber darf aber der ursprüngliche Zweck nicht verwischt werden. Wie manche alte Kirche z. B. dient heute als Scheune. Und doch wird niemand, nicht einmal die unentwegten Flucht-Burg-Vertreter, darüber grübeln, warum man nun diese „Scheune“ mit gotischem Reggewölbe versehen hat!

Suchen wir unbefangen an eine offenkundig vor- oder frühgeschichtliche Wallanlage heranzugehen, so fällt uns oft schon der gewählte Platz auf: Seine nächste Umgebung liegt vielleicht höher, schwerer zugänglich, das günstigere Wasserverhältnisse, weitere Sicht, z. B. Burgstall „Schloßbuckel“ bei Zell (Allgäu), Schloßbuckel bei Gr. Blattbach (Württ.). Wer mutet unseren Vorfahren so wenig Scharfsinn zu, daß sie dann gerade an der verkehrten Stelle Stützpunkte bauten? Ein Verfasser einer Arbeit über eine „in unbekannter Zeit verschwundene Burg“ allerdings sucht den Grund ihres frühen Abgangs in ihrer



Bild 1.

Die mer Schloßle.
Den etwas verschwommenen Vordergrund bildet ein schwach abfallender Hang. Hinter dem 4 m tiefen Graben erhebt sich deutlich erkennbar eine ebene Stufe von rund 6 m Breite; sie bildet etwa einen Halbkreis. Ihr ist noch eine kleine Kuppe aufgesetzt, die einige Mauerreste trägt. Im frühen Mittelalter soll hier eine Turmwarte zerstört worden sein. Jenseits fällt das Gelände zunächst mit einigen Felschrofen, dann mit einem ziemlich steilen Hang ab. — Ganz eng begrenzte Talflucht. Trotz des Namens meines Erachtens keine Wohngelegenheit!

Bild 2a.

Schloßbühl bei Groß-Glattbach, von Nordwest.



In einem Wiesengrund an der Vereinigung zweier Bäche gelegen, eine kaum 6 m hoch hervortretende Erhebung, allseitig bedeutend überhöht. Den Fuß umfließt ein schmales Rinnsal. Gegen Süden und Osten setzt die Scheitelfläche in einer etwa 1,7 m hohen Stufe ab, erkennbar auf Bild 2a an einer kleinen Mauer, in Bild 2b insbesondere an einer Buschreihe. Hier fließt nochmals ein ganz feichter schmaler Wasserfaden. Beide Wasseradern können nur als Abgrenzung, niemals als Hindernis angesehen werden. — Keinerlei Sicht. Hier scheint mir am ehesten ein Wasserheiligtum möglich.



Bild 2b.
von Südost

„ungünstigen Lage, die ihre Verteidigung sehr erschweren mußte“. Solcher Urteile gibt es noch mehr!

Dem militärisch geschulten Auge muß weiterhin auffallen, daß oft fast unzugängliche Stellen mit starken Wällen bewehrt sind, die schwachen Seiten dagegen beinahe vernachlässigt blieben (z. B. Heuneburg bei Upplamör, Schwäb. Alb). Wo mehrere Wälle hintereinander liegen, hat meist der Angreifer weit mehr Nutzen. Ihm kommt fast immer der uns Frontsoldaten so wohlbekannte „tote Winkel“ zustatten.

Eine besonders merkwürdige „Burg“ findet sich übrigens bei Ratholz (Name!) im Bezirksamt Sonthofen. Es ist ein gestufter, kleiner Hügel drunten im Talgrund, vielleicht 10 m hoch. Seine Gipfelfläche reicht eben aus, einen Tisch daraufzustellen. Militärischen Schutz aber bot diese „Burg“ bestimmt nicht!

Soweit die Wallanlagen nun auf Bergen liegen, und das ist der häufigere Fall, wird die Wasserversorgung zum unlöslichen Problem. Wohl fand sich in den vielen Ringwällen, die ich im Süden und Westen unseres Vaterlandes, sowie in Mitteldeutschland aufsuchte, bisweilen eine Quelle oder die letzte Spur einer früher vorhandenen. Ihre Ergiebigkeit konnte aber auch in „besseren“ Zeiten in keinem Verhältnis stehen zur Größe der Besatzung, deren eine solche „Burg“ zur Verteidigung bedurft hätte. Vor Jahren wurde allerdings bei einer Archäologenfahrt zu Ringwällen der Schwäbischen Alb die Frage nach der Wasserversorgung einer „Heuneburg“ mit dem Hinweis beantwortet, unmittelbar vor dem Aufenwall seien ja heute noch zwei Wasserstellen zu sehen! Immerhin wird diese verblüffende einfache Lösung der Wasserfrage nicht allgemein Zustimmung finden!

In welcher Wallanlage wurden nun Spuren von Wohngebäuden, Vorratsräumen oder sonstigen Einbauten gefunden? Soweit das überhaupt der Fall ist, dürften sie sich als von anderen Zwecken herrührend erweisen (vgl. Leudt, „Germanien“, Juli 1934). Solche Vorkommen scheinen mir bei weitem die Minderheit zu bilden.

Betrachten wir aber die Anlagen als Kultplätze, so lassen sich mit Sicherheit darin Grabstätten erwarten. Gleich wie die Pyramiden bildete ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern das Heiligtum den bevorzugten Bestattungsort für die Vornehmsten des Stammes. Bezeichnenderweise ließen sich auch später sehr viele Grundherren nicht in ihrer Burg oder ihrem Schloß beisehen, selbst wo eine eigene Kapelle vorhanden war. Die Stammgroft befindet sich vielmehr oftmals in der Dorfkirche, teilweise sogar in irgend einem Kirchlein draußen im Feld, das häufig genug die Stelle eines ehemaligen germanischen Heiligtums einnimmt.

Tatsächlich bergen nicht wenige Wallanlagen ganze Gräberfelder, wie z. B. der Dhenhauser Steinring bei Trier oder die großen Ringwälle der Schwäbischen Alb bei Jndelhausen und Upplamör, die man geradezu als Heldenfriedhöfe ansprechen möchte. Sie heißen zwar amtlich „Heuneburgen“. Richtig, denn sie bergen Hünen, die Edelsten und Tapfersten des Volks, denen man dieses Ehrenbegräbnis gab!

Neden weiterhin nicht die vielen Sagen ein deutliches Zeugnis, wonach Baustoffe zu einer Kirche im Dorf nächstens immer wieder auf den alten heiligen Berg schwebten, also an die zäh festgehaltene Stätte des früheren Heiligtums?

Darum werden wir richtiger den Schluß ziehen: an Stelle der Wallanlage trat nicht die mittelalterliche Burg, sondern die christliche Kirche! Will man es Zufall nennen, daß der Riesenwall auf dem Ottilienberg bei Eppingen (Baden) eine frühgotische Kirche umschließt, fernab von jedem früheren oder heutigen Dorf?; daß im Ringwall auf dem Michelsberg (Oberamt Bradenheim) eine frühromanische Kirche steht, wahrscheinlich an Stelle eines früheren Mondheiligtums, mit einer trotz schwerer Zugänglichkeit des Bergs heute noch benützten Begräbnisstätte der Katholiken aus weitem Umkreis? Gibt es nicht zu denken, wenn der Ringwall Altenbürg (Oberamt Neresheim) eine romanische Kirche trägt, die angeblich die Stelle eines

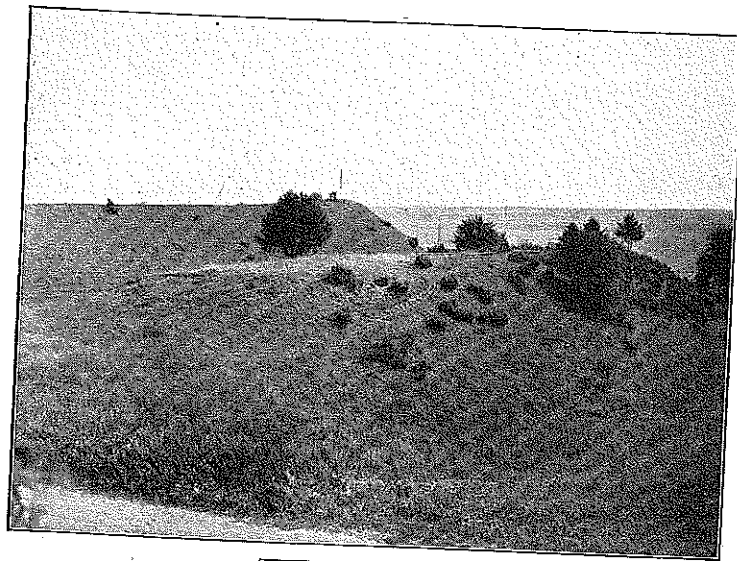


Bild 3.
Heunaburg beim Talhof.
Schwäb. Alb.



Bild 4.
Michelsberg.
Oberamt Brackenheim.



Bild 5.
Heudorfer "Burg".
Schwäb. Alb.

römischen (!) Sonnentempels einnimmt; wenn eine Ringburg im Oberamt Rottenburg, weitab einer Siedlung, der „Kirchlopf“ heißt; oder wenn die Kirche im Ringwall Dreifaltigkeitsberg (Oberamt Spaichingen), zugeständenermaßen ein alter Opferplatz, eine bedeutende Wallfahrt bildet? — Die Aufzählung weiterer Wallanlagen, in oder neben denen eine Kirche steht oder in deren nächster Umgebung sich ein Kloster ansiedelte, würde weit über den Rahmen dieses Festes hinausgehen. —

Solche „Burgen“ bedeuteten also noch gemeinsamen Besitz, bildeten einen Sammelpunkt des Stammes. Daß sie gleichzeitig als Dingplatz und Gerichtstätte dienen konnten, wurde anderwärts schon aus zahlreichen Hinweisen belegt. Die Burg aber im späteren Sinne offenbart den Klassengegensatz! Gegen feindliche Heerhaufen vermochte sie ja doch nur in besonderen Fällen standzuhalten. Dagegen bot sie Schutz gegen aufständische Bauern, Hörige oder auch gegen Räuber.

Gerade in diesen Tagen drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit dem Lannenberg-Denkmal auf, das unserem verehrten Heerführer und Reichsoberhaupt als Ruhestätte dient. Entsprechend der überlebten Anschauung müßten ferne Jahrtausende diese trutzige Anlage mit starken Mauern und wehrhaften Türmen als „Festung“ (oder gar „Fliehburg“?) ansehen!!

Diese kleine Denkweise einer niedergebrochenen Zeit muß aber in Bälde endgültig verschwinden. Bedeutet es nicht eine Ungeheuerlichkeit, wenn sogar einzelne beamtete Archäologen lieber die ausgefallensten Unmöglichkeiten ausklügeln, nur um nicht Verstand, Kultur, Tatkraft bei unsern Vorfahren unterstellen zu müssen? Wir verlangen, daß in Zweifelsfällen zunächst immer zugunsten unserer Vorfahren geurteilt wird. Es muß endlich Schluß gemacht werden mit den lahmen Versuchen, Römer, Kelten, Westfranken oder gar den Zufall anzurufen, wo die gewohnten Regeln versagen.

Eine kleine, zum Aussterben verurteilte Gruppe unentwegter Dogmatiker hat sich bisher vor dem Umbruch der Zeit in der Fluchtburg ihrer Lehrsäke gehalten. Heute gilt es, diese Fluchtburgen restlos zu zerstören und ganz allgemein damit zugleich den Mafel der Kulturlosigkeit von unsern Vorfahren zu nehmen!

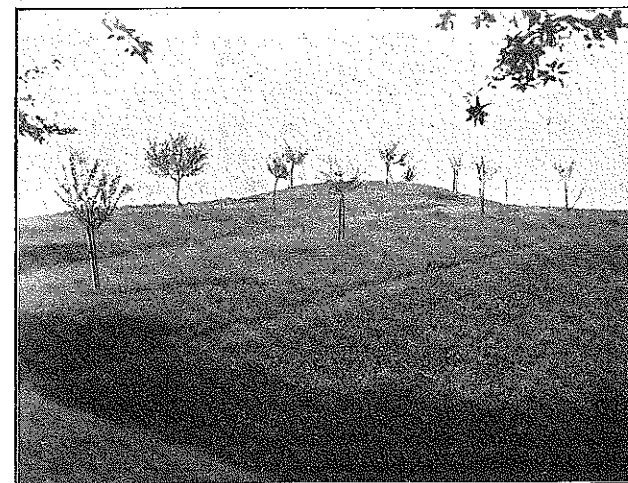


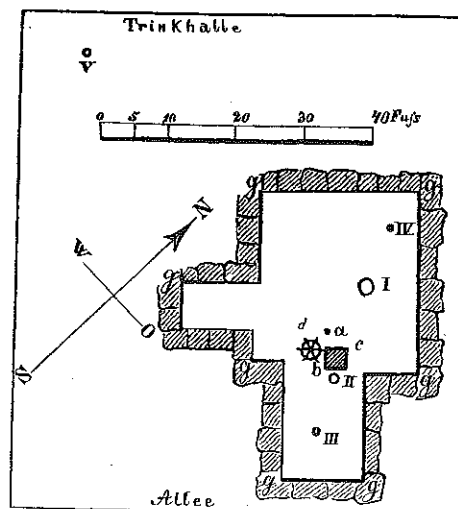
Bild 6. „Schänzle“ im Burghof bei Gündelbach.

Aus einem flachen Gang tritt ein offensichtlich künstlich niedriger Hügel, ziemlich kreisrund, 7m Durchmesser. Nach Süden trennt ihn hangwärts ein ost-westlich verlaufender seichter Graben (am unteren Ende des dunklen Bandes sichtbar) von rund 90m Länge ab, der sich allmählich im flachen Gang verliert. Die Sicht reicht von hier zu einigen ferner liegenden besonders hervortretenden Bergen im Osten und Westen. Ursprünglicher Zweck zweifelhaft. Jedenfalls aber kein Verteidigungspunkt.

Das Pyrmonter Quellheiligtum

Von Dr. R. Gabert, Bad Pyrmont

Im Oktober und November 1863 wurden die beiden wichtigsten Pyrmonter Stahlquellen, die Hauptquelle und der Brodelbrunnen, neu gefaßt. Dabei kam der berühmte Brunnenfund¹ zutage, den der Leiter der Arbeiten, Baudirektor Rudolf Ludwig aus Darmstadt, zum größten Teil bergen konnte. Er erkannte, daß hier die Spuren einer uralten germanischen Kultstätte, eines Quellheiligtums², entdeckt waren, und beschrieb seine Grabung und den Fund in mehreren eingehenden Berichten³. Das Wichtigste seiner Mitteilungen ist dies: Beim Aufgraben des Brodelbrunnens durchstieß man zunächst eine Kalktuffschicht, dann mehrere stark gekrümmte Lagen von Lehm und Ton, zwischen denen jedesmal eine flache Moorschicht lag. In dem aus Buchen-, Eichen-, Hasel-, Linden- und Erlenblättern, Moos und Schilf gebildeten Torf fanden sich Stammstücke und Wurzelstöcke von Erlen, Buchen und Linden, sowie Früchte aller dieser und anderer Bäume. Etwa 3¼ m unter dem Boden und 3 m südlich vom Brodelbrunnen zeigte sich eine andere sehr gas- und wasserreiche alte Quelle⁴, die erst zum Vorschein kam, nachdem man die Wurzeln zweier mächtiger Lindenbäume entfernt hatte. Die stärkste



g—g = Umfang der Grabung, die anderen Buchstaben und Ziffern wie in der Profilskizze.

¹ Ein wunderbares Bronze-Schöpfgefäß, geschmückt mit bunter Emaille in Gruben- und Schmelztechnik; 400 bis 500 Gebrauchsgegenstände oder Fibeln (auch einige Gürtelschnallen), von denen etwa die Hälfte sichergestellt, das übrige von den Arbeitern veräußert wurde; drei römische Silberdenare (Domitian, Trajan, Caracalla); ein kleiner runder Bronzelöffel; zwei hölzerne Schöpfgefäße.

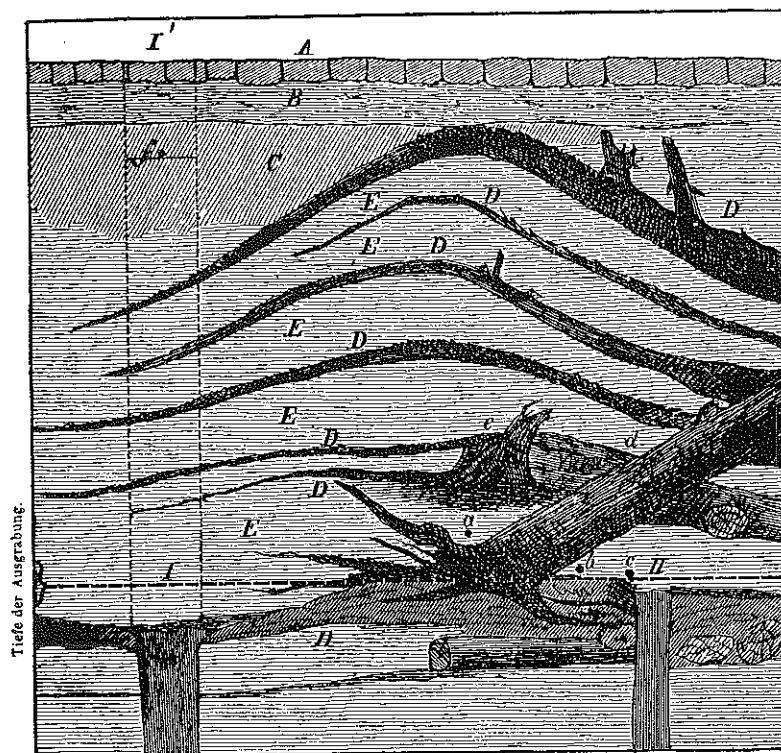
² Vgl. Dr. E. Frischbier, Germanische Fibeln unter Berücksichtigung des Pyrmonter Brunnenfundes (Mannus-Bibl. 28), 1922. — Jacob-Friesen, Der altgermanische Opferfund im Brodelbrunnen zu Pyrmont, Hannover 1928. — Derselbe, Der Quellopferfund von Pyrmont, in Einführung in Niederjachsens Urgeschichte. Hildesheim und Leipzig 1931; S. 164 ff. — Derselbe, Die Verehrung der Pyrmonter Quellen in altgerman. Zeit, im Pyrmonter Werbeheft 1934. — W. Leudt, Der Pyrmonter Opferbrunnen, in „Germanien“, 1933, Heft 7.

³ R. Ludwig über den Pyrmonter Brunnenfund, im Pyrmonter Wochenblatt, November 1863, Nr. 88, 92, 93 und 95. — Derselbe im Bonner Jahrbuch 1864, XXXVIII.

⁴ Diese alte Quelle ist in der Skizze mit II bezeichnet; eine zweite, kleinere, wenige Meter südöstlich aufgedeckte, ebenfalls alte Quelle (III) mag unberücksichtigt bleiben, da dort keine Funde gemacht wurden.

der Linden, die in geneigter Stellung über diese alte Quelle hingestreckt war und sie teilweise verstopft hatte, ragte noch durch mehrere dünne Torf- und Tonschichten hindurch, war in Schwefeleisen verwandelt und wies im Durchschnitt über zweihundert Jahresringe auf. An ihrem Fuß lag die Bronzefelle, und dicht dabei, im alten Waldboden fand man die Schnallen, die Fibeln und die römischen Münzen.

Ludwig nimmt nun mit Recht an, daß diese verschüttete Quelle mit dem sie einst überschattenden mächtigen Lindenbaum, an dessen Fuß die Opfergaben niedergelegt waren, das alte Heiligtum der Germanen gewesen ist, und daß der heutige Brodelbrunnen, wie auch die Hauptquelle sich erst viel später gebildet haben. Und da erhebt sich nun die wichtige Frage: Wie kommt es, daß diese alte Quelle uns heute nicht mehr sprudelt, und



Profilskizze Ludwigs (Jahrb. d. N.-Fr. i. Rheinl. Heft XXXVIII. 1864.)

I. I' Brodelbrunnen. II. durch die Ausgrabung aufgedeckte alte Sauerquelle. A. Straßenpflaster. B. Baufutt. C. Kalktuff. D. Sieben verschiedene dicke Torflagen mit Erlen-, Hasel- und Buchenwurzelstöcken. E. Lehm, Ton und Ocker zwischen den Torfschichten liegend.

d. Umgefunken mit der Wurzel noch im Boden stehender Lindenbaum, e. Buchenbaum, a. Stelle wo das emaillierte Gefäß lag. b. c. Stelle an welcher die Fibula und Münzen gefunden wurden. f. Fundpunkt moderner Münzen aus den Jahren 1520 bis 1836.

daß mehr als 3 m hoch Moor- und Tonschichten auf dem alten Heiligtum lasten? Ludwig sucht die Frage zu beantworten; er sagt: „Das Vorkommen festgewurzelter Bäume in den sich wiederholenden Torfschichten beweist, daß das Terrain um die Quellen allmählich durch Aufschlammung vom nahen Bomberg her erhöht wurde. Der Sturm stürzte den Baum über die heilige Quelle, Krieg und Auswanderung ließen den heiligen Ort in Vergessenheit geraten, Regen und Schneetauen verschlammten ihn allmählich bis 3 m hoch mit Lehm und Torf.“ Diese Antwort befriedigt nicht, wie eine genaue Prüfung des von Ludwig gezeichneten Profils zeigt. Ich habe mit Hilfe eines Sachverständigen für Bodenkunde¹ Folgendes festgestellt:

1. In Ludwigs Skizze machen die eingetragenen Linden- und Buchenstämme — mit Ausnahme der großen Linde — nicht den Eindruck, als seien sie vom Sturm gestürzt. Vom Sturm umgelegte Bäume reißen entweder einen Teil der Wurzeln mit heraus, oder sie brechen in einer Höhe von zwei bis drei Metern glatt ab. Ganz abgesehen davon, daß die eingezeichneten Stämme dort, wo stärkere Äste gesessen haben, deutlich Schnittflächen aufweisen, macht besonders die Buche durchaus den Eindruck eines dicht über dem Wurzelstock mit der Axt gefällten Baumes — charakteristisch ist der stehengebliebene sogenannte Bart. Ferner: Der durch mehrere Schichten hindurchragende Lindenstamm konnte so weder erhalten bleiben noch versintern, wenn die ihn umlagernden Schichten allmählich in langsamem Anwachsen gebildet wären; er wäre in kurzer Zeit verfault. Nur eine rasche und vollständige Überdeckung, bald nach seinem Sturze, erklärt es, daß er erhalten und durch nachsickerndes Quellwasser versintert ist. Auch die auffällige Ansammlung von großen Ast- und Stammstücken gerade am Mund der alten Quelle läßt vermuten, daß diese einst nicht nur mit Erde verstopft, sondern noch mit starken Hölzern fest verkeilt worden ist.

¹ Herr Forstassessor R. Kleinschmit, Assistent am Institut für Waldbau der Forstl. Hochschule in Hann. Münden.

2. Die sechs, z. T. sehr schwachen Moorlager können so an Ort und Stelle nicht gewachsen sein, denn Moor bildet sich in horizontalen, nicht in gewölbten Schichten. Auch die Annahme, die Aufwölbung sei erst später, etwa durch den Druck aufsteigender Kohlensäure erfolgt, ist unmöglich, denn dann müßten die unteren Schichten stärker gekrümmt sein als die oberen, und gerade das Gegenteil ist der Fall. Dazu kommt noch als vielleicht wichtigstes Moment, daß die zur Verfügung stehende Zeit zur Bildung von sechs, wenn auch noch so schwachen Moorlagern nebst Anschwellen der dazwischenliegenden fünf bis sechs Lehmschichten keinesfalls ausreicht. Wir können nämlich diese Zeit ziemlich genau bestimmen: Von den Opfergaben sind die jüngsten im 3. Jahrhundert n. Chr. angefertigt, und ihre Niederlegung an der Quelle reicht sicher tief in dies Jahrhundert hinein. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts aber erwähnt schon Henricus de Hervordia die beiden heutigen Quellen, Brodelbrunnen und Hauptquelle, und zwar nur diese beiden, auch sind sie nach seiner Angabe damals schon gefaßt, also an der heutigen Oberfläche gelegen. Somit bliebe für die Bildung aller Moor- und Tonlager nur ein Zeitraum von etwa 1000 bis 1100 Jahren, der keinesfalls auch nur annähernd ausreicht. Nimmt man aber mit Ludwig an, daß diese Moor- und Tonschichten angeschlammmt seien, so ändert sich damit auch nichts, denn sie müßten sich am Rande des Bombergs doch in derselben Reihenfolge gebildet haben, hätten also auch die gleiche Zeit zu ihrer Entstehung gebraucht. Außerdem müßte dann das Profil ganz anders aussehen, denn Schlamm fließt nicht über den Berg, ohne die davorliegende Senke ausgefüllt zu haben, die Moor- und Tonschichten könnten also nicht gekrümmt sein.

3. Diese auffallende vielfache Schichtung und Krümmung ist bisher nur an dieser einen bedeutsamen Stelle bemerkt worden. Bei den Ausschachtungsarbeiten für die neue Wandelhalle (1924), etwa 20 m nördlich, hat man, wie ich hörte, nur eine einzige, und zwar horizontale Moorschicht gefunden. Und nicht weit davon hat schon Marcard gegraben und ebenfalls ein ganz anderes Profil gefunden. Er schreibt darüber¹: „Einige hundert Schritte davon nach Westen zu fand ich eine ziemlich hohe Lage tonartige Schlammmerde obenauf, darunter Tuffstein, hernach etwas rötlichen Mergel, dann Torf, hierauf Wurzeln von Ellern (also Waldboden), endlich wieder tonichte Lagen, nämlich gräuliche und weißliche Letten, zuletzt weißen Sand. Dieser konnte ich wegen des zusammenlaufenden Wassers nicht nachsuchen, und dieses ging ungefähr auf fünf Fuß.“ Auch hier ist also nur eine einzige Moorschicht vorhanden.

Ludwigs Erklärung und Behauptung, diese merkwürdige Schichtung und Krümmung sei auf natürliche Weise entstanden, läßt sich somit nicht mehr aufrecht erhalten, dagegen erzwingen seine Bodenbeschreibung wie seine Skizze geradezu die Annahme einer plötzlichen und gewaltsamen Zerstörung der alten heiligen Quelle durch Menschenhand. Von Menschen müssen die Bäume gefällt, muß der heilige Hain zerstört, die Quelle verkeilt und verstopft sein. Und Menschen haben dann eine etwa 4 m hohe Erdschicht über das Ganze geworfen, bis Quelle wie Hain vollständig verschwunden waren. Das dazu nötige Erdreich nahm man aus der Nachbarschaft, griff zunächst nach dem unmittelbar danebenliegenden Moor, das man schichtweise darüberwarf, der besseren Festigkeit wegen abwechselnd mit anderweitig herbeigekarrtem Lehm und Ton. Stammstücke und im Moor stehendes Wurzelwerk nahm man mit, um dem Ganzen mehr Halt zu geben. So mußte ein Hügel entstehen, in dem sich die wechselnden Schichten nach oben zu immer stärker krümmten, ein Profil genau so, wie es Ludwig in seiner Skizze zeigt.

Auch der Zeitpunkt der Zerstörung läßt sich bestimmen, denn in dem zur Verfügung stehenden Jahrtausend kommt dafür wohl nur die Zeit der Sachsenkriege und der gewalt-

samen Christianisierung unserer Gegend in Frage. Als Zerstörer des Pyrmonter Quellheiligtums muß Karl der Große angenommen werden. Vielleicht hat er schon 772 das Pyrmonter Tal gestreift, als er nach rascher Zerstörung der Irmenful auf den Externsteinen zur Weser weiterzog. Ganz sicher hat er sich im Winter 784/85 im Pyrmonter Tal aufgehalten, denn es steht fest, daß er 784 das Weihnachtsfest in Lügde gefeiert hat. Lügde aber ist die uralte Siedlung des Pyrmonter Tales, und seine Bedeutung als „Hauptstadt des einstigen Cherusergaues“ (Teudt) ist außer durch die Herlingsburg vor allem durch das Pyrmonter Quellheiligtum bedingt.

Karl konnte 784 den Sachsenkrieg als beendet ansehen und nun an die Durchführung der Maßregeln gehen, die er für eine dauernde Befriedung Sachsens für nötig hielt. Dazu gehörte in erster Linie die endgültige Christianisierung, und deren Voraussetzung war die gründliche und vollständige Zerstörung aller wichtigen Heiligtümer. Von Lügde aus wird daher Karl, neben der Zerstörung der Herlingsburg und der Anlage des Reichshofes Schieder, die Umwandlung des Externsteinheiligtums in eine christliche Kultstätte und die Zerstörung des Pyrmonter Quellheiligtums vorgenommen haben.

Ein Punkt freilich bedarf noch der Klärung, warum nämlich die Fundstücke nur bis in das 3. Jahrhundert reichen. Ist es nachher nicht mehr Sitte gewesen, Opfergaben bei der heiligen Quelle niederzulegen, oder was ist aus den später geopferteten Stücken geworden? Ich glaube, die Antwort ist nicht schwer: Wie an anderen Orten, z. B. an den Externsteinen, die bei den Heiligtümern niedergelegten Opfergaben von den Franken geraubt worden sind, so vielleicht auch hier. Die Stücke aber, die uns ein gütiges Geschick als Brunnenfund erhalten hat, sind den Augen der Suchenden entgangen. Sie lagen schon damals mehrere Jahrhunderte lang unter modernem Moos und Laub im alten Waldboden und wurden nicht mehr gefunden, nur das, was offener zutage lag, was aus jüngerer Zeit stammte, konnte geraubt werden. So die eine Möglichkeit, die andere und wahrscheinlichere ist die, daß die Sachsen selber schon früher beim Herannahen des Feindes alles, was sie fanden, in Sicherheit brachten; sie hatten ja ihre Erfahrungen von den Externsteinen her. Dieser aus früherer Zeit stammende Rest blieb ihnen wie den etwa noch nachsuchenden Franken verborgen.

In einer Urkunde vom Jahre 889 wird im Wetigau die Piringisimarck genannt. Aus verschiedenen Gründen kann man mit höchster Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß das Pyrmonter Tal diese Piringisimarck (die Marck der sprudelnden Quellen)¹ gewesen ist. Jedenfalls muß der schwer zugängliche, rings von Bergen eingeschlossene Pyrmonter Kessel, an dessen Nordseite, mitten im sumpfigen Auwald, weithin hörbar die heilkräftigen Wasser dem Mutter Schoß der Erde entspringen, auf unsere Vorfahren den allerstärksten Eindruck gemacht haben, und wir dürfen annehmen, daß die Pyrmonter Kultstätte in dem Gebiet der großen germanischen Heiligtümer eine nicht minder wichtige Rolle gespielt hat, als die Externsteine und die Anlagen der Osningmarck, ja, daß sie mit diesen zusammen eine kultische Einheit gebildet hat.

¹ Siehe Foerstemann, Altsächsisches Namenbuch. I, S. 400.

„Vertrauen und Freundschaft, nicht Furcht und Schauer schuf die frommen Bestattungssitten und Totensteine und die sternenoffenen Heiligtümer mitten im Land. Zu dem Tatenmut und Stolz unserer Rasse paßt die Haltung des Glaubens, die ehrfurchtsvoll, aber ohne Zittern Freundschaft und Kampfgenossenschaft mit der Gottheit schließt. Zu dem Wesen alttestamentlicher Menschen paßt jene andere Haltung, die den zürnenden, eifersüchtigen Gott zitternd versöhnt.“ Bernhard Kummer

¹ H. M. Marcard, Beschreibung von Pyrmont. Leipzig 1784. Bd. I, S. 178.

Die Fundgrube

Das Schöner Männchen

Von Georg Buschan, Stettin

Von dem Männchen von Schöner war in diesen Blättern des öfteren die Rede. Dieser kleine Aufsatz soll einen weiteren Beitrag liefern. Um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres (1934) war ich in der Schweiz. Als ich einige Tage vor Weihnachten durch die Stadt Vevey bummelte, sah ich im Schaufenster eines Bäckers unser Männchen wieder (Abb.) Ich fragte den



Gebildbrot,
das zu Weihnachten in der Schweiz hergestellt wird.

Bäcker, der ein Deutschschweizer war, wies er zu dieser eigentümlichen Form der Teigfigur käme, er vermochte mir aber keine weitere Antwort zu geben, als die, daß er zu Weihnachten immer diese Männchen forme. Das von mir erstandene Männchen ist aus feinem Kuchenteig hergestellt und misst in seiner Höhe 30 Zentimeter. Nachdem einmal meine Aufmerksamkeit auf dieses Gebildbrot gelenkt war, hielt ich in verschiedenen anderen Städten der Schweiz

(Lausanne, Neuenburg, Freiburg, Murten, Bern, Basel, Zürich) Umschau nach weiteren Exemplaren in den Bäckereien, entdeckte aber nur in einem Laden in Bern solche Männchen von der gleichen und halben Länge.

Nach den Auseinandersetzungen in den verschiedenen Aufsätzen dieser Zeitschrift kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Männchen von Schöner mit dem Kultus zusammenhängt, der auf altgermanische Vorstellungen zurückgeht. Nachdem nun Dr. Futh eine Erklärung dahingehend gegeben hat, daß es sich um einen heidnischen Jahresgott handeln mag, der die auf- und niedergehende Sonne, die auferstehende und absterbende Natur usw. symbolisiert, glaube ich mein Teigmännchen auch damit in Verbindung bringen zu dürfen. Der Umstand, daß sich das Männchen von Schöner auf den ältesten Kirchen und Kapellen dargestellt findet, daß sein Verbreitungsgebiet mit Süddeutschland sich deckt, wo in der Hauptsache alemannische Stämme ansässig waren, die sich bis in die Schweiz hinein ausdehnten, nehme auch ich an, daß wir es hier mit einem alemannischen Kultgebäck zu tun haben, zumal es zu Weihnachten, zur Zeit des altgermanischen Julfestes (Winter-sonnemwende) hergestellt wird.

Germanische Burganlagen als Verlobungspäße. In Heft 7 von „Germanien“ ist auf Seite 212 bemerkt, daß bei Haus Ruhr in Westfalen ein kleiner Ringwall inmitten mehrerer beachtenswerter Flurnamen liegt, der den Bewohnern der Umgegend seit altersher bis heute als Ort für Verlobnisse und sonstiges feierliches Tun dient. Mit Recht hat Leudt dabei hervorgehoben, wie das als Beweis dafür dienen kann, daß alte Wälle und Burganlagen, die bisher vielfach nur als Verteidigungswerke angesehen wurden, in Wirklichkeit religiöse Bedeutung gehabt haben. Da der angeführte Brauch gerade in dieser Beziehung beweiskräftig erscheint, möchte ich darauf hinweisen, daß wir in L i p p e ebenfalls einen solchen Ort haben. Der verstorbene Schulrat Schwanold hat bereits darauf aufmerksam gemacht.

Zwischen Falkenhagen und Wörsfelderfeld-Sabbenhausen liegt der

langgestreckte Rücken des Klosterberges. Schon der Name ist hinsichtlich der Überlieferung nicht ohne Bedeutung, wie die Ausführungen Kurt Schmidts in demselben Heft von „Germanien“ zeigen. Auf dem höchsten Punkte des Klosterberges nun gibt es eine Stelle, die den merkwürdigen Namen „Adams Grab“ führt. Es ist das eine alte Anlage, wie Schwanold meint, mittelalterlich, was aber nach den Ausführungen Leudts sehr zweifelhaft erscheint. Jedenfalls ist sie kein Grab und möglicherweise auch keine Befestigungsanlage.

Den alten Leuten in Wörsfelderfeld ist Adams Grab, und das erscheint besonders wichtig, als Stätte der Weihe bekannt. Wenn sich in früheren Zeiten zwei junge Menschen verloben wollten, so gingen sie zu dieser Stelle auf einsamer, weithin blickender Bergeshöhe und gaben sich dort das Jawort zum Lebensbunde. Das wissen noch heute alte Leute in Wörsfelderfeld aus ihrer eigenen Jugendzeit, und darum ist ihnen der Ort heilig und ehrwürdig.

Als der Sabbenhäuser Förster die auf Adams Grab stehenden Bäume fällen wollte, weigerten sich die Leute, das zu tun, und so blieben sie erhalten.

Wenn es noch irgendeines Beweises dafür bedarf, daß die genannte Wallanlage auf dem Klosterberge nicht Befestigungs-, sondern religiösen Zwecken gedient hat, so ist es nicht nur der genannte Brauch, sondern auch das Verhalten der Leute.

Daß eine engere Verbindung zwischen alten Burg- und ähnlichen Anlagen und dem inneren, hier religiös-sittlichen Leben des Menschen besteht, zeigt ferner eine Sage, die der bekannte Märchenforscher Ludwig Bechstein in seinem Thüringer Sagenbuche (II, 252) erzählt. Ein armes Brautpaar hatte nichts, um seine Hochzeitsfeier auszugestalten. Auf sein Glück ver-

trauend, ging es in den Kyffhäuser, der ja durch seine Ruine und Höhen in der Sage eine Rolle spielt, um dort bei der „Prinzessin“ Schüssel und Teller für den Hochzeitsschmaus zu leihen. Das Paar wurde herzlich empfangen, kurzweilig und reich bewirtet und kam dann — 200 Jahre später — wieder ans Licht der Sonne. Die „Prinzessin“ ist hier niemand anders als die Göttin Freya, zu der sich die Verlobten germanischer Zeit, Segen ersehend, naheten.

In Schlesien gibt es eine Sage, nach der die „Weiße Frau“, ebenfalls eine Gestalt der Freya, in einer Ruine, also auch einer vorgeschichtlichen oder doch alten Stätte, einer Braut erscheint. Es ist das „Fräulein von Karpenstein“, das einst ihren ungeschuldeten Geliebten aus Eifersucht erstach. Es wurde dafür in den Berg bzw. die Ruine verbannt und findet keine Ruhe. Alle hundert Jahre erscheint es, und zwar ausgerechnet einer Braut. Je nachdem es in prunkvoller oder in ärmlicher Kleidung auftritt, bedeutet sein Erscheinen für die Braut und ihre Ehe Glück oder Unglück (vgl. Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, III, 1: Schlesiens Sagen, von Kühnau, 233 f.). Dadurch, daß das Fräulein einer Braut erscheint, darf man schließen, daß die Bräute, mit oder ohne Bräutigam, die alte Stätte aufzusuchen pflegten. Wenn die Überlieferung auch nicht immer so deutlich ist, wie in der Sage von Adams Grab, so handelt es sich im Grunde doch immer um die religiöse Verbindung der alten Anlage mit dem Erleben des Segens für die Lebensgemeinschaft, also um die unbewusste Ausübung alter Gewohnheit und altüberlieferter Anschauung.

Wo gibt es ähnliche Sagen, Bräuche und Überlieferungen?

Frankfurt a. M.

R. Wehrhan.

Aus der Landschaft

Der Barsberg, ein unbekannter Ringwall der Eifel. Über diesen Ringwall bei dem Dörfchen Gelsenberg (nicht weit von Borsberg an der Provinzialstraße Kelberg-Dockweiler-Daun) berichtet kurz L ö h r, Gelsenberg, im Septemberheft der Zeitschrift „Die Eifel“. Leider ist dem Bericht keine Planstizze beigegeben. Verf. betrachtet den Ringwall fast nur vom militärischen

Gesichtspunkt aus. Am Fuße des Berges seien zahlreiche Hügelgräber in einer gewissen regelmäßigen Anordnung angelegt. Einige seien 1891 geöffnet worden und hätten Beigaben aus römischer Zeit enthalten. Wenn uns auch die Überwertung des militärischen Gesichtspunktes einseitig erscheint: in dem Schlußsatz geben wir dem Verfasser durchaus recht: „Nicht Ring-

wälle bester Art allein können ein Volk vor dem Untergang bewahren, sondern nur gestützt auf den ewig quellenden Strom seiner Volkskraft kann sich Volk und Rasse erhalten."

Die Bücherwaage

Wirth, Herman, *Die Heilige Ur-schrift der Menschheit*. 12. Lieferung. Verlag Koehler & Amelang in Leipzig.

Das 25. Hauptstück des großen Werkes von Herman Wirth, dessen Wiedererschienen wir freudig begrüßen, behandelt ein weit verbreitetes Motiv, das insbesondere im germanischen Denken seine Spuren bis heute zeichnet: Die Mutter Erde, die Allernährerin. Bis an die Grenze der geschichtlichen Zeit ist sie uns als die Mutter Erde des angelsächsischen Flursiegens vertraut geworden; aber noch in dem, was die Kirche als sogenannten Madonnenkult dem germanischen Vorstellungs- und Empfindungsleben entnommen hat, steckt viel von dem uralten Gedankengut. Wenn die indianischen Grabstelen noch die „Dag“-Rune, die Rune der Doppelart aufweisen, so stimmen sie in diesem Zeichen der Mutter Erde überein mit manchem Grabstein des Mittelalters und der jüngeren Neuzeit, die dasselbe Zeichen häufig in der Verbindung mit der aufgerichteten und edig geschriebenen Odil-Rune als sogenannte Hausmarke zeigen. Daß dieses auf Hausmarken häufige Zeichen, das wie eine 4 aussieht, tatsächlich nichts anderes als die Rune Odil = 2 ist, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß die Zahl 4 selbst noch in spätmittelalterlichen Handschriften als 8 geschrieben wird; so in einer mit vorliegenden Soester Handschrift von 1481. Bemerkenswert ist dabei, daß schon die Bernsteinanhänger von Schwarzort, die unser ältestes Runendental darstellen, diese Rune in ediger Schreibung aufweisen, und zugleich eine geometrisch stilisierte Darstellung der Mutter Erde mit den Händen unter den Brüsten und der Halskette. Die letztere ist noch in der germanischen Mythologie und Sage ein Abzeichen der höchsten Königin, sowohl der Götterkönigin, der „Halsbandfroh“ (Meng-löd), wie auch der Gemahlin des irdischen Königs. Woher die griechische Vorstellung von der Allmutter (Pammeteira) gekommen ist, zeigen die paläolithischen Elfenbeinstatuetten von Fruttf, die dem Auri-

gnacien angehören, und die aus demselben Ausstrahlungsgebiet des Thulekreises bis nach Alaska gekommen sind, wie der Torso von Punul Island. Die Linie verläuft wiederum klar erkennbar bis nach Mexiko.

Wichtig sind in diesem Zusammenhange die verbreiteten Mythen von der Geburt des Menschen aus dem Baume, die wir in der Überlieferung des Bahau-Dajak wiederfinden. Danach hätten sich Mann und Frau vom Himmel auf dem Baum niedergelassen, und aus dem Schwertgriff des Mannes und dem Webschiffchen der Frau sei das erste menschliche Wesen entstanden. Man möchte dabei an das Schwert Sigurds denken, das im Weltbaume sitzt, aber auch an die eisenzeitlichen Antennenschwerver, die eine männliche Gestalt mit aufwärts gehaltenen Armen und abwärts gerichteten Beinen zeigen. Auch die Spindel spielt in der ganzen Überlieferung bis in unser Brünhild- und Dornröschennmärchen eine Rolle; das Palladium von Troja zeigt die Athene mit der Lanze in der rechten, mit Spindel und Roden in der linken Hand.

Das Schlangenmotiv spielt hier nicht nur in die mexikanische Überlieferung hinein. Wenn eine römische Münze eine weibliche Figur vor einer aufgerichteten Flamme in Y-Form speienden Schlange zeigt, so ist das motivisch genau dasselbe, wie die Schlange mit den drei Blättern im Mause, die in unserem Märchen als die Erweckerin vom Tode in der Grablamme (!) auftritt. Die karthagische Tanit hat aus vorsemitischer Überlieferung zweifellos den wesentlichsten Symbolgehalt übernommen (S. 582). Wenn eine punische Botivstèle aus Karthago die Brust der Tanit zeigt, aus der das achtspeichige Jahresrad hervorgeht, so haben wir hier ein frühes Zeugnis für das weitverbreitete Motiv, das in christlicher Zeit in unserer Katharinenlegende zusammengefloßen ist, zu der ja nordische und altnordische Elemente des Mittelmeerkreises so viel beigetragen haben, daß eine ganze legendäre Heiligengestalt daraus entstehen konnte, die vermutlich niemals wirklich gelebt hat.

Das 26. Hauptstück untersucht ein verbreitetes, in seiner eigentlichen Bedeutung bisher kaum richtig erkanntes Motiv: das Zeichen der Mutter Erde, in dessen gitterförmiger Gestalt Wirth das Sinnbild des gefurchten Ackerbeetes erkennen will. Auch hier sind wieder weite Zusammenhänge von der sumerisch-akkadischen Schrift her bis nach Ägypten und bis jenseits des Atlantik zu erkennen. Beachtenswert ist in hohem Maße, daß dies Ideogramm in einer Dagsmar-Darstellung an der Kirche zu Aldborough vorkommt, die zur Zeit Edwards des Bekenners vom Jarl Alf angelegt worden ist. Hier steht unten, im Süden, die Art als Zeichen der Jahrespaltung, genau wie auf der Felszeichnung von Fossum 3000 Jahre früher; rechts davon, im vorwinter-sonnenwendlichen Teile, steht das genannte Zeichen der Mutter Erde (S. 589).

Der III. Hauptteil führt die Bezeichnung „Der Gottessohn“ und behandelt das dritte große Hauptmotiv des alten Nordglaubens: den Sohn Gottes als Erscheinung des Unsichtbaren in der sichtbaren Welt, wie es die Verbildlichung der sinnbildlichen Jahres-schreibung in mancherlei Motiven erkennen läßt. Die zwiefache Armbildung des Gottes-sohnes, ein noch in unserem Volksbrauch sichtbar werdendes Motiv, ist der Gegenstand des 27. Hauptstückes (S. 593). Es geht hier zunächst um die vielumstrittene Frage der ältesten religiösen Vorstellung; wobei die noch tief im aufklärerischen Materialismus wurzelnde Auffassung vom Primat des „primitiven Dämonenglaubens“ kaum mehr ernst genommen zu werden verdient, seitdem wir die rassische Bedingtheit auch und gerade geistiger Vorstellungen kennen. Wirth vertritt im allgemeinen die Auffassung von Wilhelm Schmidt, Andret Lang, Paul Radin u. a., die einen Urmonotheismus annehmen (der allerdings von dem als „Monolatrie“ bezeichneten jüdischen Monotheismus grundförmlich zu trennen ist), der dann zwischen dem unsichtbaren höchsten Wesen und der Menschheit einen „Mittler“ einschaltet, der als „Kulturoheros“ oder als „Heilbringer“ oder ähnlich bezeichnet zu werden pflegt. Von diesem haben viele Göttergestalten etwas angenommen; für uns am wichtigsten ist dabei der von Tacitus überlieferte germanische Ziwiste, der schon in seinem Namen als der „Zwiefache“, der Obere und der Untere zu erkennen ist. In der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Richtungen und ihren Hauptvertretern kommt Wirth zu programmatisch äußerst wichtigen Formulierungen. So über das Verhältnis von Mythe und Symbol, das ja für seine ganzen Forschungen von grundlegender Wichtigkeit ist, von

gegnerischer Seite aber anscheinend noch immer nicht in der richtigen Fragestellung erkannt wird (S. 596): „Die Mythe ist die Gegend des Symbols in endlosen Wechselformen, die örtlich, zeitlich und rassisch bedingt sind und abgewandelt werden... Wer also den Ursprung der Mythen ergründen möchte, der muß an erster Stelle die älteste schriftliche Urkunde derselben erschließen und ergründen: das Symbol, das Sinnbild!“

Diese These enthält das grundsätzlich Neue, das Wirth in die Forschung eingeführt hat, und das sich durch keinerlei pseudowissenschaftliches Scherbengericht und durch keinen Uralindastreit aus der Diskussion wieder entfernen lassen kann. Man sollte endlich einmal mit derselben klaren Formulierung und Fragestellung an diese eine Grundfrage herangehen und sie kritisch würdigen — oder man soll über den ganzen Fall Herman Wirth überhaupt schweigen.

Zu beachten ist auch die Begriffsbestimmung: „Der Heilbringer ist die begriffliche Fassung der sichtbar gewordenen Offenbarung des Höchsten Wesens, des Weltengeistes in Zeit und Raum; als solcher ist er das „Gotteskind“ und verkörpert sich sinnbildlich sowohl im Raume, im Weltensbild, wie in der Zeit, im kosmischen Umlauf, dem Jahr, wie es durch den Sonnenlauf geregelt ist.“

Hier scheint der Ursprung des Gedankens zu liegen, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist: die Darstellung des Menschen mit den erhobenen und gesenkten Armen ist die Verbildlichung der Jahreslaufsymbolik, auch hier wieder zeigt sich Übereinstimmung von Neu-Mexiko über den Sahara-Atlas bis Oberägypten und Areta; aber auch die schon erwähnten nordeuropäischen Antennenschwerver gehören in dieselbe Reihe. Wenn der Steinkreis als Markierung des Jahreslaufes zum Sinnbild der Welt wird, worüber wir schon wiederholt gesprochen haben, so erklärt sich auch, daß der Mensch aus dem heiligen Stein hervorgeht, oder daß das griechische Laos tatsächlich Stein und Mensch bezeichnet. Etwas Derartiges ist nur aus der Kultsymbolik zu erklären: noch die Schildburg, die im Mittelalter von den Gefolg-leuten um den „Druchtin“ gebildet wird, ist nichts anderes als eine Wiederholung des uralten Motivs; und die 6, 8 oder 12 Gefolg-leute um den Sieben, Neunten oder Dreizehnten sind noch in Sage und Märchen ein häufig wiederkehrendes Zeitbild.

Wer noch an dem alten Gedanken der Sonnenbezogenheit des Menschen zweifelt, der sollte sich endlich überzeugen lassen durch einen Fund, den wir vor zwei Jahren

im Museum zu Bremen machen konnten: es ist eine bronzene Grabbeigabe einer eisenzeitlichen Leichenbrandurne aus dem unteren Weisergebiet in der Form eines senkrecht geteilten Kreises, dessen Achse oben in einem menschlichen Kopf, unten in einer anscheinend abgebrochenen Verlängerung ausläuft. Es ist eine genaue Wiedergabe der Rune Sol, ins Menschliche verbildlicht; also ein Grenzfall zwischen abstrakter Symbolik und Verbildlichung. Ohne Zweifel drückt das den an den Sonnenlauf geknüpften Wiedergeburtsglauben aus; sinnbildgeschichtlich ist das Stück der unmittelbare Ahnherr unseres Kultgebäudes, das als sogenannter „Rikolaus“ mit rund in die Seite gestemmen Armen dargestellt wird. Wir verstehen jetzt, was es bedeutet, wenn noch im Bewußt dem toten Helden „Sonnen“ mit ins Grab gegeben werden: es handelt sich um nichts anderes als um die Rune Sol selbst in ihrer abstrakt-bildhaften Form.

Mexiko, Kalifornien und Afrika zeigen in weitem Umfange die Entsprechungen; auch hier läßt sich die Übereinstimmung zwischen geistiger und bildhafter Überlieferung an mehr als einem Beispiel nachweisen. Was hier wieder als grundsätzliches Umdenken festgehalten werden muß, ist die Erkenntnis, daß alles, was die Mythen-deuter bisher von „theriomorphen“ Gottheiten gelehrt haben, nun wirklich in das Reich der gelehrten Sagenbildung zu verweisen ist; es wird ganz deutlich, daß das Tier entweder erst auf dem Umwege über das Sternbild „theophror“ wird, oder aber durch eine ihm eigentümliche Haltung, in der man eine Entsprechung mit der Jahres-symbolik wiederfindet. Den „Totemismus“, den wir früh und frühlich aus der Küche exotischer Völker als die eigentliche Grundlage unseres religiösen Denkens serviert bekommen haben, sollte man nun wirklich endlich als eine Verfallsstufe und nicht mehr als einen Ursprung begreifen.

Daß der Vorjulmonat, der sogenannte Odinsmonat, seinen Namen von dem Kalenderzeichen Od (odil), das an dieser Stelle steht, bekommen habe, muß allerdings stark bezweifelt werden. Odin ist zweifellos eine ganz lautgerechte nordische Entwicklungsform von Wodin und kann mit Od nicht ohne weiteres in Verbindung gebracht werden.

Ein ganz schlagendes Beispiel für die Darstellung der aufsteigenden und absteigenden Jahreshälften unter dem Bilde des Mannes mit erhobenen und gesenkten Armen liefert der schwedische Runenstabkalender von 1687. Die eine Seite des Stabes, die den Anstieg von der Winterwende bis zur Sonnenwende enthält, zeigt die abstrakt-

lineare Darstellung der erhobenen Arme, die absteigende Hälfte von der Sommerwende zur Winterwende die umgekehrte Gestalt. Übrigens zeigt dieselbe Stelle eine Art von Hügel mit drei Mannrunden darauf; als Sommersonnentwendbrauch ist die Mittsommerstange in Gestalt der Mannrune in Schleswig noch heute erhalten — auch hier wieder eine greifbare Übereinstimmung zwischen Sinnbild und Wirklichkeit.

Der „Zwiefache“, das allgemeine religiöse Motiv des im Jahreslaufe doppelt erscheinenden Gottes, ist der Gegenstand des 28. Hauptstückes. Eine Fülle verschiedener Darstellungen in allen nordisch beeinflussten Kulturen spiegelt denselben Gedanken wider: der Mensch mit zwei gehobenen und gesenkten Armen, mit einem gehobenen und einem gesenkten Arm, wie wir ihn in dem Männchen von Dechsen kennen, und auch die Wechselform, die von der Kirche in Hirsauf bekannt ist. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist hier nun die sagengeschichtliche Entwicklung des „Zwimadr“, der sich in zwei Einzelmenschen gespalten hat und nun als das Bruderpaar auftritt, das sich auf das Paar gleicht, von dem der eine den anderen tötet und ihn nachher doch wieder lebendig macht. Einen großen Teil dieses Komplexes hat Otto Guth in seinem Janus behandelt. Die indianischen Märchen zeigen auch hier wieder ganz überraschende Übereinstimmung; die bisher übliche Deutung behalt sich da mit der Etikette „Wandermotiv“, während man bei anderen Dingen lieber etwas anderes, nämlich die „ethnographische Parallele“ bemühte. Sinn kann man in solche Übereinstimmungen natürlich erst dann hineinbringen, wenn man den Ursprung ermittelt hat. Und das ist hier von Wirth doch in einem bisher nicht gekannten Umfange wenigstens versucht worden. Die bekannte Sage von dem „Schwarzen“ und dem „Weißen“, die sich gegenseitig bekämpfen, töten oder wiedererwecken, gehört natürlich in denselben Bereich. Eremita.

Otto Höfler, **Kultische Geheimbünde der Germanen**. 1. Band, 357 Seiten, Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg. Brosch. 10 RM., geb. 12 RM.

Dies Werk Höflers, die Frucht jahrelanger gewissenhafter Forschung, ist die bei weitem wichtigste Neuerscheinung auf dem Gebiete der germanischen Religionsforschung in letzter Zeit. Höfler gelingt der Nachweis, daß kriegerische Kultbünde germanischer Herkunft die ganze deutsche Geschichte hindurch in wechselnder Form bestanden haben. Seine Arbeit berührt sich vielfach mit der seines Freundes Richard Wolfram über Schwerttanz und Männer-

bund, die wir im Märzheft, Seite 92, angekündigt. Höfler, der Dozent an der Universität Wien und Lektor an der Universität Upsala ist, und Wolfram, der Lektor an der Universität Wien ist, sind Schüler des Wiener Germanisten Rudolf Much.

Über den Inhalt des Werkes, das in seinem ersten Teile die These beweist, daß die Sagen von der wilden Jagd wesentlich Spiegelungen von bündischen Kulturen sind, werden wir unsere Leser in einem Aufsatze unterrichten. Dr. Otto Guth.

Zeitschriftenchau

Zur geistigen Kultur der Germanen

J. S o p m a n n, **Methodisches zur vorge-schichtlichen Sternkunde**. Mannus. 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1934, Verlag Rabigsch, Leipzig. Die umfassende und sehr eingehende Arbeit des Leipziger Astronomen behandelt die astronomische Deutung von Stonehenge, den heiligen Linien Ostfrieslands, der Detmolder Gegend mit den Externsteinen und Haus Gierke. Verfasser hat sich ursprünglich gegen die Deutung Leubdis ausgesprochen. Inzwischen hat er sich selbst eingehend an Ort und Stelle mit diesen Fragen befaßt und faßt das Ergebnis in der Vorbemerkung wie folgt zusammen: 1. Die Richtigkeit der astronomischen Ortung bei Stonehenge vorausgesetzt, ergibt sich als spätester Zeitpunkt der Errichtung — 1500. Die Wahrscheinlichkeit spricht in sehr hohem Maße zugunsten der Ortungslehre. 2. Das System der „Heiligen Linien“ in der Detmolder Gegend läßt sich vorläufig schwer halten. Dagegen liegen die Dinge in Ostfriesland außerordentlich günstig. Die Nachprüfung der Berechnungen Röhrigs ergab sogar eine wesentlich genauere Ortung. 3. Nach Neuvermessung und eingehender Berechnung ergab sich für Haus Gierke eine sehr hohe Wahrscheinlichkeit. Es wurden neue Gesichtspunkte, u. a. der Quellschüssel, in die Untersuchung mit einbezogen, und es konnten Ortungsmarken für die acht auffallendsten Sterne, und zwar für die Zeit von — 700 bis — 600 festgestellt werden. Beachtenswert ist, daß in fünf Fällen die georteten Sterne zugleich Ankündiger der Sommer- und Winterjonnentwende sind und daß in weiteren vier Fällen die Möglichkeit der Ankündigung von im bäuerlichen Leben wichtigen Kalenderdaten vorliegt. — Die vorliegende Arbeit behandelt zunächst die Untersuchungen über Haus Gierke; die Arbeiten über die anderen Stellen werden folgen. Für Haus Gierke verlangt Verfasser nunmehr eingehende Untersuchung durch die Spatenforschung, die

der mathematisch und astronomisch gewonnenen Wahrscheinlichkeit erst Wirklichkeit verleihen kann. Für alle ähnlichen Fälle aber fordert er mit Recht, daß strengste Verfahren angewendet werden, um die Frage der Ortung einwandfrei zu klären. / R o l f M ü l l e r, **Zur Frage der astronomischen Bedeutung der Steinsetzung von Odrh**. Ebenda. Die schon mehrfach untersuchte Steinsetzung von Odrh in der Tuchseler Heide im abgetrennten Westpreußen ist vom Verfasser neu vermessen und astronomisch untersucht worden. Es ergab sich, daß eine Linie auf den Aufgangspunkt der Sommerjonnentwende, eine zweite auf den der Winterjonnentwende ausgerichtet ist. Die Nord-Süd-Richtung ist ebenfalls festgelegt. Eine dritte Linie ließ Sternortung vermuten. Stephan hatte sie seinerzeit auf den Stern Capella gedeutet, was eine Altersbestimmung der Anlage auf rund 1800 v. Chr. ergeben würde. Verfasser entscheidet sich für Artur, das entspricht einer Errichtungszeit von etwa 480 v. Chr. Bei der Ausgrabung waren die Gräber in und bei den Steinfreien seinerzeit als gotisch festgestellt worden. Vermutlich haben die Goten hier ein altes Sonnenheiligtum als Friedhof benutzt. Der selbe Verfasser bringt eine zusammenfassende Darstellung unter **Die astronomische Bedeutung der Steinfreie von Odrh**, in *Forschungen und Fortschritte*, 11. Jahrg., Nr. 13, 1935. / E d h a r d U n g e r, **Das sumerische Hakenkreuz als Wirbelsturm**. *Forschungen und Fortschritte*, 11. Jahrg., Nr. 12, 1935. Zur Frage des Hakenkreuzes sei auf diesen Aufsatz verwiesen, der erstmalig über die Verwendung des Hakenkreuzes bei den Sumerern berichtet. Beide Denkmäler sind auf 3200 v. Chr. datiert. Das eine Hakenkreuz besteht aus vier Flügeln, beim anderen drehen sich vier Göttinnen im Wirbel umeinander. Beim ersten ist die Windsymbolik eindeutig, beim zweiten wird sie noch durch den Text bestätigt. Der „Hervind“ ist überdies auch sprachlich belegt. Das Haken-

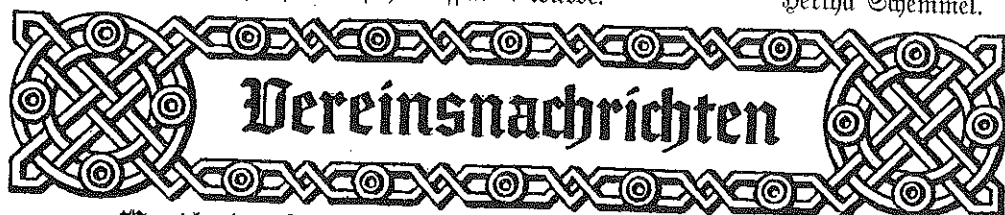
kreuz bedeutet hier also den Wirbelschädel. Die Linksdrehung entspricht der Drehungsrichtung der Wirbelschädel auf der nördlichen Halbkugel. Verfasser erinnert daran, daß auch auf germanischem Gebiet das Hakenkreuz zuweilen in Verbindung mit Darstellungen vorkommt, die Beziehungen zum Winde haben, so Vogelköpfe u. dgl.

Kelten und Preußen

Otto Neche, Die Rasse der Kelten. Forschungen und Fortschritte, 11. Jahrg., Nr. 11, 1935. Von den antiken Schriftstellern werden die Kelten einheitlich als der nordischen Rasse zugehörig beschrieben, wenn sie auf ihren weiten Wanderungen selbstverständlich auch früh Vermischungen eingegangen sind. Die Heimat der Kelten ist unzweifelhaft das südliche, insbesondere südwestliche Deutschland, wo sie zunächst die noch ungeteilte Gruppe der Italokelten gebildet haben. Etwa um 2000 v. Chr. beginnen die ersten Wanderungen nach Italien, gegen 1100 dürften die letzten Italiker südwärts gezogen sein. Die große Wanderzeit der Kelten selbst ist die Latènezeit, wo sie eine erhebliche Ausdehnung gewonnen haben, allerdings um in wenigen Jahrhunderten rassistisch schon erheblich zu versauern. Die Länder, die sich heute so gern als keltisch bezeichnen, etwa Frankreich, waren Kolonien, nicht Heimat der Kelten. Der Skelettfund in den keltischen Gräberfeldern ist durchaus nicht immer einheitlich. Das findet seine Erklärung in der Tatsache, daß die Kelten häufig als dünne Herrenschicht über einer ganz andersrassigen Unterschicht saßen, die gleichfalls in diesen Gräberfeldern bestattet ist. / Martin Sell, Keltische Töpferzeichen. Ebenda Nr. 14. Im südlichen Mitteleuropa finden sich in spät-

keltischer Zeit häufig Gefäße einer bestimmten Gattung, die auf der Unterseite des Bodens Zeichen tragen, am häufigsten in Form einer dreizinkigen Gabel. Die Zeichen sind in den weichen Ton geritzt, dürfen also als Töpferzeichen gewertet werden, wobei zweifelhaft bleibt, ob sie magische Bedeutung haben oder die Signatur des Verfertigers darstellen. / Werner Neugebauer, Das altpreussische Gräberfeld von Conradswalde, Kr. Elbing. Mittheilungen, Bd. 5, 1934. Hier wurde beim Chausseebau eine altpreussische Begräbnisstätte entdeckt, die der Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert angehört. Drei große ostpreussische Kulturkreise sind nunmehr dank fortschreitender Erforschung deutlich erkennbar: der samländisch-natangische, der masurische und der memelländische. Der samländisch-natangische Kreis hebt sich schon in der älteren römischen Kaiserzeit deutlich von der gotischen Weichselmündungskultur ab. Seine Träger sind baltische Stämme, die Listen des Tacitus, die Vorfahren der Preußen. Nachdem Goten und Gepiden abgerückt sind, schiebt sich dieser Kreis, vermutlich unter germanischer Obersicht, nach Westen vor, erst bis zur Passarge, dann bis zu den Elbinger Höhen. Dieser Zeit gehört der neue Gräberfund an. Erst in der jüngsten heidnischen Zeit, vor Ankunft des Ordens, greifen preussische Siedlungen auch auf das westliche Weichselufer hinüber. — Bei Conradswalde befindet sich außerdem ein preussischer Burgwall und in der Gemeindefriedhofgrube fanden sich gleichzeitige Siedlungsspuren. Offenbar sind hier also Siedlung, Burg und Friedhof des preussischen Dorfes entdeckt worden, an dessen Stelle 1308 das Dorf Conradswalde vom Orden gegründet wurde.

Herttha Schemmel.



Vereinsnachrichten

Bericht der 8. Tagung in Detmold, 11.-14. Brachet 1935

Es war eine Freude, neben den alten Getreuen eine große Zahl neuer Freunde zur Tagung begrüßen zu können. Von Beginn bis zum Ende ließen alle durch die gleiche völkische Blickrichtung eine schöne Gemeinsamkeit aufkommen, die zum vollen Gelingen der Tagung beigetragen hat.

Im einzelnen sei berichtet:

Am Dienstagabend (11. 6.) eröffnete Oberst a. D. Wasserfall namens des Vorsitzenden, Oberstleutnant a. D. Platz mit herzlichen Willkommensworten die Tagung und wies auf den nun vollzogenen Anschluß der Vereinigung an den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte hin, worin zugleich eine Anerkennung unserer Detmolder Arbeit liege. Dir. W. Teudt, von allen freudig begrüßt, berichtete zunächst von dem — unseren Lesern ja bekannten — Ergebnis der Arbeiten um und an den Externsteinen und den

Befehdungen, die aus dem protestantischen und katholischen Lager gegen unsere völkische Arbeit gerichtet werden. — Die Externsteine in ihrer Bedeutung zu entschleiern, und die Umgebung ihrer würdig zu gestalten, geht auf einen Entschluß vom Lenzing 1934 zurück. Schon damals wurde als zweiter Schritt für die germanienkundliche Arbeit beschlossen, eine „Pflegstätte für Germanienkunde“ in Detmold zu schaffen. Die Gründung ist zwar jetzt vollzogen, aber Mangel an Geldmitteln hält die Erfüllung der mannigfachen Pläne noch zurück. Tatkräftige Hilfe tut not. Die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der Pflegstätte ist dreifach: wissenschaftlich, weil eine Einrichtung nötig ist, die sowohl der Lehre als auch der Forschung dienend, alle an der Germanienkunde beteiligten Fächer der Wissenschaft zusammenzufassen und somit das Werk der Entschleierung unserer Frühzeit zu beschleunigen erlaubt. Lehrgänge, auf verschiedene Bedürfnisse abgestimmt, sind abzuhalten, Archiv und Schaufammlung anzulegen. — Der besondere Reichtum des Lipper Landes an Weihstätten gewährt die örtliche Rechtfertigung. Dazu tritt die völkische, da neben der politischen nationalsozialistischen Schulung die seelische Stärkung notwendig ist. Die Aufgabe heißt deshalb: Bewußtmachen der Quellen unserer Eigenkultur, denn was wir nicht kennen, können wir nicht achten und lieben. — Zur Freude aller Anwesenden griff der Bürgermeister Keller, Detmold, den Aufruf von Wilhelm Teudt auf und erkannte seine großen Verdienste um die in Detmold geleistete, für unsere Volkserhaltung wichtige Arbeit an; er versprach, nach Kräften zu helfen, um der „Pflegstätte für Germanienkunde“ in Detmold eine Pflegstätte zu schaffen. — Oberregierungsrat Dr. Oppermann war leider am Erscheinen verhindert. Er ließ jedoch im Namen des Staatsministers Riedel und im eigenen Grütze und Wünsche zur Tagung als Ausdruck seiner Teilnahme übermitteln.

Der nächste Morgen (Mittwoch, 12. 6.) führte zu den Externsteinen. Die fertiggestellte Straße von Holzhausen, der Beginn der Leichanlage an neuer Stelle, die vom Übermaß der Bewachung befreiten Steine selbst wie das große Grabungsfeld waren den meisten neu. Die einzigartige Schönheit und Bedeutung dieses besonderen germanischen Heiligtums, das unter sachkundiger Führung in einzelnen Gruppen besichtigt wurde, beeindruckte auch jene, die den Ort kannten. — Der starke Straßenverkehr störte ungemein. Wir dürfen ja aber hoffen, daß er bis zur nächsten Tagung von dieser Weihstätte ferngehalten sein wird. — Univ.-Prof. Andree, Münster, erläuterte das Grabungsgelände. Herr Friede, jetzt amtlich mit dem Führungsdienst an den Externsteinen betraut, machte auf Mörtelspuren aufmerksam, die die Mauer der Festungszeit mit Felsblöcken vor dem Felsen 3 verband, als Beweis, daß jene Felsblöcke entgegen anderslautenden Behauptungen also schon im 17. Jahrhundert an ihrem heutigen Platz lagen (und wir vermuten, seit ihrer Zerstörung).

Bei dem gemeinsamen Mittagessen im Gasthaus Ulrich an den Externsteinen berichtete Oberfeldmeister Wolterstorff, Dessau, Referent für Vorgeschichte im Arbeitsdienst Gau Magdeburg-Halle, wie der Arbeitsdienst planmäßig in den Dienst der Wissenschaft eingestellt ist. Ein Kulturarchiv, das die Veränderung der Landschaft durch den Arbeitsdienst aufzeigt, andererseits aber auch die getätigten Vorgeschichtsfunde birgt, umreißt seine heutige Tätigkeit.

Die Fahrt ging über die Koblstedter Heidenkirche; in der prächtigen „Feststraße“, auf dem Duellhügel im „Sternhof“ und am „Dreihügelheiligtum“ wurde erläutert, alle den „Germanien“-Lesern bekannte Einzelheiten in Augenschein genommen und auf die letzten Forschungsergebnisse, besonders von Prof. Hopmann, Leipzig, hingewiesen. Daß eine gleiche Kampfbahn wie in diesem Ostara-Heiligtum durch die Arbeit unserer Vereinigung in Alt-Upsala entdeckt worden ist, war manchem besonders wichtig.

Nach einer Kaffeepause im Gasthaus Hünede sprach Dr. Guth, Bonn, im Hinblick auf die Kampfbahn im Langelau über „Die keltischen Kofrennen der Germanen“. Lehrer Fritz Wilms, Gelsenkirchen, hat allein in Westfalen bereits zehn solcher Anlagen feststellen können. Sie liegen in wasserreichen Gegenden und enthalten Gräber. Ortsnamen mit der Silbe „Kof“ deuten auf diese Rennbahnen hin. Die Bedeutung des Reitens, führte Dr. Guth aus, hängt mit dem indogermanischen Totenkult zusammen. Im Germanischen (z. B. Umreiten eines Grabes im „Beowulf“), im Griechischen (Wagen- und Pferderennen zu Patroklos Tod), sowie im Italischen und Keltischen ist es nachweisbar. Das Ei, als Sinnbild des Jahreskreises, des Werdens und Vergehens spielte bei diesen keltischen Reiten eine Rolle. Z. B. wurde nach römischen Berichten bei Pferderennen ein Ei von einem Mann zu Fuß aufgenommen und ans Ziel getragen. Daraus entstandene Spiele haben sich in unserem Volkstum erhalten. Das Umreiten der Gräber von Führern Klingt noch im heutigen „Stephansrennen“ am 26. Jul nach (Stephan, der Beschützer

des Rosses). Im Germanischen ist die kultische Bedeutung der Um- und Wettritte noch vertieft und ein Zusammenhang mit der Wintersonnenwende im Volksbrauch nachweisbar.

Nach Besichtigung der Weihestätten führte der Weg durch das schöne Zipperland weiter über das Sennengefäß Looshorn, durch das Naturschutzgebiet, zurück nach Detmold.

Am Abend hatte Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin, das Wort zu einem Lichtbildervortrag „Süddeutsche Pfahlbauten als Zeichen nordischer Kulturhöhe“. Es war unserer Vereinigung eine besondere Freude, von Prof. Reinerth, dem Leiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, dem wir jetzt körperlich angehören, Bericht über seine schwierigen Pfahlbautenforschungen zu erhalten.

Er begann seine klaren und bis zuletzt ungemein fesselnden Ausführungen mit dem Hinweis, daß das Wissen um den Ausgriff der nordisch-indogermanischen Rasse für alles politische und geistesgeschichtliche Verstehen notwendig ist. Die nordisch-indogermanische Landnahme erfolgte 2000 Jahre vor der Zeitwende in fünf großen Zügen (auf unseren heutigen Alpenpässen (!) nach Oberitalien, über die Donau nach dem Balkan, nördlich der Karpathen nach Indien, nach Finnland und nach Rußland); sie wiederholte sich in der germanischen Völkerwanderung. Das Blut dieser norddrassischen Völker schweift Nord- und Süddeutschland zu einer unbedingten Einheit zusammen. Wenn Gustaf Kossinna die indogermanische Grundlage für die nordischen Länder bewies, so ist diese durch die Forschungen Prof. Hans Reinerths für Süddeutschland und die Schweiz festgestellt. Die auf wissenschaftlich einwandfreiem Wege erworbenen Kenntnisse von dem Ausgriff der nordischen Indogermanen nach Süddeutschland und der Schweiz und Oberitalien stellen die Behauptungen bestimmter Kreise, die einen Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland — zwischen Pfahlbau und Hünengrab (vgl. Merkerschlager) — konstruieren wollen, außerhalb jeglicher Diskussion.

Die süddeutschen Pfahlbauten sind ein untrennbarer Teil des nordischen Kulturbildes. Mehr als 700 solcher Ansiedlungen sind bereits bekannt. Die darin zutage geförderten Gegenstände gehören der Jüngerer Steinzeit und Bronzezeit an. Die von Ferdinand Keller vertretene Ansicht, daß die Häuser jener Ansiedlungen zum Schutze gegen Feinde und wilde Tiere ins Wasser gebaut seien, ferner die Annahme von Rundhütten in der Art der südseeischen sind falsch, aber leider in vielen Schulbüchern zu finden. Zutreffend ist die frühere Meinung (Pfahlbauten sind schon im 17. Jahrhundert erwähnt), daß es sich bei den Pfahlbauten um Ufersiedlungen handelt, die dann später vom Wasser bedeckt wurden. Im Jahre 1913 sind die in den Pfahlbauten gefundenen Gegenstände von Alfred Schütz als ausschließlich nordisch-germanisch bestimmt worden und die weitere Forschung von Prof. Reinerth auf diesem Gebiete (seit 1920) ergab, daß die Wege jener nordisch-indogermanischen Kultur über die Schweiz nach Italien an Hand der Funde Ort für Ort verfolgt werden können.

Es erhebt sich die Frage, ob man einen Pfahlbau, ja, ein Dorf jener Zeit einwandfrei in seinem Aufbau heute erkennen kann? Die Forschungen von Prof. Reinerth haben es ermöglicht. Mit die wichtigsten Pfahlbaugebiete finden sich im Federseemoor in Oberschwaben, am Bodensee, und zwar in dessen nordwestlichem Teil, dem Überlinger See und vielen Schweizer Seen (u. a. Zürcher See, Vierwaldstätter See) und Moorgebieten. Waren die früheren Funde nur gelegentlich gemacht und unplanmäßig ausgegraben, so wurde unter Prof. Reinerths Leitung in Sipplingen am Bodensee ein etwa 100 m vom Ufer seewärts gelegenes Pfahldorf ausgegraben. Seine Reste waren, da sie von 2,5 bis 3,5 m Wasser bedeckt lagen, völlig ungestört. Die Ausgrabung, die sich wegen der Schneeschmelze auf die Monate März und April beschränken mußte, ging folgendermaßen vor sich: An der Stelle, an der sich durch das Wasser hindurch die Pfahlreste erkennen ließen, wurde eine Fläche von 500 qm durch eiserne Lärmdielen und Spundwände abgegrenzt. Der so entstandene Kasten wurde leer gepumpt und die Aufbedung konnte auf trockenem Boden 3 m unter dem Seespiegel vor sich gehen.

Die Ausgrabungen im Pfahldorf Sipplingen und im oberschwäbischen Federseemoor ergeben gemeinsam folgendes Bild indogermanischer Siedlungsanlagen und Hausbauten. Die am Ufer einer Siedlung stehenden Häuser waren wegen der Hochwassergefahr auf Pfählen errichtet, die weiter landeinwärts auf der Uferböschung liegenden Bauten lagen mit dem Hausboden direkt dem Erdboden auf (Moore und Seggen beweisen, daß in der Steinzeit dort kein Wasser stand). Abgegrenzt und geschützt war die Siedlung nach der Landseite durch starke Palisaden, die in Sipplingen eine Länge von 250 m haben. Die Pfähle stehen in zwei Reihen und sind Rundhölzer von 10–12 cm Stärke. Der Fußbodenbelag aus Lehm zeigt den rechteckigen Grundriß der Hausform: 9 m lang und 6 m breit, oder 8 zu 4,5 m. Der Fußboden selbst ist aus gespaltenen Brettern und Bohlen von 10–15 cm Durchmesser hergestellt, die in dem einen Raum lang, in dem anderen quer zur Wandrichtung liegen. Die senkrechten Wände bestehen aus Weidenrutenwerk, das innen und außen mit Lehm beworfen ist, oder sie sind in Stabbau errichtet — wie bei den germanischen Hallen und nordischen Kirchen — z. T. kunstvoll mit Seilen verbunden. Die älteste Form ist das rechteckige Pfostenhaus mit dem Herd in der Mitte und dem Vorplatz, der zur Hälfte von dem übertragenden Dach geschützt wird. Später werden die Seitenwände des Hauses vorgezogen und nach vorne geschlossen, so daß ein zweiter Raum entsteht. In dem großen Raum mit einer Herdstelle läuft an zwei Seiten die Schlafbank entlang, 40 cm hoch und 120 cm breit, als niedriges Ruhelager. Der kleine Raum, die Arbeitsstätte, enthält den Backofen, dessen Boden aus Steinen und verschiedenen Lagen Birkenrinde und Lehm,

der Oberaufbau durch ein innen und außen mit Lehm verkleidetes forbähnliches Geflecht gebildet wird. Das stielliche Haus wird von einem hohen schiffbedeckten Siebeldach geschützt. Die Tür besteht aus einem schmalen (70 cm) Brett, das in einer senkrechten Angel läuft. Der Eingang befindet sich stets an der Schmalseite des Hauses. In der gleichen Konstruktion wird die Tür bis ins Mittelalter beibehalten. Die Holzabindung erfolgte ohne Nägel in bester kunstvoller Zimmermannsarbeit: mit Keil, Verzapfung, Kerbe, Nute. Entgegen den Schulbuchdarstellungen unterscheiden sich diese nordischen Häuser der Steinzeit in jeder Hinsicht von den primitiven Südsee-hütten und ebenso von den westlichen steinzeitlichen Rundhütten mit einfachen schrägen Schilfwänden, mit einem Dach, das wie eine Budelmütze darübergestülpt ist, und mit einem nur durch Matten und Felle verschlossenen Eingang.

Die Begräbnisplätze und die daraus erkennbare Totenehrung beweisen die hohe Gesittung und Religion dieser nordischen Steinzeitleute vor 4000 Jahren. Im Gegensatz zu der der westlichen und der ostischen Rasse eigenen Totenfurcht spüren wir tiefe Totenverehrung, die von lebensbejahender Verbundenheit mit dem göttlichen Weltall weicht. Die dem Toten in liebevoller Fürsorge mit ins Grab gegebenen Tongefäße sind meistens Becher und Amphoren mit Schnurverzierung. Bei den Frauen lagen Schmuck und Hausgerät, bei den Männern stielliche Waffen (Streitart, Keil, Lanze, Pfeil und Bogen). Die Totenkammer ist reich ausgestattet. Es läßt sich eine Brandplatte erkennen, auf der die Verbrennung geschah. Die Asche des Toten wurde in einem lederen Beutel gesammelt, der sorgfältig durch Steine geschützt beigelegt wurde. Andere Gräber zeigen, daß der Tote nach der Einäscherung in einem kleinen Holzhause, einer Nachbildung seiner Wohnstätte, beigelegt wurde. Ein besonders großes Grab von 14 m Durchmesser und 2 m Höhe enthält innen ein größeres Totenhaus mit zwei Räumen und der Herdstelle, neben der die Überreste des Toten in einem Beutel beigelegt waren. — Ohne Vermutung ist dieser nordische Gedanke, daß das Grab die Heimstatt des Toten sei, bis zur Schweiz und auch nach Italien gekommen und hat im Römertum Spuren hinterlassen. Eine wichtige Feststellung ist, daß einzelne Gräber Steinsetzungen in Form eines Vannkreises aufweisen. Eines der Gräber zeigt eine in Stein gesetzte Mondschale. Sie liegt innerhalb einer Ellipse, in deren Brennpunkten sich zwei Feuerstellen befinden. Die ganze Anlage scheint nach bestimmten Gesichtspunkten orientiert zu sein.

Die Skelette der Träger dieser Kultur sind ausgesprochene Langschädel. Sie gehören überwiegend der nordischen Rasse an.

Haben wir aus Wohnung und Totenehrung ein hochgesittetes Volk erkennen können, so setzt es uns nicht in Erstaunen, daß Handwerkzeug und Gegenstände des täglichen Bedarfs weitere Beweise dafür ergeben. Die Funde beweisen eine hochentwickelte Bauernkultur. Neben Sammel Früchten aus Wald und Flur (Haselnüsse, Himbeeren) finden wir Edel-früchte wie Apfel und Getreide wie Weizen, Gerste, Rispfen — und Kolbenhirse. Unsere heutigen Haustiere waren schon vorhanden. Im Backofen wurde auf Steinen geformtes ungeäuerles Brot bereitet, wie heute noch in Island. Neben einer schön geschäfteten Hirschhornhacke, tritt der Hakenpflug als Gerät zur Feld- und Ackerbestellung auf. In jedem Haus sind mehrere Getreidemöhlen (Mahlsteine und Käufer) aufgefunden, sowie Tongefäße in größter Mannigfaltigkeit und Schönheit. Alle Arten von Werkzeugen aus Feuerstein (dabei Getreidemesser), Hirschhorn-geräte und eine lange Reihe von Holzgegenständen verschiedener Verwendungszwecke, wie Rämme, Ruchbaumbecher, Schöpfer, Schalen, Bogen und Pfeile, Einbäume. An Flecht- und Webarbeiten traten Korbgewebte, Netze, Gewebe aus Flachs, ja sogar Zeugnisse von Buntweberei und Kreuzstichstickerei zutage, kurz, alle kleinen und kleinsten notwendigen Dinge einer anspruchsvollen Bauerngesittung unserer Art. Sehr wertvoll ist, daß vielfach die Schäftung der Werkzeuge erhalten blieb. Kleine Steinbeile und Meißel werden zuerst in einen Hirschhornstiel gesteckt und dieser wiederum in einen größeren Stiel aus Holz. Überdies ist bei jenen Grabungsarbeiten die älteste Lampe der Welt (1000 Jahre älter als die bewunderten mittelmeerischen Funde!) zutage getreten: ein geschlossener Tonring mit drei nach oben stehenden Dochtöffnungen. Es war eine Beleuchtung, die heute sogar zum Lesen völlig genügen würde!

Es war möglich, den Aufbau eines ganzen Dorfes zu erkennen: die Form der Dorfanlage ist die des Hausendorfes. An dem in der Mitte gelegenen Dorfplatz steht ein größeres Haus mit abweichender Inneneinrichtung (das sog. Versammlungshaus), daneben, ebenfalls durch seine Größe besonders ins Auge fallend, das Haus des Führers der Dorfgemeinschaft. Beide Häuser sind im Stabstil erbaut.

Es ist ein überaus stolzes Bild, das diese Forschungen uns von unseren Vorfahren übermitteln, die vom Herzen Deutschlands aus ihre kulturbringende Wanderung angetreten hatten.

Der Vortrag war von zahlreichen wertvollen Lichtbildern unterstützt. Er beeindruckte die Zuhörer sehr und bildete einen der Höhepunkte der Tagung. Im Namen aller sagte Oberstleutnant Platz Prof. Reinerth herzlichen Dank und fügte hinzu, daß diese toten Zeugen aus vorchristlicher Zeit nicht nur hohes geistiges Können unserer Ahnen beweisen, sondern auch die Annahme ihrer hohen Gottesverehrung aufzwingt.

Die zweite Tagungsfahrt (Mittwoch, 13. 6.) führte in den Leistruper Wald, den „Steinhagen“ oder „Heiligen Hain“, der mit Steinmauer, Thingstätte, Steinsetzungen, Opferstein und vor allem dem Mond- und Sonnenmal der Externsteine viel vorzeitliche Denkmäler birgt. Die künstliche Aufschüttung „Am steinernen Tisch“, auf die schon der

Burgenforscher Oberst Scheppe im Jahre 1871 hingewiesen hat, ist von Prof. Dr. Hopmann, Leipzig, im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen an den Externsteinen in diesem Frühjahr neu vermessen. Unsere Vermutung, daß es sich hier um das „Sonnenmal“ der Externsteine handelt, also um den Punkt, wo, von den Externsteinen aus gesehen, zu Mittsommer die Sonne aufging, ist bestätigt worden. Ein Grab ist durch Lehrer Rebellief, Remminghausen, freigelegt und als jungsteinzeitlich erkannt, mehrere Hundert wurden inzwischen von unserem Mitglied Zetsche, Bad Pyrmont, dem bekannten „Rutengänger“, noch festgestellt. Vermutlich werden die jetzt beabsichtigten Grabungen Hinweis auf das Alter des Sonnenmales und somit auch des damit zusammenhängenden Gestirndienstes der Externsteine geben können, wenn auch in solchen jungsteinzeitlichen Gräbern Beigaben kaum zu erwarten sind und die Skelette bei dem durchlässigen Keuper sandstein zerfallen sein dürften.

Am „Opferstein“ führte Studienrat Edmund Weber, Spandau, aus, daß „opfern“ ein Lehnwort und der betreffende Begriff gleichfalls ungermanisch sei. „Blutopfer“ im üblichen Sinne dürfen wir für unsere Vordäter nicht annehmen, wohl aber vermuten, daß sie Volksfremde und Reibdinge zur Keinerhaltung von Recht und Sippe, zur Volkserhaltung und damit gleichzeitig als Gottesdienst töteten und dem Götlichen „weihen“. — An der „Thingstätte“ gab Dr. Futh, Bonn, allgemeine Ausführungen über germanische Thingplätze und die dazugehörigen Sonnenuhren, die nicht nur der Stundenbestimmung, sondern auch kultischen Zwecken dienten. Das im Frühmittelalter in den Klöstern aufgekommene Kegelspiel stünde vielleicht mit der altheidnischen steinernen Sonnenuhr, die einen Mittelpunkt und acht darum gesetzte Steine hatte und Sinnbild der Weltordnung und des Weltengeschehens war, in Verbindung.

Ein einfaches Mittagessen versammelte die Tagungsteilnehmer im Hotel Bialon in Horn. Dann ging es nach dem Stoppelberg bei Steinheim (Krs. Höxter) weiter, um seine Wallanlagen zu besichtigen. Auch diese dienten nicht Verteidigungs-, sondern unbestreitbar kultischen Zwecken. Die jetzt dort festgestellten Gräber werden der Gegenstand weiterer Untersuchungen sein. Daß der aufgeschüttete Hügel der Nordost-Ecke zum Ortungsgebiet des Räderberges gehört, ist unseren Lesern ja bekannt. Das reizvolle lip-pische Bergland war den Besuchern des Stoppelberges in prächtiger Schau geboten. Burg Schwabenberg wurde noch aufgesucht und dann die Heimkehr angetreten.

Der Abend vereinte die Teilnehmer im „Gesellschaftshaus“ zum Bericht von Direktor Teudt über „Heidenmauer und Brunholdisstuhl“ bei Bad Dürkheim. Ein von A. Teuffel, Ludwigshafen, namens der J.G.-Farbenwerke zur Verfügung gestellter Film, der Direktor Teudt noch unbekannt war, gab die seit Frühjahr 1934 ausgeführten umfangreichen Grabungsarbeiten und deren Ergebnisse, die landschaftliche Schönheit des fruchtbaren Pfälzer Gebietes und dort stattgefundenen Besichtigungen wieder — wobei zuletzt Dir. Teudt zum eigenen Erstaunen, aber zur herzlichsten Freude der Zuschauer selbst auf der Leinwand erschien, im Begriff, die Heidenmauer zu erklären! Die Grabungsarbeiten unter Museumsdir. Dr. Sprater, Speyer, haben bis jetzt 30 römische, 31 nicht-römische Inschriften in dem alten Steinbruch freigelegt. Dabei befinden sich die alten nordischen Sinnbilder: Sonnenrad, Sonnenroß, Sonnenuhr, Vogel und Schlange, und zwar das Sonnenzeichen in derselben alten Technik ausgeführt wie die Vinderune in der Winterwendgrotte der Externsteine. Auch Menschendarstellungen (Schöner Männer) sind darunter, aber in der bekannten unvollendeten Art, da im Norden die bildhafte Darstellung der Gottheit im Gegensatz zum Süden (Griechentum) nur zögernd geschah. — Die römischen Inschriften stammen z. T. von der 22. Legion, die um 200 nach Zeitwende dort gearbeitet und, wohl durch starke germanische Bestandteile bedingt, das Hakenkreuz führte! Die am Brunholdisstuhl gebrochenen Steine mögen für Bauten in Worms und Reims verwandt sein. — Wichtig bleibt jetzt die Erforschung der Heidenmauer und der nächsten Umgebung. Im Schutt der Heidenmauer, die bekanntlich gerade oberhalb des Steinbruches (absichtlich?) eingestürzt ist und eine kultisch bedeutsame Anlage getragen haben mag, ist eine Bronzenadel gefunden! Otto Sigfrid Reuter hat an der Südecke eine Raststätte festgestellt, Düsterfeld, Detmold, entdeckte jetzt auf dem zum Ortungssystem des Brunholdisstuhl gehörenden Eberskopf Gräber. Dieses und der naheliegende Teufelstein und Peters- (Donars-) Berg mit einer Kapelle u. a. rechtfertigen, daß Teudt bei seinen Untersuchungen gerade die Heidenmauer im Auge hat. — Die erste kleine Auswirkung dieser Grabung ist, daß in Bad Dürkheim, wo zum Pfälzer Frühlingsfest auf Straßen Brezeln herumgetragen werden, in diesem Jahre nun wieder das Sonnenrad aufgesteckt worden ist, so wie es die Felswände erhalten haben.

Die Tagung klang am Freitagmorgen in einer Fahrt zur Grotenburg—Leutoburg, der

alten Weiestätte, die jetzt das stolze, mahnende Hermannsdenkmal trägt, aus. Wohl alle Tagungsteilnehmer haben dankbar empfunden, wie freudig und aufgeschlossen ihnen die Führungen und Vorträge geboten wurden; sie waren von den tiefen Eindrücken bewegt und von der mannigfaltigen menschlichen Berührung und Aussprache bereichert. Wenn hieraus unserem völkischen Tun fruchtbare Förderung erwächst, wird der Sinn dieser Tagung erfüllt sein.

Ortsgruppe Essen. „Germanische Geschichte von den Rindern und Teutonen bis zu Wittekind“, war das Thema, zu dem sich zahlreiche Mitglieder der Essener Ortsgruppe in der Versammlung im Wonne-mond eingefunden hatten. Gerade das wechselvolle Schicksal der germanischen Stämme dieser Zeitspanne bietet soviel Wissenswertes, soviel Größe und Reichtum, daß es wahrlich höchste Zeit wird, dieses deutsche Geschehen einmal kennenzulernen.

Lehrer Friedr. Humme, Düsseldorf, ließ die Vergangenheit neu entstehen. Seine Ausführungen gründeten sich auf das Werk Heinar Schillings: „Germanische Geschichte“. In der Einleitung hob er eine Reihe Besprechungen hervor, so Dr. von Leers, Preussische Lehrzeitung, Rheinische Landeszeitung und andere, die durchweg das Erscheinen dieses Buches grüßen und empfehlen. Humme verstand es ausgezeichnet, den umfangreichen Stoff kurz und klar zu gestalten, und man kann sagen, daß der Versuch, die Einzelgeschichte der Stämme im Zusammenklang zu zeigen und so eine Brücke zwischen der Urgeschichte und der Reichsgründung Kaiser Karls zu schlagen, voll geglückt ist. Ob das Werk Schillings in allem den wissenschaftlichen Anforderungen genügt, mag dahingestellt sein. Es sind auch viel abfällige Urteile gefällt worden. In der anschließenden Aussprache kam dieses ebenfalls zum Ausdruck. Aber für eine Übersicht in großen Linien, wie sie Humme darlegte, mag es wohl genügen. Eine sorgfältige Nachbearbeitung wird das Werk auch wissenschaftlich hieb- und stichfest machen können. Eine Reihe ausgezeichnete Lichtbilder ergänzten den Vortrag. Der Beifall zeigte, daß die Hörer den Ausführungen mit großer Aufmerksamkeit gefolgt waren.

Ortsgruppe Hagen i. Westf. Die Sommer von der Ortsgruppe Hagen durchgeführten vorgeschichtlichen Wanderungen erfreuen sich wachsender Beachtung. Das bewies die erste Wanderung des Sommers 1935 am 26. des Wonnemonds mit einer ansehnlichen Teilnehmer-schar. Die Wanderung führte vom Bahnhof Hohensyburg unter Leitung des Herrn Rektor Frommann, eines Kenners der sauerl. Wallburganlagen, hinauf zur Hohensyburg. Dort sind noch verschiedene Wallreste der alten Sigiburg von z. T. beachtlicher Höhe erhalten. Durch Grabung

ist festgestellt worden, daß der Kern der Wälle aus Loien, ohne Bindemittel aufgeschichteten Bruchsteinen besteht. Die Wallburg bestand aus Haupt- und Vorburg. Die Kämpfe um Hohensyburg sind durch die Sage ausgeschmückt worden unter Einbeziehung des Herzogs Widukind in diesen Sagentkreis. Am Rande der alten Wallburg befindet sich der Petersbrunnen, heute ein verkommenes Loch in unmittelbarer Nähe von Dungstätten. Er galt bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein als wunder-tätig und soll 799 von Papst Leo geweiht worden sein. In Hohensyburg steht eine romanische Kirche aus gefugtem Bruchsteinmauerwerk¹. Der nach altem kirchlichen Brauch geostete Chor mit gotischen Fenstern und Gewölben überragt mit seinem Dach das Kirchenschiff (waagerechte Holzdecke). Das Südportal ist mit Tier- und Pflanzenornamenten verziert. Leider hat eine um jeden Preis neuzeitlich sein wollende Baufunkst den überlieferten Innenraum in grober Weise zerstört. — Die Wanderung führte weiter über Hensberg—Ehberg (Eversberg, Wallreste) zu einer Ausgrabungsstätte in Lehmöden, wo unter Leitung von Herrn Spiegel, Schwerte, germanische Topf- und sonstige Küchen-scherben gefunden wurden. Es wurde noch Haus Ruhr, ein prachtvoller alter Herren-sitz mit idyllischem Park an der Ruhr, und eine Stätte in Wandhofen gezeigt, wo der Sage nach eine viereckig angelegte Wasserburg versunken sein soll².

Der Nachmittag war dem Besuch des Ruhrtaalmuseums in Schwerte gewidmet, das in erster Linie für die Jugend da ist zur Aufklärung über das Wie und Wo vorgeschichtlicher Kunde. Das Museum gliedert sich in drei Teile: geologische Entwicklung; der Mensch in älterer, mittlerer, jüngerer Steinzeit, Bronzezeit usw. und der alt-germanische Mensch in fortlaufender Entwicklung. Ein Besuch in der familien- und rassenkundlichen Ausstellung im neuen Schwerter Rathaus, die sehr reichhaltig und belehrend war, bildete den Abschluß dieser Wanderung.

¹ Die ursprüngliche Gründung wird in die Zeit Karls des Fr. verlegt.

² Die Spitzen des Vierecks weisen nach Norden, Osten, Süden, Westen. Die Nord-Süd-Linie trifft den in kurzer Entfernung gelegenen Hohenbügel (Hohen-Hen?), auf dem sich auch eine Wallburg befindet. R.-P. S.

Verzeichnis der Teilnehmer an der 8. Tagung in Detmold

[illegible]

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lotzner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Druckguss AG., Leipzig. Printed in Germany. D. M. I. Bj. 1935 3200. Bl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte
zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

August / Ernting

Heft 8

Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in
der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und
ihre weltanschauliche Bedeutung (1. Teil)

Don Dr. Hedwig Gollob, Wien

Dank der verdienstvollen Sammelarbeit E. H. Zimmermanns über die vorkarolingischen Miniaturen sind wir instande, in den verschiedenen künstlerischen Kreise dieser Darstellungen einen Einblick zu gewinnen. Eine Fülle reichhaltiger Schönheit entfaltet sich vor unseren Augen und die Vielfältigkeit der Erscheinungen wirkt verwirrend; wenn wir aber dann einen Blick auf die Reste des Buchschmuckes der vorangehenden Zeit, oder auf jenen der Karolinger Kunst machen, so fällt die Eigenartigkeit des Vorkarolingerstiles wieder deutlich zu einem bestimmten Bilde zusammen und wir sehen, daß doch hier ein gemeinsamer Grundwille arbeitet, welcher sich nur verschieden äußert. Wie bedeutend jene in ihm liegenden schöpferischen Kräfte waren, sehen wir an den Ausläufern jenes Stiles und wir bemerken oft, daß schon vorgeschrittenere Kunstideen mit den aus der Vorkarolingerzeit stammenden Vorstellungen noch lange arbeiten, ohne ihre Form zerstören zu können. Wie mächtig erscheint uns die seelische Grundstimmung einer solchen Weltanschauung, welche ich in verschiedenen Arbeiten zu erklären versuchte, und doch kann man noch lange nicht die tiefen Wahrheiten seines Wesens erkennen. Die Welt als das alles umfassende Wesen von seelischen Kräften zu sehen und mit jenen Kräftevorstellungen auch künstlerisch gestaltete Formgedanken zu entwickeln, ist uns heutigen, körperlich denkenden Menschen sehr schwer geworden und dennoch wäre es vollkommen falsch, wollte man die große Wahrheit dieser Tatsache verleugnen oder nicht erkennen wollen. Doch während ursprünglich sich jenes Kräftespiel vorwiegend in den Bewegungsercheinungen des plastischen Ornamentschmuckes betätigte, so hat eine veränderte Verbindung mit dem Farbentwerte auch ein stärkeres Hervortreten allräumlicher Vorstellungen zu einer Bevorzugung der Malerei hingetrieben. Darum mag es uns auffallen, daß zum Unterschiede von den Schmuckwerken die gedanklichen Einstellungen der Buchmalerei doch bedeutend einseitiger in ihrer Programmatik sind, da sie nicht so sehr einen rasch aufsteigen-

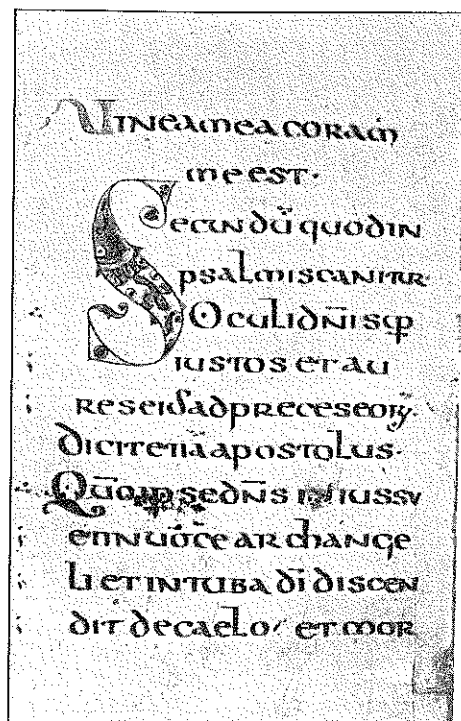


Abb. 1. Fischornamentinitialle S.

den Weg zeigen, als vielmehr infolge gewisser Voraussetzungen in einem bestimmten Stadium ihren ausgeprägten Willen entwickeln. Wir sehen besonders in den Miniaturen der älteren Zeit oft manche Dinge bildlich vereinigt, die wir in den Schmuckstücken als Ergebnisse verschiedenes Kunstwollen kennen gelernt haben¹. Jedoch müssen wir aufzeigen, daß diese Dinge bereits eine bestimmte Form in ihrer Verwendung angenommen haben. Die Vorstellungen der Kräfte zeigen deutlich Merkmale der Verkörperlichung in einem mehr oder weniger einfacheren Zustande und so erkennen wir eben auch den wahren Sinn der neuen Farbeinstellung in das Kräftebild. In dem Augenblicke nämlich, als an Stelle der rein geistigen Grundmasse unförperlicher Art eine stellentweise Verkörperlichung von Kräftezusammenstellungen tritt, kann auch diese herausgehobene Wesensvorstellung mit einer Farbenvorstellung verbunden werden, so daß die Farbe mithelfendes Darstellungsmittel wird, die verschiedenen Arten der Formen unterschiedlich zu machen. So dient die Farbe zur näheren Artbeschreibung der Formen, ebenso wie an und für sich durch die Zeichnung herausgehobene Einzelgestalt, während früher im 6. und 7. Jahrhundert eine Trennung der Kräftespiele mit ihren Eigenheiten eben nicht vorhanden war. (Vgl. etwa die Uppländer Funde, oder der Schmuck des Theoderich-Grabmales.) Es ist ja auch ganz klar, daß mit der Ausgestaltung jener verkörperlichten Darstellung des Kräftespieles für die Malerei sich ein immer breiteres Arbeitsgebiet eröffnete, da doch in dem Kleinschmuck alle jene höchsten Feinheiten nicht zum Ausdruck gebracht werden können. Damit haben wir in großen Zügen das Wollen der künstlerischen Gedankengänge des 8. Jahrhunderts umrissen, wir dürfen aber nicht annehmen, daß die Darstellung mit Kräftespielen in der Karolingerzeit aufhört und vielleicht dadurch der Wandel in der Darstellung hervorgebracht wird, vielmehr entstehen im Laufe des 8. Jahrhunderts eben andere Abarten von Kräftedarstellungen, welche dann plötzlich selbständig werden und dadurch gleichsam an den Tag treten. — Diese Vorgänge spielen sich nun in der Buchmalerei sehr deutlich ab. Eine der ersten Eigentümlichkeiten des neuen Stilempfindens ist die sogenannte Fisch- und Vogelornamentik, die vorwiegend in der Wissenschaft vielleicht unbegründet auf den Insellustkreis geschoben wird (Abb. 1). Natürlich erscheinen wir sogleich, daß wir mit den Vorstellungen einer Tiernachahmung dabei einmal gar nicht zurechtkommen, sondern es liegen andere künstlerische Gestaltungen vor. Die Hauptform, auf welche alles zurückgeht, ist eine allräumlich geschwungene Ebene, auf welcher die anderen Dinge aufgestellt sind. Die in rascher Flut vor uns sich windende Bewegungsform klappt sich an einigen Stellen auf und zeigt dann Gebilde zur Schau, die aber in ihren Einzelheiten auch wieder durch und durch von der bewegenden Grundebene bedingt sind. Wir bringen damit sofort in das Grundwesen mittelalterlicher Darstellungsart ein. Alle Erscheinungen befinden sich in einem Flusse, wie auf einem laufenden Bewegungsbande und nur dort, wo die Bewegung es will, dreht sie sich in die Erscheinungsebene um und

¹ Vgl. meine Studie im Oktoberheft des Jahrganges 1934 der Zeitschrift „Germanien“.

zeigt den Inhalt ihres Wirkens. Es gibt einmal keine statischen Bedingungen körperlicher Gesetzmäßigkeiten, sondern aus dem reichen Schatze des großen Weltgeschehens kommen uns nur manche Dinge in gewissen Zeiten zur Erkenntnis, so daß wir mit unseren Sinnen gleichsam haltmachen, um unser Sehen darauf zu heften. Hierin liegt auch der größte Unterschied gegenüber jenem sich seit dem Beginne der Renaissance auf Grund statischer Gesetze des Gegenständlichen ausbauenden Weltbildes (vgl. meine Arbeit Lorenzo Ghibertis künstlerischer Werdegang. Straßburg ed. Heß 1929). Wir erkennen an diesem Buchschmuck im Beginne aber auch, wie sehr er sich die in den Schmuckstücken entwickelten Gedanken als Ausgangspunkt neuen Wollens angelegen sein läßt. Dort ist bis zu einer gewissen Zeit die zerlegte und entwickelte Bewegungsmasse allein allumfassend in ihrem Bildvortrage der Darstellungsinhalt, doch merken wir ebenso auch in den germanischen Schmuckstücken, daß ein Zeitpunkt eintritt, in welchem der vollständig verkettete Zusammenhang in einen Doppelwillen verwandelt ist. Diese Wandlung beruht vor allem darauf, daß ein Raum geistig gesehen angenommen wird, in welchem nun jene Bewegungsercheinungen ihr allseitiges Spiel treiben. Zu der zusammenhängenden Masse tritt also ein Raum, in dem die Bewegungen räumlich wirken. Dadurch entstehen langsam aus der Einheitsmasse jene einzelnen Bewegungskörper geistiger Art. Sehr beachtenswert ist es, die Form der Bewegungsebene ins Auge zu fassen. Sowie in der vergangen Kunst seit dem 6. Jahrhundert liegt auch hier auf der Kante die Bewegungsströmung, was ja der ganzen weltanschaulichen Lage entspricht, wo erst in manchen Augenblicken eine weiterfließende Breitseite inhaltlich gezeigt wird. Enge mit diesem Zustande ist nun der Begriff der Fischornamentik verbunden zu denken. Die Fischform zeigt sich sogleich als eine Umklappungsercheinung der gedrehten Ebene und ist als Darstellung einer Bewegungskraft innerhalb der Umklappungsfläche in ihrer Gestalt an diesen Bewegungszustand gebunden. Es gibt darum genug oft Bildungen, bei welchen die Form kaum die Fischgestalt erkennen lassen kann. An einem Ende der Flächenrotation sehen wir das Kopfende, eine Schlußform der Bewegung, welche ja ganz bezeichnend ist und worüber ich in verschiedenen Arbeiten gesprochen habe. Das andere Ende kann aber überhaupt nur dann vorkommen, wenn die Bewegungsfläche sich wieder zu einer Kantenweiterbewegung umschlägt und nach dem Umschlage abbricht, so daß die schwanzartige Speilung zustande kommt; sie muß aber dort ganz fehlen, wo etwa die Bewegungsebene sich noch weiterdreht und nicht abbricht, da dann kein Kräfteauslauf erreicht wird. Die übrige Ähnlichkeitsvorstellung wird noch durch die flossenartigen Gebilde verursacht, die sich an die Bewegungsebenen ansetzen; doch sehen wir diese Einzelheiten auch im Inneren der Bewegungsfläche in einem bestimmten Sinne verwendet. Nun wissen wir aus den übrigen gleichzeitigen Bildern, daß jene Gebilde nicht bloß an solchen Vorstellungen, sondern auch an allen anderen Verwendung finden. Ich erinnere bloß an die menschlichen Gestalten der Leges Barbarorum, die ebensolche Schuppenbildungen und ähnliches als Aufbauwesenheiten in sich tragen. Es sind dies also auch Bewegungsformen genau so wie alles andere. Wir können nun beobachten, daß bei diesen Dingen eine Bewegungsart auffallend vortritt, die sich aber wieder in Verschiedenheiten abwandelt. Hierbei ist die Wellenbewegung ebenso maßgebend wie bei der Schwingung die Bewegungsebene selbst. Sei es nun, daß von einer Ecke ein ganzes Wellenbündel ausgeht, welches allräumlich durcheinandertwogt, oder wir bloß zwei Wellen haben, die sich rund oder in eckigen Formen gegeneinander bewegen; auch die einzelne Welle kommt vor, doch ist dies schon eine Seltenheit, da es sich ja vorwiegend um ein Gegeneinanderspielen verschiedener Bewegungen handelt. Eine andere gleich häufige Art ist die Laubenform, welche im Grunde genommen nur eine Spielart der Welle ist, in dem bloß die Gegenbewegung auf der gleichen Bahn zurückläuft. Die Laube kann nun regelmäßig sein und gleichförmig, kann aber auch ebenso wie die Welle ungleich der Bewegungsforderung selbst nachgeben

und dies ist eigentlich der gewöhnliche Fall, denn die gleichartige Laube kann doch nur wieder auf einer stillgelegten ruhenden Ebene vorkommen, etwas, was in jener Zeit nicht häufig erscheint, sondern vielmehr erst später eine Rolle spielt. Die bekannteste Form in der vorcarolingischen Kunst ist jene der Laubenbögen in den Handschriften, doch wird auch hier das Gedankenbild sehr reichhaltig. Diese Bildvorstellungen sind nun für die Gestaltung des Inneren der aufgeschlagenen Bewegungsebene, der sogenannten Fischform, durchaus bestimmend. Die Schlupfen können aber ebenso auch als Schwanzende gesehen werden, wenn die Ebene dort nicht geschlossen ist, sondern die Bewegungskräfte in allerdings meist zurückkehrender Art auslaufen. Ein gleiches Auslaufen ist wie an anderen Stellen vielfach an dem Kopfe zu sehen, wo aus dem Munde ein dünner Wellenfaden entflüpft, dessen Bewegung in einer Endrose in sich kehrt. — So erklärt sich also aus den Bewegungsformen die ganze Bildung der Fischornamentik völlig auf, aber es kommt dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend noch ein anderes Wesen hinzu: Die Menschen sehen ja tatsächlich in den Gestalten der sie umgebenden Welt bekanntlich nichts anderes als das Wirken jener geistigen Kräfte, und der Unterschied gegenüber unserer Weltanschauung besteht eben vor allem darin, daß sie nicht die unabhängige Körperlichkeit daran erkennen, sondern, daß alles ein verschieden gestaltetes fließendes Wesen der Kräfteform sein muß; so haben wir gerade an der Vorstellung des Fisches ein Prachtbeispiel, wie jene Menschen des Mittelalters an die Naturform herangehen. Aus der Literatur ist uns dies nie so einfach ersichtlich, da hier eigentlich nur die Edda ein reines Bild geben kann, denn fast alles andere von größerem Gehalte ist doch schon wieder das Kind eines späteren Weltsehens. Dabei ist uns die Edda in vielen Fällen noch ebenso ein Buch mit sieben Siegeln gewesen wie die gleichzeitige künstlerische Darstellung. So ist also die Fischform, deren Bewegung mit der Kante läuft, und welche sich nur in wenigen Zeitläuften in die Breitseite aufklappt — besonders dann, wenn die Bewegung tot ist — der richtige Ausdrucksfaktor für alle jene Erscheinungen. Auch die Form des umgelegten Fisches, die Bewegung der Schuppen und so weiter, alles wird in diesen Vorstellungskreis hineingezogen und man verband mit diesen Tatsachen genau solche Wahrheiten als in späterer Zeit der Renaissance etwa mit der körperlichen künstlerischen Anatomie. — Wir haben also mit der Behandlung der Fischvorstellung nur ein kleines Wesen aus der Gedankenentwicklung jener seelischen Einstellungen herausgegriffen. Sind zuerst diese Zusammenstellungen stark von der Bewegungsebene beeinflusst, so wird die Lage aber anders, als sich jener Verselbständigungsgang der Bewegungseinzelgestalten ergibt. Die Dinge schweben von der Ebene ab und entwickeln sich auf Grund der sehr bald eintretenden Kräfteverförmung (vgl. meine Studie über die Grundzüge der künstlerischen Formengestaltung des Mittelalters). Die Verselbständigung der Bewegungsformen innerhalb eines übergeordneten Bewegungsgedankens — denn die Verselbständigung ist besonders in der ersten Zeit nur eine räumliche — schreitet langsam vorwärts. Dabei entwickelt sich auch die Bewegungsebene weiter, aber es mag wohl einleuchtend sein, daß eine gewisse Zeit der Ausgestaltung der Bewegungsformen eine viel größere Vorliebe zugewendet wird. Ihre Entfaltung bis zu einem Reichtume, wie ihn das Buch von Kells bietet, geht immer in den Bahnen räumlicher Bewegungsgedanken. Sie sind zwar irgendwie mit der Bewegungsebene verbunden gedacht, jedoch ist auch ein durch die Räumlichkeit bedingtes Sichabheben der Bewegungseinzelheiten vorhanden. Gerade in solchen Augenblicken der Darstellung erreicht wieder eine andere Bewegungsvorstellung, nämlich die Vogelform, ihren Höhepunkt, da ihr Körper viel ausladender gedacht ist, während die Fischform mehr das Einordnen in die geschlossene Bewegungsebene wiedergegeben hat. Auch die Fischform selbst verändert sich dann in diesem Sinne. Die Gestalt wird voller und zerteilter. Es entsteht auf Grund solcher Voraussetzungen ein großer Formenreichtum. Die Verförmung nimmt immer umgreifendere Maßnahmen an und geht

auch auf die Bewegungsebene über. Sie setzt sich nunmehr aus Verförmungen ihrer Situation zusammen. Dadurch gewinnt sie immer mehr den Charakter von etwas Bauenden, welcher die entsprechende Grundform verleiht und oft das Gerüste für die Ergüsse der Bewegungskörper darstellt. Im Gegensatz zum Beginne der Buchmalerei, als der Begriff der bewegten Ebene vorwaltete, gelangt nun der Gedanke des Aufnehmens abhängiger zweitgradiger Kräftekörper allmählich hervor, und es wird ein zusammenhängender Kräftekörper übergeordneter Art gebildet, in welchem anderen Bewegungsformen als zweitrangige Elemente mitwirken. So geschieht es, daß wir nach einer Blütezeit der sich rasch entwickelnden Bewegungskräftegestalten auf einmal vor einer veränderten Wesenheit zu stehen kommen, indem die bauenden Kräfte das Gerüste werden und als untergeordnete Teile eine Unzahl von ehemals freien Bewegungskräften in sich wirken lassen. Auch in den Schmuckstücken gibt es einen solchen Zustand, nur kann natürlich eine ähnlich feine Zergliederung der abhängigen niederen Kräfte dort nie stattfinden, wie dies die Malerei zu zauberhaften Formenschönheiten in der Ebene gestaltete. Wir sehen aber Hand in Hand mit dem Werden eines solchen Geschehens auch die Kräfteeinteilung laufen, welche zwischen bauenden Erstkräften, davon abhängigen reinen Bewegungsformen und rippenhaft auf den zweitrangigen Kräften manchmal aufstehenden und sie gleichsam bewegenden Innent Kräften unterscheidet. Selbstverständlich haben wir nicht sofort einen fertigen Zustand in der Buchmalerei vor uns, sondern genau so wie in dem Kleinschmuck gibt es in der Handschriftenmalerei Zustände, welche diesen Gegensatz zwischen bauenden Kräften und darüber flammend hervorquellenden Bewegungsströmen charakterisieren (vgl. etwa Ambrosius aus St. Petersburg, siehe Zimmermann, Bd. 1, Tf. 117). Man spürt dann noch aus den lockeren schaumartigen Gebilden die Masse des alles umfassenden Einheitskörpers früherer Zeiten deutlich heraus. Hier ist ein ungebunden jegliches Wesen durchdringendes Fließen, während aus dieser Entwicklungsstufe erst eine geschlossene zusammengehaltene Willenseinheit von untereinander verbundenen Teilkörpern erwächst, die in streng ausgebildeter Art keine reine Bewegungsform mehr kennt. Wir dürfen uns nun aber das Ganze nicht so vorstellen, als ob die Veränderung immer in gerader Linie in allen Gegenden vorwärtsgewandert wäre, sondern wie dies schon gewöhnlich so ist, bleiben die Gedanken der Zwischenstadien sehr gerne irgendwo hängen.

Der Gede

Von Dr. med. Büch, Essen

Über den „Gede“ als Giebelzier westfälischer Bauernhäuser habe ich bereits kurz berichtet¹. Eine Erweiterung dieser ersten Mitteilung soll nun hier folgen.

Über das Vorkommen des Gede in Westfalen und seine Begrenzung gibt Brandt erschöpfende Auskunft². Als Hauptgebiet haben wir das Tal der Elbe und Werre anzusehen, weitergefaßt, die Mulde zwischen den westlich von Osnabrück gelegenen Höhenzügen im Westen, zwischen Osnabrück im Süden und den Weserbergen im Norden. Brandt faßt den Gede als das Wahrzeichen eines von Nordosten her durch die Westfälische Pforte eingedrungenen Volkes auf. Durch die zahlreichen Öffnungen der Weserberge habe er sich dann auch nach Norden, gleichwohl nur sporadisch, ausgebreitet. Ohne Kritik an Brandts Feststellungen und den daraus gezogenen Vermutungen üben zu wollen, möchte ich nur auf folgendes hinweisen: Man findet die Säule als Giebelzier außer in Westfalen

¹ Büch, Der Gede, „Germanien“, 1935, S. 6.

² Brandt, Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser, Mitt. d. Ver. f. Gesch. und Landeskunde von Osnabrück. Bd. 18, Jg. 1893.

Abb. 1a. Rühndorf am Dolmar. Hausdecke mit Schreckkopf.

Abb. 1b. Marktsuhl i. Thür. Hausdecke mit Doppelspirale und Sechsstern.

Abb. 2. Der „Ged“ in gedrehter und kantig bearbeiteter Form.

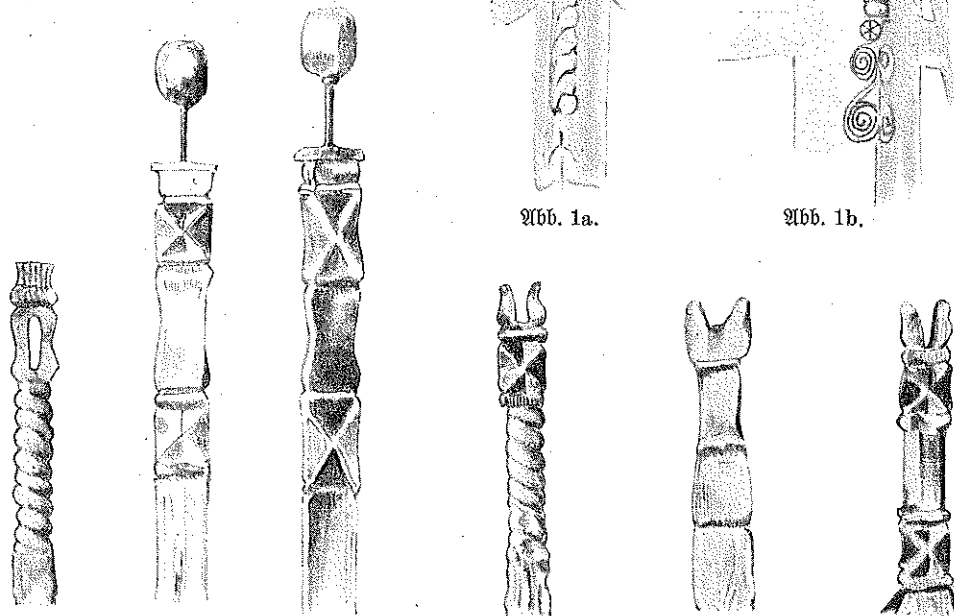


Abb. 1a.

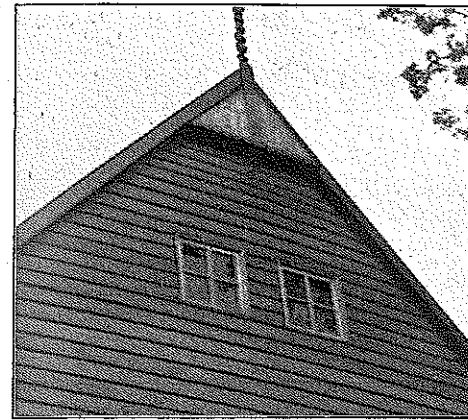
Abb. 1b.

Abb. 2.

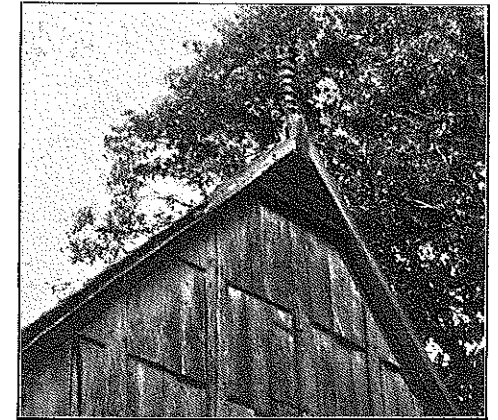
auch in Friesland und in Gegenden wendischer Besiedlung (Wendenknüppel). Man findet sie weiter, zwar nicht am Giebel, aber als Verzierung an Ecken des Fachwerkhäuses z. B. in Thüringen und Hessen¹ (Abb. 1). Es lassen sich da Beziehungen feststellen, die zweifellos noch weiterer Klärung bedürfen. Erstaunlich ist es zu beobachten, welche Fülle von Literatur sich mit einem ähnlichen Giebelschmuck, den Pferdeköpfen, befaßt und wie stiefmütterlich, daran gemessen, bisher der Ged behandelt worden ist.

In technischer Hinsicht stellt der Ged ein Vierkantrotholz dar, das zwischen die oberen Enden der Giebelbalken eingefügt ist. Der über den Giebel hinausragende Teil ist gedreht oder anderweitig ornamental behandelt. Der untere Teil, Gedpaol genannt, steht auf dem Querbalken des Giebeldreiecks, dem Gedstuhl. Ursprünglich ist das von Giebelbalken und Gedstuhl gebildete Dreieck eine offene Luke, Alenlof, Alenflucht oder auch Kraienstol genannt. Nach herkömmlicher Auffassung diente diese Luke zum Abzug des Rauches vom Herdfeuer. Der Gedpaol teilt diese dreieckige Luke ursprünglich in zwei Hälften. Später wird die Luke vielfach verschlossen. Dann verschwindet der Gedpaol bisweilen hinter einer dreieckigen Platte oder einfachen Brettern, oder er teilt auch die

¹ Aus: Weigel, Lebendige Vorzeit. A. Neukner Verlag, Berlin 1934.



a



a

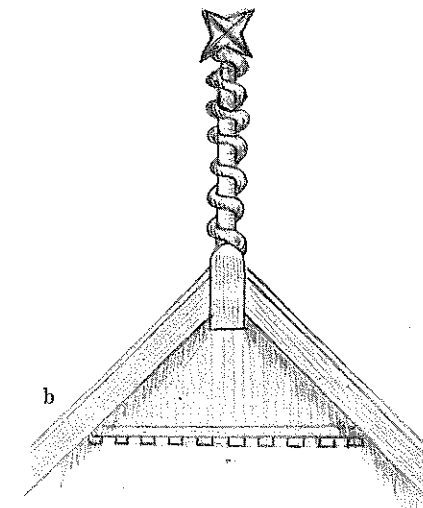


Abb. 3. Auf dem Kotten des Bauern Alenweit in Riemsloh.

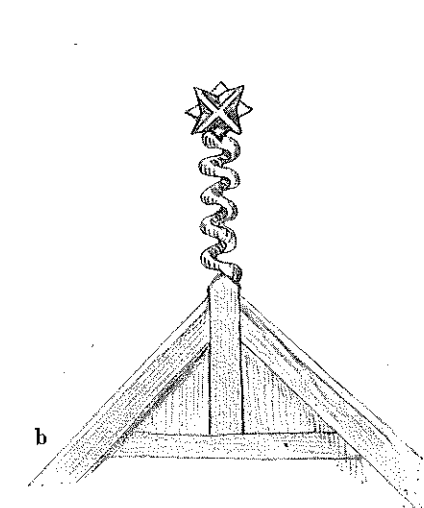
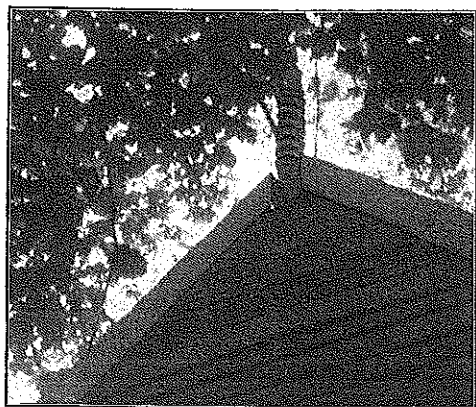


Abb. 4. Auf Nebefers Stätte. Heute Wellmann in Riemsloh 1727.

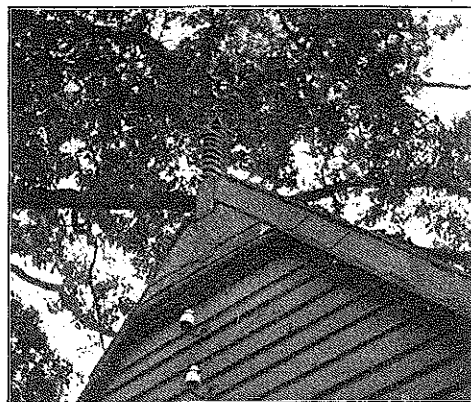
Verschlußplatte in zwei Hälften. Alle Einzelteile des Giebels tragen häufig Verzierungen, sei es in Form von Sprüchen, linearen oder pflanzlichen Ornamenten der germanischen Ideenwelt, oder, wie häufig auf der Platte in Form der sog. Methörner. Der über den Giebel hinausragende Teil der Säule zeigt eine Menge von Varianten. Unter allen aber können wir deutlich zwei fundamental verschiedene Typen unterscheiden: Die runde Säule und die kantig bearbeitete. Kombinationen beider Typen an derselben Säule kommen vor (Abb. 2)¹. An ihrem oberen Ende ist die Säule entweder ohne Abschluß oder sie trägt einen Stern, eine Kugel oder Knauf. Der Knauf, auf einer Thüringer Säule als Schreckkopf bezeichnet, trägt bisweilen auch auf dem westfälischen Ged menschliche Züge, die an primitive Darstellungen erinnern, wie z. B. den Kopf an der Kirchenwand von Alleringersleben (vgl. „Germanien“, 1934, S. 7) (Abb. 3—6).

Die kantig bearbeitete Säule soll hier nicht Gegenstand der Untersuchung sein. Ihr Prinzip ist ein anderes als das der gedrehten Säule. Hier die Schlange, dort die Doppelart, die sowohl im Flächenornament, wie in der Skulptur der kantigen Säule immer

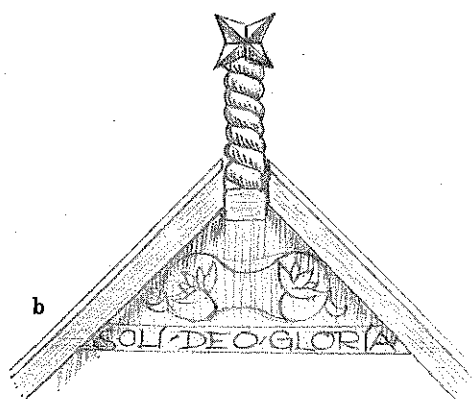
¹ Aus: Beiträge zur Geschichte d. westf. Bauernstandes. Berlin 1912, S. 727.



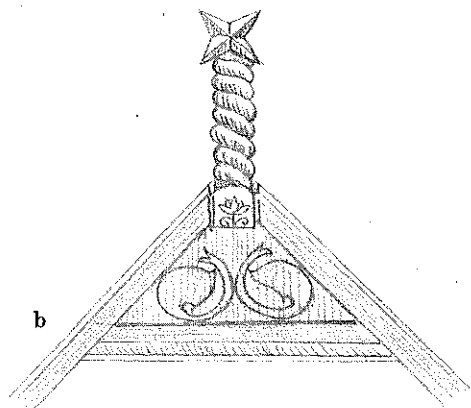
a



a



b



b

Abb. 5 u. 6. Auf Subbroeks Scheune in Bemmien, Kreis Welle, 1821 aufgerichtet, Giebelpaar ist auf beiden Seiten stark verwittert, so daß beide anscheinend älter sind.

wieder zum Ausdruck kommt. Ich verweise dazu auf H. Wirth: Die Heilige Urschrift der Menschheit, S. 572.

Bei der gedrehten Säule, die uns im folgenden ausschließlich beschäftigen soll, unterscheidet man die einfach (s. Abb. 3 u. 4), zweifach und dreifach (s. Abb. 5 u. 6) gedrehte. Einfach gedreht ist die Form, die einer sich um einen Stab windenden Schlingpflanze entspricht. Die zwei- und dreifach gedrehte Form kann man sich am besten an zwei oder drei umeinander gedrehten Bindfäden demonstrieren. Die Richtung der Drehung soll, wie mir ein Zimmermann in Riemsloh sagte, in dessen Familie sich das Zimmermannshandwerk, und damit die Anfertigung des Giebel seit 400 Jahren erhalten hat, von rechts nach links gehen, und zwar, „weil sich die Pflanzen von rechts nach links drehen“. Diese botanische Erklärung — das soll gleich vorweggenommen werden — stimmt nur teilweise. Die meisten Schlingpflanzen sind Linkswinder. „Von oben gesehen laufen die Windungen von Nord über West, Süd und Ost nach Nord, also umgekehrt wie der Uhrzeiger. Rechtswinder unserer Heimat sind Hopfen, Weizenblatt und Polygonum convolvulus.“¹ Entsprechend findet man rechts- und linkswindende Säulen. Welche vorherrscht, könnte ich nicht angeben.

Das alles sind Einzelheiten, die ich in keiner zusammenhängenden Darstellung bisher gefunden habe und die als altes Volksgut zweifellos verdienen festgehalten zu werden. Dasselbe gilt für den Sinn und die Bedeutung der Säule. Ein Zimmermann sagte mir,

¹ Straßburger, Lehrbuch der Botanik.

der Giebel hänge mit heidnischen Gebräuchen zusammen; der erwähnte Zimmermann aus Riemsloh führte den Giebel auf Wotan zurück. Mehr als solche kurze Hinweise bietet auch die Literatur kaum. Auch hier wird auf heidnische Symbole oder Nachahmungen der Irminsäule¹ verwiesen. Und doch bietet der Giebel so außerordentlich viel Interessantes, das der Erhaltung wert wäre.

Wie ich schon in der ersten Mitteilung andeutete, wird man der Bedeutung des Giebel nur von mythologischer Seite beikommen können. Als obersten Gott der Germanen nennt Tacitus den Mercurius. Nach heute allgemein gültiger Auffassung haben wir in dem römischen Mercurius den Germanengott Wotan zu erblicken. Beiden sind als Abzeichen gemeinsam der Hut und der Stab, beiden die Eigenschaft des Seelengeleiters. Der Wundschlüssel Wotans ist nichts anderes als der Caduceusstab Merkurs. Das Prinzip der zwei sich windenden Schlangen und seine Symbolik hat sich in einer Reihe von Gegenständen bis auf unsere Zeit erhalten. Ich erinnere an die von H. Wirth angeführten Schulzenstäbe, das Krumpholz u. a. m. Auf eine Anfrage betreffs des Giebel teilte mir H. Wirth mit, daß auch „dieses Giebelzeichen ursprünglich aus zwei Schlangen besteht“. Wir haben also keinen Grund daran zu zweifeln, daß wir den Giebel als Wotanszeichen ansprechen dürfen. Und wir können damit gleichzeitig als Prototyp des Giebel die zweifach gedrehte Säule herausstellen, aus der sich erst später die einfach und dreifach gedrehte entwickelt hat.

Wotans Einfluß greift tief ins menschliche Leben. Er ist der Gott des Krieges und des Sieges, in hervorragender Weise Gott der Toten. Als Windgott verursacht er Krankheiten, heißt sie aber auch. Am Leben der Familie hat er persönlichen Anteil, er wacht über das Vieh und den Ackerbau zur Zeit der Aussaat und der Ernte. „Die Sage“, schreibt Grimm, „hat aber noch einen Zug, der uns nicht entgehen darf. Wotan, aus seiner himmlischen Wohnung, schaut durch ein Fenster zur Erde nieder, vollkommen der altnordischen Vorstellung gemäß. Odhinn hat seinen Thron, Sliðhsfiakl genannt, auf dem er sitzend die gesamte Welt überschauen und alles, was unter den Menschen vorgeht, hören kann.“²

Kann es anders sein, als daß ein solcher Gottesglaube sich Wotan nicht nur im Himmel thronend, sondern mitten unter den Menschen weilend vorstellte? Aber man wies ihm doch einen erhabenen Sitz zu. „Überall dachte man sich die Gottheit in der Höhe thronend und weit umhersehend“ (Grimm). Die höchste Stelle des Hauses ist der Giebel. Hier richtete man Wotans Zeichen auf. So ist der Giebel für den Germanen, was für den Katholiken der Hausaltar: Eine Stätte der Gottesverehrung. In dieses Bild fügen sich zwanglos einige andere Züge ein. Der Giebelstuhl — vielleicht erinnert die Bezeichnung „Stuhl“ daran, daß Wotan das Leben unter ihm nur übersehen kann, wenn er auf seinem Stuhle sitzt und durchs Fenster schaut — trägt bisweilen Verzierungen, die dem Mythos entlehnt sind: Die Raute, den Lebensbaum, das Sonnenzeichen u. a. m. Unter christlichem Einfluß werden daraus Sprüche oder Inschriften wie: Soli Deo Gloria u. a. Auch der Bezeichnung „Kraienstol“ muß in diesem Zusammenhang gedacht werden. Krähen lassen sich dort oben höchst selten einmal nieder, weshalb der Grund nicht einzusehen ist, daß der Giebel nach ihnen benannt würde. Der Name erhält aber einen Sinn, wenn wir daran denken, daß die Raben Wotans heilige Vögel sind. Wenn Wotans wildes Heer durch die Nächte braust, dann fliegt dem Zug die Eule voraus. Also auch sie steht in engster Verbindung mit Wotan, und Wenslof und Wenslucht mögen nicht nur darauf zurückgehen, daß Eulen bisweilen in der Luke gehaust haben. Die Luke ist ursprünglich offen, um den Herdrauch abziehen zu lassen. Das hat aber nur Sinn, solange kein Zwischenboden vorhanden ist. Wo aber ein solcher vorhan-

¹ Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern.

² Grimm, Deutsche Mythologie.

den ist, und das ist doch in relativ frühen Entwicklungsstadien des Bauernhauses bereits der Fall, da hat die Luke diesen ihren Sinn verloren. Und doch hält sie sich. Bisweilen wird die große Luke verschlossen, aber man schneidet wieder kleinere Lufen in die Abschlusßbretter. Auch das mag seinen tieferen Grund haben und ich möchte ihn darin sehen, daß man versucht, die himmlischen Verhältnisse im kleinen nachzuahmen. Wotan kann das Leben nur überschauen, wenn er aus seinem Fenster sieht. So komme ich dazu, den Giebel als Ganzes aufzufassen, als Wohnsitz und Weihstätte Wotans, gekrönt von seinem Wahrzeichen, der Säule. Einem Altare gleich schmückt man den Giebel aus und die verwandten Ornamente haben alle mehr oder weniger Beziehung zur Gottheit.

Was schließlich die Etymologie des *Ged* betrifft, so hatte ich darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *ged* wohl ist: drehbar, beweglich. Im Laufe der Zeiten mag der Volksmund die Bezeichnung *Ged* für die Säule tatsächlich mit der Vorstellung von etwas Gedrehtem einmal verbunden haben. Nun gibt es aber auch die kantig bearbeiteten Säulen, die ebenfalls den Namen *Ged* führen. Wir werden also in dem Worte *Ged* wahrscheinlich etwas anderes zu suchen haben, nämlich den Namen eines unserer ältesten nordischen Lebensbäume, des Wacholder. „Wachholter, Quackolter usw., d. h. altf., altfries. Quik, ahd. Quet, Quet, agf. Ewic, ewicu, cucu, altnord. Kvitr usw. *Leben d*“ (Wirth). Quackolter ist der Lebensbaum Gottes. Daraus ist unser *Ged* geworden.

Hiermit sind eine Reihe von Beobachtungen zusammengestellt worden, die erweitert und vertieft werden können. An den Ausdeutungen und Schlußfolgerungen mag dieses oder jenes geändert werden müssen. Wie vieles ist unzulänglich an dem Versuch, aus weitergestreuten Trümmern eine germanische Welt neu erstehen zu lassen.

Die Kirche in Blexen (Oldenburg)

Von Pastor i. R. H. Ibbeken in Bude

Nähe der Wesermündung, Bremerhaven gegenüber, liegt das uralte Dorf Blexen mit seiner Kirche, deren Turm den Schiffen auf der Weser jahrhundertlang als Fahrzeichen diente. Hier hat der Missionar Willehad seinen Sitz gehabt und hier ist er im Jahre 789 gestorben (beerdigt im Bremer Dom). Den heute noch im Blexer Pfarrgarten neben der Kirche befindlichen Brunnen soll er mit seinem Stabe erschlossen und mit dem Wasser die ersten Heiden getauft haben. Daß Willehad, der erste Bischof von Bremen, in Blexen den Mittelpunkt seiner Missionstätigkeit hatte, läßt ohnehin einen Schluß auf die Wichtigkeit dieses Ortes zu. Blexen liegt auf einer hohen Dorfwarf, etwas höher als der heutige Deich. Die Warf nimmt hier den Deich auf. Sie wird ihn in alten Zeiten weit überragt haben, da der Deich vor Jahrhunderten erheblich niedriger war. Die Namen Plekateshem, Pleklatze und Blakeson, die für das Jahr 789 für Blexen genannt werden, hat man als „Blithheim“ gedeutet. Sie weisen damit auf die Verehrungsstätte des Donar hin, die in Blexen bestanden hat. Bekannt ist ja, daß die ersten christlichen Kirchen, Kapellen und Klöster mit Vorliebe an den den Germanen heiligen Stätten errichtet wurden, um so die Verehrung der Götter auf den Gott der Christen umzuwenden. Dabei nahm die Kirche des Mittelalters viele mythologische Vorstellungen der Vorzeit auf, deutete sie christlich um und übertrug sie auf die Apostel und andere Heilige. Die an den Stätten der Verehrung des Donar erbauten Kirchen wurden oft dem Apostel Petrus geweiht. Donar mit seinem Hammer Miölnir lehrte wieder in Petrus mit seinem Schlüssel. In Blexen wurde die Überlieferung für Donar in der Legende vom heiligen Hippolyt fortgesetzt. Im Kampf der Rüstinger Friesen im Jahre

1368 bei Goldewarf (nicht weit von Blexen) gegen die Oldenburger Grafen sah man in der Luft die eiserne Keule des Hippolyt, etwa 200 Pfund schwer, welche die Feinde zerschmetterte. So meldet die Sage. Das Eisen war wirklich vorhanden und wurde noch bis zur Reformationszeit als Keule des heiligen Hippolyt in der Blexer Kirche aufbewahrt. Folricus Meinardus, von 1563 bis 1586 Pastor in Blexen, schrieb: „Diese Keule hat mein Vater Meinardus Folricus s. A. auf Befehl des Grafen Anton I. von Oldenburg mit vielen andern Zierden dieser Kirche um 1534 nach der Burg Ovelgönne gebracht.“ Das Eisen stammte wahrscheinlich aus germanischer Vorzeit und wird den Hammer des Donar, den Miölnir, bedeutet haben. Vielleicht ist das Stück vor Jahrtausenden als Meteoreisen „vom Himmel gefallen“. — Ein altes Steinbild mit der Darstellung, wie der Hippolyt der griechischen Sage auf dem Acker von einem Stier zu Tode geschleift wird,

befindet sich in der Kirche an der Nordseite des Chors. An derselben Stelle in der Außenmauer aber wird das Grab des heiligen Hippolyt gezeigt, eine durch eine Tür verschlossene Höhlung mit einem Stein, der dieselben für einen Menschenkörper passenden Aushöhungen zeigt, wie das Felsengrab bei den Externsteinen. Hier soll Hippolyt eingemauert gelegen haben. Leider ist bei Erneuerungsarbeiten an der Kirche vor 50 bis 60 Jahren von dem Felsengrab vorn etwas weggeschlagen. Meines Wissens ist dieses in den Stein gehauene Grab das einzige bekannte neben dem an den Externsteinen¹. Die beiden Felsengräber werden zum germanischen Mysteriendienst gehört haben. Man darf deshalb annehmen, daß das Heiligtum des Donar in Blexen besonders ehrwürdig war. An dieser heiligen Stätte haben einst unsere Vorfahren aus weiter Ferne sich versammelt. Auch im Mittelalter war die Blexer Kirche eine Wallfahrtskirche. Noch in protestantischer Zeit hat der Ortspfarrer einem Pilger aus fernen Landen ein Zeugnis darüber ausgestellt, daß er die Kirche besucht hat.

Wichtig für die Frühzeit ist der riesige Turm, der noch die Spuren daran trägt, daß

¹ Der Felsensarg oder das Steingrab gleicht dem an den Externsteinen. Die Länge der Vertiefung beträgt 1,80 m. Wo die Kopfhöhle ist, geht eine runde Öffnung nach außen, diese ist vergittert. Ein Rundbogen (wie bei dem an den Externsteinen) wölbt sich über dem Grabe. — Ein Lichtbild des Ganzen läßt sich leider nicht anfertigen, da heute der Felsensarg vermauert ist. Nur das Mittelstück in etwa einem Drittel der Länge des Grabes läßt sich öffnen (Nachtrag des Verf.).

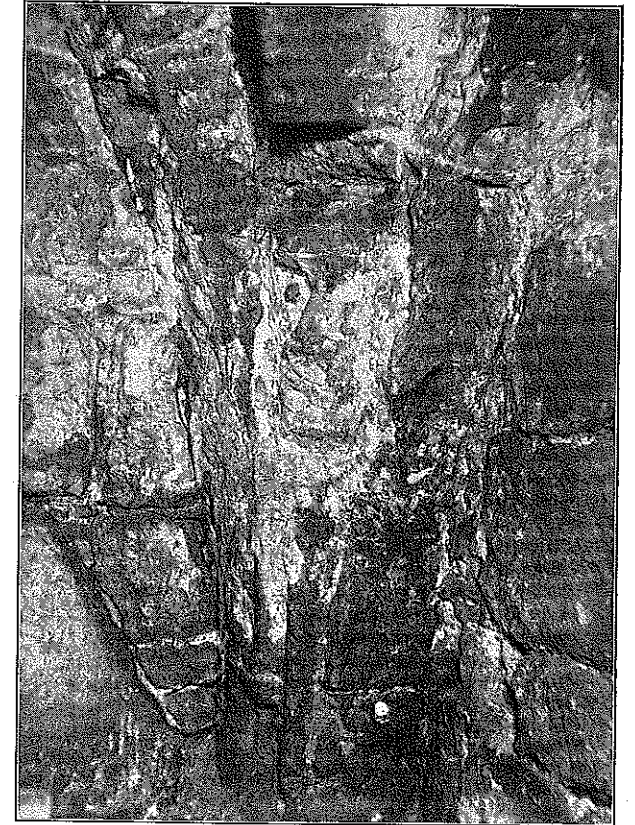
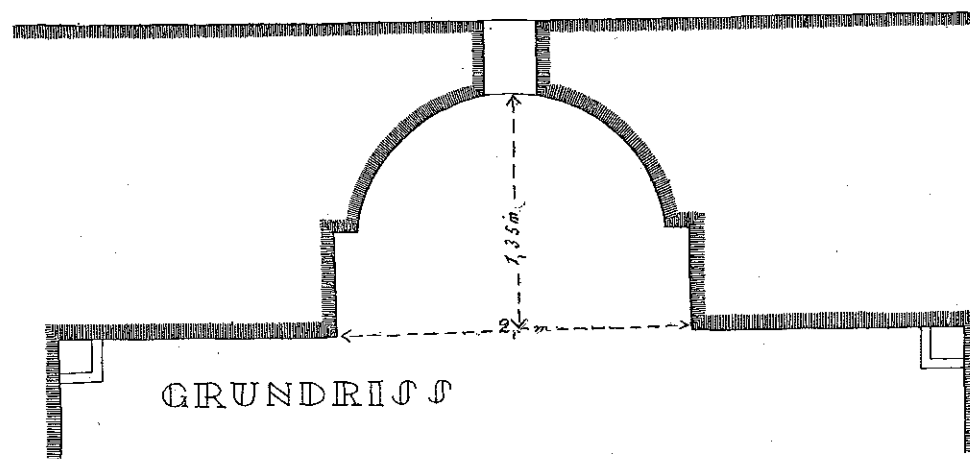
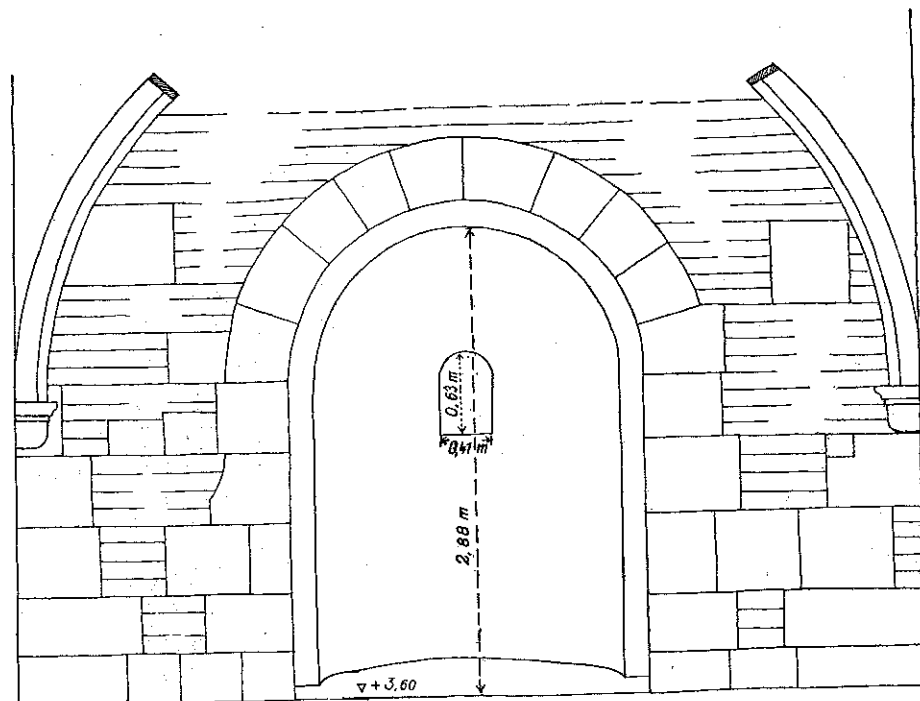


Abb. 1. Säulenkopf unter dem Ansatze des zerstörten Gewölbes im untern Geschoß des Kirchturms von Blexen (Oldbg.) noch stark mit Moos bedeckt.

¹ Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart.

BLEXEN



Klaus Rasch.
Land. arch. 04.

Abb. 2. Nische in der Ostwand des 1. Turmgeschosses der Kirche zu Blexen (Vdbg.).

er im Jahre 1419, als die Bremer den von den Rüstringer Friesen verteidigten Turm belagerten, von ihnen teilweise zum Einsturz gebracht wurde. Man kann es noch heute erkennen, daß die Nordwestecke des Turms zusammengebrochen ist. Der Turm mit seinen bis zu 2 m dicken Mauern hat im untern Teile zwei Geschosse, die, wie die in den Ecken stehenden Pfeiler mit ihren Bogenansätzen zeigen, einstmals Gewölbe trugen. An dem Säulenkapitell in der Südwestecke habe ich unter dem daraufgestrichenen Kalkmörtel ein härtiges Mannsgeßicht erkannt (Abb. 1). Will man annehmen, daß die Form des Geßichts nur zufällig durch Verwitterung des feuchten Sandsteins entstanden sei, so fällt es doch auf, daß dies gerade am Kapitell geschah, während sonst der noch vorhandene Sandstein sich gut gehalten hat. Auch in und an andern alten Kirchen sieht man härtige Köpfe und Hermen als Träger des Gebälks oder der Bogen. — Der Eingang zum Turm ist im Westen. Am Ostende des untern Turmgeschosses gehen an der Nord- bzw. Südseite Steintreppen innerhalb der Mauern in das obere Stockwerk und höher. Oben sieht man im Osten nach der darangebauten Kirche zu eine halbkreisförmige Nische, 2 m breit, 1,35 m tief, mit einer Öffnung im Osten, rundbogig, von Sandsteinblöcken eingeflossen, während sonst große, alte Backsteine verwendet sind (Abb. 2). Mein Großvater, der dort Pastor war, hat vor etwa 80 Jahren aufgezeichnet, daß die Leute erzählten, in dieser Nische hätte einst ein Götzenbild gestanden. Heute scheint diese Überlieferung verblasen zu sein. Soll man das „Götzenbild“ auf eine Heiligenfigur aus dem Mittelalter, vielleicht den Petrus, deuten, die in der Reformationszeit entfernt ist, oder auf eine Gestalt aus der vorchristlichen Zeit? — An der Nordseite des Obergeschosses ist ebenfalls eine Nische, unten von Sandsteinen, oben von Luffsteinen eingefasst, rundbogig, nach außen hin sich verjüngend, vorn 1,13 m breit, 1,09 m hoch, 1,32 m tief, mit einer runden Öffnung in der Außenmauer, die 52 cm Durchmesser hat (Abb. 3).

Die Öffnung ist zugemauert. Man erkennt an der Außenseite des Turms, wie der Sandstein an dieser Stelle für das Loch geformt ist. Der Boden dieser Nische ist mit Flintsteinen in Kalk bis zur Höhe der runden Öffnung roh ausgefüllt. Das Loch ist als Fenster zu klein, auch als Schießscharte nicht zu erklären. Die Anlage weist Ähnlichkeit mit dem Sagellum in den Externsteinen auf, wo ebenfalls zwei Nischen sich finden, die eine mit derselben kreisrunden Öffnung. Sollte der Raum auch in Blexen für den Sternendienst eingerichtet gewesen sein, wie W. Leudt es vom Sagellum annimmt? — Die Säulen im Erdgeschoß des Turmes stecken zu etwa 1 m im Boden. Vielleicht hat man vor 500 Jahren, als man den teilweise zusammengebrochenen Turm wieder aufbaute, zur Befestigung des Fundaments den tiefergelegenen Teil des Raumes mit Erde zugeschüttet. — Ich habe den Kirchenrat von Blexen gebeten, die eingeworfene Erde herausgraben zu lassen und den Raum wieder in den alten Zustand zu versetzen. Es würde sich gewiß lohnen, dieses alte Bauwerk wiederherzustellen.

In Strackerjans „Aberglauben und Sagen“ (2. Aufl. Bd. 2, S. 388) steht zu lesen, daß der Blexer Turm älter als die Kirche und von drei alten Jungfern für die Seefahrer

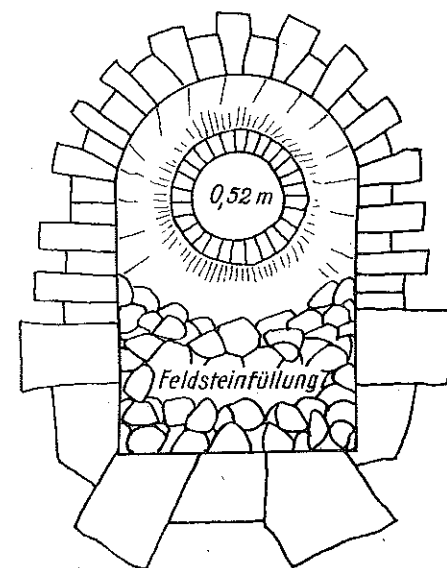


Abb. 3. Nische in der Nordseite des 1. Turmgeschosses der Kirche in Blexen (Vdbg.).

gebaut sein soll. Diese drei lägen auf dem „heiligen Wiem“ zwischen Einswarden und Grebwarden begraben¹. Aus dieser Überlieferung oder Sage klingt die Kunde heraus, daß ursprünglich der Turm für sich allein gestanden hat. Noch ein anderer Beweis dafür läßt sich geben. Die Öffnung in der Nische im Obergeschoß des Turms auf der Ostseite, die jetzt in die Kirche weist, hat an der Außenseite Sandsteine als Umrahmung und zeigt damit an, daß sie ursprünglich nicht in die Kirche, sondern ins Freie blickte. — Die vom der Sage erwähnten drei alten Jungfern sind vielleicht die drei germanischen Schicksalschwestern Uinbet, Warbet und Wilbet, die von den Alten verehrt wurden.

Wer die Errichtung des Turms in vorchristlicher Zeit deshalb für unmöglich hält, weil unsere Vorfahren die Anfertigung und Verwendung von Backsteinen und Kalk noch nicht gekannt hätten und erst im 12. Jahrhundert die Mönche ihre Lehrmeister darin gewesen wären, möge sich daran gewöhnen, unserm hochbegabten, strebsamen Volk dieselben Kenntnisse und Fähigkeiten zuzutrauen, die er bei den Römern und Kelten als selbstverständlich voraussetzt. — Das holzarme Marschenland nötigte zum Gebrauch anderer Baustoffe. Wenn Tacitus in seiner Germania erzählt, die Germanen verehrten ihre Götter nicht in Häusern, sondern in heiligen Hainen, so ist zu bedenken, daß von der Zeit des römischen Geschichtsschreibers bis zur Einführung des Christentums bei den alten Sachsen 700 Jahre verflossen sind, in denen die germanische Religion in Glauben und Kultus gewiß vieles aus der christlichen übernommen hat. Denn ebenso wie die germanische Mythologie nachweislich auf die Kirche des Mittelalters erheblich eingewirkt hat, ist eine Einwirkung der christlichen Kirche auf den germanischen Kultus schon vor der Unterwerfung der Niedersachsen unter die römische Kirche als sicher anzunehmen.

Ähnlich dem Blexer Kirchturm sind die Türme der Kirchen in Berne und Ganderkesee, beide im Lande Oldenburg gelegen. Auch der Berner Turm hat zwei Geschosse, zwischen denen das Gewölbe noch erhalten ist. Das untere liegt etwa 1 m tiefer als der umgebende Kirchhof. Auch hier führt eine Treppe in der Mauer ins obere Geschoss, und ebenfalls findet man hier an der Nordseite das auffällige runde Fenster, aber nicht zugemauert. Dieselbe Anlage zeigt der untere Teil des Turmes in Ganderkesee. Auch hier scheint das runde Fenster an der Nordseite geessen zu haben. Es ist mit einem Feldstein geschlossen.

In Ganderkesee ist das untere Turmgeschoss zu einer würdigen Erinnerungsstätte an die Gefallenen des Weltkrieges eingerichtet, in Berne dasselbe als Gedächtnishalle für die in der Schlacht bei Altenesch im Jahre 1234 gefallenen Stedinger. Eine ähnliche Verwendung der Blexer Kirchturmhalle wäre zu wünschen.

Auch die Kirchen von Berne und Ganderkesee sind uralte. Gewiß sind beide an Stätten gebaut, die schon vor Einführung der christlichen Kirche als heilig galten. Für Ganderkesee wird diese Annahme dadurch bestätigt, daß von der Kirche nach mehreren Richtungen wichtige Ortungslinien ausgehen.

Von manchen alten Kirchen, z. B. auch der von Ganderkesee, erzählt die Sage, daß der Teufel entweder den Bau der Kirche habe hindern wollen oder von dem christlichen Bauherrn gezwungen worden sei, die Steine dazu herbeizuschleppen (vgl. das Bild von M. v. Schwind). Man hat wohl damals, als manche Bauten aus germanischer Zeit zu christlichen Kirchen umgewandelt wurden, diesen Übergang mit der Vorstellung verbunden, daß der germanische Gott, zum Teufel umgebildet, der christlichen Kirche wider Willen schon vor Einführung des Christentums solchen Dienst habe leisten müssen. Es würde sich lohnen, festzustellen, an welche kirchlichen Gebäude sich diese Sage knüpft.

¹ Der „Heilige Wiem“ liegt ungefähr 1,6 km südwestlich von der Blexer Kirche. Von hier geht nach Blexen die alte (früher einzige) Fahrstraße. Beim „Heiligen Wiem“ verläßt die Straße die südwestliche Richtung und biegt nach Nordwesten und Südosten ab (Nachtr. d. Verf.).

Tempelloser Gottesdienst¹

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg

Cicero berichtet (de legg. 2, 26), der Perserkönig Xerxes habe auf Veranlassung seiner Magier die Tempel Griechenlands in Brand stecken lassen, weil sie in Wänden die Götter einschlossen (quod parietibus includerent deos), denen doch alles offen und frei sein müsse, und deren Tempel und Haus die ganze Welt hier sei.

Die Perser hatten also dieselbe Vorstellung von den Göttern und ihrem Aufenthalt wie die Germanen, nach dem Berichte des Tacitus. Die Römer kannten solche Anschauungen fremder Völker und auch die philosophischen Betrachtungen der Griechen über sie. Ihre volks- und völkerkundlichen Arbeiten hatten zur Zeit des Tacitus eine Jahrhunderte alte Geschichte hinter sich und waren, auch vom Standpunkte unserer Wissenschaft aus betrachtet, methodisch gut entwickelt. Völker wie die Germanen, in mancher Hinsicht auch die Perser, bezeichneten die Griechen und Römer als Barbaren und stellten sie kulturgeschichtlich im allgemeinen nicht viel höher ein als wir heute etwa die Tiefkulturvölker oder Naturvölker. Ihre Religion galt als Naturreligion, teilweise mit Recht, weil sie viel mehr als die Gottesverehrung der Griechen und Römer in ihrer späteren Entwicklung unmittelbar auf die Mächte bezug nahm, deren Walten man in Wald und Flur spürte. Diese Naturreligion wurde, abgesehen von gewissen philosophischen Strömungen, welche die Unverfälschtheit dieser „Naturvölker“ der verkommenen Zivilisation weiter Kreise der ausgehenden Antike gegenüberstellten, im allgemeinen als etwas Minderwertiges, Unentwickeltes angesehen.

Von solcher Theorie ausgehend, haben die Römer auch den tempellosten Gottesdienst der Germanen eingestellt als primitive Naturreligion. Die Geringschätzung solcher Götterverehrung im Gegensatz zum Tempeldienst teilen mit den alten Römern die meisten Erklärer noch heute. Sie geht zusammen mit der zu niedrigen Einstellung der altgermanischen Kultur im ganzen.

Tacitus denkt sehr hoch von der germanischen Gottesvorstellung. Oft hält man seine Anschauungen hierüber heute für falsch und glaubt, er sei befangen von der „völkerkundlichen Dogmatik“ der Griechen, die in falscher Überschätzung den einfachen Völkern zu hohe Einstellung zuschreibe.

Das mag für Erscheinungen der Verstandeskultur zutreffen. Kann aber nicht die Gottesverehrung der Germanen in ihren Wäldern und auf den Bergen viel erhabener gewesen sein als das kleinliche Betteln um die Gunst der Götter, wie wir es vielfach in den antiken Tempeln vor menschlich gestalteten Götterbildern finden? Die göttliche Allgewalt ist von Menschen aller Zeiten mächtiger empfunden worden, wenn sie unmittelbare Berührung hatten mit dem geheimnisvollen Wirken der Gottheit und sich nicht durch Wände von ihr abschlossen. Warum soll da Tacitus und teilweise mit ihm die griechische Völkerkunde nicht recht haben mit der Beurteilung der germanischen Gottesverehrung? Unser Volk hat immer, auch noch in christlicher Zeit, ja bis in unsere Tage, das Bedürfnis empfunden, draußen unter freiem Himmel, wo man auf weiter Flur Gott oder einer göttlichen Macht allein gegenüberstehen kann, zu beten. Daraus sind teilweise die vielen Bildstöcke und Kreuze im Freien zu erklären. Gerade die innigsten Per-

¹ Mit Erlaubnis von J. F. Lehmanns Verlag, München, entnommen aus der Germania-Ausgabe von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, 2. verbesserte Aufl. 1935. — Wir bringen die Ausführungen Fehrles im Anschluß an die von uns seit langem vertretene Auffassung, daß nicht jede Wallanlage auf Berggipfeln usw. als militärisches Bauwerk anzusehen ist. Vgl. u. a. W. Leudt, Die Bedeutung germanischer Burgen („Germanien“, 1934, S. 193–205); F. Werner, Heiligtum oder Fluchburg („Germanien“, 1935, S. 203–207). — Das abgedruckte Teilstück aus Fehrle gibt zugleich eine Anschauung, wie der Verfasser seine Erläuterungen zum Tacitustext ausgestaltet hat. — Wir kommen in einer Besprechung noch auf das Buch zurück.

zensangelegenheiten werden oft dort zum Ausdruck gebracht (Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen, 1928. M. Walter, Vom Steinkreuz zum Bildstock, 1923). In vorchristlicher Zeit hat man seine Verehrung wohl selten vor Flurheiligtümern dargebracht, die Menschenhand errichtet hatte, als vielmehr vor solchen, welche die Gottheit entstehen ließ, besonders vor gewissen Bäumen. Als man sich in späterer Zeit daran gewöhnt hatte, in Kirche und Haus zu beten, hat man solche Bäume oder wenigstens Zweige davon ins Haus gebracht. So ist der Wintermaien zu erklären, der zur Zeit der Wintersonnenwende in Hof oder Haus aufgestellt wurde und der Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes ist. Vgl. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. 3. Aufl., 1927, 15 ff.

Man hat einen Widerspruch finden wollen zwischen dieser Stelle und anderen Nachrichten des Tacitus, wo er von Tempeln der Germanen spricht. Im 40. Stück der Germania berichtet Tacitus, daß die Göttin Nerthus nach ihrer Fahrt durch das Land von dem Priester wieder in das templum gebracht werde (sacerdos... deam templo reddit). Hier kann unter templum eine beliebige Stätte verstanden werden, an der das Sinnbild der Göttin aufbewahrt worden ist, ein Gotteshaus braucht dies nicht gewesen zu sein.

Wollte man templum hier als Gotteshaus auffassen, so stünde die Nachricht des 40. Stückes in auffallendem Widerspruch zu des Tacitus Bericht über den tempellosten Dienst im 9. Stück. Die Germania ist aber von Tacitus so sorgfältig durchgearbeitet, daß ein solcher Widerspruch schwer verständlich wäre.

Im ganzen sind wir weder zu der Ansicht berechtigt, Tacitus habe Gotteshäuser bei den Germanen vorausgesetzt, noch zwingt irgendein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sie als damals bestehend anzunehmen!¹

Wir wissen aber, teilweise aus Funden, dann aus sprachlichen Beobachtungen einigermaßen Bescheid über die Gestaltung germanischer Kultstätten. Ich fuße dabei vor allem auf den sorgfältigen Forschungen von Ab. Thümmel, Der germanische Tempel: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 35. 1900, I ff. Dazu vgl. meinen Aufsatz: „Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde“, 229 ff., wo weitere Schriften angeführt sind, und Dietrichson, Göttertempel bei Hoops, Reall. 2, 313 ff.

Die Germanen verehrten göttliche Mächte in Wäldern und auf Bergen. Im Norden haben wir mehr Spuren von Kultstätten auf Bergen, im Süden mehr in Wäldern. Daher mag es kommen, daß Tacitus, der ja in erster Linie die Südgermanen im Auge hat, die Berge als Kultstätten nicht erwähnt, obwohl sie auch im Süden nachweisbar sind (z. B. der Heiligenberg bei Heidelberg mit Verehrung des cimbrischen Wodan = Mercur. — R. Sillib, Der heilige Berg bei Heidelberg, 1920, 7 f.). Diese Bergkultstätten waren

¹ Zum Beweise, daß die Germanen Tempel bzw. Kapellen gehabt hatten, verweist man gelegentlich auf die Predigten und Schriften der christlichen Geistlichen, die gegen die Reste der heidnischen Religion kämpften. Diese Belege hat man auch als maßgebend für das frühe Germanentum angenommen. Dagegen ist aber folgendes zu sagen: Sicher hatten die Germanen in den ersten christlichen Jahrhunderten heidnische Tempelbauten, wenn auch nicht in großer Zahl. Aber die christlichen Angaben darüber dürfen nicht ohne weiteres und in allen Fällen als Beweise angesehen werden. Denn die christlichen Geistlichen kämpften nicht nur gegen die Reste des Heidentums, die sie wirklich vorfanden, sondern auch gegen solche, die sie für möglich hielten. Dabei gehen diese christlichen Warnungen und Mitteilungen zum großen Teil zurück auf den Bischof Caesarius von Arles (gest. 542). Dieser aber bekämpfte den griechisch-römisch-keltischen Aberglauben, den er im südlichen Frankreich vorfand. Vgl. Fehrle: Inwiefern können die Predigtanweisungen des heiligen Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden? Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I, 1927, 97 ff. Bonndriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert, 1928, S. 76 f. A.

Auch die christlichen Angaben über heidnische Götterbilder sind entsprechend zu bewerten. Sie gehören meist ins Gebiet der südländischen Religionsanschauung. — (Vgl. auch Weber, Sachsenentehrung „Sonne“, S. 7, 1935) über den Einfluß des Caesarius auf das Baderborner Kapitular Karls des Gr. Schriftleitzg.)

vielfach im Walde. Deshalb kann Tacitus sie auch eingeschlossen haben, wenn er sagt: lucos et nemora consecrant.

In einer solchen Kultstätte war zunächst ein Stein oder Steinhäufen, auf dem man opferte und sonst religiöse Einrichtungen darbrachte. Das mag vielfach die Felsplatte auf der Bergspitze gewesen sein. Gegen die Umgegend war dieser geheiligte Ort durch eine Steinhegung abgeschlossen, so ähnlich wie heute noch der Obenwälder Bauer seinen Hausgarten gegen das freie Feld abgrenzt. Diese Kultstätte nannte man im Altnordischen hgrgr, althochdeutsch haruc. Das Wort bedeutet dasselbe wie ursprünglich das lateinische carcer nämlich, eine „aus Steinen geschichtete Grenzmauer“ (Die beiden Sperrungen von uns! Schriftl.) und dann den Raum innerhalb dieser Einhegung. Wie so oft, geht die Benennung aus von der zunächst in die Augen fallenden Erscheinung.

Mit der Zeit wechselt die Bedeutung des Begriffes hgrgr, je nach der Beschaffenheit solcher Kultorte.

Die Umhegung wurde teilweise erweitert zu einer hochgeschichteten Mauer um die Kultstätte. Ein solcher dachloser Steinbau kann mit dem templum Tamfanae gemeint sein, das nach Tacitus Ann. I, 51 die Römer dem Erdboden gleichmachten (profana simul et sacra et celeberrimum... templum, quod Tamfanae vocabant solo aequantur).

Die letzte Entwicklung der heidnisch-germanischen Kultstätten, die im Norden dem 9. und 10., im Süden dem 5. bis 8. Jahrhundert angehörten, zeigt hausartige Bauten. Das Bedürfnis danach mag teilweise in praktischen Gründen zu suchen sein: die Kultgeräte und die Götterbilder die im Verlauf der Jahrhunderte aufgefunden waren, verlangten ein Schutzdach. Bezeichnend dafür ist das Merkurtempelchen, das in den letzten Jahren in dem heiligen Bezirk bei Trier, der viele germanisch-keltische Heiligtümer aufweist, ausgegraben worden ist: in der Mitte des Heiligtums steht ein dem Merkur (d. h. einem keltisch-germanischen Gott) geweihter Stein. Er wird geschützt durch das Tempelchen, das mehr als ein Schutzdach wirkt denn ein Gotteshaus. An den Seiten sind weite Öffnungen. Vgl. Siegfried Löschke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier, 1928, 21 f. und Abb. 7.

Die zum Gotteshaus ausgebildete Kultstätte wurde mit der Zeit Hof genannt, die altnordische Bezeichnung hgrgr geriet nach und nach in Vergessenheit.

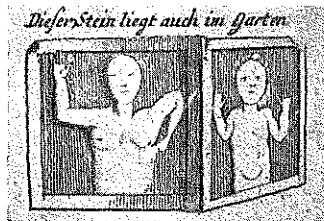
Die Heiligtümer, die Tacitus bei den Germanen anführt, sind, wenn wir die nordischen Ausdrücke auf sie anwenden wollen, als hgrgr zu bezeichnen, noch nicht als Hof. Anders sieht teilweise die Entwicklung Hermann Wille, Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems (1933). Er will einen Teil der Hünengräber zugleich als Kultstätten ansehen.

Der Götterhain zu Emetzheim bei Weissenburg i. Bay.

Von Heinrich Burkhart, Weissenburg i. Bay.

In unserem Südfranken, das zum größten Teil innerhalb des Rhätischen Limes (Römische Grenzmauer) liegt, sind trotz der langjährigen Besatzung durch die Römer (bis 233 n. Chr.) und trotz der gewaltsamen Unterdrückung des Eigenglaubens durch den Westfrankenkönig Karl außerordentlich viele Reste aus der germanischen Vorzeit stehen geblieben. Viele Götterhaine, Runenkreuze u. a. m. sind teilweise wohl erhalten überliefert. Zu den bedeutendsten Kultstätten in unserer Gegend gehört zweifellos der Götterhain von Emetzheim. Dieses Pfarrdorf ist von Weissenburg eine Gehstunde in südwestlicher Richtung entfernt und liegt knapp an der Bahnlinie Nürnberg—Weissenburg—Treuchtlingen. Das hohe Alter des Dorfes erhellt schon daraus, daß bereits zu Anfang der Christianisierung heute bedeutendere Orte der Umgebung nach Emetzheim eingepfarrt wurden. Der Orts-

name Emehheim wurde in frühesten Zeiten Ehmundesheim, Ehmobisheim, Emolkheim und Emazheim geschrieben, aus der Römerzeit ist uns kein lateinischer Name überkommen. An der äußeren linken Seite des Kirchhofeingangs steht eine neuzeitliche Gedenkssäule, die besagt, daß der Sage nach hier Karl d. Fr. im Jahre 793 einen Heidentempel zerstört habe. Die Karolinger haben sich überhaupt sehr häufig bei uns aufgehalten, hatte doch Karl seinen Königshof in Weißenburg, außerdem erzählt die Legende, daß Pipin im 8. Jahrhundert das Kloster Wilisburg (nachherige Landesfestung Wülzburg; eine halbe Stunde von Weißenburg) gegründet hat. Ferner durchschneidet die Bahnstrecke eine halbe Stunde südlich von hier die bekannte „Fossa Carolina“, einen Versuch Karls zur Vereinigung der Nezat mit der Altmühl und daher des Rheins mit der Donau. Dieser Kanal ist noch gut sichtbar und teilweise mit Wasser gefüllt. Der Emehheimer Götterhain bzw. der von Karl zerstörte Tempel wird vom hiesigen bekannten Vorgesichtler, Oberlehrer Weinländer, nicht an der Stelle der oben erwähnten Gedenkssäule bei der Kirche, sondern im Garten des heutigen Gasthauses Seßler vermutet, wo auf einem ellipsenförmig angelegten Buck oder kleinen Hügel ein Holzschuppen steht. Tatsächlich ist diese Stelle im Dorfe sehr verrufen, denn auf meine Umfrage konnte ich erfahren, daß dieser kleine Buck von groß und klein bei Zwielficht und Nacht unbedingt gemieden wird, auch heute noch. In diesem Garten sind noch größere Mauerreste im Boden ver-



borgen, vermutlich römische Fundamente. Der abgebildete Stein mit der Darstellung des „Zwiefachen“ (Abb. 1) muß ehemals — und zwar noch 1734 — in diesem Garten gelegen haben, wenn man der unten angegebenen Quelle Glauben schenken darf. Heute ist nur ein Bruchstück des Männchens mit dem rechten erhobenen Arm im hiesigen Prähistorischen Museum in der Größe von zirka 80×80 cm erhalten geblieben. Man kann an diesem Bruchstück genau sehen, daß dasselbe früher zu einem ganzen Würfel von zirka 1×1×1 m gehörte.

Das Fragment im Prähistorischen Museum Weißenburg entbehrt jeder Art- und Herkunftszuweisung, die man diesem wichtigen Stücke jetzt, wo man weiß, was es darstellt, nicht mehr länger vorenthalten wird. Die Abbildung ist ein Ausschnitt aus einer aus dem Jahre 1734 stammenden alten Landkarte, dem:

„Accuraten Prospect u. Grundris der Gegend der Kayserl. Freyen Reichs Stadt Weißenburg im Nordgau mit den alda sich befindlichen Alterthümern ed. von J. B. Hohmann, Jhro Kayserl. May. Geographo und Mitglied der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften in Nürnberg“

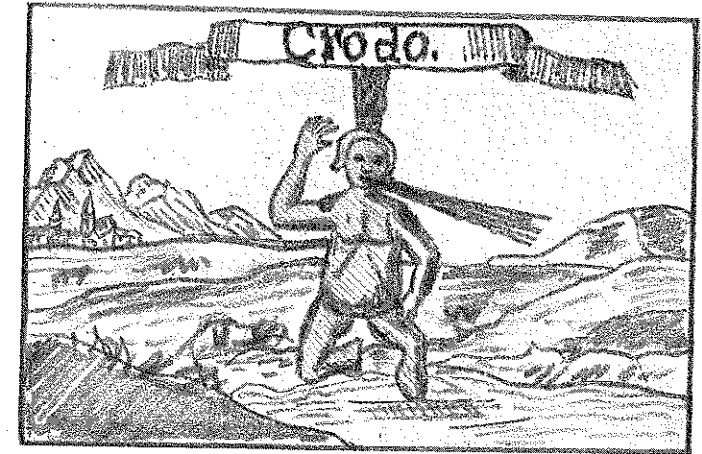
entnommen. Diese Landkarte kann im Heimatmuseum in Weißenburg eingesehen werden.

Der Chronist Doederlein¹ deutet in seinen „Nordgauischen Heidenbildern“ die „Zwiefachen“ als Druiden und als germanische Opferpriester. Hierzulande spielen die Druiden oder „Truden“ noch eine Rolle, man findet fast überall „Druidenwohnungen“, Druidentanzplätze und Druidensteine². Ohne Zweifel liegen in Emehheim noch mehrere Überreste

¹ Antiquitates Gentilismi Nordgavensis, das ist kurzer, doch gründlicher Bericht von dem Seyndthum des alten Nordgaues. Regensburg 1734.

² Es darf freilich nie vergessen werden, daß Götternamen und mythologische Begriffe in älteren, auch wissenschaftlichen Werken oft erstaunlich unkritisch verwendet werden. Die wahllose Verwechslung germanischer und angeblich germanischer Gottesvorstellungen mit Namen und Begriffen, die aus den griechisch-römischen und orientalischen Götterlehren her geläufig waren, hat viel Verwirrung gestiftet. — Auch die sooft genannten „Opfersteine“, „Druidenhaine“ (keltisch!) u. dgl. tragen in den meisten Fällen ihre Namen erst seit einem guten Jahrhundert, als in den Tagen Klopstock eine schwärmerische, aber unkritische Begeisterung für die „alten Teutschen“ dazu lockte, jeden reizvollen oder geheimnisvollen Weltwinkel mit altertümlichen Namen zu belegen, ohne jede wissenschaftliche Nachprüfung, ob der Ort wirklich je die Bedeutung in unserer germanischen Frühzeit gehabt hat, die der künstliche Name ihm zuschrieb. Schriftleitung.

Abb. 2. „Crodo“ auf dem Titelblatt von Doederlein, Nordgauische Heidenbilder.



des Götterhaines und Tempels irgendwo herum. Ich muß es einem späteren Zeitpunkt überlassen, weitere Einzelheiten herauszufinden. So befindet sich dem Vernehmen nach in der „Wied“, einem mit Wasser gefüllten Grabenrest der früheren Throphonen-Burg Emehheim, dem jetzigen schon erwähnten Gasthaus Seßler ein Stein mit einer Rosette, ein weiterer Steinrest im Garten des Dorfschmieds. Aus der Römerzeit müßte noch ein großer Quaderstein mit einer auf den römischen Kaiser Antonius bezüglichen Inschrift vorhanden sein. Dieser Stein soll nach Doederlein im alten Gemeindehaus eingemauert sein, bisher konnte ich ihn nicht feststellen. Es ist in den früher von den Römern besetzten deutschen Landen manchmal nicht leicht, rein Römisches und rein Germanisches mit vollster Sicherheit auseinanderzuhalten, denn die Gleichsetzungen römischer Gottheiten mit denjenigen unserer Vorfahren hat sicher in den früher besetzten Gebieten zu manchem Mißkult geführt. Doederlein führt in seiner Bildertafel (Titelblatt des genannten Werkes) auch einen Landgott mit Namen „Crodo“ (als Püsterich) auf (Abb. 2), den er im Text mit Saturn gleichsetzt. Wir erwähnen das nur, weil die Frage nach der noch ungeklärten Herkunft des Crodo in letzter Zeit gelegentlich wieder erörtert worden ist. Sehr beachtenswert sind die aus dem Haupt und dem Mund des Gottes ausgehenden Feuerstrahlen. Die Abbildung bei Doederlein stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, und enthält außer „Crodo“ eine ganze Anzahl anderer germanischer Götter wie Thor, Wodan, Freya, Gertha, Lollus Tuisto, Satar sowie das Sonnenrad usw.

Zur Ortungsfrage

Uns liegt ein Flugblatt vor, das betitelt ist „Zur Wiederaufdeckung der vorchristlichen Kultgeographie“. Es stellt eine Reihe von Ortungsversuchen zusammen, in denen folgende Winkel eine Rolle spielen: 10,5, 28,5, 39, 42, 49,5, 59, 66, 72, 72,5 und 84 Grad. Unbekümmert um die geographische Länge und Breite der fraglichen Landschaften wird die „Allgemeingültigkeit“ dieser Winkel und Linien für die einstige kultische Landesvermessung behauptet. Dabei ist dem Verfasser, obwohl er „mit rechtem Maß und Winkel“ mißt, ein ziemlich schwerwie-

gender Fehler unterlaufen. Er stützt sich nämlich zum Beweis seiner Annahmen auf die Sternlinien von Osterholz, wie sie sich nach den neuesten Vermessungen ergeben haben. Professor Hopmann hat bekanntlich einige neue Linien gefunden, die von einem Schügel des Hofes und dem Quellenhügel ausgehen. Der Schügel wird in Skizze I statt zwischen die Linien IV und V zwischen III und IV gelegt! Daraus ergibt sich schon, daß bei der Aufstellung der „vorchristlichen Kultgeographie“ ziemlich oberflächlich verfahren ist.

Wenn wir gleichwohl auf das erwähnte Blatt eingehen, so geschieht das, um einmal kurz und knapp unsere Stellung zur Ortungsfrage zu umreißen:

Ortungen aufzustellen, ist an sich leicht. Es sollte aber jeder, der sich mit diesen Fragen abgibt, nach dem Zweck und Sinn solcher Anlagen fragen. Mit anderen Worten: Es ist, zumal bei Annahme einer genügenden Anzahl von Winkeln (bei dem obigen Beispiel sind es zehn!) und einer genügend großen Fehlergrenze eine Kleinigkeit, die verzwirtesten Ortungen aufzuzeichnen. Solange aber hinter solchen Anlagen ein vernünftiger Sinn nicht gefunden werden kann, solange muß eine solche Ortung abgelehnt, mindestens aber mit Mißtrauen besehen werden.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß man Ortungen als zu schwer abseits liegen läßt. Wir sind im Gegenteil für jedes einzelne Beispiel dankbar, auch wenn es sich bei näherer Prüfung als unhaltbar erweist. Denn nur aus der Fülle der verschiedensten Beispiele und Möglichkeiten heraus werden wir einmal zu den Gesetzen dieser Erscheinung vordringen können, — und werden wir andererseits auch vor Fehlschlüssen mehr und mehr bewahrt bleiben. Wir bitten aber, von Veröffentlichungen abzusehen, solange nicht eine genügend große Wahrscheinlichkeit für die richtige Anlage der vermuteten Ortung erbracht worden ist. Ungenügend begründete Ortungen oder ganz unhaltbare Annahmen schaden nur.

Jede Konstruktion von riesenhaften Runen und Heilszeichen im Gelände müssen wir ablehnen. Wie weit sich solche Annahmen versteigen können, zeigt ein Beispiel: Es wurde uns im vorigen Jahre allen Ernstes erklärt, daß der Umriss des Desterholzer Hofes als „sakrale Figur“ über ganz Deutschland gelegt worden sei. Die Linie II sollte dabei von Magdeburg bis Bardowick reichen usw. — In einem anderen Falle war die Desterholzer Figur in den Heidentempel von Drüggelte gelegt worden unter Einbeziehung eines Anbaues, der wesentlich jünger als das Hauptgebäude ist.

Solche Dinge sind nicht nur unabweisbar, sondern im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wer der Auffassung ist, daß unsere Vorfahren sich mit solchen Spekulationen abgaben, der mag dabei bleiben. In die Öffentlichkeit aber gehört nur, was mit guten Gründen vertreten werden kann.

Wie wir Fehldeutungen ablehnen, die aus einseitiger Bewunderung des Südens unserer Vergangenheit nicht gerecht werden, so betrachten wir es andererseits als Fehler, wenn rein persönliche unabweisbare Ansichten als geschichtliche Wahrheiten hingestellt und behauptet werden.

* * *

Unter Bezugnahme auf den Aufsatz „Ortungsuntersuchungen“, den Professor Dr. J. Hopmann (Leipzig) im vorigen Heft veröffentlicht hat, bringen wir gerne die obenstehende Mitteilung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Wir verweisen insbesondere auf folgende Sätze Hopmanns: „Mit schlechtbegründeten Ortungsvorschlägen machen wir uns lächerlich, nicht nur bei den Gegnern des völkischen Gedankens im In- und Auslande, sondern auch bei der ernstesten Wissenschaft von der Deutschen Vorgeschichte. Es ist sehr anzuerkennen, daß man in Detmold die zahllosen eingegangenen Ortungsvorschläge nicht veröffentlicht hat, solange die Fragen noch so ungeklärt sind.“¹ Nur peinlichste Genauigkeit und eigenes Vermessen können eine wissenschaftliche Grundlage bieten.² Wir haben Zurückhaltung geübt aus eben den Gründen, die Prof. Dr. Hopmann angibt. Das heißt nicht, daß wir nicht auch in Zukunft, wie bisher, Beschreibungen von Ortungserscheinungen zu prüfen bereit sind.

Gelegentlich eines besonderen Falles bemerkte W. Teudt übrigens folgendes: „Auch mit den sorgfältig und liebevoll ausgearbeiteten ortungsartigen Liniengebilden kann ich mich auf Grund mehrfacher eingehender Erfahrungen nicht befassen, wenn sich weder ein kalendarischer, noch ein kultischer, noch ein wissenschaftlicher Zweck aufweisen läßt, und wenn vielleicht noch obendrein die praktische Ausführbarkeit solcher Linien seitens der Alten fraglich ist. Zu der Kategorie der für meine Untersuchungen nicht in Betracht kommenden Linien gehören nicht nur die bloßen Sichtlinien und die bloßen Verbindungslinien germanischer Stätten, sondern auch Kreislinien, die durch einige alte Punkte gehen, sowie sämtliche Fixsternlinien, wenn nicht sehr einleuchtende Beweise für ihr tatsächliches Bezogensein durch die Alten vorliegen (wie in Desterholz).“

Schriftleitung.

¹ „Germanien“, 1935, S. 202.

² „Mannus“, 1934, S. 3—4.



Immer noch die alte Brille. In Reclams Universum vom 23. 8. 1934 veröffentlicht Prof. Walter Bombe den Aufsatz „Hier ruht Theoderich — die Ausgrabungen in Ravenna“. Es heißt darin:

„Ein einziger gewaltiger Felsblock aus istrischem Kalkstein von 11 m Durchmesser, der über 400 000 kg wiegt, schließt wie eine Riesenkappe den Bau mit barbarischer Monumentalität ab. Man staunt ob der germanischen Zähigkeit, die solchen Riesensblock aus weiter Ferne herbeigeschleppt hat. Wie die Hügelgräber des germanischen Nordens mit einem Riesensblock gekrönt waren, so liegt hier auf einem römischen Rundbau ein deutscher Dickschädel.“

Was heißt „barbarische Monumentalität“? Was bedeutet der Gegensatz „römischer Rundbau“ und „deutscher Dickschädel“? (Ganz abgesehen davon, daß „Hügelgräber des germanischen Nordens“ mit einem Riesensblock obendrauf immerhin selten vorkommen dürften.) — Prof. Bombe veröffentlichte vor etwa 1½ Jahren in der Kölnischen Illustrierten Zeitung einen Bericht über die Ausgrabungen in Trier, mit dem der Leiter der Grabung, Prof. Dr. S. Loeschke, keineswegs einverstanden war.

Die Münchener Augsburgische Abendzeitung, Nr. 261 vom 24. 9. 1934, bringt im Anschluß an Kösters Buch „Studien zur Geschichte des antiken Seewesens“ eine Betrachtung, die sich mit der Auswertung jenes Schiffsbildes beschäftigt, das auf einem Knochen eingeritzt ist, der 1928 bei Baggerarbeiten in der Niederweser gefunden worden ist. Die Frage, ob es sich um ein römisches oder germanisches Schiff handelt, berührt uns hier nicht; es kommt hier nur auf die Einstellung gegenüber den „Wikingerefahrten“ an. Es heißt da: „Diese Stämme (die germanischen Stämme zwischen Rhein-, Elbe- und Eidermündung) benutzen noch den Einbaum, unternahmen aber mit ihren recht primitiven Fahrzeugen weite Seereisen. So haben die Nordseestämme der Chauken und Friesen ihre Raub- und Plünderungszüge auch auf diesen Einbäumen ausgeführt.“

Eine Liebe ist der anderen wert: „Um ihre Raub- und Plünderungszüge nach Germanien durchführen zu können, bauten die Römer Straßen aus und legten regelrechte befestigte Stützpunkte an, in die sie nach Be-

endigung ihrer Nordbrennengeschäfte sich zurückziehen konnten“, fügen wir, der geschichtlichen Wahrheit getreu, ergänzend hinzu.

Mehr Würde! Uns wird geschrieben: „Auf dem K o s t r a p p e - Felsen (Thale) hat sich der Schoschießer eine Bude in Stein mit Pappdach gebaut. Sie steht genau zwischen dem Stein mit dem Hufmal und der äußersten Felskante. — Wer auch nur etwas nordisch-religiöses Gefühl hat, fühlt sich von der Anwesenheit dieses Gebäudes der Sensationslust und Gewinnsucht an diesem kultischen Ort abgestoßen. Wenige Schritte rückwärts, in einer buschigen Senke hinter dem Felsen, könnte der Schoschießer seine Bude haben, ohne daß der K o s t r a p p e - Felsen verunziert würde. Seine Sachen könnte er immer noch in einer Kiste an der Schießstelle hinsetzen. Zwei frühere Anregungen dieses Sinnes blieben ohne Antwort und Erfolg.“

Ob wohl jetzt der selbstverständlichen Forderung, die alte Weihstätte zu achten, entsprochen werden wird?

„Was der christliche Religionslehrer wissen muß.“ In dem Lehrplan der Stadt Leipzig für 1934 heißt es: „Der Religionslehrer muß sich immer dessen bewußt sein, daß die deutsche Jugend auf das Wissen um die religiösen und ethischen Anschauungen ihrer Vorfahren viel mehr Anspruch hat als auf die Kenntnis der Geschichten des Alten Testaments. Deshalb hat er bei jeder sich bietenden Gelegenheit die germanische Religion zum Vergleich heranzuziehen und die Kinder mit dem altgermanischen Brauchtum bekanntzumachen. Auf der Oberstufe aber sind die germanische Religion und das Eindringen des Christentums in die germanische Welt zu behandeln. Hierbei darf nicht verschwiegen werden, daß die Kirche ein gut Teil germanischen Freiheitsgeistes unterdrückt hat.“ (MUS: Deutscher Glaube, Hornung 1935, S. 86.)

Schwerer Kampf des Deutschtums in der GEM. In der richtigen Erkenntnis, daß ein Volk tief getroffen wird, wenn man ihm die Verehrung seiner Helden und seiner Vergangenheit raubt, hat die GEM. laut dem „Meißner Tageblatt“ vom 8.3.35 jetzt für den Schulgebrauch u. a. auch das Bild des Hermannsdenkmals, des Völkerschlachtdenkmal, die Bilder von Friedrich d. Gr., Körner, Jahn unterjagt!

Aus der Landschaft

Mon A. Meier-Böfe

Will man ein weiteres thun, so gehe man zum Küfter oder Priester und fordere den Schlüssel für die Innenräume. Wer so verfährt, darf gewiß sein, unter zehn Kirchenanlagen eine mit urgeschichtlichem Erfolg besichtigt zu haben. Jedenfalls bestätigen meine seitherigen Wandererfahrungen diesen Hundertsatz.

Am Südrand der weiten ost-westlichen Talung, da wo ein frischer Bergbach in die Eb此 hineinbraust, treffen wir auf die Siedlung Hemeringen. Die Endung „ingen“ weist sie als Sippenfiedlung und damit als altgermanisch aus. Wer den westlichen Rundbogeneingang am Turm beschauct, der sieht zunächst nichts als graues Steinwerk. Beim genaueren Hinschauen aber erkennt man, deutlich eingefurcht, das Zeichen der Abbildung 1: den sogenannten Donner-

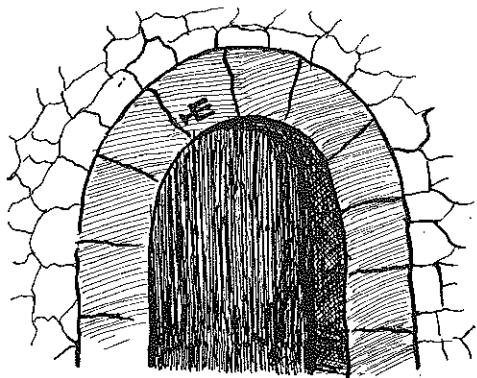


Abb. 1. „Donnerbesen“ am Kirchturm zu Geme-
ringen.

oder Hergenbeseu, ein Zeichen von Unrat, das im Lauf seiner Dauerüberlieferung den Sinn oft wandelte, aber stets im Volksglauben eine Glücksverheißung bedeutete. In Lübeck sah ich dieses Zeichen in Backstein als Mosaik an einer Siebelstirn eingelegt. Es erscheint häufig als Hauszeichen mit der Zweckabsicht der Abwehr feindlicher Mächte. Dieses Zeichen ist die edig geschriebene Mann-Rune, das vorletzte Zeichen der kurzen, nordischen Runenreihe. Es findet sich in gleicher Richtung (als Steinmehlzeichen?) auf dem „Felsenfarg“ der Externsteine (siehe Germanien 1933, Nr. 12, S. 357). Mit Abwinkelung der aufsteigenden Äste entdeckte ich es 1930 auf der Hoftrappe (Germanien 1933, Nr. 3, S. 87). Seit H. Wirth haben wir in alten Rundbogeneingängen Erscheinungen kennengelernt, die nicht nur technische Stützgestalt des Mauerwerks sind, sondern häufig auch sinnbildliche Gedanken zugleich ausdrücken. Es handelt sich um den kleinsten Sonnebogen zur Zeit der Wintersonnenwende, um den Urbogen, mit dem das heilsbringende Himmelslicht im Wasser der Welt versinkt, um im andern Jahre von neuem zu erstehen. Die Mann-Rune bedeutet nach Wirth den „die Arme hebenden Heilsbringer“, d. h. das aufsteigende Sonnenjahr. Der Hemeringer Turmeingang veranschaulicht also das volle Jahr. Es ist nun kaum anzunehmen, daß die Erbauer und Einrichter über diese ursprüngliche Sinnbedeutung noch im klaren gewesen sind. Eher wird schon die Jungste Deutung zutreffen, die in solchen Sinnzeichen an Kir-

Am Heminger Turm blieb in halber Höhe ein „romantisches“ Rundfenster, das in Sandstein gestaltet ist, erhalten. Es ist in der Nordseite des Turmes eingebaut, an der bekannten „Seidenseite“, die bei vielen alten Kirchen „satanisiert“ wurde. Vgl. Herbert Röhrig, Heilige Linien durch Ostfriesland. Die Mittelsäule (Abb. 2) zeigt am Kopf zwei Spiralen, die sich in entgegengesetztem Sinne rollen. Seit Kraufes „Trojaburgen Nordeuropas“, seit Pastors Abhandlungen über die Spiralen in „Deutsche Urzeit“ sind wir nicht mehr im unklaren über den Sinn dieses überaus gängigen Kunstbzwirfs. Es handelt sich mutmaßlich um die auf- und absteigende Sonnenbahn des Nordhimmels, die sich in entgegengesetzter Richtung um die feste Weltaule, die „alles trägt“, alljährlich vollzieht. Am bekann-

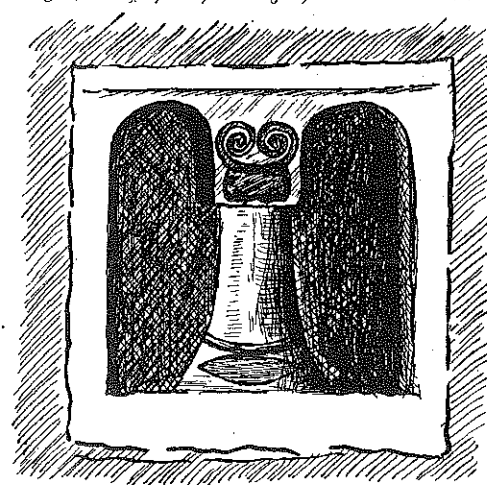


Abb. 2. Rundfenster am Kirchturm von Hemeringen.

testen ist dem „klassischen“ Vorzeitforscher (und dem deutschen Urzeitalien) die ionische Säule, welche die Doppelspirale als Kenngestalt am Kopfe trägt. Ich sage nichts Neues, wenn ich die Hemeriger Mittel säule nun als „Erminsäule“ bezeichne, und auf die Entsprechungen am Externstein und diejenigen, die Eugen Weiß in seinem Auf-

Da liegt weiterhin, ein Stündchen nordwestlich, die Altsiedlung Lachem. Die Endung auf „heim“ weist wiederum auf urgermanische Zusammenhänge, nicht auf keltische, wie man kürzlich noch meinte. Bemerkenswert am grauen Gemäuer ist wiederum der Turmeingang gegen Westen. Zum dritten Male begegnet uns im engen Raum ein Sinnbild, das im urgeschichtlichen Zusammenhang der Externsteine eine Rolle spielt. Diesmal betrifft es das Brustbild des Gottvaters. Wie am Externsteiner Felsenbild erscheint das Haupt vor einem Kreise, der durch ein gleicharmiges Kreuz gebierteilt wird. Das bekannte Rundbogenbild von Elstertrebnitz zeigt gleiche Gestaltung, die wieder spruchsfrei nur auf der Wirtschschen Grundlage des sonnenwendig geteilten Gesichtskreises in ihren Ursprüngen gedeutet werden kann. Das Lachemer Bogenbild ist dadurch bemerkenswert, daß es die gleiche gehobene Armhaltung wie Elstertrebnitz zeigt. Es ist die Vergestaltung dessen, was der Hemeringer Dreizack linear darstellt. Das Lachemer Bogenbild fundiert, in christlicher Zeit entstanden, mit erhobenen Armen den Sieg des neuen Glaubens, dessen Heilslehre auf dem langgezogenen Band in zersplitterten Buchstaben zu lesen ist. Das Gesicht des „Gottvaters“ bzw. „Gottsohnes“ macht fast den Eindruck absichtlicher Beschädigung. Die besondere Zeitfrage der Entstehung braucht uns jedoch nicht zu kümmern, da es uns auf den sinnbildlichen Gehalt ankommt. Dieser ist verhältnismäßig zeitlos und wahrst sein Urwesen trotz des äußerlichen Kleiderwandels. Solchen ur Sinnbildlichen Gestaltungen an den keltischen Orten des alten und neuen Glaubens immer wieder nachzuspüren, sei jedem Freund der germanischen Vorgeschichte ans Herz gelegt.

Zu der unter dem Altar entspringenden St. Leonhardsquelle wurden am Stefanstag

die kranken Pferde geritten, auf die das Wasser heilkräftig wirken sollte. Jedes geheilte Pferd mußte ein Hufeisen als Weisgabe zurücklassen. Aus diesen Geschenken sei die Kette geschmiedet worden.

Ein ortsauffälliger Bauer wußte hierzu noch zu berichten, man habe die kranken Pferde erst aus der Quelle trinken lassen und sie dann dreimal um die Kirche herumgeführt. Dann sollten sie gesund werden.

Noch eine Leonhardskette gibt es in der

Oberamtsstadt Laupheim. Sie umgibt die Friedhofskapelle „zum Heiligen Grab“, die erst bei ihrem Umbau in der Barockzeit so benannt wurde, in der Spätgotik aber „Leonhardskapelle“ hieß. Von ihr berichtet die Sage, bei einer Viehseuche seien so viel Pferde gefallen, daß man zum Andenken aus ihren Hufeisen eine Kette geschmiedet und um die Kirche gespannt habe.

Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg.

Die Fundgrube

Vom Alter des deutschen Getreidebaus und der Viehzucht. Bei Walle unweit Aurich fand man vor einiger Zeit den ältesten Pflug der Welt. Mit Hilfe der Pollenanalyse, der Bestimmung des in den einzelnen Schichten erhaltenen Blütenstaubes, hat diese Feststellung sich machen lassen. Werth und Baas haben in ihrer Arbeit in „Natur und Museum“ (1934), „Wie alt sind Viehzucht und Getreidebau in Deutschland“ feststellen können, daß durch diese Arbeitsmethode „die Grundzüge der nachzeitlichen Geschichte der Wälder und ihre natürliche Zusammensetzung für Mittel- und Nordeuropa geklärt sind“. Der Pflug von Walle ist mindestens 6000 Jahre alt. Es ist möglich geworden, durch die Untersuchung des Blütenstaubes, der sich eventuell in den Moor- oder Tonspuren an längst geborgenen vorgeschichtlichen Funden findet, nachträglich noch an Hand der Darstellung der Pollenbildung der gesamten Schichtenfolge, die man kennt, das Alter festzulegen. So ergab sich durch die Untersuchung des ältesten, also mindestens 6000 Jahre alten Pfluges, daß für Deutschland Viehzucht und Getreidebau bis in die mittlere Steinzeit (Mesolithikum) nachzuweisen sind. An einem bereits 1868 in rund 4 m tiefem Marschboden zwischen Glückstadt und Crempe in Holstein gefundenen Schädel eines Kurzhorn-Rindes, des ältesten bekannten Hausrindes, hat man durch pollenanalytische Untersuchungen, die vor kurzem ausgeführt wurden, gefunden, daß es mittelsteinzeitlichen Alters ist. Damit hat sich ergeben, daß dieses Rind das „älteste bisher für Deutschland bekannte“ ist. In den dänischen mittelsteinzeitlichen Küchenabfallhaufen ist der Hund das einzige nachweisbare Haustier. Es fehlt hier das

Rind vollständig. Ein gleiches hohes Alter ergaben die Untersuchungen des Rinderschädels von Hohenzaden bei Stettin. Dabei ergab sich weiter, daß „man neben dem (eingeführten) Kurzhorn-Rind in Nordeuropa schon sehr früh dazu übergegangen ist, auch das heimische Wildrind, den Ur-, mit in die Zucht zu nehmen“. Daß der älteste deutsche Bauer aber keineswegs Romade gewesen ist, beweist das verkohlte Gerstenkorn aus dem Bloßland-Moor bei Bremen, das der sechszeiligen Art, also der ältesten bisher gefundenen Gerstenform angehört. Auch hier haben neuere Untersuchungen ergeben, daß das erwähnte unter dem Moor gefundene Gerstenkorn „bis weit in die Mittelsteinzeit hineinreichen muß“. Es ist somit der älteste bisher für Deutschland bekanntgewordene Getreiderest, der aus der Mittelsteinzeit (Mesolithikum) stammt. Weitere Getreiderestfunde kennt man nach Werth bisher aus der Mittelsteinzeit Europas von Mas d'Azil an der Arize in Südfrankreich (Weizen), Campigny in Nordfrankreich (Gerste) und von Limhamn bei Malmö in Südschweden (Weizen, vielleicht Emmer). Die Ergebnisse der beiden Forscher zeigen folgendes: „So zeigen sich die Spuren von Viehzucht und Getreidebau in der Mittelsteinzeit erst sehr vereinzelt und werden z. T. durch verbesserte Arbeitsweisen erst heute erkannt. Doch ist schon das Wenige, das uns vorliegt, unüberkennbar von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung. Es gibt uns einen klaren Hinweis dafür, daß auch in Europa nördlich der Alpen, vor allem auch im Gebiete und bei den Menschen der späteren nordischen Kultur, die im Bauerntum fußende Grundlage der ganzen Wirtschaft und Lebenseinstellung Eingang gefunden

hat, als die nach Schluß der Eiszeit zunächst noch sehr rauhen und für Ackerbau ungeeigneten und erst allmählich sich bessernden Klimaverhältnisse es zuließen. Das war zur Mittelsteinzeit der Fall, als unsere Laubhölzer mit der Eiche als führendem Baum, sich ausgebreitet hatten. In Zahlen ausgedrückt, mag das vor gut 8000 Jahren gewesen sein.“ Rudolf Hundt.

Bodenforschung und Wünschelrute. In Buderich (Krs. Soest) sind im Herbst 1933 die Überreste der Vitus-Kapelle, die vor über 300 Jahren zerstört oder abgebrochen worden ist, mit Hilfe der Wünschelrute aufgedeckt worden.

In der dortigen Bevölkerung war die Überlieferung verbreitet, daß auf oder bei dem sog. Mönninghofe eine kleine Kirche oder eine Kapelle gestanden habe. Etwa 1663 hat übrigens der damalige Pfarrer von Buderich, Johannes Wiede, aufgezeichnet: Es war hier in Buderich auch ein heiliger Ort (aliquis locus sacer), der Mönninghoff genannt, mit einer Kapelle und einem Kapellenbilar, und einem kirchlichen Hause. Das eingestürzte Gemäuer dieses Hauses und der Kapelle nebst einer Seitenmauer sind jetzt (also 1663) noch zu sehen.

Auf Grund der Mitteilungen einer älteren Person untersuchte Dipl.-Ing. Max Sonnen aus Baderborn eine Wiese in der Nähe des Vikarie-Gebäudes mit der Fundrute. Er stellte bald unterirdisch gelegenes

Mauerwerk fest. Der Verlauf und die Mauerstärken wurden durch kleine Pfähle festgelegt. Sofort vorgenommene Probegrabungen legten in 70 cm Tiefe die Mauerreste frei. Es ergab sich, daß die abgesteckten Linien mit geradegerad verblühender Genauigkeit sich mit den Grundmauern der Kapelle deckten. (Westf. Volksblatt, Nr. 252, Baderborn, 2. November 1933.)

Berichtigung betreffend „Noch einmal der Zooßen“. „Germanien“, 1935, S. 149. Da mein Name genannt ist, möchte ich bemerken: Der Burgwall Ossow (bei Frankfurt a. d. Oder) liegt nicht „im äußersten Westen“, sondern „im äußersten Osten des Kreises Lebus“, hart an der Oder („Steilen Wand“), nahe der Südgrenze des Kreises. — Ferner ist die Besetzung eines Streifens des rechten Oderufers durch die Semnonen nur eine kurze, späte Episode. — Bis 500 vor Zm. siedelten als Nachbarn der Semnonen „die Myrier“ im südlichen Teile der Mark Brandenburg, nach deren Verschwinden „Zooßen-Friesen“ als semnonisches Nationalheiligtum nicht ungünstig gelegen haben würde. Das Zentrum des Semnonenreiches nach 500 vor Zm. würde etwa am Müritzersee in Mecklenburg-Schwerin (nördlich des „Zooßen“) gelegen haben. (Vgl. hierzu Karte Kossinna-Petersen, Mannus, Bd. 25, 1933.) Frankfurt/Oder. M. M. Lienau.

Die Bücherwaage

Karl Theodor Straßer: **Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen.** Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1934. Kart. 1,50 RM.

Straßer ist ein Gegner des aufklärerischen Fortschrittwahnes. Das offenbart der Schlußsatz seiner Anmerkung 20: „Man braucht nicht alles Seelische und Geistige einfach immer ans Ende der Entwicklung zu setzen“. Es geht dem Verfasser also um eine Art Ehrenrettung des germanischen Altertums auf dem geistig-seelischen Gebiet der Jenseitsvorstellung. Bei unseren frühesten Ahnen schon fuhr der Tote nicht in die „Grube“, womit dann alles aus war wie bei den alten Juden, oder in eine freundlose Unterwelt, wo die Schattenjenseelen benutzlos herumstrebten wie im griechischen Hades. Wie dankenswert ist doch

Straßers Feststellung, daß die sorgfältige Bestattung der europäischen Toten schon in der Altsteinzeit keineswegs nur auf die Furcht vor ihnen zurückzuführen sei, sondern daß dabei ebensosehr Liebe und Mitgefühl gesprochen haben! Für die Germanen lebte von ihren Ursprüngen an ein Verstorbener irgendwie auch lebhaftig weiter. Eine „Körperseele“ muß also vorausgesetzt worden sein. Eine fortschreitende Vergeistigung dieser Vorstellung führte zu dem Glauben, der überlebende Teil des Toten könne sich in ein Tier verwandeln. Später wurzelte der Glaube an eine Wiedergeburt darin.

Einen starken Schritt auf der Bahn dieser Vergeistigung bedeutete die Einführung der Feuerbestattung, die als eine Verklärung des Toten zu fassen sein dürfte.

Anfangs nahmen die Germanen ein „nahes Jenseits“ an. Darum erbauten sie die Riesengruben als Einzel- und als Sippengräber. Auch die „Bergentrückung“ steht damit in Zusammenhang. Daß man sich den Aufenthaltsort der Verstorbenen keineswegs immer als finsternen und freudlosen Ort dachte, dafür zeugen die im Heliand und im Angelsächsischen überlieferten Vorstellungen von einer „grünen Aue“, das Märchen von der Frau Holle und der Walhallglaube. Die Vorstellung von einer Totenhalle galt ursprünglich wohl einer unterirdischen Behausung. Als Odin ihr Herrscher wurde, wurde sie zum Himmel entporgelassen und von den Dichtern verklärt. Mit dem Wandel der Anschauungen wurde aus dem „nahen Jenseits“ ein „fernes“, zu dem die Toten eine weite Reise machen mußten, zu der sie einer entsprechenden Ausrüstung bedurften. Mögen manche der alten Anschauungen uns heute kindlich befangen anmuten, darin hat Straßer gewiß recht, daß die germanischen Vorstellungen von einem Fortleben nach dem Tode von einer lichten Unsterblichkeitshoffnung und einem dauernden Ringen um Vergöttlichung zeugen.

Bei einer Neuauflage wäre zu berücksichtigen, daß die Leichenreste des im Seddiner Hügelgrabe beigesetzten Fürsten in einer Bronzurne als „erstem Sarge“ geborgen waren. Edmund Weber.

Ludwig Euing, **Die Sage von Tanaquil**. Frankfurt am Main, 1933, B. Klostermann Verlag. 53 Seiten. 3,50 RM. (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike, Band 2.)

In Germanien, Jg. 1933, Seite 153 f. (Matheft), habe ich den ersten Band der Frankfurter Studien besprochen und dabei auf die große Bedeutung der Zusammenschau der Überlieferungen aller indogermanischen Völker hingewiesen. Die altitalische Religion und Kultur im besonderen ist überaus nahe verwandt der germanischen.

Am selben Orte sagte ich, daß die Studien des Frankfurter Seminars hoffentlich die längst fällige Auseinandersetzung der Altphilologie mit Bachofen vorbereiten würden. Der vorliegende zweite Band der Studien beginnt mit einer Kritik der Bachofenschen Auffassung der Tanaquilgestalt. Wenn es Seite 13 heißt, „Bachofens Werk ist bis heute unbeachtet geblieben“, so muß da allerdings hinzugefügt werden „bei den Altphilologen!“

Die Untersuchungen Euing ergeben, daß Bachofens Auffassung der Tanaquil unhaltbar ist. Tanaquil gehört in den Umkreis der Vesta. Die Vestalinnen sind als Kult-

Schwesterntschafft aufzufassen. Der Vestakult hatte in Mitrom eine größere Bedeutung als man bisher wußte. Diese Ergebnisse Euing sind deshalb hochwichtig, weil sie zu fruchtbaren Fragestellungen führen können. Wenn sie auch nur einen kleinen Baustein liefern zur Auseinandersetzung mit Bachofen, so leiten sie doch zu der entscheidenden Frage hin, die Bachofen nicht stellte, zu der Frage: Gibt es ein ursprüngliches nordisches „Mutterrecht“ (dies Wort im weitesten Sinne genommen) und wie sah dies nordische Mutterrecht aus? Wer dieser Frage nachgehen wollte, müßte allerdings den indogermanischen Vestakult zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen nehmen. Dr. Otto Huth, Berlin.

Carl Koch, **Gestirnberehrung im alten Italien**. Frankfurt am Main, 1933, B. Klostermann Verlag. 120 Seiten. 7,50 RM. (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike. Bd. 3.)

Der Verfasser erweist gegen die bisher geltende Ansicht Wissowas den Gestirndienst, insbesondere den Sonnenkult als altitalisch. Wir hören von der lateinischen Sitte, die Sonne am Morgen zu begrüßen (S. 14). Dies dürfte übrigens bereits urindogermanischer Brauch sein. Die Bezeichnung der Rundprozession *lustrum*, das zu *lustrare* „beleuchten“, „umkreisen“ gehört, bedeutet ursprünglich „die kultisch initiierte solare Umleuchtung“ (26). Die Zirkusspiele waren verknüpft mit dem Sonnenkult (41 ff.). Das Rad als Sonnenzeichen ist Symbol des *Dius Fidius* und *Summanus* (51 f.). Koch übersieht hier die erstaunliche Verbreitung des Radsymbols auf bronzezeitlichen Schwertern und Gürteln (s. O. Montelius, *La Civilisation primitive en Italie*), auf Grabsteinen (s. Duhn) usw. Der letzte Teil seiner Untersuchung dient der Klärung des Begriffs *Indiges*.

Die Arbeit zielt darauf die altitalische Religion als solaren *Ethionismus* zu erfassen, d. h. eine enge Verknüpfung von Sonnenkult und Fruchtbarkeitskult als ursprünglich zu erweisen. Die schwedischen Felszeichnungen zeigen, daß diese Verknüpfung auch im Urgermanentum zu finden ist (s. Uggren, *Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden* und meine Besprechung dieses Werkes in „Germanien“, 1935, S. 26/27).

Dr. Otto Huth, Berlin.

Prof. Dr. ing. E. h. Otto Lienau, **Die Bootsfunde von Danzig-Dhra aus der Wikingerzeit**. Danzig 1934, Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. Die Schrift behandelt in hervorragender Weise einen be-

sonderen hochentwickelten, holzgenagelten Wikingerbootstyp und dessen Verbreitung vom Lebafee (Ostpommern) bis zum Frischen Haff. Auf Grund des alten und neuen Fundmaterials und dessen sachmännischer Auswertung, sowie des geologischen und landschaftlichen Materials, unter eingehender Berücksichtigung umfangreicher in- und ausländischer Literatur werden darin die mit diesem Bootstyp zusammenhängenden Fragen aufgerollt. Ganz besonders wertvoll ist bei den Dhraer Funden, daß, wohl zum erstenmal, ein Schiffsbauer die Ausgrabungen, Vergleiche und den Wiederaufbau vorgenommen hat. Prof. Dr. Lienau, Direktor des Lehrstuhls für praktischen Schiffsbau an der Danziger Technischen Hochschule hat mit ungeheurer Sorgfalt sofort an Ort und Stelle die Maße der teilweise stark beschädigten Bootsteile aufgenommen, dann in mühevoller monatelanger Kleinarbeit das Material und den Bau der Boote eingehend studiert, ihre physikalischen Eigenschaften ermittelt, und in sehr vielen sorgfältigen Zeichnungen, Abbildungen und Tabellen das Ganze veranschaulicht. Erst nach diesen Arbeiten wurde der Wiederaufbau vorgenommen. Dadurch, daß selbst den nebensächlichsten erscheinenden Bruchstücken und Splittern größte Sorgfalt entgegengebracht wurde, ihr Lagerungsort und Maße sofort genauestens ermittelt wurden, ist es möglich gewesen, wenigstens in einem Fall ein Boot vollständig mit allem Zubehör wieder aufzubauen, besonders aber seine genaueste Form zu bestimmen. Dem Buch ist zu empfehlen, daß die Maße dieser Boote, besonders die des einen ganz wiederhergestellten 18-Ruderer-Mannschaftsbootes denen der modernsten Marineboote sehr weit entsprechen, daß sie Stromlinienform aufweisen. Teilweise übertreffen sie sogar die modernsten Boote, besonders in der geradezu raffinierten und vollendeten Bauweise am Steben; ebenso übertrifft das Material und dessen Bearbeitung und der Bau in vielen Dingen heutige Konstruktionen.

Interessante Einblicke gewährt das Buch in die Zusammenhänge aller übrigen bekannten ähnlichen Funde. Die Funde von Dhra (südlicher Vorort von Danzig) weisen auf einen uralten Danziger Hafen hin, an der Terrasse des Höhensteilabfalles des Danziger Urhaffs, an einer sehr geschützten Stelle hinter einem kleinen vorgeschobenen Schuttfelge eines Höhenbaches, an einer Stelle, wo früher bis etwa 1300 nach Zeitwende Radaune, Mottlau und unweit die Danziger Weichsel ins Urhaff einmündeten.

Das Buch ist ein Glanzstück für exakte Forschungen auf dem Gebiete des vorgeschichtlichen germanischen Schiffbaues, bei dem es immer noch an sachmännischer Auswertung fehlte. Es wird auf Grund eines nicht zu übertreffenden gründlichen Materials gezeigt, daß der germanische Schiffsbau in jener Zeit eine Vollkommenheit besaß, die seinesgleichen erst auf der Welt suchen muß. Dr. Ostendorff.

Manfred Werner, **Natur und Sünde**. Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken. Heft 22. Leipzig 1934, Adolf Klein Verlag. 32 Seiten.

Seine Arbeit bezeichnet der Verfasser im Untertitel als „eine Studie zur angeblichen *anima naturaliter christiana* an Hand der grönländischen Missionsgeschichte“. Imengen Anschluß an das Tagebuch des Bischofs Egede, des Missionars Grönlands, wird gezeigt, wie die ursprüngliche Naturreligion der heidnisch-frommen Eskimos durch die Geistreligion des Christentums zerstört wird. Keineswegs eine „höhere Stufe“, eine „Zäsur“ wird erreicht, sondern Verfall, Zersetzung des Volkstums, das nur in seiner ursprünglichen religiösen Naturverbundenheit lebensfähig ist. — Die Arbeit ist sehr eindrucksvoll, gerade dadurch, daß sie die Tatsachen sprechen läßt. Solche Studien müßten über alle „Missionsgebiete“ verfaßt werden; die Arbeit Werners kann dabei als Vorbild dienen. Wir erwähnen noch, daß die Befehrungsgeschichte der Germanen nur im Rahmen der gesamten Missionsgeschichte betrachtet werden sollte. Die Studie Werners ist also auch als ein Beitrag zu dieser umstrittenen Frage zu werten.

Dr. Otto Huth.

Ursula Zabel, **Norden in Not**. Schauspiel. Leipzig 1934, Adolf Klein Verlag. 88 Seiten.

Das neue Werk der jungen Dichterin, die durch ihren „Grettir“ bekannt wurde, ist vorigen Sommer in Klostorf uraufgeführt worden. Im Anschluß an einige Grönländerjagdschilderung Ursula Zabel das Schicksal der letzten nordischen Siedler Grönlands. Grönland wurde um das Jahr 1000 von Island aus besiedelt. Diese Grönländer waren auch die ersten Entdecker Amerikas, des „Winlandes“. Die Nachrichten über die äußerste nordische Kolonie verstummten im 15. Jahrhundert. Sind die letzten Grönländer von Eskimos überfallen und vernichtet worden oder sind sie nach dem Winland, das günstigere Siedlungsmöglichkeiten bot, hinübergefahren? Wie Bernhard Kummer in einer lebendig geschriebenen „Einführung in die Geschichte Grönlands“, die zugleich als Einführung

in Ursula Zabels „Norden in Not“ dem Schauspiel vorangestellt ist, darlegt, muß die gelehrte Forschung heute die Möglichkeit einer solchen Übersiedlung der letzten Grönländer nach Amerika zwar bezagen, kann aber nichts „beweisen“. Dem Dichter bot sich hier ein dankbarer Stoff.

Ursula Zabel lebt in den Gestalten, die sie zeichnet. Sie versteht die nordische Art, mehr anzudeuten als ausgesprochen wird. Herrlich diese Gestalten: die Aschilt, die Volksmutter Grima, der großartige Alf. Und diese Menschen sind echt, sie leben. Wie Kummer in der Einleitung hervorhebt, ist auch der betrügerische Bischof „in seinem ganzen Wesen historisch echt“. Sehr bedeutsam scheint mir, daß das innerste Motiv des Stücks eine Dioskurentragödie ist; es handelt sich um einen Schwurbrüdermord. Daß alle aufgeschlossenen Menschen, die der

Aufführung des Schauspiels beizubohnen konnten, übereinstimmend berichten, daß das Stück ungeheuer eindrucksvoll sei, hat ohne Frage einen wesentlichen Grund auch darin, daß dies Motiv das entscheidende Thema ist für die Auseinandersetzung zwischen germanischem Heidentum und Christentum. „Dieses Motiv eröffnet die jastisch-christliche Religionsform, wie es die heidnische beschließt“ (Hans Eggert Schröder). Ursula Zabel, die die Rettung und Erneuerung des nordischen Heidentums darstellt, wandelt das Motiv: der Mord wird zum Opfertod, der die heilige Schwurbrüderschaft erneuert, indem er den Getöteten zum schützenden Dämon werden und den Treulosen zurückfinden läßt zu seiner eigentlichen Natur. — Dieses gegenwartsnahe Schauspiel der deutschen Dichterin sollten alle deutschen Bühnen bringen! Otto Guth.

Beitschriftenchau

Siedlung und Ausbreitung

B. Rosenkranz, *Sprache, Rasse und Volkstum in Mitteleuropa*. Volk und Rasse, Heft 7, Verlag J. F. Lehmann, München 1935. Der Aufsatz unternimmt den Versuch, die ursprünglichen Sprachen und Kulturen der europäischen Rassen sowie ihre Ausbreitung zu ermitteln. Die Zusammengehörigkeit von nordischer Rasse, indogermanischer Sprache und den vorgeschichtlichen Kulturkreisen Mittel- und Nordeuropas sind hinreichend bekannt. Schwieriger steht es bei den anderen Rassen. Die Westrasse, die Urbevölkerung Italiens, Spaniens und Westeuropas, sprach das Iberische und verwandte Sprachen, die dem Hamitischen nahesteht, Beziehungen, die sich auch kulturell belegen lassen. In den ursprünglichen, noch nicht indogermanisierten Völkern möchte Verf. die ostische Rasse sehen, die sich an Ort und Stelle aus dem Grenelletyp entwickelt haben soll. Ihre Sprache muß schon vorgeschichtlich ausgestorben sein. Schwer zu ermitteln ist der Weg der Dinarier und ihrer ursprünglichen Kultur; sprachlich werden sie den „japhetischen“ Sprachen zugewiesen. Die uralaltaischen Sprachen schließlich sollen der ostbaltischen Rasse ureigen gewesen sein, deren Kultur in den jungsteinzeitlichen Kulturen Osteuropas zu suchen seien. /

J. Brøndsted, *Noch ein jütisches Einzelgrab mit Megalithkeramik*. Acta Archaeologica. Vol. 5, Fasc. 3. Verlag Levin & Munksgaard, Kopenhagen 1935. Bei Ettrup in Jütland ist unmittelbar neben dem schon bekannten Einzelgrab noch ein zweites entdeckt worden, das ursprünglich vermutlich vom gleichen Hügel bedeckt war. Das Grab enthielt ebenfalls Megalithkeramik: Eine Schale mit Winkelschnurornament, Becher nach Art der Trichterbecher u. a. m. Bei diesen Bestattungen, die echte Untergräber sind, handelt es sich beide Male um Frauengräber. Es ist also viel wahrscheinlicher, daß hier Frauen des Einzelgrabvolkes nach ihrer heimischen Sitte beigesetzt worden sind, als daß ein Einbruch der Einzelgrableute vorliegt. / Josef Kneidinger, *Jungsteinzeitliche Funde aus dem Gallneukirchner Becken*. Heimatgaue. Verlag R. Pirngruber, Linz. 15. Jahrg. Heft 3/4 1935. Obwohl Löß heute nur noch wenig im Gallneukirchner Becken vorhanden ist, sind Spuren der bandkeramischen Kultur sehr häufig, insbesondere Schubleistenkeile, Haken und Beile. Diese offenbar zahlreiche Besiedlung dauert ziemlich ungestört an, bis mit dem Eindringen der Indogermanen gegen Ende der Steinzeit nicht nur die Streitart führend wird, sondern auch Befestigungen von kriegerischen Zeiten küm-

den. Trotz der vielen Funde sind bandkeramische Siedlungsspuren bisher nicht gefunden worden, so daß planmäßige Grabung, insbesondere am Wolfingerberg, augenscheinlich dem Mittelpunkt der damaligen Besiedlung, recht am Platze wären. / Albrecht Dauber, *Die Steinbeilfunde des nördlichen Schwarzwaldes*. Mannus. 26. Jahrg. Heft 3/4 1935. Verlag Rabich, Leipzig. Entgegen der früheren Auffassung, daß in vorrömischer Zeit das Innere des Schwarzwaldes siedlungsfrei geblieben sei, ergab sich eine ganze Reihe von Funden, die durch Zufall nicht erklärt werden konnten. Die Übertragung der Fundorte auf eine Karte zeigte, daß die Funde fast ausschließlich im oberen Buntsandsteingebiet liegen, ein Boden, der in der Jungsteinzeit durchaus nicht siedlungsfeindlich gewesen sein wird. Es ist anzunehmen, daß die Besiedlung der höheren Gebiete wegen der Überbevölkerung erfolgte, die infolge neuer Vorstöße von Norden her zeitweilig besonders stark geworden sein muß. Sie wurde wieder aufgegeben, sobald der Strom durch weiteres Vordringen wieder abgeebbt war, und erst im 9. Jahrhundert n. Chr. findet dann eine endgültige Besiedlung dieser Gebiete statt. / Hugo Hoffmann, *Die Travemündung in der ausgehenden Bronzezeit*. Die Heimat. 45. Jahrg. Heft 6. 1935. Verlag Karl Wachholtz, Neumünster. Während der jüngeren Bronzezeit ist Ostholstein im Gegensatz zu den dicht besiedelten Nachbargebieten nur Durchzugsland. Erst am Ende der Bronzezeit entsteht eine gewisse Besiedlung in der Gegend der Travemündung, was um so erstaunlicher ist, als durch den Klimasturz die Siedlungsbedingungen in diesem Gebiet um diese Zeit eher schlechter als besser geworden sein dürften. Aber die Art der Funde bringt eine Erklärung. Es handelt sich hier um Handelsniederlassungen, die wir also als die frühesten Vorgänger Lübeds bezeichnen dürfen. / Rolf Lenharz, *Siedlungsfundliche Fragen am Niederrhein*. Rheinische Vierteljahrsblätter. 5. Jahrg. Heft 2/3 1935. Verlag Ludwig Röhrscheid, Bonn. Der Aufsatz untersucht die Ursachen der Siedlungsgegensätze am Niederrhein. Das Niederrheingebiet zeigt, verbunden durch eine breite Mischzone, zwei gegensätzliche Siedlungsformen: Im Norden den Einzelhof, wie er sich von der Weser bis Calais hin erstreckt, und im Süden die Dorfsiedlung, die wiederum in mehreren Formen auftritt. Dem entspricht annähernd der Haustyp: im Norden das niederländische Einraumhaus, im Süden das fränkische Gehöft. Auch in der Mundart läßt sich eine

derartige Verteilung beobachten. Verfasser will nicht, oder nicht allein die Spuren alter Stammesgrenzen in diesen Gegenden sehen, sondern sucht auch die Bodenbeschaffenheit und die Wirtschaftsverhältnisse zur Klärung dieses Tatbestandes heranzuziehen.

Kultur und Brauchtum

B. Lebzelter, *Die Scheitelnarbensitte der Bronzezeit in Niederösterreich*. Mannus. 26. Jahrg. Heft 3/4. Bei den Lappen sowie sibirischen und ostasiatischen Völkern ist heute noch zu Heilzwecken das Moxa-Brennen im Gebrauch, d. h. aus einer bestimmten Schwammart werden kleine Kegeln geformt und auf der zu heilenden Stelle ein oder mehrmals abgebrannt. In Stahendorf (Niederösterreich) wurden einige Skelettgräber der frühen Bronzezeit gehoben, an deren Schädelmaterial sich zweimal ein gleiches Verfahren nachweisen ließ. Eine männliche Kalotte trug die Narbe in der Mitte des Stirnbeins, der zweite Patient, eine alte Frau, muß bald nach der Operation gestorben sein. / S. Agde, *Eigentümliche spätbronzezeitliche Skelettfunde um Halle*. Ebenda. In der Gegend um Halle und Merseburg sind eine ganze Reihe von Gräbern gefunden worden, deren Skelette eine höchst eigentümliche Lagerung zeigen. Sie gehören durchweg der jüngeren Bronzezeit an. Die Körper sind teils hochgradig verschnürt, teils völlig verrenkt, zum Teil auch mit dem Gesicht nach unten oder mit Steinen beschwert befestigt worden. Die Gräber befanden sich z. T. in Wohn- oder Abfallgruben. Die Lausitzer Kultur kommt für diesen Befund ebenso wenig in Frage wie die (germanische) nordharzische Steinzeitkultur, die um die fragliche Zeit dieses Gebiet erobert. Dagegen lassen sich Beziehungen zur Kultur der thüringischen Steinpackungsgräber nachweisen. Das Gebiet ist also von den vorherigen Bewohnern nicht völlig geräumt worden, als es von den Germanen besetzt wurde. Bemerkenswert ist, daß diese eigentümlichen Gräber auch in rassistischer Beziehung Besonderheiten aufweisen. Sie zeigen recht primitive Merkmale und lassen sich bisher nirgends einreihen. / R. Stimming, *Knochen- und Hörngeräte sowie Tierreste in vorgeschichtlichen Grabgefäßen der Elb-Havelgegend*. Ebenda. Der Aufsatz behandelt die Knochen- und Hörngeräte des Elb-Havelgebietes unter besonders eingehender Berücksichtigung des Rammes seit der römischen Kaiserzeit.

Aus der Forschung

Walter von Stöckar, **Die mikroskopische Untersuchung vorgeschichtlicher Webarbeiten**. Ebenda. In steigendem Maße stellen sich auch die Naturwissenschaften in den Dienst der Erforschung unserer Vorzeit. Der Aufsatz berichtet eingehend über die Verfahren, die zur Untersuchung vorgeschichtlicher Gewebereife zur Anwendung kommen. / Johannes Grütz, **Über Sonigreste aus prähistorischer Zeit**. Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrg. Nr. 20/21. 1935. Die Untersuchung einer krümeligen, gelblich-grauen Masse, die in ganz geringer Menge von Walddraut Bohm auf einer der Herdstellen des von ihr ausgegrabenen Dorfes Lenzerfelse gefunden worden war, hat ergeben, daß es sich um Spuren von Honig handelt. Ein größerer Sonigrest konnte außerdem in einem Gefäß aus dem bekannten alemannischen Gräberfeld von Oberflacht bei Tutzingen nachgewiesen werden. / Walter von Stöckar, **Untersuchung eines Harzrestes aus einer latènezeitlichen Urne von Bad Nauheim**. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 11. Jahrg. Heft 2 1935. Verlag Rastbach, Leipzig. In einem größeren, latènezeitlichen Topf, der bei Nauheim gefunden wurde, befand sich eine Schicht Harz, deren chemische und mikroskopische Untersuchung ergab, daß es sich um eine der heute oder früher bei uns einheimischen Harzarten handelte. Jedoch die Überlegung, daß die Kelten, aus deren Gebiet der Fund stammt, sehr weite Handelsbeziehungen pflegten, und daß der Hauptlieferant für Harze und dergleichen der Südoften war, führte auf die Spur. Es handelt sich um Etrurien, der im Altertum als Räucherstoff weit verhandelt wurde. Der kleine Fund erlaubt noch einen weiteren Rückschluß. Die keltischen Galater, die sich in Kleinasien niederließen, haben sich dort merkwürdiger-

weise keineswegs den besten Boden ausgesucht, obwohl sie Bauern waren, aber sie sind trotzdem zu Wohlstand gelangt. Ihr Gebiet zeigt gerade das Hauptvorkommen dieses vielbegehrten Etrurien, und es mag der Handel damit gemessen sein, der sie reich gemacht hat. Gertha Schimmel.

Sachsenentwertung. Im diesjährigen Heuert-Heft (S. 7. 1935) der „Sonne“ untersucht unser Mitarbeiter Edmund Weber die seit zwei Jahrzehnten mehrfach von Kirchenlehrern und Professoren wieder aufgenommene Greuelklage, daß die Sachsen wie aus dem Absatz 6 des Baderborner Kapitulars (der einzigen „Quelle“) hervorgehen sollte, unter gewissen Umständen Hengen verbrannt und ihr Fleisch gegessen hätten. Weber weist sehr einleuchtend nach, daß es sich bei dem genannten Absatz des ersten Kapitulars (785) um eine einfache Übernahme aus dem Salfrankenrecht handelt, und hier wiederum ist die Bestimmung wahrscheinlich romanischen Ursprungs. Diese Bestimmung fehlt im zweiten Kapitular von 797, weil sie eben von vornherein gegenstandslos gewesen ist! „Wer die Sachsen der Menschenfresserei beschuldigt, muß es auch den Franken gegenüber tun.“ — Den Franken gegenüber, die zu Beginn der Sachsenkriege schon fast 300 Jahre Christen waren. Vgl. a. Fehrle, Tempelsofer Gottesdienst. „Germanien“, 1935, S. 240. „Die christlichen Geistlichen kämpften nicht nur gegen die Reste des Heidentums, die sie wirklich vorfanden, sondern auch gegen solche, die sie für möglich hielten.“ Von den übrigen Aufsätzen des Heftes erwähnen wir noch den schönen Beitrag „Deutsche Gotteschau“ von Ernst Ludwig Schellenberg und „Germanische Doms“ von Reinhold Zimmermann sowie einen Auszug aus dem eben erschienenen Buche Wilhelm Sieglinz „Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums“.

rungen über Brauchtum und ihre Verbindung mit der Vorzeit gab.

Am nächsten Tag sprach Herr Samtens nochmals vor etwa 70 Hitlerjugendführern. Die jungen Menschen fanden sich in den Abendstunden an den im Walde gelegenen Johannissteinen ein. Herr Samtens führte sie in einstündigem Vortrag in das germanisch-deutsche Brauchtum des Jahreslaufes ein. Die fromme Gottverbundenheit der Alten, das Erdgeborene germanischen Glaubens, was zu hoher Zucht und Sitte verpflichtend, die seelische Stärke der starken, nordischen Bauernvölker einst war, wurden der Jugend eindrucksvoll nahegebracht.

Die Ortsgruppe Dsnabrück bittet die andern Ortsgruppen im Hinblick auf obigen Bericht, doch möglichst die Jugend, wo und wie man sie nur erfassen kann, zu unsern Veranstaltungen heranzuziehen. Der junge Mensch steht sehr schwer kämpfend im gegenwärtigen weltanschaulichen Ringen. Die endliche, bedingungslose Auswertung unserer Vorgeschichtserkenntnisse vermag ihm ein starker Helfer zu sein!

Arbeitskreis Kassel. Am Himmelfahrtstage erfolgte eine Wanderung zur Altenburg, der großen Gauburg der Chatten unter Führung von Architekt Stück; er sprach dann auf dem Festplatz der Gemeinde Sand im Rahmen eines Bergfestes, — das aus räumlichen Gründen auf der Altenburg selbst, wo seine überlieferte Stätte ist, zunächst nicht stattfinden kann, — über „Uralte Bergfeste und ihre Stätten im Chattenlande.“

Er wies zunächst darauf hin, daß am gleichen Tage im Reich 46 Sternwanderungen zu altgermanischen Höhen-Feststätten stattfanden. Hätten wir uns in unserer heidnischen Heimat bereits endgültig zurückgefunden zu wichtigen und erhaltenswerten Bräuchen unserer Väter, so könnten wir allein in unserer engeren Heimat die doppelte Anzahl solcher Bergfeste feiern, die auf älteste Zeit zurückgehen.

Die Altenburg, vermutlich ein Donarheiligtum, ist Ausdruck der Verehrung, die dem Götlichen unter diesem Namen gezollt worden ist. Aus den altheidnischen Donar Tagen schuf das Christentum Gründonnerstag, Himmelfahrt und Fronleichnam und verlagerte zahlreiche altheidnische Bräuche des Donartages (dies Jovis) auf diese Gedanktage eines neuen Glaubens, der den alten nur durch eine allmähliche Überleitung und zahlreiche, auf Jahrhunderte verteilte und heute noch bestehende Zugeständnisse zu überdecken vermochte. Noch 1657

mußte die heidnische Kirchenordnung die Bergfeuer verbieten, aber sie bestehen teilweise heute noch. Das neuerlei Kraut der heidnischen Opferfeuer lebt heute noch in Form der Kräutersuche an Himmelfahrt. Der Erneuerung des Jahreslaufes um diese Mittsommerfeste entsprang der Maieschmuck von Haus und Herd, Kirche und Altar. Aus Kampfspiel und Schwertertanz ward der Tanz unserer Jugend. Aus Roffrennen und Wettläufen entstanden die Strahlenwanderungen zu den Bergfesten, auf den Belwegen zu den „Baals“, mit welchem Namen an manchen Orten nicht nur die Tanzstätte auf der Höhe, sondern das Fest an sich bezeichnet wurde. Welch ein gesunder und herrlicher Gegensatz zu den „Ball“-Festen mit allen ihren Auswüchsen, die der Großstädter heute in dumpfen Sälen feiert!

Zahlreiche Bergtanzfeste wurden durch den Redner belegt, z. B.: der Heiligenberg bei Gensungen, die Danzwiese auf der Milseburg, der Bilsstein bei Großalmerode, der Asenbil in Kirchlotheim, die Bilssteine im Hölletal an der Amöneburg, die Altenburg bei Heftrich und der Bilsstein bei Bessie, der Bel bei Sebbederode und der Bilsstein bei Bösen-Kassel, der Bilsstein im Saargau und der bei Steinwand im Fuldischen, die Hohe Baals bei Hosenfeld und der Baals auf dem Hirschberg bei Großalmerode, der Baals zwischen Sterzhäusen und Wetter, sowie die Altenburgen bei Bösen-Kassel und Trodenderfurth, die Bilssteinkirche im Vossetal und den Bilsstein bei Maar mit der Flur „zum Balle“, die Gemeinde in Grobbrüchla und die Weidelsburg bei Fppinghausen, den Dörnberg bei Kassel mit seinen neuerdings zerstörten Ringwällen, die Heiligen Klippen der Hünenburg bei Eberschütz, den Bilsstein bei Elpenrod im Vogelsberg und zahlreiche Johannis-Orte in Hessen.

So künden Landschaft und Brauchtum uns in reicher Fülle von der Vorzeit und sind zu erforschen nötig, um unsere Vorzeit zu erkennen. Boden und Schriftforschung allein reichen dazu nicht aus.

Die Ortsgruppen Gelsenkirchen, Essen, Hagen, unter der Leitung von Lehrer Wilm, Studienrat Riden, Ing. Kottmann haben gemeinsam am 30. Brachet eine schöne Sommerfahrt in die Soester Börde unternommen. Unter den 150 Teilnehmern befanden sich Freunde aus Bielefeld und Detmold, und auch Dir. Teudt. Unter sachkundiger Führung und wiederholten Hinweisen auf die tiefe völkische Bedeutung der Vorgeschichte seitens der vier Genannten wurde besichtigt:



Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Dsnabrück. Im Mai hatte die erste Sommerwanderung stattgefunden. Unter Leitung der Herren Eberhardt, Strubbe und Dr. ter Meulen und Erläuterung und Vortrag von Dr. Gummel wurde es trotz Regenwetters eine besonders eindrucksvolle „Entdeckungsfahrt“ zu Gräberanlagen, Thingstätten usw. der

Vorzeit (Giersfeld, Alfenkühle, Wiemelsberg).

Die zweite Fahrt, wiederum unvergeßlich schön, fand am 1. Heuert statt. Berichtserstattung erfolgt im nächsten Heft. Die Führung lag in Händen von Dr. ter Meulen, Dsnabrück, sowie Fr. S. Samtens, Detmold, der mehrfach eingehende Erläute-

zunächst der Hinnerking bei Soest, ein künstlich aufgeschütteter Hügel in Kegelform mit zwei Gräften, auf dem noch bis vor kurzem am Ostermontag festliche Zusammenkunft gehalten wurde. Dieser Brauch, ferner Ortungsfeststellungen, Sagen, Geschichtsquellen ließen Lehrer Wilms nach eifrigen Untersuchungen den Hinnerking als den Sitz des Gau-Huno, als eine Gerichts- und Versammlungsstätte des alten Sufatengau erkennen. 1890 ist auf der abgeplatteten Höhe eine runde Grundmauer, 6 m im Durchmesser, ergraben, die wohl einen Turm zum Abbrennen des Osterfeuers getragen hat. Dir. Teudt bestätigt, daß dieser Hinnerking, dem jede Ähnlichkeit mit einem Verteidigungswerk fehlt, keine Fliehburg sondern nur eine Kultanlage sein könne: Der spätere Bau einer christlichen Kapelle hier, abseits jeder Siedlung, bestätigt diese Vermutung. Wir dürfen somit den Hinnerking als Zeugnis der Frömmigkeit nordischer Art ansehen und in ihm ein kostbares Vermächtnis unserer Ahnen pflegen.

Es schloß sich eine kurze Besichtigung der frühgeschichtlichen Sammlung des Soester Museums, dann des Steinfistens-Sippen-Grabes in Hiddingen an. Dr. König, Soest, sprach die Grabanlage der jüngeren Steinzeit zu. Die Aufdeckung sei kürzlich erst zufällig erfolgt; man fand durch den Kalkboden gut erhaltene Skelettreste von mindestens 18 Menschen (Großmagnon-Rasse). Die Steinfiste hat das Ausmaß von 18×2,5 m. Die Seitenplatten sind erhalten, wenn auch nicht in der ganzen Höhe; die Deckplatten fehlen.

In der Mittagspause wurde die male-ri-sche alte Hanja- und Salzstadt Soest mit ihren vielen Kirchen (der tiefste Eindruck war wohl allen die Raumwirkung der Wiesenkirche) besichtigt, u. a. auch die Hohnkirche, die eine der „40 Entlehnungen“ zur Christi Grabanlage laut Fuchs, Paderborn, birgt. Die dortige Nische dürfte eine Grab-Christi-Darstellung sein, aber dem Sargstein der Externsteine ähnelt sie nicht und beweist niemals dessen Anlage als Grab

Christi! Am Nachmittag ging es zum „Heidentempel“ in Drüggelte, am Abhang der nördlichen Höhen des herrlichen Sees der Mohnetalssperre, schon zum Sauerland gehörig. — Dieser kleine zwölfeckige (!) Rundbau hat innen zwei Kreise Säulen mit germanischen Sinnbildern. Die sieben Fenster leiten die Sonnenstrahlen bis in den innersten Kreis, der somit einer Sonnenuhr nahekommt. Unbedingt haben wir es mit einer stolzen Überlieferung aus der Zeit des Eigenglaubens zu tun. Durch Aufbau einer Altarnische ist das Denkmal notdürftig zu einer christlichen Kapelle verändert; für die Entschleierung unserer Frühzeit bleibt es ein geheimnisvoller An-satzpunkt. —

Tagung 1935: Nachtragend sei berichtet: Der Grabung am „Steintisch“ im Leistruper Walde war vorausgegangen, daß Oberstleutnant Platz durch den „Rutengänger“ Zeischke auf das Vorhandensein der vielen Gräber an jener Stelle aufmerksam gemacht worden war. Daraufhin hat ersterer über die Bippische Landesregierung veranlaßt, daß Lehrer Nebelsiel zunächst eines dieser Gräber zur Probe aufdeckte.

Ortsgruppe Bielefeld. Studienrat W. Sauerländer, Detmolder Str. 169. Schriftführerin: Frä. Elise Ziehm, Oberstr. 24.

In der Teilnehmerliste der Tagung bedeuten die Sternchen, daß der Betreffende Mitglied unserer Vereinigung ist. Wo diese Angabe etwa fehlen sollte, bitten wir um freundliche Benachrichtigung. — Dies in Beantwortung eingegangener Anfragen.

Auf der Tagung 1935 hatte der Lehrer und Vorgeschichtsforscher Meier-Böke, Hohenhausen in Lippe, die Freundlichkeit gehabt, am Mittwoch, dem 12. 6., eine Führung zu übernehmen. Nachdem Dir. Teudt an der Feststraße wiederum eingehende fesselnde Erläuterungen gegeben hatte, sprach dann Meier-Böke über die Anlage des Dreihügelheiligtums, dem großartigen Ausdruck der Tiefe und Weite des Götterlebens unserer Väter.

Wollen wir die Geschichte der deutschen Zukunft gestalten, können wir das nur aus den Gesetzen unseres eigenen Lebens, wie sie uns entgegentreten in dem Ablauf der deutschen Geschichte und wie sie zuerst sichtbar werden in der germanischen Geschichte des Kampfes um Land und Brot. Will Decker in „Der deutsche Weg“.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil i. B. F. Schulze, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Druckerei AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. H. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

September / Scheidung

Heft 9

Bericht

über den Stand des Detmolder germanienkundlichen Werkes und der zu begründenden Pflegstätte, im Brachet (Juni) 1935

Von Wilhelm Teudt

Die auf Antrag der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte“ vom Reichsstatthalter in Lippe und Schaumburg-Lippe Dr. Meyer und dem Bippischen Staatsminister Riede gefaßten, von der Landesregierung und dem SS-Reichsführer Himmler (Externsteinstiftung) tatkräftig geförderten Beschlüsse zur würdigen Herausstellung der Externsteine als nationales Denkmal germanischer Vergangenheit haben im Jahre 1934 Ergebnisse gehabt, denen ein bleibender Platz in der Geschichte der Germanienkunde gebührt. Außerdem hat der Staat Lippe durch Einstellung in den Jahreshaushalt 1934/35 den Anfang zur Begründung einer Pflegstätte der Germanienkunde in Detmold gemacht.

Die Befreiung der Externsteine von den beiden Verkehrsstraßen ist soweit fortgeschritten, daß die eine Umgehungsstraße Holzhausen—Horn bereits in Betrieb genommen werden konnte und die andere Kleine Egge—Horn im Bau begriffen ist. Die Externsteine werden in absehbarer Zeit eine Stätte ungestörter feierlicher völkischer Selbstbefinnung sein.

Infolge mancherlei Schwierigkeiten ist das Werk der Umgestaltung der Umgebung, welches Hand in Hand mit wissenschaftlicher Grabungsarbeit und Felduntersuchung vor sich gehen muß, nur langsam fortgeschritten. Der Ankauf des Kinderheimes (früher Hotel Kaiserhof) ist erfolgt; die Zurückverlegung des Wirtschafts- und Gasthofbetriebes aus der unmittelbaren Nähe der Weihestätte wird vorbereitet. Die Grabungsarbeiten müssen zunächst noch an der Verkehrsstraße mit Straßenbahn haltmachen.

Sofern es sich bei Grabungen nicht um Siedlungen oder steinzeitliche und bronzezeitliche Gräber handelt, sondern um andere germanische Stätten, wie z. B. Ringwälle, wo Menschen keinen Daueraufenthalt gehabt haben, pflegt der Ertrag an sog. Museumsstücken ein geringer zu sein. Trotzdem brachten die Grabungen und Untersuchungen Prof. Andrees und seiner Mitarbeiter Breitholz und Düsterfiel im vergangenen Jahre an den Externsteinen ausreichend Ton-scherben, dazu Hinweise aus dem Schichtenbefund, aus den

Meißelarten und aus der Felsuntersuchung, um daraus den einwandfreien Beweis für die vorchristliche (d. h. hier vorcarolingische) Gebrauchs- und Entstehungszeit der Kultstätte und ihrer Felsgrotten entnehmen zu können. So haben dann die Ergebnisse der umfangreichen Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen, woraus sich auch der stark gesteigerte Besuch der Steine in diesem Jahre erklärt.

Neben der Freude in völkischen Kreisen sind im gegnerischen Lager Erscheinungen ausgelöst, die ihren weltanschaulichen Hintergrund aufs deutlichste erkennen lassen. Um jeden Preis will man, wie es scheint, die mittelalterliche Geschichtsüberlieferung von wilden Sachsen und kulturlosen Germanen, die weder zur Steinbearbeitung noch zu himmelskundlicher Betätigung fähig waren, aufrechterhalten und glaubt mit der Hervorhebung der ja von niemand bestrittenen mittelalterlich-christlichen Vergangenheit der Externsteine ihre germanische Bedeutung verwischen und die Aufmerksamkeit von der Gewaltbefehring durch den Westfranken Karl ablenken zu können.

Wenn unsere Germanenkunde zur Achtung und Ehrung unserer Ahnen beiträgt, so ist das eine Tat des geschichtlichen Wahrheitsbedürfnisses und nationalen Empfindens, und wenn dabei zugleich ein besseres Verständnis für die im religiösen Glauben unserer Vorfahren auch enthaltenen Wahrheiten herauskommt, so ist das noch kein Wodanismus. Unsere Detmolder Arbeit hält sich grundsätzlich aus den gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Streitigkeiten heraus, läßt jedem seine Weise und beschränkt sich darauf, die Tatsachen mit den unmittelbar und zwangsläufig sich daraus für jedermann ergebenden Schlußfolgerungen aufzuweisen. Alle Mitglieder und Mitarbeiter, sofern sie sich auf dem Boden unserer germanenkundlichen Bestrebungen bewegen, werden um Innehaltung eben dieser Richtlinie gebeten, deren Nichtachtung auf Sprengung unserer Vereinigung mit ihrer schönen gemeinschaftsbildenden Zusammenarbeit hinausführen würde.

Eine Hilfsstellung wird der von uns abgelehnten mittelmeerischen Betrachtungsweise der Germanenkunde andererseits durch einen glücklicherweise nur noch kleinen Teil der beamteten Wissenschaft geleistet, der nach den Ereignissen des vergangenen Jahres unserer Richtung und speziell unserer Externstein- und Osterholz-Forschung die Berechtigung zwar nicht mehr abspricht, der aber den Anschein nicht vermeidet, daß er lieber in unwesentlichen Einzelheiten widerspricht, als positiv mitarbeitet, auch dann, wenn es sich im ganzen um unbestreitbare neue Erkenntnisse handelt, die im völkischen Sinne wertvoll sind.

Aus dem diesjährigen Bericht des Vorsitzenden der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“, Oberstleutnant Plag, ist zu entnehmen, daß durch die Verbreitung der Zeitschrift „Germanien“ und die übrigen Formen der Wirksamkeit der Vereinigung ein sich stetig erweiternder Einfluß der Detmolder Arbeit sowohl auf alle geistig regsamten Kreise unseres Volkes, als auch auf die Vertreter der Wissenschaft festzustellen ist. In letzterer Hinsicht haben im Fulmond 1934 und Ostermond 1935 zwei Aussprachegesitzungen, die der Bundesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Reinert, berufen hatte, vortreffliche Dienste zur Verständigung geleistet.

Damit gelange ich zu dem zweiten Punkt der Entschlüsse der Lippschen Landesregierung, dem Plane der Begründung einer Pflegstätte der Germanenkunde. Von dem Tage an, als die halbamtliche Frage, wie die Zukunft der hiesigen Arbeit zu denken sei, von mir mit dem Institutsplane beantwortet wurde, habe ich bei allen angegangenen Stellen und Persönlichkeiten in Berlin, hier und anderswo ausschließlich Zustimmung und den Willen zur Hilfe gefunden, — doch wohl wegen der schlechthin einleuchtenden Begründung unter wissenschaftlichem, örtlichem und völkischem Gesichtspunkte.

Die im Laufe des Winters eingetretenen, — im übrigen sehr erfreulichen — Verhältnisse im deutschen Vaterlande, die einen Druck auf alle Haushaltspläne im Reich und

in den Ländern notwendig gemacht haben, dürften die Ursache der Verzögerung recht vieler schöner Pläne sein, auch der Begründung des großen Forschungsinstitutes, als dessen Zweig wir uns nach Eingliederung in den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte ansehen müssen und wollen.

So kamen wir im März dieses Jahres in die peinliche Lage, inmitten der Verhandlungen zur Berufung zweier Dozenten der Pflegstätte, die Hoffnungen auf eine am 1. Mai d. J. einsetzende umfassendere Arbeitsleistung zunächst noch zurückzustellen. Aber trotz dieser Hemmungen im Weiterkommen erkennen wir dankbar den Fortschritt an, daß wir nunmehr unsere Büros und Archive in ausreichenden Räumen zusammenlegen, einen Hörsaal benützen, im Nachbaraal mit der Aufstellung einer germanischen Schausammlung beginnen und an die Vorbereitung von Lehrgängen denken können.

Zu dem haben die Verhältnisse eine neue Art der Verwendung des Hörsaales im Sommerhalbjahr gezeitigt. Nach seiner erstmaligen Benützung durch die bereits am Begründungsabend der Pflingtagung anwesenden 200 Teilnehmer — eine Zahl, die den Hörsaal gerade ausfüllte — konnte den bis zur Unerfüllbarkeit sich mehrenden Bitten um sachkundige Führung an und zu den germanischen Stätten der Dänemark in fruchtbarer und dankbar aufgenommener Weise wenigstens dadurch nachgegeben werden, daß den angemeldeten Gesellschaften vor oder nach dem Besuch der Stätten ein Vortrag mit oder ohne Lichtbilder im Hörsaal gehalten wurde. Zwischen dem 12. Juni und 17. Ernting waren die Vorträge von 40, 160, 80, 90 und 130 Personen, in der Mehrzahl Lehrern, in Anspruch genommen. An den Externsteinen liegen die Dinge gegenwärtig so, daß der von der Externsteinstiftung angestellte Verwalter, Herr Friede, sofern er nicht durch Andrang der sonstigen Besucher verhindert ist, an Ort und Stelle außerdem ebenfalls sachverständig die nötigen Erklärungen gibt. — Im Laufe des Juni ist Dr. Butschlow als der von der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bewilligte Helfer und Prinz Friedrich Ernst von Sachsen-Altenburg als freiwilliger Mitarbeiter bei uns eingetreten.

Gedrängt durch die gewordene Lage und in der Hoffnung auf Weiterhilfe haben wir so mit den bescheidensten Mitteln die Begründung einer Pflegstätte für Germanenkunde nunmehr eingeleitet. Eine Eröffnung kann nur zugleich mit dem Arbeitsbeginn des ersten hauptamtlichen Dozenten geschehen. Es ist abzuwarten, ob uns aus freiwilligen Spenden Mittel zu einem Gehältergrundstock zufließen.

Die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der geplanten Pflegstätte, wie wir die hiesige Arbeit vorläufig nennen wollen, unter wissenschaftlichem Gesichtspunkte liegt in erster Linie in der durch ihr Gefüge ermöglichten, ja gewährleisteten Zusammenarbeit der beteiligten Wissenszweige: Sprachkunde, Fundwissenschaft, Geschichte, Volkskunde, Symbolkunde, Mythen- und Religionskunde, Landschaftskunde. Diese Zusammenarbeit ist tatsächlich ein Neues. Denn es liegt nicht nur in der geschichtlichen Entwicklung, sondern auch im organisatorischen Aufbau unserer Hochschulen, daß die genannten Hilfswissenschaften, soweit sie an den amtlichen Stätten der deutschen Wissenschaft überhaupt vertreten sind, in bezug auf die Bearbeitung der einzelnen Objekte und Probleme keine geregelte und dienstlich geforderte, sondern nur eine gelegentliche, dem privaten Belieben überlassene Fühlung untereinander haben. Wir hoffen zuversichtlich, daß der Übelstand im Dritten Reich überwunden werden wird. Aber solche gewordenen Verhältnisse sind sehr beharrlich, zumal wenn die Behörde um der Stetigkeit der Wissenschaft willen von umfassenden plötzlichen Personalveränderungen absehen muß.

In der geplanten Pflegstätte für Germanenkunde werden die Vertreter der genannten Wissenszweige gleichsam an einen Tisch gesetzt und müssen an den vorliegenden Einzelaufgaben, wo es angeht und nötig ist, gemeinsam schaffen, wobei Lehre und Forschung nicht auseinanderzuhalten sind.

Ich meinerseits habe den Gedanken an eine so verfaßte Pflegstätte der Germanenfunde nicht eher aufkommen lassen, als bis ich die Gewißheit hatte, daß ein solches Werk an den maßgebenden Stellen als eine erwünschte Ergänzung des bestehenden Wissenschaftsbetriebes willkommen geheißen wird.

Es gibt allerdings Einzelaufgaben, bei denen schlechterdings von vornherein keine Aussicht auf Weiterkommen besteht, so lange die Vertreter der verschiedenen Zweige der Germanenfunde nicht unter das Dach eines gemeinsamen Planes mit aufgestellter Arbeitshypothese gebracht sind. Als Beispiel nenne ich die Burgen- und Ringwallfrage. Eine Lösung im Sinne des von mir aufgestellten Satzes, „daß alle germanischen Ringwälle, die keine Spuren innerer Besiedlung in germanischer Zeit aufweisen, in erster Linie kultische Versammlungsplätze, also gleichsam die Kirchen, Dome und Wallfahrtsziele unserer Vorfahren gewesen sind“, würde für die Beurteilung des germanischen Volkslebens, seiner Religion und Kultur von erheblichem Werte sein. Aber diese Frage ist völlig ungeeignet, allein durch geschichtliche Forschungen, oder allein durch Bodenfunde, oder Ortsbeschaffenheit, oder Flurnamen oder volkshundliche Anklänge entschieden zu werden. Dagegen kann die Zusammenschau aller Anzeichen mit einem einflingenden (harmonischen) Ergebnis entweder diese wertvolle geschichtliche Gewißheit bringen, oder zu einem Verzicht auf sie führen.

Lehre und Forschung sind untrennbar. Das erwachte nationale Empfinden will befriedigt und auch darüber belehrt sein, was noch vorliegt an germanischen Erinnerungsstätten. Viele wollen noch mehr wissen, als bei Führungen und durch einzelne Vorträge geboten werden kann. Darum sind kurze, etwa einwöchige, später vielleicht auch längere Lehrgänge erforderlich: Lehrgänge für den Bedarf der Schulungsanstalten, für Lehrer und solche, die sonst in der Lage sind, Auskunft geben zu müssen, Gemein-Lehrgänge für lernfrohe Hörer aus allen Schichten, sowie Lehrgänge zur gegenseitigen Beratung und fachlichen Aussprache auf akademischer Grundlage. Gemeinschaftslager müssen natürlich sehr billigen Aufenthalt bieten. Es wäre bedauerlich, wenn ein solches erfreuliches Bedürfnis aus Mangel an Kräften in unserer Zeit unbefriedigt bliebe.

Und nun der Gesichtspunkt der örtlichen Eignung Detmolds für die Pflegstätte! In der geographischen Lage der Osningmark zwischen dem alten Theotmalli (Detmold) und den Lippe- und Emsquellen am Südwesthange des Teutoburger Waldes im Mittelpunkt der Stammesgebiete der Bundesgenossen im Befreiungskampfe gegen die Römerherrschaft ist der Grund zu suchen, warum sich hier ein Reichthum altgermanischer Weihestätten von mehr als lokaler Bedeutung findet. Zu letzteren gehören die Externsteine, die Teutoburg, der Leistruper Wald und die Stätten der Osterholzer Mark in der Senne. Aber außerdem bietet sich hier auf engem Raume dem Anschauungsunterricht eine Fülle germanischer Denkmäler verschiedenster Art, zu deren Besuch ein Nachmittag ausreicht. Vertreten sind die großen Volksburgen und kleinen Ringwälle, Gräberfelder und Siedlungsstätten, Ortungsmale und germanisches Mauerwerk, auch ein wiederhergestelltes Großsteingrab in erreichbarer Nähe (Dehnhäusen).

Nun zeigen sich ja nach erwachtem Interesse überall in Deutschland germanische Stätten mancherlei Art. Sie sind der Rest der Zehntausende, die es einst gab, — für die Stämme, Gaue, Gemeinden und Sippen, — deren Spuren dann meist völlig verwischt sind. Man schätzt allein die noch gut erkennbaren Ringwälle germanischer Herkunft, die mindestens in der Mehrzahl als Versammlungs- und Weihestätten in der freien Natur anzusehen sind, auf Tausende. Wir haben auch mehrere Gegenden mit eindrucksvollen germanischen Denkmälern ersten Ranges; aber es gibt doch keine Gegend, die zusammengedrängt ihren Besuchern so viel Eindrucksreiches bietet als der Osning und das Lipperland. Auf allgemeine Anerkennung dieser Eigenart haben nicht nur das Hermannsdenkmal und die Externsteine hingewirkt, sondern es scheint auch ein Volksempfinden vorzuliegen,

welches neidlos jetzt die Frage gar nicht aufkommen läßt, warum wir gerade hier in Detmold eine Pflegstätte der Germanenfunde begründen wollen.

Nur angedeutet sei ferner, daß die Stadt mit ihren kulturellen Einrichtungen und ihren landschaftlichen Vorzügen nichts vermissen läßt, was für unseren Zweck erwünscht sein kann. Darunter befindet sich auch die Landesbibliothek, die, abgesehen von ihrem eigenen ansehnlichen Bestande, jeder Anforderung wissenschaftlicher Arbeit kostenlos gerecht wird. Erwähnt sind bereits die von der Landesregierung im Palais unentgeltlich überwiesenen Räume und die germanenfundliche Sammlung des Museums, die für die Pflegstätte ausgewertet werden kann.

Dann kommt für den Plan in Betracht, daß als eine Begleiterscheinung der bisherigen Detmolder Arbeit mehrere tausend Archivnummern mit germanenfundlichem Material zusammengekommen sind, deren Bearbeitung bisher unmöglich war, weil die dazu erforderlichen wissenschaftlichen Arbeitskräfte fehlten. Auch dadurch steht der Pflegstätte eine reiche und lohnende Arbeit bevor, die von den bisher vertrösteten Einsendern aufs freudigste begrüßt werden wird.

Zu der wissenschaftlichen und örtlichen Rechtfertigung kommt schließlich als wichtigster der völkische Gesichtspunkt, unter dem dieses Werk geplant werden muß und auch geplant ist. Wir sind von der Überzeugung durchdrungen, daß das nationalsozialistische Reich unter Führung Adolf Hitlers die Rettung unseres Volkes und Vaterlandes aus allertiefster Not, Schmach und Gefahr gewesen ist. Über allem Zweifel erhaben erscheint uns die äußere Festigkeit des Bestandes dieses Dritten Reiches, zu dessen gewaltsamem Sturz jetzt weder die äußeren noch die inneren Feinde die Macht haben. Es bleibt die Aufgabe und Frage der inneren Erneuerung und Befriedigung unseres Gesamtvolkes als Gewähr für das Wohl des Vaterlandes in aller Zukunft, wobei die Ausrüstung mit völkischer, nationalsozialistischer Gesinnung in vorderster Linie steht.

Wer aber wollte leugnen, daß oberflächliches Reden dazu nicht ausreicht, daß ein Tiefergraben notwendig ist, d. h. eine Unterbauung unseres Volksbewußtseins durch die Liebe zu unserem Volkstum und durch die Achtung vor unseren Vorfahren, wovon uns eine Geschichtsklüge, entstanden durch eine leidensvolle Entwicklung, ferngehalten hat.

Was wir nicht kennen und verstehen, das können wir nicht achten und lieben; ohne Germanenfunde fehlt der völkischen Gesinnung die Grundlage. Wer sie lehren will, muß selbst erfüllt sein von der Bedeutung seiner hohen Aufgabe, dazu von dem lebendigen Verantwortungsgefühl, daß die Wissenschaft letzten Endes nicht für sich selbst arbeitet, sondern für das Volk, von dem ihr die Möglichkeit und der Auftrag zur Arbeit gegeben ist.

Durch solche völkischen Forderungen kann das Wahrheitsstreben der Wissenschaft weder unter Druck gesetzt, noch beeinträchtigt werden, wie ich in einem Aufsatz im Juli-Fest 1935 der Zeitschrift „Germanien“ dargetan habe.

Im neuen Reiche müssen fast auf allen Gebieten des Lebens neue Wege gesucht und betreten werden. Grund genug liegt vor, daß die Wissenschaft davon keine Ausnahme machen darf.

Auch die Pflegstätte für Germanenfunde in Detmold, zu deren Vorbereitung bereits ein gut Stück Arbeit geleistet ist, und deren baldige Verwirklichung von unverdrossener Weiterarbeit und von der Mithilfe recht vieler Freunde germanischer Vorgeschichte abhängt, soll zu den neuen Wegen gehören, auf denen wir klaren, lohnenden Zielen entgegengehen, zur Freude aller einzelnen, die mit bei der Sache sind, und zum Segen unseres ganzen Volkes.



(Nach van Schellema, Der Osebergfund)

Das Wikingerschiff der Königin Osa, Mutter des Schwarzen Halbkan, Großmutter Harald Schönhaars. Achtersteven (Backbord) während der Ausgrabung.

Wir verdanken es der in Skandinavien weit verbreiteten Anteilnahme an der Vorzeit des eigenen Volkes, daß dieses wundervoll gearbeitete Schiff uns erhalten geblieben ist. Im Jahre 1903 stieß der Hofbesitzer von Oseberg beim Abgraben eines Hügelns auf Holzwerk. Er meldete seinen Fund sofort der Altertümerammlung in Oslo, so daß das Schiff in mühevollster Arbeit sachgemäß gehoben und vor dem Zerfall geschützt werden konnte. Schon die erste Untersuchung zeigte, daß das Schiff, wie allgemein üblich, mit dem Vordersteven nach Süden im Grabhügel lag — nach Norden führte der Weg ja abwärts zur Hel.

Die Wikinger: Raubtiere oder Helden?

Von Dr. Bernhard Kummer

Am Schluß des kleinen Beitrages „Immer noch die alte Brille“ (S. 8/1935, S. 245), der schon seit langem zum Abdruck bereit lag, haben wir schon auf die falsche Einstellung dem Wikingertum gegenüber hingewiesen, eine Einstellung, die leider noch sehr weit verbreitet ist. Wir freuen uns, daß wir dank des Entgegenkommens des Verfassers unseren Lesern die nachstehenden Ausführungen bieten können, die Dr. Bernhard Kummer gerade eben in seiner Monatschrift „Nordische Stimmen“ veröffentlicht hat. Diese Ausführungen verdienen weiteste Verbreitung, und wir hoffen, daß sie mithelfen, ein altes Greuelmärchen zu beseitigen. — R. streift bei dieser Gelegenheit die Auseinandersetzung über das Buch von Otto Höfler „Die keltischen Geheimbünde der Germanen“. Hierüber hoffen wir unsere Leser demnächst noch weiter unterrichten zu können. Schriftleitung.

Es ist das Wesen aller Geschichtskunde, die überlieferten Ereignisse in ihrem Ablauf, in ihrer zeitlichen Folge zu sehen, das Nacheinander und Miteinander der Gewalten und Gestalten zu erklären. Wir schildern nicht nur die Großtaten eines Krieges, sondern fragen zuerst, wie es zu diesem Kriege kam. Wir malen nicht nur nach der Überlieferung das Lebensbild einer großen Gestalt, sondern fragen nach ihrem Herkommen, und nach der Welt, in die sie hinein geboren worden ist. Seltsam, daß es einige große Erscheinungen unserer Geschichte gibt, bei denen dieser Grundsatz vernachlässigt wird. Meist sind das solche Ereignisse, die von außen her in die christlich-abendländische Kulturgeschichte hereingreifen und deren Herkunft in einem heidnischen Dunkel liegt, das uns nur insoweit erforschlich scheint, wie weit es erleuchtet wird durch das Licht, das die Missionare in das Dunkel trugen. Mit ihnen aber wandert das Vorurteil, wie es Kardinal Faulhaber in seiner letzten Schrift schon im Titel formulierte: „Christentum und Heidentum. Licht und Finsternis.“

So haben wir manche Kräfte, die wirksam geworden sind in unserer Geschichte, bisher nicht unbesungen genug an ihrem heimischen Quell und Ausgangspunkt studiert. Wir haben den Angriff der Türken wie den Widerstand der Indianer gegen unsere Zivilisation und Religion sehr lange viel zu stark von uns aus gesehen, statt uns zu jener „Ablenperspektive“ zu erheben, die Oswald Spengler forderte, und über die Grenzen aller Bekenntnisse zu schauen, und auch die Tat des Fremden oder Andersgläubigen von seiner Heimat, seinem Inneren, seinem Eigensten aus zu erklären. Das aber wird oder wurde zur Schuld am eigenen Blut und Erbe, wo immer wir das Hereinwirken germanisch-heidnischer Welt in unsere christliche Kulturgeschichte spürten, uns aber zurückhalten ließen an der Grenze der Getauften und Ungetauften, statt hineinzuschreiten in diese uns blutsverwandte Welt jenseits der Mission, und dort im Eigenlicht dieser Heidentwelt zu erkennen, woher die germanischen Kräfte kamen, die jemals lebendig und wirksam geworden sind in unserer deutschen Geschichte, in unserem Volk und in seinen großen Gestalten. Diese Schuld haben wir begangen bisher bei der Behandlung der Wikinger.

„Walröte zuckt um die Wikinge“, heißt es in einem alten nordischen Lied. Krieg und Tod verbindet sich in der Tat mit ihrem Namen; wir können das Grauen der Welt vor ihnen verstehen, wir können auch unsere Freude haben an ihren Kraftgestalten, trotz aller Gewalttat, die sie tun. Aber historisch kann man sich damit nicht begnügen; ihre heroische „Wildheit“ zu bewundern oder zu fürchten, ist nicht der Weg, ihren großen politischen Einsatz zu verstehen. Denn der reißende Wolf, der die Küsten verheert, raubt und mordet, der Seeräuber bis zu Störtebeckers Tagen ist das Überbleibsel eines großen Aufbruchs nordischer Völkerkraft, eines großen Krieges. Es ist der unruhvolle todgeweihte Rest zwischen den „befriedeten“ Fronten des Nordens und Südens,

und gibt uns nicht mit seinen letzten „blonden Bestien“ das Adelsbild des heidnischen Nordgermanentums.

Ein historisches Ereignis von größter Wichtigkeit nehmen wir zum Ausgangspunkt, damit wir endlich aufhören, mit der Gleichung Licht und Finsternis, Christentum und Heidentum, Bauernleiß und Wikinger mord, die nordisch-heidnische Völkerwelt zu schänden. Im Jahre 986 haben die Wikinger ohne Land, die in der Ostsee einen Forst, eine Burg hatten, und als ein Männerbund ohne Volk und Heimat dort hausten, das Bauernvolk in Norwegen angegriffen; der noch heidnische Jarl Hakon hat mit seinen Bauern die Wikinger besiegt und die tapferen Gefangenen hinrichten lassen als fremde Räuber, bis ihn die Standhaftigkeit und Verbissenheit dieses Sterbens ergriff und er den Letzten Gnade gibt, die edle Art des eignen nordischen Blutes noch in diesen heimatlosen Räubern anerkennend. Das heißt also: hier kämpften heidnische Bauern unter ihren Führern genau so erbittert gegen die Wikingerscharen, wie zur gleichen Zeit in Deutschland christliche Bauern gegen sie kämpften. Es ist 200 Jahre nach Beginn der großen Wikinger- oder Normannensiege, die Zeit, wo überall unter Christen wie unter Heiden der heimatlose Rest der stolzen Wikingerheere der Verachtung und Vernichtung verfällt, und es ist bezeichnend genug, daß jene nordische Quelle uns eine letzte versuchte Großtat eines von christlichen Fürsten benutzten Wikingerbundes als einen Raubzug nach Norden, der fremdgewordenen Bauernheimat dieser Männer nordischen Blutes, zeigt.

In acht Büchern unserer wohl besten Weltgeschichte, die uns durch die Antike hereinführt in die deutsche Geschichte, steht kein Wort von den Jahrtausenden des Nordens, in denen diese Wikinger geworden sind. Auf einen Schlag sind sie da, greifen ein in die große Politik des karolingischen Reiches, erschüttern die christliche Welt, erobern Paris und Rom, werden eingegliedert, befriedet und beruhigt, und dann geht die christliche Geschichte weiter ihren Gang. Diesen Einbruch und die ungeheure Gefahr verschweigt uns die Geschichtsschreibung nicht. Aber von ihrem Werden und Wachsen sagt sie wenig. Seeräuber schwärmten plötzlich in alle Welt, das ist die Erklärung, seltsamerweise nicht in den Stunden fränkisch-römischer Schwäche, sondern in den Stunden höchster karolingischer Macht.

Diese Macht des gewaltigen Kaisers Karl hat den Wikingerschrecken Europas geboren. Die Wikinger blieben der einzige ihn überlebende germanische Feind. Jahrhunderte noch melden uns die Chroniken von der Furcht vor ihnen. Der Schrecken vor wildem Teufels-Heidentum verbindet sich mit ihrem Namen, mit dem man den Begriff alles heidnischen Nordgermanentums, aller Nordmänner oder Normannen überhaupt vereinte. Das christlich eingefriedete und weltkirchengläubig gebundene Reich zieht die Grenze des Glaubenshasses zwischen die Blutsverwandten, indes die neue Bruderschaft der Konfession die Rassen aller Welt vereint, und Juden mitsamt ihren Erzb Vätern zu Seelsorgern und heiligen Vätern des christlichen Abendlandes erklärt. So sehen wir zuletzt im Wikinger-Namen nur noch das Wesen fremder heidnischer Piraten. Aber sie waren mit ihren Sturmsegeln einst die sichtbare Tatkraft jener nordischen Völker, von denen man nur leider nachweisbar im Bischofspalast zu Bremen bald weniger wußte, als diese wußten von Byzanz und Rom. Gewiß, auch diese Tatkraft entartete zuletzt. Ein wildes Volksgefindel war das letzte, das man totschlug. Die nordischen Völker aber wurden bekehrt und fast vergessen. Und der Name Wikinger lebt als ein Wort fluchwürdiger nordischer Wildheit fort. Der römische Politiker sogut wie der französische Staatsmann erinnert sich dieser barbarischen Wildheit, wenn es sein politisches Geschäft erfordert, oder wenn es gilt, das deutsche Rasseerwachen lächerlich zu machen, und es fehlt nie an einem „bekenntnistreuen“ deutschen Christen, der ihm dabei hilft.

Im Konversationslexikon des Herderverlages, dem „kleinen Herder“, wird ihnen weniger Raum gewidmet als dem primitivsten Volk, oder etwa dem alten Karthago.

Unter dem Namen Wikinger liest da der Deutsche die eine Zeile: „Die auf Raub fahrenden Normannen.“ Und unter Normannen heißt es: „Die Germanen in Dänemark und Skandinavien, berühmte Seefahrer (Wikinger), plünderten 9./10. Jahrhundert die Küsten Europas“ usw. Seltsam stiefmütterlich behandelt die deutsche Geschichtsschreibung bis zur Stunde diese „berühmten Seefahrer“, unter denen sie gleichwohl, wie eben gesagt „die Germanen in Dänemark und Skandinavien“ begreift, also Völker edelsten nordischen Blutes, Bauernvölker mit uralter Kultur, die schon 2000 Jahre früher Schiff und Pflug auf Felsenplatten zeichneten. Und von hier aus ergibt sich jene unheilvolle Fälschung des nordischen Lebensbildes immer neu, die wir im Volke überall zu unserem Schaden wirksam sehen. Norden in der deutschen Geschichte, das ist zunächst nichts als „berühmte“, wilde Seeräuberei ungezählter Kräfte. Geduldig wartet der Chronist, dem der Mönch die Schrecken der Wikinger durchs Klosterfenster zeigt, und geduldig wartet auch sonst der gebildete Deutsche, bis er auf der Straße der Mission vordringen darf in die wilden Geheimnisse der dann endlich gezähmten und bezwungenen nordischen Welt. Und es wird uns gerade heute wieder sehr übelgenommen, wenn wir so eigenmächtig sind und mit Widukind zu Göttrik und weiter mit den ersten Wikingerschiffen hinauf-fahren in die norwegischen Fjorde, wo ein noch völlig heidnisches Bauernvolk die erste Kunde hört von dem Kampf um den „richtigen“ Gott und vom Blutbad an der Aller, diesem Gott zu Ehren. Denn man kennt nur den einen Weg zur Erkenntnis dieses Wikingertums, den Weg über ihre Verwüstungen zu ihren späteren christlichen Reichen. Und mit Hilfe einer Gelehrsamkeit, die die angstgebornen Greuelberichte lateinischer Schreiber (z. B. das Ausfahren nach Menschenopfern und Beschnüren der Helden mit Menschenblut) unkritisch neben die echten Berichte altnordischer Saga setzte, glaubt man noch heute immer neu von Süden und Rom aus, Herz und Wesen dieser nordischen Scharen bestimmen zu können.

Das aber war der Ausklang der Wikingerzeit, und es spottet jeder wissenschaftlichen Methode, wenn man von den letzten Wikingerbünden zwischen den Ländern und Völkern aus das ganze Wesen nordischer Kämpfe und Siegesfahrten nach Süden und Westen ableiten will.

Das war die große Kulturwende, wo heimatlose Berufskrieger sich zu Bünden zusammenschließen und dann, wie die JomsWikinger, von der Ostsee feindlich gegen Norwegen fahren. Das ist die Zeit, wo auch im Norden Schwert und Axt und Bauerndel auseinanderfallen. Wo im Mythos Odin gegen Thor steht, wo der Herrscher einen neuen Glanz erhält über dem Volk der immer stärker in ihrer Freiheit beschränkten Bauern, und wo die Priesterschaft des Südens vorrückt zum Mieten des weltlichen Arms, um das Volk durch Königsgewalt und etwas Taufwasser christlich zu bekehren.

Das ist auch die Zeit, bis zu der man allenfalls zurückkommen kann, wenn man, wie Otto Höfler es tut, „kultische Geheimbünde“ bei den Germanen „erschließt“, eine Berufskriegererschaft, das Volk beherrschend, kultisch vereint in der Lebensmitte des Volks-tums. Die Methode, vom Mittelalter am dünnen Faden einer Belegkette ins germanische Altertum zu gehen, findet eben Dinge, die wir inmitten des Wohlvertrauten germanischen Lebens nicht einmal vermuten können, und erklärt so statt aus dem Heidentum heraus in dieses hinein! Die eigentlichen niemals „geheimen“ Wikingerbünde stehen zwischen den Völkern und Ländern, und tragen nicht germanisches Volkstum und germanischen Staat, der immer getragen wurde von den Lebensketten der Geschlechter, von Vätern und Müttern, die alle von ihrem Grunde aus in ihren Kindern unmittelbar sich verbunden wußten mit den Führern der Tat.

Schon 200 Jahre vor jener Schlacht setzt jene große Wikingerbewegung ein. Ihr Kennzeichen ist im Gegensatz zu jenem Ausklang in der Fjörungenbucht die klare Nord-Süd-Richtung, im Gegensatz zu jenen Seeräuberstreifen der Spätzeit eine planmäßige

heidnische Kriegserklärung an die Mission und die fränkische Macht; sie wächst nicht empor aus kleinen Räuberhorden, sondern tritt in Volksheeren mit gewaltigen Flotten sofort auf den Plan.

Wir wissen, daß die Kulturen der alten nordischen Völker bis zur Wikingerzeit zwar Kampf und Fehdentat geboren haben, aber wir wissen auch, daß dahinter eine ruhige bürgerliche Lebensweise und ein Gefühl gemeinsamen Blutes niemals einen Zustand ewiger, verheerender Fehde zwischen Bezirk und Bezirk, zwischen den Kleinfürsten und Sippen erlaubte. Die Ortsnamenkunde zumal weist eine niemals gewaltsam abgerissene Kultur-entwicklung aus. Dieses alte Volk war einst gewohnt, in wehrhafter Bauernschaft das harte Leben gemeinsam zu bestehen, und diese Gabe hat es sogar dann noch in der fehde-reicheren isländischen Zeit bewahrt. Es genügt also nicht, mit Eugen Mogt anzunehmen, die Fehdelust habe sich ungehindert betätigen können im eigenen Land und sei dann erst, als Harald Schönhaar das Land mit Gewalt einte, ins Ausland gegangen, um so über die Meere hin sich auszutoben. Nie hat ein heidnischer Krieg ein Land so entvölkert, wie der 30jährige Krieg Deutschland entvölkert hat. Gewiß hat der nordische Mensch aus innerstem Trieb nach *Tat und Ruhm* verlangt, und gewiß hat er nach der Einigung des Landes unter neuen Großkönigen einen neuen Antrieb zur Fahrt übers freie Meer gefunden. Aber der Beginn der Wikinggänge liegt genau 100 Jahre vor Harald Schönhaars Sieg im Hafsford, 100 Jahre vor der Bestiedlung Islands, und vor Rollo, des Eroberers der Normandie, Verbannung aus Norwegen. Er liegt in der Zeit, in der der Franke Karl zum Schwert der Kirche wird, zu ihrem rettenden Schwert, in der Zeit, in der die Kirche innerlich von östlichem und nordischem Heidentum bedroht erscheint, obwohl sie höchste Macht und Tätigkeit äußerlich entfaltet.

Das Ringen des neuen Geistes mit dem alten germanischen Wesen und den Resten des Heidentums hatte die Kirche schwer zermürbt. Es war die Stunde der Gefahr für das gesamte Christentum. Leopold von Ranke sagt (Weltgeschichte V, S. 6):

„Es gab eine Zeit, wo es nahe daran zu sein schien, daß das Christentum auch im Okzident unterliegen und, wenn nicht vertilgt, doch zur Dienstbarkeit verdammt werden würde; aber es ist ihm gelungen, sich zu verteidigen: in dem Momente der Gefahr hat sich eine Staatsbildung vollzogen, welche ein im christlichen Sinne vereinigt Gemeinwesen dem andringenden Feinde entgegenstellte. Dies ist die Grundlage des karolingischen Reiches, in welchem sich eben durch die Religion nun die Elemente der germanischen Nationalitäten mit den romanischen des Okzidents verschmolzen.“

Daher kann er dann auch betonen: „Ohne die Kirche ließe sich Karl der Große nicht denken, weder sein Kaisertum noch sein Reich überhaupt“ (S. 7).

Das also war die Stunde der Entscheidung, als das entartete fränkisch-romanische Christentum in Karl dem Großen seinen Verteidiger fand, als es diesem Fürsten gelang, den heidnischen Sachsen seinen christlichen Frieden aufzuzwingen und so das sächsisch-germanische Blut in jenes große römische Reich hineinzuzwingen, wo es bald herrschend das fränkische überholte. Hinter den Sachsen aber stand der heidnische Norden, der dann nach den Sachsenkriegen noch übrig blieb, „der letzte Zweig des germanischen Völkerkreises“ (Ranke V [9. Buch], 10).

Es ist bekannt, daß man von Rom und Aachen aus den heidnischen Norden der Sachsen und Nordleute zunächst als Ganzes sah. Karl hatte daran gedacht, durch Bekehrung und Annexion auch nach dem Norden vorzudringen. Während seiner Kämpfe gegen die Sachsen flüchteten manche von diesen nach Dänemark. Das ungeheuer rasche und brutale Zupacken des Franken war eben deshalb von dem Standpunkt der Kirche aus geboten, weil ein selbständiges und kampfbereites Heidentum voll unerschöpflicher Kraft im Rücken der Sachsen saß, und selbst immer stärker hereingezogen wurde in diesen Entscheidungs-kampf des Christentums. Nach Alfwins Angabe verharren noch 799 alle in der Heimat

gebliebenen Sachsen in dem alten Glauben, nach so viel furchtbarem Verlust an Volk und an Hoffnung auf Sieg.

Und eben in dieser Stunde tritt der Norden auf den Plan. Nicht nach Räuberart als Dritter, der sich freut, wenn zwei sich streiten, nicht als Seeräuber-gefeind, das nun die geschwächten Küsten verheert. Man weiß im Norden, worum der Kampf geht, man weiß, daß Aachen der Feind ist, daß es um den Glauben geht und um die Freiheit. Freilich, viel Persönliches wird hier mitgesprochen haben. Die geflüchteten sächsischen Edelinges hatten verwandtes Blut an dem Fenster von Verden zu rächen. Die Untat an der Aller, mit der Karl von Rom gesegnet, jeden Widerstand brechen wollte, hat ja ohnehin das Gegenteil gewirkt, aufflammenden Volkssturm, der gefährlicher wurde als zuvor. Aber gerade nach dem erneuten Frankensieg wird auch den Fürsten im Norden ein großangelegter politischer Kampf zur Selbstverständlichkeit. Hatten sie sich zu lange fern vom Kampfgebiet geglaubt, hatten sie den Sachsen zu viel Widerstandskraft zuge-
traut, genug: Jetzt bekamen sie Fühlung mit dem fränkischen Feind.

Die von Karl an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Obotriten boten die gegebene Einfallsstelle in das fränkische Reich. Die Wilzen, alte Feinde der Obotriten, halfen den Dänen. Der von Karl eingesetzte Fürst wurde nach schwerem Kampf verjagt. Zwei Drittel des Landes werden tributpflichtig gemacht. Der Dänenkönig Gottfrid, nun im stolzen Angriff gegen Karls großes Reich, baut zwischen Nord- und Ostsee einen Schutzwall für sein Land, den Danewirk, rüstet 200 Schiffe aus, greift Friesland an, erzwingt Tribut und will bei Verden sich mit Karl und seinem Heere schlagen. Das war im Jahre 810. Er soll die Absicht gehabt haben, Sachsen und Friesland wieder den Franken zu entreißen, und, wie er sagte, in Aachen seinen Sitz zu nehmen. Da wurde er zur rechten Zeit ermordet, ehe es zu der Schlacht kam, die nach Leopold von Ranke sachlichem Urteil alles wieder hätte wenden und Karl vernichten können.

Nun baute Karl auch seinerseits eine Grenzbefestigung, setzte die Küste in Verteidigungszustand. Aber seine letzten Lebensjahre standen unter der Drohung des unsiegleichen nordischen Feindes, der seinen Nachfolgern schwer zu schaffen machte, und der erst dann planvoll von Rom aus entwaffnet wurde, als ein Herrscher in Norwegen nach Karls Vorbild die Freiheit der Bauern niederwarf, das Land unter seinzepter beugte und nun wie überall, wo Bauernfreiheit stirbt zugunsten Fürstenwillkür und Byzantinertum, der Weg gebahnt schien für die römisch-christliche Mission.

Das also ist die historische Stunde, wo die Nordmänner sichtbar werden für die deutsche Geschichtsschreibung. Erst hier, im neunten Buch seiner Weltgeschichte, führt Leopold von Ranke sie uns auf wenigen Seiten als Krieger und Piraten vor, ohne hinüberzuschreiten in ihr Land, in die Fülle germanischen Volkstums, das sie geboren hat. Barbaren sind sie selbst diesem großen Historiker, und Piraten. „An drei verschiedenen Stellen“, sagt er (S. 9), „berührten sie die gebildete Welt.“ Er denkt an die zumeist friedlichen Verbindungen zwischen Schweden über Rußland nach Byzanz, an den Danewirk und an die Front der Nordleute, zumal der Norweger, gegen die irische, schottische und angelsächsische Christenheit. Uns sieht es aber viel eher so aus, als ob hier heidnische Kulturvölker im Aufbruch sind und im Kampf, im Angriff, der auch Verteidigung ist, nachdem die Sachsen von Karl angegriffen und vernichtet waren.

Zur Zeit der Sachsenkriege, als Widukind im Nordland als Flüchtling weilte, beginnen jene Fahrten. Die erste Kunde nennt im Jahre 789, also nach dem Blutbad von Verden, den Einfall von Norwegern aus Hordaland in Wessex. 793 kommen sie nach Northumberland, zerstören das Kloster Lindisfarne, und Alfwins denkt schon an einen Hilferuf an Karl. In Irland werden sie Derven und ebenso im Britannischen Meer. Und besonders wichtig ist, daß sie die Hebrideninsel Jona, dessen Kloster das Missionszentrum

des Nordens war, bereits 813 zerstört. Die Fahrten umfassen dann das ganze Festland, bis Spanien und ins Mittelmeer hinein. 841 fahren sie in die Seine, dann in die Loire bis Nantes, in die Garonne bis Toulouse. 845 nimmt eine Flotte von 600 Schiffen Hamburg. Gleichzeitig werden Bissabon, Sevilla, Cadix heimgesucht. Es ist eine ungeheure Kraftentfaltung, die sich uns zeigt. Es sind Flotten eines Volkes, keine kleinen Seeräubergemeinschaften, die wir hier sehen. So nehmen sie immer wilder, immer gewaltiger, alles, was sie lockt, in Besitz. Sie fahren in den Rhein, sie stürmen Paris, und das Ende ist, daß sie Reiche gründen, nordische Reiche, die Normandie und Sizilien, und selbst hineinwachsen in die feindlich bekämpfte Welt, während oben im hohen Norden der letzte Heide gezwungen oder „freiwillig“ die Taufe nimmt.

Wenn man diesen gewaltigen Ausbruch nordischer Kraft so sich als Ganzes vergegenwärtigt, kann man ihn nicht trennen von dem Freiheitskampf der Sachsen. Werden und Wikingersturm gegen die Missionsstätten, das gehört zusammen. Der so zu rechter Zeit gestorbene Dänenfürst hat politisch so klar gesehen wie Karl, sein Gegner. Und damit haben diese Nordmänner und das Wikingertum einen Anspruch darauf, als bewußte Gegenspieler der karolingischen Kultur und Mission endlich etwas ernster genommen zu werden. Ihr Dasein beginnt nicht erst, wenn sie unter Segel sind. Sie haben Heimat, und die kennen wir, und in ihr wird gesungen von den Helden am Rhein und im Hunnenland, von dänischen und gautischen Helden, während unten Karl die letzten Heiden Deutschlands vernichtet und ihnen verbietet, in heimischen Zungen zu schreiben. Diese Wikinger sind verbunden im letzten Einklang der nachweisbaren gemeingermanischen Kultur, die einst alle Stämme unseres Blutes vereinte. Und sie wissen wohl, was sie tun, wenn sie Jona oder Irland stürmen. Wir werden, wenn wir sie nach Hause begleiten, und an ihrem Herdfeuer zu Gäste sind, erfahren, ob sie so wild und grausam von Natur waren, wie sie die Angst der christlichen Welt uns malt.

So also gilt es, die ganze Wikingerwelt neu zu verstehen. Es gilt ihren Einsatz in den großen Kampf jener Zeitwende neu zu würdigen und dort sich Auskunft zu holen, wo man sie allein erwarten kann, in der Heimat dieser Menschen, im Norden, im Erbland ihrer Ahnen, das, nie überfremdet, nie verlassen, jene Sittlichkeit der Ehre wie jene Religion des selbstbewußten Vertrauens jedem Denkenden natürlich erscheinen und von Romadensitte und Gottesfurcht unterscheiden läßt. Es gilt auch, erneut sich zu vergewissern, wie das altgermanische Seewesen (vgl. das sehr gute Buch von Dr. Conrad Müller, Altgermanische Meeresherrschaft, Berthes, Gotha 1914) eine jahrtausendalte Tradition hat, und wie reich die Überlieferung ist, die uns empfängt, sobald wir beginnen, die Wikinger wirklich jenseits der Klosterchroniken in ihrem eigenen Herkunftsland zu suchen.

Wir müssen gerade jetzt diese Dinge betonen, denn in dem schon genannten Buch von Höfler haben wir einen neuen groß angelegten Versuch, nur vom Mittelalter, von dessen Dämonie und Aberglauben und dessen Bräuchen aus germanischen Männerbund zu rekonstruieren und den wölfischen Wiking so, vom Süden her, zu verstehen. Was dabei schon im ersten Band an „dämonischer Raserei“ altgermanischer Totendämonendarsteller mit Tiermasken, die stehlen und brandstiften und die Uneingeweihten (d. i. das Volk) als „terroristischer Geheimbund“ in Aberglauben und Schrecken halten, herausgekommen ist, soll im zweiten Band mit besonderer Hinweisung auf die Wikinger ergänzt werden. Aber dieser Weg ist falsch. Er kommt, wie der junge Wiener Gelehrte selbst, von Süden statt von Norden, er kommt von der „magischen Weltanschauung“ der „Medizinmänner“ her und nicht von der heldischen Volksgemeinschaft des Nordens, die im frühen Wikingertum ein letztes Mal wie ein Adler emporsteigt über eine christianisierte und bereits der Fremde verfallene Welt.

Es gilt, für immer ein Ende zu machen allen Versuchen, den Norden von Süden her zu deuten. Wir haben heimzukehren zur Heimat der Wikinger, und haben den einzigen Feind, der Karl überlebte, und der sich dann auf Island eine Stätte schuf, wo seiner Laten Nachhall uns erhalten blieb, neu zu verstehen als letzten Ausbruch nordisch-heidnischer Völkraft vor der Mission.

Gipfelheiligtümer in der Pfalz

Von Fr. Sprater

Im XIV. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1922 hat Drexel eine wertvolle Arbeit veröffentlicht, „Die Götterverehrung im rheinischen Germanien“, in der er insbesondere auch herauszuschälen sucht, was wir den Denkmälern aus der Zeit der Römerherrschaft: Tempelbauten, Bildwerken und Inschriften für die Kenntnis der Kultanschauungen der einheimischen Bevölkerung, Kelten und Germanen, entnehmen können. Eine nicht unwichtige Klasse von Denkmälern, die sicherlich nichts mit den Kulturen Italiens zu tun hat, ist in dieser Arbeit jedoch nicht entsprechend herausgestellt worden. Es sind dies die Gipfelheiligtümer.

Leider ist die Frage der Gipfelheiligtümer noch nicht zusammenfassend behandelt worden. Hier möchte ich nur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage lenken und einige Beobachtungen aus meinem Arbeitsgebiet, der Pfalz, zusammenstellen.

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang der schon seinem Namen nach verdächtige Roßberg bei Becherbach-Gangloff in der Nordpfalz. Auf dem Gipfel des Roßberges wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei Inschriftsteine gefunden, die in das Museum nach Speyer kamen. Der eine Stein ist von einem Waffentwart aus der Truppe der Virginienier namens Masbinnus, Sohn des Irutus, dem Gotte Merkur geweiht, der andere von D. Seius Postumus dem Gotte Merkur und der Göttin Maja. An der Fundstelle liegen heute noch zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel. Es kann demnach kaum ein Zweifel bestehen, daß hier in der Zeit der Römerherrschaft ein Merkurtempel bestand, von dem sich jedoch kaum noch Fundamente erhalten haben. Ein bemerkenswerter Fund wurde neuerdings am Fuße des Roßberges auf dem Friedhof der Gemeinde Gangloff gemacht. Es handelt sich um einen Viergötterstein, den Sockel einer Jupiter-Gigantensäule. Auf dem Viergötterstein sind dargestellt Juno, Vulkan, Herkules und Jupiter. Besonders bemerkenswert ist die Darstellung des Jupiter, der in der erhobenen rechten Hand ein vierspeichiges Rad hält. Daß es sich bei diesem Jupiter mit Rad nicht um den römischen Jupiter handelt, wird schon lange allgemein angenommen. Zumeist wird er als der keltische Himmels-gott Taranis betrachtet. Ob die Jupiter-Gigantensäule, von welcher der Viergötterstein stammt, einst auf dem Roßberg oder nur in dessen Umgebung stand, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

Auch auf einem anderen beherrschenden Berggipfel der Nordpfalz, auf dem Bemberg bei Duchroth, wurden Reste von Heiligtümern aus der Zeit der Römerherrschaft festgestellt. Etwas unterhalb des Gipfels wurden die Fundamente eines Merkurtempels freigelegt. Außerdem wird vermutet, daß eine von einer Jupiter-Gigantensäule stammende Gigantenfigur, die längere Zeit in der Ebernburg eingemauert war und dann in das Museum in Speyer gekommen ist, vom Bemberg stammt.

Lehne, der allgemein als verläßlich gilt, will innerhalb der großen Ringwallanlagen auf dem Donnersberg, der höchsten Erhebung der Pfalz, eine Jupiterinschrift gefunden haben. Auch römische Münzen und Gefäßreste sind hier wiederholt zutage gefördert worden.

Daß innerhalb der vorgeschichtlichen Ringwälle auch der Kult ausgeübt wurde, haben besonders deutlich die Ausgrabungen an der Dürkheimer Heidenmauer im Brun-

Goldstühl gezeigt. Die hier in großer Zahl gefundenen Felszeichnungen lassen sich zumeist auf einen an Ort und Stelle geübten Sonnenkult zurückführen. Der hohe Wert dieser Felszeichnungen besteht vor allem darin, daß sie, wenn auch in der Zeit der Römerherrschaft entstanden, doch keinen römischen Einfluß zeigen, uns vielmehr einen unverfälschten Einblick in die religiösen Anschauungen unserer germanischen Vorfahren gewähren.

In diesem Zusammenhang verdienen auch Funde Beachtung, denen man sonst vielleicht keine Bedeutung beimessen würde. So wurden auf dem Trifels unmittelbar unterhalb der Ruinen der alten Kaiserburg wiederholt römische Münzen gefunden. Das gleiche wird uns von der Marburg (Sambacher Schloß) bei Neustadt a. S. berichtet. Endlich wurden römische Münzen auch in der Burgruine Gutenberg bei Bergzabern und Lemberg (ehemals Gutenberg) bei Pirmasens gefunden. Auch auf diesen Bergen dürften keine Befestigungen, wie schon vermutet wurde, sondern Heiligtümer bestanden haben.

Es sind besonders zwei Gottheiten, deren Verehrung hier in Frage kommt: Jupiter und Merkur. Es sind jedoch nicht die römischen Götter, an die wir hier zu denken haben, sondern vielmehr Gottheiten der einheimischen Bevölkerung, die hier in römischer Form dargestellt sind. Fraglich ist jedoch, ob es sich hier um einen keltischen oder einen germanischen Kult handelt. Leider fehlt ja noch eine zusammenfassende Bearbeitung dieser Gipfelheiligtümer. Sie scheinen sich jedoch sowohl in keltischen wie in germanischen Provinzen zu finden. Zumeist ist man heute geneigt, den Kult für keltisch zu halten. Manche Gründe scheinen mir jedoch dafür zu sprechen, daß wir den Kult in germanischen Provinzen, zu denen auch die Pfalz gehört, den Germanen zuschreiben dürfen. Es dürfte sich hier um Donar und Wodan handeln. An die Stelle Donars tritt in der Zeit der Römerherrschaft gerne Jupiter, an die Stelle Wodans Merkur, denen wir auch in den Gipfelheiligtümern begegnen. Zwei der Berge, die wir oben aufgezählt haben, heißen Gutenberg, Namen, die zweifellos auf Wodan zurückzuführen sind. Ein Gutenberg erscheint auch im Donnersberggebiet, jedoch nicht innerhalb des Ringwalles, sondern zwischen den Dörfern Jmsbach und Falkenstein.

In diesem Zusammenhang sei auch auf den Heiligenberg bei Heidelberg hingewiesen. Hier wurden innerhalb des Ringwalles mehrere Inschriftsteine mit Weihungen an Merkur, darunter eine mit einer Weihung an den Merkur Cimbrianus, gefunden. Der gleiche Merkur Cimbrianus kommt auch noch auf zwei innerhalb des Ringwalles auf dem Greinberg bei Miltenberg sowie vermutlich auf einer in Mainz gefundenen Inschrift vor. Merkur hat seinen Beinamen wohl von den Kimbern, dem neben den Teutonen ältesten germanischen Volksstamm, dessen Namen wir kennen. Auch auf dem Heiligenberg dürfte Merkur an die Stelle Wodans getreten sein, dessen christlicher Nachfolger Michael war. Ihm war die karolingische Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg geweiht.

Der Steinberg bei Broitzem

Don Gotthilde Güterbod, Ludwigshafen

Mitten in der Gemarkung Broitzem, 3 km südwestlich von Braunschweig, liegt der Steinberg. Seine 107 m hohe Kuppe wird von einem etwa 2½ m hohen, kreisrunden Hügel gekrönt, von dessen Scheitel man einen herrlichen Rundblick über das wellige, niederdeutsche Land genießt mit dem Schattenbild der vieltürmigen Stadt Braunschweig im Nordosten.

Über diesen sichtlich von Menschenhand angelegten Hügel geben Urkunden und Chroniken keine Auskunft. Die alteingesessene Landbevölkerung weiß nur, daß der Hügel seit Urzeiten auf dem Steinberg liegt. Er besteht aus reinem Behm und kann somit

nicht aus dem Abraum des nebenan liegenden Steinbruches errichtet sein, denn dieser enthält bröckeligen Pläner Kalk. Leider gelang es nicht, das Alter des Steinbruches zu bestimmen. Eine Urkunde von 1468 spricht von der bereits vorhandenen „Steinkulen... uppe dem velde to Broitzem“, die dem Johannistift zu Braunschweig gehörte und erweitert werden sollte. Der Hügel wird darin nicht erwähnt.

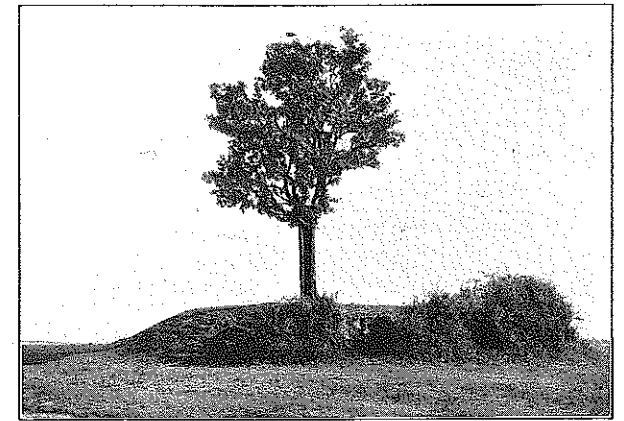


Abb. 1. Der Thinghügel auf dem Steinberg bei Broitzem

Hermann Albert Prieze weist in seinem Buche: „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“ auf die alten Thinghügel, die in vorchristlicher Zeit Kult- und Gerichtsstätten waren, hin. Es zeugen nun viele Gründe dafür, daß uns in dem Steinberghügel ein solcher Thinghügel erhalten geblieben ist. Seine überragende Lage wurde schon erwähnt; dafür spricht auch die Tatsache, daß er als Vermessungspunkt benutzt worden ist. Eine dicht am Hügel vorbeiführende Straße sowie ein auf die Kuppe einmündender Feldweg verbinden die Gemeinden Broitzem und Seitelde; von Stiddien aus läßt sich noch ein alter Anfahrtsweg verfolgen.

Weiter ist zu erwähnen, daß sich östlich von der Steingrube eine zusammenhängende, 36 Morgen große, sanft nach Osten zu abfallende Fläche befindet. Dieses Land ist heute noch Gemeindeeigentum von Broitzem und wird auf einer Karte von 1751 „der Anger auf dem Steinberge“ genannt. Wenn meine Annahme von einer alten Thingstätte richtig ist, so könnte sich hier leicht die Bevölkerung der Umgegend versammelt haben, um den Sonnenaufgang zu beobachten.

Nicht ungenannt möchte ich eine Quelle lassen, die etwa 1 km nordwestlich vom Steinberg im Tale entspringt und den Namen „Teufelspring“ trägt. Sollte hier ein heiliges Wasser satanisiert worden sein?

Ich freue mich, ein Bild des vermutlich zur Thingstätte gehörigen Thingsteines zeigen zu können. Leider ist der Stein später überarbeitet und als Prellstein am Rande des Steinbruches aufgestellt worden. Auf der heute nach Westen gerichteten Seite zeigt er die beiden Buchstaben A. K., in moderner Technik eingemeißelt. Darunter, im unteren Drittel der Fläche, ist in uralter Punktiertechnik ein Sonnengesicht eingehauen, von dem 2 Arme abwärts reichen; aus der einen Hand sproßt eine Pflanze empor. Trotz der Einfachheit ist die sinnbildliche Darstellung der Sonne als Erwecker in der Pflanzenwelt aus dem Winterschlaf erkennbar¹.

Die Umgebung Braunschweigs war von der Altsteinzeit an fortlaufend besiedelt. Dafür sprechen die reichen Funde aus den verschiedensten Zeitabschnitten in dem übersichtlich geordneten Prähistorischen Museum in Braunschweig. In welcher Zeit der Thinghügel

¹ Auf einem mittelalterlichen Wandteppich in Quedlinburg soll sich eine gleiche Darstellung finden.

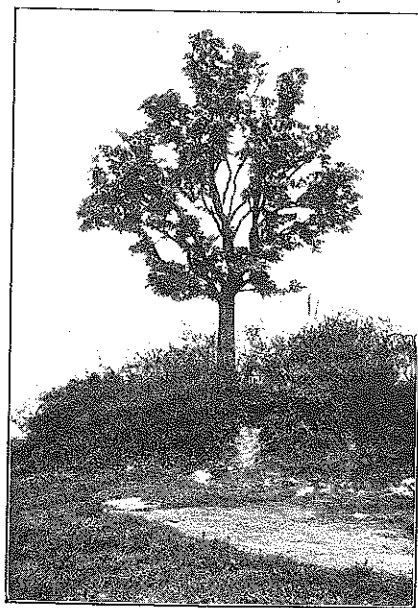


Abb. 2. Hügel von Broihem
(Im Vordergrunde Platz für das Osterfeuer)



Abb. 3. Der Stein von Broihem
(Die Figur ist mit Kreide nachgezogen,
um sie besser sichtbar zu machen)

auf dem Steinberg angelegt worden ist, läßt sich ohne Grabungsfunde nicht sagen. Sicher ist, daß die Bevölkerung der Umgegend ihm heute noch Bedeutung beimißt. So trägt die etwa 25jährige Kastanie, die ihn krönt, zahlreiche eingeschlagene Nägel im Stamm. Nach Richard Andree und H. A. Prieke ist der Sinn dieses auf dem Lande üblichen Brauches der, Krankheiten zu vertreiben, die man durch den Eisennagel in den — früher heiligen — Baum bannen will. Alljährlich aber am Abend des 1. Ostertages lodert auf dem Steinberg zu Füßen des Thinghügels die Flamme des Osterfeuers empor als freudige Botschaft vom Sieg des Lichtes.

Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung (Schluß)

Von Dr. Hedwig Gollob, Wien

Den am leichtesten erfassbaren Einblick in die künstlerische Auffassung jenes Stiles im Sinne der geordneten Kräftespiele gewährt wohl die Ausstattung des berühmten Book of Kells. In der Überfülle seiner Gestaltungsformen spiegelt sich ein prächtiges Sein von Bewegungsformen. Die zum Kräftegerüste ausgebaute Bewegungsebene ist den Hauptgedanken anpassungsfähig entwickelt. Sie gehorcht und leitet zugleich das entsprechende Wirken der Nebenkraften gestaltend und vollendend. In diesem Sinne wollen wir etwa Seite 292 mit den Anfangsbuchstaben: In principio erat verbum et verbum ... in seiner künstlerischen Durchführung beobachten (Abb. 2). Zuerst empfinden wir einen vollkommen durcheinander wogenden Stil und erkennen daraus, daß im allgemeinen kein richtiger Durchbruch der Baukräfte zu einer führenden Bedeutung erfolgt ist. Wir würden den Zustand vielleicht so am besten schildern, daß wir eben jenen in die Bildfläche gedreht und flächig aus-

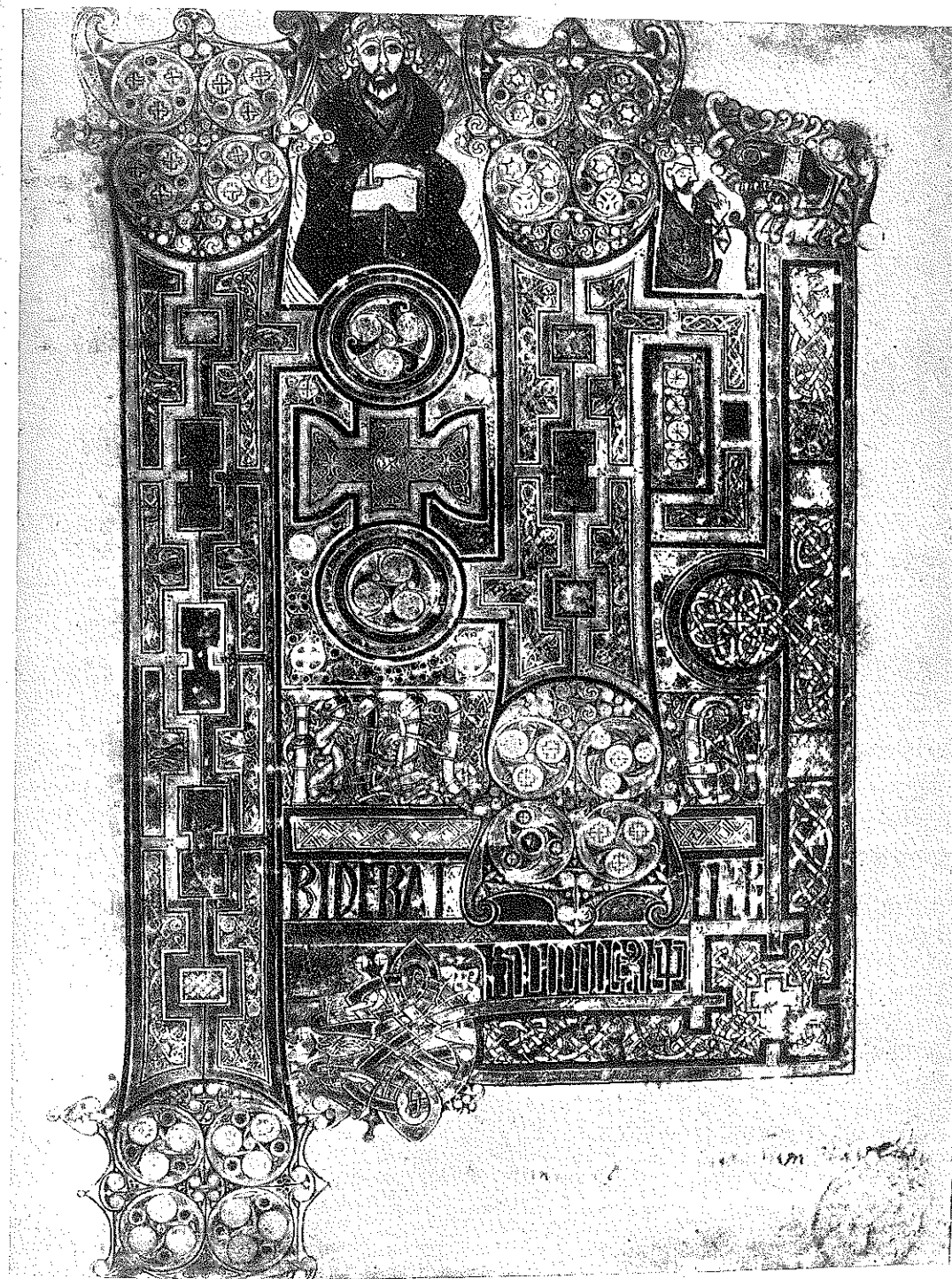


Abb. 2. Buchstabenverbindung In principio erat verbum etc aus dem Evangelienbuche von Kells.

gestalteten Drehungszustand der Bewegungsebenen vor uns haben, welcher uns nun mit allen seinen ineinander verankerten Kräfteformen ersichtlich wird. Deutlich zergliedert sich die Masse in Hauptkräfte und mitarbeitende Nebenkkräfte, ohne daß sich aber die einzelnen Dinge auseinanderlösen könnten. Wir erkennen erst einmal aus dem Bilde links eine senkrechte Bewegungsform des ersten Buchstabenstaffes. Hierbei sind infolge des Richtungsvergleiches das J und der erste Schaft des N verbunden worden und beide Teile gleichwendig nebeneinandergestellt. Nur in der Farbe wird ein feiner Unterschied gemacht, indem die bauende Hauptbewegungsform des J heller blau getönt ist, als der angelegte Teil des N. Der gesamte Doppelförper besteht aber wieder aus mehreren Teilen, und zwar erstens aus einer bereits zur Bauhauptkraft verwandelten Bewegungsebene, deren Bewegungsspiel eine ruhige Form der sich herabentwickelnden Wellen darstellt und sich hierbei in ediger Art entfaltet, so daß die Gegenwellen sich immer ebenso gleichartig zur Ähnlichkeitsform zusammenschließen. Dadurch entstehen Bewegungskästchen, und in diese sind nun die ursprünglichen reinen Bewegungskräfte in leicht verkörperter Form eingesetzt. Sie gehen in ihren Bildungen den umrahmenden Formen nach den damaligen Gesetzen nach, so daß sie die aus den Kästchen nach innen erwachsenden Bewegungsgebanten in eigene Bewegungsgealten übersetzen und gleichsam ein Begleitenspiel zu jenen Hauptwillen geben. Sie sind also im Gegensatz zu bloß schmückenden Flächenfüllungen anderer Kunstzeiten zweitrangige Glieder einer größeren Strömungsvorstellung. In einer anderen Art erfüllen einen solchen Zweck auch die auf den bauenden wie zweitrangigen Bewegungsformen sitzenden Innenbewegungsformen, die ganz im kleinen der sich entwickelnden Gestalt das Bewegungsgerippe geben. So haben wir auch in diesem Detail die volle Einheit einer reich gestalteten Bewegungsform vor uns, welche in ihrer Vollendung weit unsere heutigen Bestrebungen dieser Richtung übertrifft. Die gesamte Doppelform endet aber unten wie oben nicht stumpf. Es entstehen beiderseits Bewegungsfreise an diesen Stellen, welche in verschiedenen Formen die gesamte Bewegungskraft erschaffen lassen, und zwar ist das so gedacht, daß die Bewegungskräfte von den seitlichen Spitzen der absichtlich entsprechend gestalteten bauenden Kräftedarstellungen ausgehen und deren Spannkraft sich in je eine Rose zusammenrollt. Innerhalb dieser rosenartigen Bildteile findet aber wieder eine Zerlegung des kreisenden Kräftespiels in verschiedene Grundformen statt, und zwar gehen die bauenden Kräftegedanken in die zweitrangigen reinen Bewegungskräfte sehr schön hinüber. So verwandelt sich die runde Form in ein rundbewegtes Innenband, welches spindelartig den Sinn der bauenden Vorstellungen weiterlaufen läßt. Die Spindel beginnt sich nun in kleine Rosen zu verlangsamen, welche wieder nur mehr zeichnerisch letzte Erinnerungen an die Innenbewegungen in sich tragen und welche gleichzeitig durch ihre Form, die den rechtwinkligen Schnitt betont, einen völligen Kräfteausgleich beweisen soll. Das große Rosen- und Kreisbewegungsspiel wiederholt sich viermal, so daß durch die Art der Gegeneinanderstellung derselben schon an und für sich eine Aufhebung der einzelnen Kräfte stattfindet. Es ist gerade so, als wenn zum Beispiel vier gleich große Kugeln mit derselben Kraft in sich zusammenstoßen würden, wobei wir einfach unsere körperliche Vorstellung auf dieselbe Tatsache übertragen. An solchen Stellen aber, wo Kräfte frei werden, beobachten wir, daß jene gleichsam übrigbleibenden Kräfte in einem gewissen Ausgleiten zur Vorstellung gebracht werden können. Es bilden sich insichlehrende Rosen oder aufsaugende Bandverschlingungen, sowie andere dem jeweiligen Zustande feinsinnig angepasste Formen, welche diesen Gedanken veranschaulichen sollen. Auch sehr beliebt ist in der Handschriftenmalerei die Raketenform, welche Kräftebündel mit nachlassender Kraftfülle an solchen Stellen ausstrahlen. Immer beobachten wir, daß jede Einzelbildung ihren Zusammenhang mit dem Hauptwillen hat und aus diesem Willen ihre spezielle Entwicklung erstehen läßt. Dies erhellt sich ebenso auch, falls wir nun unsere Betrachtung auf das vom Doppelpfeiler

ausgehende Verbindungsstück lenken, welches zum zweiten Schaft übergeht. Ein Ansat des ersten senkrechten Bewegungsschemas sacht sich aus und sendet damit sowohl seine baulichen Bewegungskräfte, als wie seine Innenkräfte in diese Richtung. Nun läuft aber jener Bewegungsstoß nicht waagrecht weiter, sondern biegt noch einmal rechtwinklig ab. Der Erfolg ist natürlich ein ganz bedeutender Bewegungswirbel an der Drehungsstelle, und damit erscheint also dort wieder eine reiche Drehungsrose, deren Haupttringe allerdings ziemlich kräftig sein müssen, da dieselben ja aus den Hauptkräften der Gesamtform unmittelbar bestehen. Natürlich darf es hier zu keinem abgleitenden Formenauslauf kommen, sondern alles deutet nur auf eine Fortführung ohne Energieverlust. Unterhalb jenes Bildteiles läuft dann ein Stückchen Schaft wieder weiter, nur aber, um sich in eine zweite in Gegenrichtung umknickende Spirale zu verwandeln, und wir sehen jetzt auch den Grund dieser Gestaltungsform ein, da sich das Mittelstück deshalb nicht in gerader Richtung dazwischenstemmen kann, weil es nach den damaligen Vorstellungen als ein Wirken von zwei gegeneinander treibenden Kräften der Hauptschäfte erklärt wird, welche eine Pressung gegen die Mitte jenes senkrechten Schaftes verursachen. Seinen Zusammenhang mit dem aufbauenden übrigen Teile des Buchstabenstaffes zeigt auch deutlich die blaue Farbe der Hauptkräfteverbindungen. Es bietet ja die Ausstattung des „Book of Kells“ noch allerhand ähnliche Arten solcher Kräfteverbindungen, aber wir wollten nur im großen Stile auf die Möglichkeiten solcher Auffassungen hinweisen. Etwas fällt im allgemeinen bei der Darstellungsweise jenes Evangeliares auf, daß nämlich hier besonders der bauende Zusammenhang aller Bewegungsteile strenge beobachtet ist, was einen deutlichen Zusammenhang mit älteren aus der Kleinplastik bekannten Zuständen beweist, während sich dann im Laufe des 8. Jahrhunderts schon immer mehr Vorboten eines Selbständigkeitsgedankens der Elemente untereinander geltend machen, die eine völlige Veränderung des Stiles heraufbeschwören. Selbstverständlich sind in unserer vorhin beschriebenen Darstellung aber noch alle Bewegungsansätze und Spiralen in einer abhängigen Zwangslage zu den Hauptbewegungsformen gesehen. Eine solche Fortsetzung und gleichsam ein begleitender Akkord entwickelt sich auch zwischen den füllenden Flächen, in deren obersten lamellenartige Auflösung schon sehr abstrakter Art und in einem gelben vibrierenden Lichte eine göttliche Gestalt oben erscheint. In ihr strahlt gleichsam die gesamte Kraft aus, und darum ist alles an ihr so unförplich und nur leicht in Bewegungslinien angedeutet. Die übrige Form der Buchstabenkomposition gibt uns nicht mehr Neues; nur etwas können wir sehr schön beobachten. Denn während die Hauptbuchstabenverbindung in einer gradmäßigen Zusammenstellung von bauenden Hauptkräften mit reinen Bewegungskräften und kleinen Innenkörpern aufgebaut war, so sinkt dann die Fortsetzung des Textes immer mehr zu bloßen Kombinationen mit zweitrangigen Bewegungsfiguren herab, um schließlich allmählich in dem Schriftkörper aufzugehen. Man sieht, wie also bis in die kleinste Feinheit alle Bewegungsideen in ihren Formenwandlungen durchdacht sind.

Dieselben Gedanken des Formenaufbaues der geistigen Bewegungsmasse wirken selbstverständlich auch bei den figürlichen Bildformen. Betrachten wir etwa die Darstellung des Matthäus fol. 28 verso (Abb. 3). Wir sehen ein reich entwickeltes Rahmenwerk, in welches die Gestalt ähnlich der zweitrangigen Bewegungskräfte eingebaut ist. Sicherlich ist aber in unserem Falle die Person der Spiritus rector des Formenaufbaues. Ihre nackten Körperteile sind in ihrer Körperlichkeit auf ein Mindestwesen herabgedrückt, und es sind eigentlich nur die darinnen wirkenden Bewegungsrichtungen ziemlich einfach angedeutet, und keineswegs sind irgendwelchen körperlichen Bedingungen Rechnung getragen (die Augen sind nur Drehkreisel in einer Bewegungsebene). Die Füße stehen auf einer Bewegungswelle, die sehr charakteristisch geformt ist, indem die Hauptform in der hier und damals üblichen Weise eine in die Vorderfläche gedrehte Bewegungsebene ist, die als



Abb. 3. Figurendarstellung aus demselben Evangelienbuche.

Hauptbewegungskörper erscheint, während die Zwischenstellen mit zweitrangigen Bewegungselementen erfüllt ist. Das Kleid der Gestalt ist insofern etwas unterschiedlich behandelt, als das Untergewand ein starres, in der Bewegungskraft sich immer aufhebendes Motiv trägt und bloß in vorhin gezeigter Art die Saumfältelung als struktive Bewegungsschiebung gegeben ist. Das Obergewand ist bedeutend bewegungsreicher. Das Dreiecksmotiv, welches in seiner Einheit ein sich aufhebendes Motiv ist, richtet sich aber in seiner Abordnung hier nach den übergeordneten Prinzipien der Gliederbewegung. Man

sieht an solchen Beispielen wieder den großen Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Darstellungsweise, indem hier keiner stofflichen oder körperlichen Forderung nachgegeben wird, sondern alles der übergeordneten Wesenheit der geistigen Bewegungsvorstellung dienstbar wird. Die ganze Figur ist, um nach unseren geläufigen Vorstellungen zu sprechen, in eine Laube eingebaut, ähnlich wie, um ein sehr bekanntes Vorbild zu nehmen, auf den Sarkophagen der Spätantike bildhauerisch daselbe zur Schau gebracht wird. Der entsprechende Aufbau ist in der Vorkarolingerzeit natürlich anders gesehen. Vor allem sehen wir den oberen Rundbogen als eine in die Sehebene gedrehte Bewegungssfläche. Er ist in vorkarolingischer Art von federartig auseinander spannenden sekundären Bewegungsfiguren erfüllt, wodurch der bauenden Hauptbewegung die entsprechende Wesenheit eingelegt wurde. Der Bogen stößt beiderseits auf einen Widerstand auf, und wir würden im Sinne unserer körperlichen Vorstellungen sagen auf Kapitäle. Im mittelalterlichen Vorstellungsweisen liegt es aber, dort nun einen Bewegungsnäuel in einer harmonischen Form zu komponieren. Nach dem Stande unserer heutigen künstlerischen Darstellung würde allerdings hier ein zerstörendes Wesen in irgendeiner Form oder ein reines Abstoßen nach allen Richtungen bei völlig neutralem Kerne stattfinden, vorausgesetzt, daß bei der noch körperlichen Einstellung die darauf wirkenden Kräfte zu schwach wären, um den Richtungsstern zu verändern. Diese Folgerungen spielen hier aber keine Rolle, da alles unkörperlich jedem Bewegungszwange nachgeben muß. Wohl enthält das Bewegungsmotiv Ausdehnungskräfte nach links, rechts, oben und unten, doch ist dies sehr stark durch das Motiv der äußeren Leiste im Raume gehalten. So kann sich auch nach innen diese Richtungsgewalt nur bis zu den Armen des Matthäus austoben und wird sofort von der Gestalt nach abwärts geleitet. Schließlich trifft der ganze Strom auf den unteren Leistenteil auf, und so entsteht noch einmal ein Bewegungsnäuel zu beiden Seiten. Zwischen all dem wächst also die Gestalt empor, auch ihrerseits aus Bewegungsschemen bestehend. Die Rischenbewegung selbst um sie herum läuft in den geläufigen Bewegungsschlußkopf aus, und von dem Rande neigen sich auslaufende und in sich matt zusammensinkende Motive herab, ähnlich wie wir oft an menschlichen Köpfen solche Formbildungen an Stelle der Haare erkennen. Merkwürdig ist das Schema des Heiligenscheines. Er ist eine runde Bewegungsfläche, aus welcher gleichsam an den wichtigsten Drehstellen Bewegungselemente gegen den Kopf ziehen. Es ist natürlich, daß von dieser gesamten Kräftezusammenstellung allerhand Richtungsstrahlen und Formen ausgehen, welche die Hauptbewegungen veranlassen, wie etwa, nur um eines herauszuheben, schon die Stellung der Figur eine Bewegung nach aufwärts verursacht und dort seine Kräfteknäuel entstehen läßt. Sehr fein sind die raketartigen Formen, welche als Ausläufer der Rundungsströmung in den Zwickeln außerhalb des Bogens ansetzen. Erst die äußere Leiste vermag einen zeitweiligen Halt zu gewähren, obwohl auch sie ihre eigenen Richtungskräfte nach außen zur Geltung bringen muß. Wir erkennen so an dem „Book of Kells“ das auf ein ausgebildetes Stilwollen beruhende künstlerische Wesen in einem sicheren Zustande. Es bildet den Kernpunkt einer bestimmten Gruppe, deren Eigenheiten eindeutig bestimmbar sind und erklärt werden können. Nun bleibt sich aber der vorkarolingische Stil dieser Art insofern seiner großen Zeitspanne selbstverständlich nicht immer gleich, sondern muß eine Entwicklung zum Karolingerstile in verschiedenen Spielarten gestalten. Schon das Evangeliar aus Durrow ist hierin vielleicht nicht mehr auf derselben Stufe wie das eben genannte Werk. Denken wir nur zum Beispiel an die so wundervoll vorgeschrittene Ausgestaltung der sekundären Bewegungskörper in all ihrem märchenhaften Reichtume, so fällt uns dagegen in dem Evangeliar von Durrow eine gewisse schematische Gedankenarmut auf, wobei aber die Gestalten dieser Handschrift wieder bedeutend voller und großzügiger erscheinen mögen. Ferner ebenso beachtenswert ist die starke Betonung der Fläche, während uns das „Book of Kells“ auf fol. 13 recto. in der

Initiale G (Abb. 4) noch die herrliche Drehung der alten Bewegungsebenen vor Augen führen kann. Hier sehen wir besonders deutlich die Wendung der Ebene zur Bildfläche in dem oberen wie unteren Ende des Buchstabenabschlusses, und wir haben hier vielleicht eine der formvollendetsten Ausbildungen jenes Ebenen-Drehungsschemas vor uns, wie es sich in den Fischornamentinitialen vorgebildet hatte. Das Ausrollen und Zur-Erscheinung-Bringen des Bewegungsstromes ist prächtig. Wie



Abb. 4. Initiale G aus demselben Evangelienbuche.

langsam erschläft erst in der bemerkenswerten Komposition die Kraftfülle. Von solchen Dingen dürfen wir wohl in dem Durrwer Evangeliar nichts verlangen, aber dennoch ist es in seiner Art nicht ärmer an Offenbarungen. Wenn wir den Unterschied auf den ersten Augenblick beschreiben sollen, so müssen wir zugeben, daß die Phantasieentwicklung zurückgegangen ist, ebenso wie eine zeichnerische exakte Formengebung einen akademisch starren Eindruck macht, aber die Linienführung ist auch bedeutend energischer in der großzügigen Ausführung der zweitrangigen Bewegungsfiguren. Ein sehr lehrreiches Beispiel für diese Tatsache bildet Blatt 174 verso. Die feinsinnigen Bewegungsverkleinerungen und Abarten, welche das „Book of Kells“ in allen Möglichkeiten durchgeführt hatte, sind vielfach verlorengegangen. In großen Zügen formen sich flächige Bewegungskörper, die mit allen Formen der alten Bewegungscharakteristiken ausgestattet sind. Der Bewegungsauslauf des Kopfes wie der des Körperendes jener Bewegungsfiguren geben in vollster Übereinstimmung mit den seit dem 5. Jahrhundert üblichen Vorstellungen einerseits das nachlassende, andererseits das kraftvolle Bewegungsende. Während das Energieende die Bewegung weiterleitet, so zerstreut sie das andere. An den Drehstellen des Körpers setzen beinartige Weiterführungen der Bewegungskräfte an. Hierbei ist die Form dieser enge verbundenen, zusammengeflochtenen, im Raume scheinbar selbständig gewordenen, zweitrangigen Bewegungskräfte voll auf von der struktiven Grundform, in welcher sie liegen, abhängig. Die ganze Gestalt ihrer Erscheinung erscheint von dem Wesen jenes Grundkörpers gebildet. Ist zum Beispiel der Stoß der seitlich aufwärtstrebenden Grundbauformen voll Energie, so nehmen dort die Innenkörper bei der Kräfteführung eine gedrängte und gespannte Gestalt an; jedoch das darüber und darunter querliegende freie gleitende Motiv enthält eine weiche, schlangentartig fließende Abhängigkeitsbewegung, die dann ein Wogen in die Breite wie eine Welle erscheinen läßt; diejenigen aufbauenden Flächen, welche aber wieder zu oberst wie zu unterst ansetzen, enthalten eine gewisse senkrechte Spannung, welche natürlich auch in dem steileren Steigen der Bewegungsfiguren darinnen ganz prachtvoll aufgezeigt wird. Selbstverständlich muß aber die große Innenfigur in Kreisform auch entsprechend solche das runde Bewegungswesen charakterisierende Sekundärmotive enthalten. Wir erkennen so fortwährend, wie strenge gerade in dieser Handschrift alle jene Bewegungsbeobachtungen verfolgt worden sind. Da solche Dinge hier so folgerichtig durchgedacht sind, so mögen wir auch an ihnen den Unterschied zwischen den Bewegungsgestalten mit den verschieden sich entwickelnden Bewegungsschlüssen des Kopf- oder Schwanzendes einerseits und einem die gleichmäßige Kräfteverteilung ausdrückenden bandartigen Bewegungsschema andererseits beobachten, welche am stärksten aus den vielen Zwischen- und Abarten solcher abhängiger Kräftevorstellungen hervortreten. Eine Eigenart des Evangeliares mag auch Beachtung verdienen, da sie kein nebenfächliches Wesen ist. Es sieht nämlich im ersten Augenblicke oft so aus, als hätten wir stellenweise Versatzstücke von struktiven Körpern vor uns irgendwo eingesetzt, doch ist in Wirklichkeit, wie zum Beispiel Seite 117 zeigt, mit runden wie edigen Details nichts anderes gemeint als Kräftebetonungen an bestimmten Stellen.

In der modernen Bewegungsmalerei wird dies viel einfacher durch Schattierung oder farbige Flächenstücke in bestimmter, einer Energie angepaßten Form vor Augen gebracht. Hier aber treten dann die üblichen Bewegungsverstärkungen durch die Innenkräfte, welche dies näher erklären, dafür ein. Wir stoßen hier also in dem Evangeliare fortwährend auf Erscheinungen, die ein neuartiges Betonen einer Bewegungsfläche (Abb. 5) beweisen, wobei die zweitrangigen Bewegungskörper gewiß auch in diese Wandlung hereingezogen werden. Einen viel deutlicheren Fingerzeig in dieser Richtung vermag aber das berühmte Lindisfarner Evangeliar zu bieten. Hier herrscht die aufbauende Bewegungsform ganz allmächtig vor und nimmt mit ihrer Fläche alle Gedanken der Sekundärelemente durchführend auf. Letztere werden oft deutlich genug auf die Innenfüllung beschränkt, aber gleichzeitig bilden sie sich selbst einzeln noch viel höher aus, und wir haben hier schon eine Vorahnung von jener Gestaltungskraft in dieser Beziehung, wie sie das Osberg-

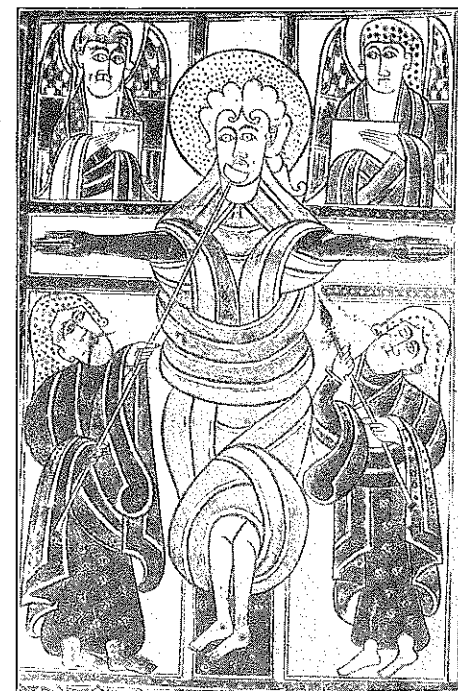


Abb. 5. Kreuzigung im großflächigen Bewegungsgefülle der späteren Entwicklung.

schiff mit seinen Fundgegenständen hervorzuberte. Die Verantwortlichkeit des struktiven Teiles ist auffallend hervorgebracht, und es treten als zweite Neuerung auch schon farbige Bewegungsflächen als zweites gleichwertiges Element neben dem sekundären Bewegungskörper hervor. Gerade in einem solchen Zustande drängt sich uns eine Erkenntnis auf. Demnach sind die scheinbaren Verkörperungen der Bewegungsströmungen, welche die sogenannten „Bewegungstiere“ sekundärer Art entstehen ließen, keine irgendwelche Verkörperungsbestrebungen, sondern es handelt sich bei Ausgestaltung solcher Formen bereits um das Eindringen räumlicher Richtungsbetonungen und gleichartiger, nie selbständig empfundener, in Flächen verwandelter Teilmassen des Ganzen, die von den struktiven Vorstellungen mitgeschleift und mitgeformt werden. Je mehr die Verkomplizierung eines Zustandes, wie es das Book of Kells zeigt, aufhören mußte, um so einfacher und großzügiger tritt die fließende Fläche hervor und beginnt etwas zu stagnieren. Wir sehen hier schon das System sich verändernd und in andere Gedanken übergehend. So zeigt sich als Ersatz für das Bewegungsströmen sofort das Punktereiensystem, welches die Bewegungsideen aufnimmt und ihre Gedanken in anderer Form zum Ausdruck bringt. Die Punktbewegungen sind hier ganz anderer Art, wie diejenigen, die Form begleitenden der spätantiken Übergangszeit, da sie einerseits oft eine lockere Auflösung der sekundären Bewegungsfiguren wiedergeben, oder zweitens ebenso häufig wesensgleich mit den Bewegungsflecken angenommen werden. Sie sind also ein Boden in Bewegungsform, in dem sich die bewegte Struktivgestalt lagert. So saugt allmählich der Gedanke der Bewegungsfläche zusammen mit dem aufbauenden Wesen die Begriffe der zweitrangigen Bewegungselemente auf, und damit können wir weiterhin zur karolingischen Stilentwicklung hinüberkommen. Es werden in dem Lindisfarner Evangeliar oft schon ganz deutlich die zweitrangigen Rosen der Bewegungsfonzentrationen, wie sie so überreich ein Book of Kells gestalten konnten, nur mehr durch ein Spiel von bauenden Gedanken und da-

zwischenliegenden Bewegungsflecken ersetzt. So mußte auch für die Darstellung der menschlichen Person eine auffallende Veränderung in diesem Sinne vor sich gehen, da das Wesen der Bewegungsflächen und -flecken an ihr, wie zum Beispiel die Abb. bei Zimmermann Bd. 3, Tafel 245a zeigt, alle Folgerungen zieht. Der Körper wird einfach in ein Kompositionsmotiv solcher Art zerlegt. Viel vollendetere Beispiele mag uns vielleicht der Cambridger Psalter (Zimmermann Bd. 3, Tafel 213 oder 205), ferner die Gestaltungen des MacRegol-Evangeliars zu Oxford erweisen, und wir sehen an diesen Formen den gewaltigen Unterschied zu den Figuren des Book of Kells, welche aus Bewegungsfiguren und Bewegungsmassen bestanden, während hier alles in die Bewegungsfläche aufgelöst werden kann. Selbstverständlich bringt dieser Darstellungsgedanke auch in den Schriftkörper selbst über. Nun kann sich, von diesem Stadium ausgehend, für die Zukunft die Entwicklung spalten: Entweder wird ein zeitweiliger Flächenbewegungsstil daraus, oder es vereinigt sich die Bewegungsfläche mit der räumlichen Bewegung der bauenden Grundformen, so daß dann jenes Kunstwollen folgert, welches die sogenannte Abagruppe am trefflichsten zur Entfaltung bringt. Eine prächtige Übergangsstufe erklärt uns das Echternacher Evangeliar, und hier wäre mit einer Untersuchung der karolingischen Malerei am leichtesten einzusetzen. Interessant ist nun das Verhalten der alten Sekundärbewegungskörper zu solchen Gedanken. Da sehen wir mehrere Erscheinungen nebeneinander laufen, je nach der Willensstärke der anderen Momente. Das natürlichste ist, daß sie wie der Cod. aureus in Stockholm beweist, von den Bewegungsflecken und den struktiven Führungen durchsetzt werden, aber dann ist wohl allmählich ihre Auflösung in ein zitterndes spinnebartiges Atmosphärenspiel vor sich gegangen. Ist dies gewiß der normale Weg ihres Entschwindens, so halten sich ihre Ideen in anderen Fällen oft noch sehr lange, und sie können, wie die Schmuckformen des Diebergesschiffes, beweisen, ebenso vollräumlich ausgebaut werden wie die erstarrigen Kräfte-Ideen. Sie verlieren aber auch in solchen Kunstkreisen allmählich ihre mit den übergeordneten Vorstellungen mitfühlende Bedeutung und sinken in der sogenannten Wikinger-Schmuckplastik zu eleganten Füllmotiven herab. Das Eutbercht-Evangeliar kann als einfache malerische Parallele gelten. Es wirken gerade in dieser Handschrift die älteren Willensvorstellungen mit herein, so daß wir bloß eine merkwürdige Vorstufe uns vor Augen halten. Die Ausgestaltung der Sekundärbewegungskörper zu phantastischen Tierfiguren, welche mit neuartigem Wesen behaftet sind, vollzieht sich aber erst in späteren Jahrzehnten, und sie sind vielleicht die originellsten Überreste aus dem Vorstellungskreise der Vorkarolingerzeit geblieben.

So lernen wir in dem wesentlich gleichartigen Formenmateriale der vorkarolingischen Buchmalerei ein Hinübergleiten zu anderen künstlerischen Aufgaben sehen. Es mögen sich dabei manche Abarten verzweigen, doch läßt sich ziemlich sicher eine gewisse Haupttrichtung durchlaufend erkennen, die auf den struktiven Flächenbau von neuen Gedanken losgeht. All die vielen Nebenerscheinungen können auf diese Weise mit ihren feinsten Regungen zu dem Gesamtvollen in Einklang gebracht werden.

„Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebenfalls von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich.“

Gustav Freytag

Vorzeit im Brauchtum

Herbstfeuer und Laternenumgang.

Von Hans H. Reinsch.

Sobald im Herbst die letzten Erntegarben in die Scheuern gebracht sind, sobald die Mariensäden und der Altwiebersommer über das Land dahinzieht, hat der Landmann nach sauren Wochen die Ertragnisse seiner Arbeit sichergestellt. In dieser Zeit zwischen Sommer und Herbst haben die Germanen ihre Herbstversammlungen abgehalten und über alles das, was an Streitfällen aufgetaucht war, zu Gericht gesessen. Die Streitigkeiten wurden beigelegt, und dann folgten Schmaus und Gelage, Lust und Frohsinn. Den Erntegotttheiten wurden Opfer gebracht, auf den Bergen aber Freudenfeuer angezündet, die man mit Fackeln umtanzte.

In Norddeutschland werden ebenfalls Feuer angezündet und Laternen umhergetragen. Das geschieht besonders zu Michaelis oder am Martinsabend. Beginnt die Dämmerung, so ziehen die Kinder mit Stocklaternen durch die Straßen. Das wird in den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen unter Absingen sogenannter Laternenlieder geübt. Ein solches Laternenlied lautet:

„Sonne, Mond und Sterne, ich geh mit
meiner Laterne,
Meine Laterne ist hübsch und fein, darum
gehe ich ganz allein.
Laue, laue, litt, litt, en oll Mann, de
sitt un litt,
Mit dem blanken Hammer, in de dустre
Kammer.
Hier liegt en Appel und dor liegt en Beer,
dor kamt se all her,
Mitt vullen Gewehr, mit vullen Geschrei,
Fuchhanerei!
Laterne, Laterne leuchtet in der Ferne,
Brenn' auf mein Licht, brenn' auf mein
Licht,
Doch bloß die schöne Laterne nicht;
Meine Laterne ist so fein, darum trag ich
sie ganz allein.

De Bäcker de bakt de Semmeln so lütt,
De Krämer, de gifft to wenig in die Tüt!
Fuchhanderei!

Olsch mit de Licht, de de Lüüd betrügt,
De de Eier halt un se nich betalt.

Hamburg, Lübeck, Bremen, die solln sie uns
nich nehmen;
Brenn' auf mein Licht, brenn' auf mein
Licht,

Verlöscht mir die Laterne nicht!“

Dieses Laternenlied erinnert an die Gerichtssitzungen zur Erledigung von Streitigkeiten, an die schwindende Sonne, deren Kraft mehr und mehr erlischt und um deren Wiederkommen man bangt (Verlöscht mir die Laterne nicht!).

Am 17. September, dem Lambertustage, wird in Münster und Umgebung bis tief in die Nacht auf allen Straßen von Kindern und Erwachsenen um brennende Lichter oder Pyramiden von Laub mit aufgesteckten Lichtern getanzt. Dabei werden Lambertuslieder gesungen, wie z. B. das folgende:

„Lambertus soll kläuen,
He het uns so laim,
We dot nich will lauwen.
Dat is 'n rechten Slaif (Tölpel).“
Ein anderes lautet:
„Van Mowend is Suint Lammerts-Mowend
Köff min Moor en Häring,
Min Baar en Stiid,
Min Moor en Stiid,
De Kinder frigt den Röggeleed (Nogen).“

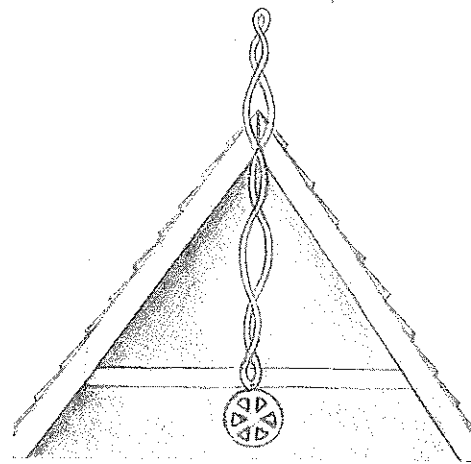
Herbstfeuer werden hauptsächlich am Michaelistage, dem 29. September, entfacht. Das geschieht hauptsächlich im Gebiet der Eifel und der Mosel. Die jungen Burschen eilen mit Kien- und Pechfackeln auf die Berge, umwinden ein großes Rad mit Stroh, entzünden das Stroh und lassen das Rad zu Tal rollen. Die jungen Burschen eilen mit brennenden Fackeln hinter dem Rade her, und es ist eine unglückliche Vorbedeutung, wenn die Fackel erlischt. Im Bezirk von Trier, besonders in Prüm, sammeln die Kinder Holz und ziehen mit brennenden Besen durch die Straßen. Auch in Süddeutschland finden Michaelisfeuer statt. Hier wandert man mit Strohbindeln, die an langen Stangen befestigt sind und angezündet wurden, auf die Berge, um dort die Höhenfeuer zu entfachen.

Das Entzünden der Herbstbergfeuer bezieht sich ebenfalls auf die schwindende Sonne, die man wieder zu entzünden versuchen wollte. Doch ihr Lauf fällt, sie „verschwindet unter der Erde“, wie man im

hohen Norden glaubte, „wandert in die Unterwelt“, und so läßt man die brennenden Räder talwärts rollen, um dies wiederum symbolisch anzudeuten. So sind Herbstfeuer und Laternenumgang alte germanische Naturfeste, die Vorgänge der Natur symbolisch darstellen.

Der Gec in Lettland. Ein wichtiger kleiner Beitrag zu dem Aufsatz von Dr. Büch, Essen, „Der Gec“, „Germanien“, 1935, S. 229, ging uns aus Lettland zu. Damit wird einerseits bewiesen, daß unsere Zeitschrift auch in jenem Land Leser hat, die für im Volkstum lebendig gebliebene Vorzeit aufgeschlossen sind, zum andern fügt es den von Dr. Büch für den „Gec“ festgestellten Landschaften (Westfalen, Thüringen und Hessen) eben die lettländische hinzu. Es handelt sich um eine an zwei Stellen in Lettgallen angetroffene Giebelzier, wie sie die Abbildung zeigt. Der Ansatz des Gecs ist hier nicht zwischen dem oberen Ende des Giebelbalkens, sondern in der Mitte des Giebelstübes selbst, so daß der Gec vorm Giebeldreieck herläuft, ehe er oben aufragt.

Die Drehung ist hier nicht in einer



Richtung ausgeführt, sondern „die beiden Schlangen“ winden sich gegeneinander. Als weiteres Sinnbild trägt der Gecstuhl das sechspeichige Sonnenrad und stützt damit die Annahme von Dr. Büch, daß der Giebel eine Stätte der Gottesverehrung gewesen sei. Das sechspeichige Rad hängt in Fortsetzung des gedrehten Gecs vor der Giebelwand.



Heimatschutz

Von Dr. Fritz Werner

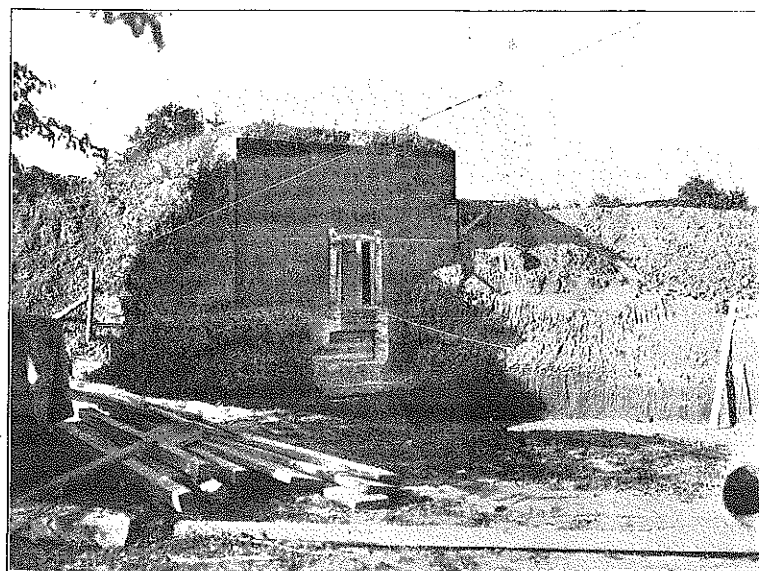


Bild 1

„Aha, bombensicherer Unterstand“ — werden die alten Feldsoldaten bei diesem Bild denken. Leider stellt es aber etwas ganzlich anderes dar, nämlich die allerneueste Versündigung an einem Fürstengrab der ausgehenden Hallstattzeit.

Dieser Riesengrabhügel, einer der bedeutendsten in Südwest-Deutschland, fällt schon durch seine ganz bevorzugte Lage auf. Er trönt eine Anhöhe, von der man bei einigermaßen sichtigem Wetter nach allen Himmelsrichtungen 60 km in die Runde blickt. Die unmittelbare Nachbarschaft bilden uralte heilige Stätten. Der Hügel selbst barg einen Fürsten samt seinem Wagen mit Gespann. An den ungewöhnlich reichen, edlen Bei-

gaben begeistert sich heute jeder Besucher der nahen Altortümersammlung.

Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts also bot der künstlich aufgeführte, 60 m im Durchmesser haltende und 7—8 m hohe Hügel einen eindrucksvollen Anblick. Da benötigte die angrenzende Stadt einen neuen Hochbehälter für ihre Wasserversorgung. Trotzdem der Höhenrücken auf mehrere hundert Meter genau dieselbe Meereshöhe aufweist, wurde im Jahr 1877 ausgerechnet in dieses ragende Geschichtsdenkmal der Wasserbehälter eingebaut. Eine im Jahr 1926 nötige Erweiterung der Wasserversorgung brachte der ehrwürdigen Stätte nochmalige Verstümmelung.

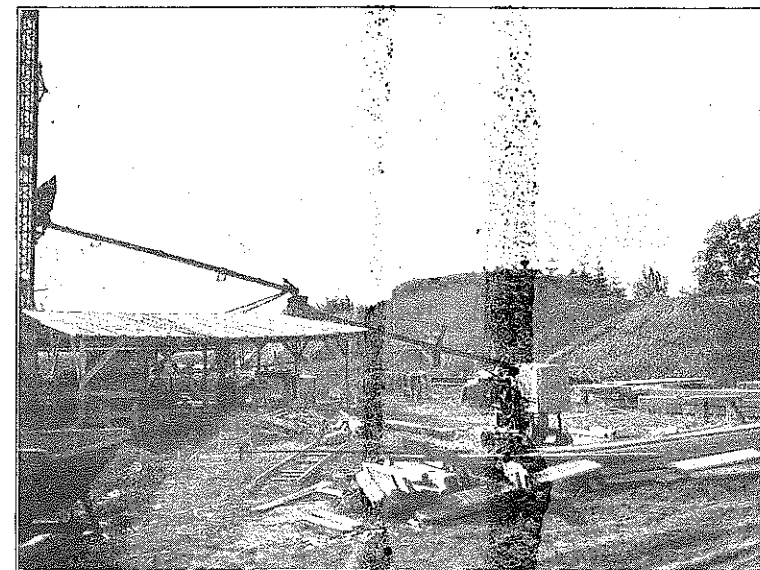


Bild 2

Den letzten Streich gegen den Zeugen einer großen Zeit führt nun das Jahr 1935. In Anlehnung an den Hochbehälter entsteht ein gewaltiger Wasserturm, der mit seinem Fuß in den Grabhügel einschneidet. Bild 2 zeigt die Vorbereitung zu dieser letzten Gewalttat. Der linke Bildrand läßt eben noch den Gieberturm erkennen. Mit seiner Hilfe

wird sich in den nächsten Wochen ein Beton-Werk erheben, unter dessen Wucht das mißhandelte Vorgeschichtsmal vollends erdrückt wird.

Wer aber anderwärts in solchen Fragen mitzureden hat, möge fernerhin seine Stimme erheben gegen ähnliche Zerstörung unseres Ahnenerbes.

Der alte falsche Blick. Die „Berliner Börsenzeitung“ vom 16. 10. 1934 bringt folgende Nachricht:

„Am Brunhildisstuhl bei Bad Dürkheim in der Rheinpfalz, einer gewaltigen Felswand, die einst germanisches Sonnenheiligtum war, sind durch den Direktor des Historischen Museums in Speyer, Dr. F. Sprater, Ausgrabungen unternommen worden, die eine Schilderung Tacitus' bestätigten. In der Römerzeit diente die Felswand als Steinbruch; an den bisher

freigelegten, bis zu 15 Meter hohen Sandsteinwänden ist die römische Bearbeitung deutlich zu erkennen. Zahlreiche Schrotgräben wurden freigelegt, die zum Absprengen der Quadern dienten. Aus Inschriften geht hervor, daß Germanen, die in der römischen 22. Mainzer Legion dienten, in dem Steinbruch arbeiteten, der fast 300 Jahre bis in die konstantinische Zeit in Betrieb war und als das größte Werk römischer Industrie auf deutschem Boden anzusehen ist. Diese Germanen haben auch

an den hier abgehaltenen Kulthandlungen teilgenommen; man fand Sonnenräder, Sonnenpferde, den Raben Odins, ein dreischenkliges Patenkreuz und andere Symbole vorzüglich erhalten in den Fels eingegraben. Eine in die Felswand eingemeißelte etwa 40 Zentimeter hohe Figur eines germanischen Speertänzers bestätigt die Angaben Tacitus', der in seinen „Annalen“ erzählt, daß die Germanen bei kultischen Handlungen Speertänze aufgeführt haben. Diese um 250 n. Chr. geschaffene Felszeichnung stellt den Germanen in zierlichem Tanzschritt schreitend und in den hochgehobenen Händen Speere schwingend dar. Eine zweite männliche Figur, die nach Art eines Fahnenträgers ein langes Ge-

rät vor sich hält, bedarf noch der Erklärung. Für die Altertumswissenschaft, besonders für die Kenntnis germanischer Kultsymbole und Gebräuche, sind die Ausgrabungen von größter Bedeutung. In einer Schutzhütte an der Ausgrabungsstätte sind Gipsabgüsse der Felszeichnungen aufgestellt. Damit hat der Brunhildisstuhl, der seiner prächtigen Aussicht wegen viel besucht wird, einen neuen Anziehungspunkt erhalten.“

Der Bericht sagt also selbst ganz eindeutig, daß die kulturgeschichtlich wichtigen Funde ausschließlich dem germanischen Bereich entstammen. Und was steht fettgedruckt als Überschrift über dem Bericht? — „Wichtige römische Ausgrabungen bei Bad Dürkheim.“

Die Bücherwaage

Durch Wilhelm Gellert, **Die Hermannsschlacht und das Hilbesheimer Land** (Nordwestdeutscher Verlag Wilh. Gellert, Hilbesheim 1935) ist das Schrifttum über die Schlacht im Teutoburger Walde um eine weitere Abhandlung vermehrt worden, die leider nichts Neues bringt. Die Entscheidung über die Drillichkeit der Schlacht liegt in dem Sake Schuchhardts: „Wer die Teutoburg hat, hat auch den saltus Teutoburgensis, der nur nach ihr benannt sein kann, und damit auch das Schlachtfeld.“

Der Satz, den Gellert herausstellt, daß „Befreiungskämpfe immer im Lande des unterdrückten Volkes stattgefunden haben und auch heute noch stattfinden“, ist nur sehr bedingt richtig. Selten wird die Befreiung endgültig sein, wenn der Bedrückte nicht niedergedrungen wird, was zumeist nur in seinem Lande möglich ist. Die Cherusker waren doch nur einer der Germanenstämme, die unter Hermanns Führung ihre Freiheit vor dem Römerjoch schützten.

Daß Teile des Hilbesheimer Silberfundes aus dem 2. und 3. Jahrhundert stammen, ist von den Sachverständigen allgemein anerkannt. Ihn als Tafelsilber des Varus zu bezeichnen, war nur bei der Auffassung möglich, daß vor der Bekehrung zum römischen Christentum die Häuptlinge der in Germanien wohnenden Wilden mit der fünfzinkigen Gabel von der Erde (fr) aßen, das Gerät also nur einem edlen Römer gehört haben konnte.

Die Bezeichnung „Teutoburger Wald“

für den Bergwald um die Teutoburg stammt weder vom Fürstbischhof Frhr. v. Fürstenberg noch von Dr. Klüber, sie ist schon vor 1631 in Gebrauch. Wir haben sogar Berechtigung zu der Annahme, daß sie bereits im 2. Jahrhundert auf der Karte des griechischen Geographen Ptolemäus verzeichnet war, die Fürstenberg bei seinen langjährigen Studien in der Vatikanischen Bücherei zur Verfügung stand.

Die Überlieferung von der Drillichkeit der Hermannsschlacht steht einwandfrei und gesichert da. Sie kann durch zahllose Schriften, von denen jede sie an eine andere Stelle zu verlegen versucht, nicht widerlegt werden. Fr.

Alfred Rosenberg, **Der Mann und sein Werk** von F. Th. Hart. 2. Aufl. Kart. 1,40 RM., Bnd. 2,40 RM. München 1935, Lehmanns Verlag.

Die Schrift von Hart erfüllt in ausgezeichnete Weise ihre Aufgabe, kurz einzuführen in das Lebenswerk Rosenbergs, des Wächters der nationalsozialistischen Weltanschauung. Sie schildert den Lebensgang Rosenbergs, gibt eine knappe Übersicht über die Grundgedanken des „Mythos des 20. Jahrhunderts“ und die meisten anderen Werke Rosenbergs. Schließlich bringt sie Aussprüche Rosenbergs in systematischer Anordnung, einen wichtigen Aufsatz aus dem Völkischen Beobachter und die großen Vorträge „Krisis und Neubeginn Europas“ (gehalten 1932 in Rom) und „Europa, der Norden und Deutschland“ (Ansprache in Lübeck 1935). D. H.

Zeitschriftenchau

Kultur und Technik

J. Werner, **Eine burgundische Siedlung bei Schneeberg, Kr. Beeskow-Storkow**, „Mannus“, 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1935. Verlag Rastbach, Leipzig. Bei Schneeberg fand sich ein eigentümlicher Steinbau, der bei der Ausgrabung als Backofen erkannt wurde. Ein sehr hartes, etwa sohlenförmiges Pflaster von 3 m Länge und bis zu 1 m Breite war von einer niedrigen Mauer aus Steinen und Lehm umgeben. An einer Schmalseite war die Mauer unterbrochen; hier fanden sich Gefäßreste. Nahe dieser westlichen Öffnung waren Brandspuren, in der Mitte des Pflasters eine etwa kreisförmige Lage von kleineren Feldsteinen. Der östliche Teil der Anlage war gestört. Das Ganze war mit einer Schicht Lehmbrocken bedeckt. An der südlichen Längsseite und an beiden Schmalseiten waren Pfostenlöcher. Für den einstigen Oberbau sind keine Anhaltspunkte erhalten. Die Töpferware und weitere Siedlungsspuren in der nahen Umgebung erweisen das Ganze als eine burgundische Siedlung der späten Kaiserzeit. / Franz Krüger, **Eine frühmittelalterliche Wassermühle in Bardowick**. Ebenda. Bei den Ausschachtungsarbeiten zwecks Anlage einer Staustufe in der Almenau kamen am Südende von Bardowick die Reste einer in der Geschichte der Stadt nicht bekannten Wassermühle zutage. Töpfreste, Waffen und andere Funde deuten darauf hin, daß die Mühle mindestens schon im 10. Jahrhundert bestanden haben muß. Vermutlich ist sie nach der Zerstörung der Stadt durch Heinrich den Löwen zugrunde gegangen. Besonders wichtig ist, daß der Befund wertvolle Schlüsse auf den Bau der Mühle zuläßt. Er entspricht im Ganzen durchaus der Anlage der kleineren Wassermühlen, die noch heute im Gebrauch sind. / Waldemar Heym, **Ein Bauernhaus aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts im Deutschen Ordensland**. Ebenda. Im Gegensatz zu dem fast quadratischen Grundriß des schon bekannten Hauses von Rehlfeld, Kreis Stuhm, ist das neu aufgedeckte Bauernhaus von Al.-Budisch, Kreis Stuhm, länglich rechteckig mit einer Ausbuchtung am Ende der einen Längsseite, in der sich der tischartige Herd befindet. An der benachbarten

Schmalwand hat sich offenbar eine Bank oder dergleichen befunden. Der Boden ist 0,90 m eingetieft und mit sauberem Steinpflaster bedeckt, die Wände sind aus Lehm aufgeführt. Pfostenreihen begleiten die Eingangsstufen an der einen Schmalseite, in deren Nähe sich ein Keller befindet. Insbesondere die Töpferware zeigt eine eigentümliche Mischung aus westdeutschen und altpreussischen Kulturformen. Die Geschichte des Ortes läßt altpreussische Bewohner erwarten, der Bau des Hauses und des Herdes wiederum deutet auf deutsche Herkunft. So ist dieses Grabungsergebnis nicht nur besonders fesselnd als Zeugnis der frühen Durchdringung deutschen und preussischen Geistes, sondern auch außerordentlich lehrreich für die Beurteilung solcher Grabungen überhaupt.

Dom Ursprung und Werden der Rassen und Kulturen

Lothar F. Zoh, **Zur Frage der Altersstellung mitrolithischer Feuersteinkulturen**. Ebenda. Geschlagene Feuersteingeräte, sowohl feiner wie grober Art, werden, sofern sie als Oberflächenfunde auftreten, in der Regel als mittelsteinzeitlich angesehen. Sie scheinen jedoch zum Teil erheblich länger fortgelebt zu haben. Galten bisher die Dünenkulturen im östlichen Mitteleuropa als gestiebt mittelsteinzeitlich, so sind neuerdings auf schlesischen Inlanddünen diese Feuersteingeräte zusammen mit schnur- und kammeramischen Scherben gefunden worden. Besonders wichtig ist ein Gerät, das in Schlagtechnik aus einem geschliffenen Beil der frühesten Jungsteinzeit gefertigt ist. Ob es sich hierbei um die Weiterentwicklung eines zerbrochenen Feuersteinbeiles handelt, oder ob diese Kultur noch ganz in der Schlagtechnik lebte und auch die dorthin gelangenden geschliffenen Beile in die gewohnten Formen zugschlug, muß noch offenbleiben. Wahrscheinlicher ist das erste. Übrigens sind auch angeschliffene Stücke unter den geschlagenen Geräten nicht ganz selten. Jedenfalls ergibt sich, daß das Tarboisfien in den nordöstlichen Kulturen bis in die Jungsteinzeit fortlebt und, sobald diese in Verbindung mit unseren jungsteinzeitlichen

Kulturen kommen, sich wieder deutlich merkbar macht. / Liebetraut Roethert, **Neue Fundplätze des Elster-Tardenoisien in Ostdeutschland**. Ebenda. Hielt man ursprünglich das Tardenoisien in seiner Gesamtheit für durchaus einheitlich, so haben sich auch hier bei eingehender Durchforschung ganz bestimmte Kulturprovinzen herausgearbeitet. Die Arbeit behandelt neue ostdeutsche Fundplätze. Eine geologische Einführung von E. Dobrindt über das Fundgebiet, das Tal der nördlichen Faulen Odra im Kreise Bomst, ist eingefügt. Der Fundplatz Redentwalde ergab ein frühes, noch zahlreich größere Geräte führendes Tardenoisien. Bedeutungs-voll sind deutliche Aurignacbeziehungen, wie sie bereits auf polnischen Fundplätzen der gleichen Stufe beobachtet wurden. Die Funde des benachbarten Chwalim waren vorwiegend Kleingerät. Die Gerätformen beider Fundplätze liefern wichtige Erkenntnisse für die Gliederung des östlichen Tardenoisien.

Forschungsberichte

A. Stieren, **Bericht des Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodentaler-tümer der Provinz Westfalen**. Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Rabinowitsch, Leipzig. 11. Jahrgang, Heft 1, 1935. Die stark vermehrte Grabungs- und Forschungstätigkeit hat Funde aus allen Zeitstufen erbracht. Besonders beachtenswert eine Reihe von bronzezeitlichen Kreisgrabenfriedhöfen; aus der vorchristlichen Eisenzeit wurden mehrere Wallburgen untersucht und inzwischen gegen hundert Eisenverhüttungsplätze festgestellt, bei denen z. T. der Aufbau der Schmelzöfen noch erkannt werden konnte. / W. Gaerte, **Tätigkeitsbericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Preussischen Museums in Königsberg i. Pr.** Ebenda. Heft 2, 1935. Der kurze Bericht stellt die ebenfalls zahlreichen Funde aus allen Zeitstufen zusammen. Einzigartig ist ein Schädel aus dem Moor bei Bergfriede, Kreis Allenstein, der als bronze- oder frühbronzezeitlich bestimmt werden konnte. / W. La Baume, **Museumstätigkeit**

und staatliche Denkmalpflege 1933 und 1934 im Gebiet der Freien Stadt Danzig. Ebenda. Heft 3, 1935. Der Bericht führt lebhafteste Klage über die gänzlich unzulängliche Unterbringung des Museums, so daß aus Raum-mangel eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Aufstellung der Funde unmöglich ist. Neue Funde der spät-schnurkeramischen Küstenskultur (Rut-zauer Kultur) ergeben, daß diese Kultur an den ganzen Küsten der Danziger Bucht, sowie des Frischen und Kurischen Hafens verbreitet gewesen ist. Aus der späten Bronzezeit konnten bisher wenig bekannte Siedlungsfunde geborgen werden. Bei Oberhölle wurde ein großer frühmittelalterlicher Friedhof festgestellt. Für die Landesauf-nahme sind wichtige Arbeiten bereits vollendet, andere in Angriff genommen.

Frühgeschichtliches

Ludwig Schmidt, **Die letzten Go-ten**. Forschungen und Fortschritte. 11. Jahr-gang, Nr. 22, 1935. Eine geschichtliche Dar-stellung der Schicksale der letzten Goten, die erheblich von den bekannten dichter-ischen Gestaltungen abweicht. / Alexander Schenk Graf von Stauffen-berg, **Die Germanen im römischen Reich**. Die Welt als Geschichte. Verlag W. Kohl-hammer, Stuttgart. 1. Jahrgang, Heft 1, 1935. Der Aufsatz behandelt Stellung und Geschick der germanischen Stämme inner-halb des römischen Reiches, das Vordringen und die Bedeutung der Germanen in Meer und Verwaltung und schließlich die Son-derentwicklung im oströmischen Reich, die einer „antigermanischen Revolution“ gleich-kam. / Die neue Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“, von der jetzt drei Folgen vor-liegen, bringt außerdem als beachtlich für den Vorgeschichtler: Hans Weinert, **Anthropologie und Geschichtsforschung** (Heft 1), unter besonderer Berücksichtigung solcher Punkte, über die besondere Un-kenntnis oder irrige Vorstellung herrscht. Sodann Oswald Spengler, **Zur Weltgeschichte des 2. Jahrtausends**, in meh-teren Folgen. Hertha Schimmel.

Augen. Er wies eingangs darauf hin, daß gerade diese Frage, für die Vorgeschichte unseres Volkes im Raume zwischen Weser, Rhein und Maas, von höchster Bedeutung sei.

Allerdings ist es nicht möglich diesen Ge-schichtsüberblick aus Urkunden einfach ab-zulesen, sondern erst durch das Zusam-menwirken verschiedener Wissenschaften, so: Bodenkunde, Sprachwissenschaft, kritische Philologie und nicht zuletzt der Rassenkunde ist es möglich, ein greifbares, wissenschaft-liches Bild aufzurollen. An Hand einer Fluß- und Gebirgskarte zeigte Dr. Schuh-macher, welche Raumbewegung von Stäm-men, Kulturreisen oder Völkerschaften bis-her wissenschaftlich erfaßt wurden. Der Be-ginn dieser Wanderung der Germanen bis zur Lippe und Ruhr schwankt zwischen 1150 und 800 v. Chr. Ein Zeichen, wie sehr es noch der Nachforschung bedarf. Die von Professor Stampfuß angegebene Zahl 1000 v. Chr. hat aber immer mehr an Be-weismöglichkeit gewonnen. Die Wanderung dehnte sich allmählich bis zum Niederrhein, Holland Belgien aus. Die „Harpstedter Raubhöfe“, nach dem ersten Fundort im Hannoverschen benannt, sind wichtige Zeu-gen dieser Wanderung. Das Hügelgräber-feld bei Diersfordt ist ein weiterer Beleg. Das Bild der räumlichen Zusammengehö-rigkeit ergänzte der Redner durch vorsichtige Heranziehung antiker Schriftstellen und im Hinblick auf die bezugten germanischen und keltischen Wanderungen durch strate-gische Betrachtungen über die Bedeutung der mittel- und westdeutschen Ringwallset-ten. Rätselfragen um die rassisch-völkische Zugehörigkeit etwa der Urnenfelderleute und der „Mehrener“ wurden mit Vorsicht behandelt, während andererseits Hinweise auf gewisse heute noch auffallende rassische Rückzugsgebiete“ (beiderseits des Mittelrhei-nes) Lösungsversuche gaben.

Die Hörer gewannen ein lebendiges Bild von der frühen germanischen Ausbreitung über Niederrhein und Maas, die bei Cäsar einen späten Zeugen findet, von der Hart-näckigkeit, mit der das mitteldeutsche Ge-birgsgebiet und die „Wasserschneide“ des Siegerlandes zwischen 700 und 300 v. Chr. von Germanen und Kelten umstritten wur-den, und besonders von dem weltgeschicht-lichen entscheidenden Durchbruch der nord-rassisch gebliebenen Germanen (Main-sweben) auf die Oberrheinische Tiefebene. So schloß der Vortrag mit dem Zusammen-stoß zwischen Cäsar und Ariovist, der — trotz Ariovists Niederlage — die Germanen nicht mehr vom linken Rheinufer vertreiben ben konnte, wenn es auch den Römern durch geschickte oder hinterlistige Schach-züge noch gelang, die Gruppe der „link-rheinischen Germanen“ (vor allen in Bel-gien) entscheidend zu schwächen. An der nachweisbaren Entordnung der Kelten und dem ruhmlosen Ausgang ihrer Geschichte zeigte der Redner den Wert der germani-schen Rassenforschung im Heimatraum.

Eine vorläufige Skizze dieser verglichen-den Studien und ihrer Ergebnisse in raum- und rassengeschichtlicher Gesamtschau, die in niederrheinischen Fachkreisen Aufsehen erregten, veröffentlichte Dr. Schuhmacher in der Nr. 354 der „Rheinisch-westfälischen Zeitung“.

Eine rege Aussprache zeigte, daß die Hörer den Ausführungen mit reger An-teilnahme gefolgt waren.

Berichtigung: Bei der Feststellung von Otto Siegfried Reuter an der Südecke der Heidenmauer am Brunhildisstuhl (vgl. „Germanien“, Seite 222, Tagungsbericht) handelt es sich nicht um eine Richt-stätte, sondern um eine Sichtstätte, um einen Punkt also, der Herrn Reuter für eine Beobachtungsstätte und Zeitwarte vor-zurecht geeignet zu sein scheint.

Ausgrabungen im Gutshof Desterholz und in Langelau

Don Prof. Dr. Reinerth

Auf unsere Bitte hin hat uns Prof. Dr. Reinerth nachstehenden Vorbericht über die umfangreiche, mit großer Umsicht und Tatkraft durchgeführte Grabung zur Ver-fügung gestellt. Natürlich muß sich der Bericht auf die Hauptgesichtspunkte beschränken, genauer hoffen wir nach Abschluß der Grabung berichten zu können. Schriftleitung.

Im Rahmen des großen Ausgrabungswerkes, das die Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung zur Erschließung germanischer Siedlungen begonnen hat, sind seit dem 6. August 1935 auch in dem Gutshof Desterholz und in Langelau planmäßige Ausgrabungen im Gange. Die Leitung liegt in den Händen des Bundesführers des Reichs-bundes für Deutsche Vorgeschichte, Prof. Reinerth. Entgegen der von gegnerischer Seite immer wieder betonten Annahme, daß die Umwallung des Gutshofes Dester-

Vereinsnachrichten

Die Ortsgruppe Essen hatte zum letzten Vortragsabend im Sommerhalbjahr 1935 eingeladen. Der Referent Dr. Schuhmacher

führte in packender Form seinen Zuhörern die Zeit der „Germanen, Kelten und Rö-mer bis zum Jahre 58 v. Chr. Geb.“ vor

h o l z erst dem 17. Jahrhundert entstamme, haben die Ausgrabungen jetzt schon den eindeutigen Beweis erbracht, daß diese Zeitansetzung hinfällig ist. In mehreren Schnitten ist der hohe E r d w a l l, der den Gutshof auf drei Seiten heute noch umgibt, in seinem Aufbau erschlossen worden. Es handelt sich um eine 7 m breite, außen mit Torfwänden sorgfältig bekleidete, aus starken Eichenstämmen errichtete W e h r a n l a g e. Der Bau ist in Kastenbauweise aufgeführt, die Holzkästen sind mit dem überall in der Umgebung anstehenden gelben und grauen Senesand gefüllt. Die schichtweise Aufdeckung einer der beiden erhaltenen B e f e s t i g u n g s e c k e n ergab unter dem sogenannten Eshügel die Reste eines starken, außen ebenfalls mit einer Torfwand umkleideten R u n d t u r m e s von etwa 8 m Durchmesser. Vor der Wehranlage zieht sich ein S p i g r a b e n hin. Auf drei Seiten des Gutshofes liegt die astronomisch ausgewertete Steinmauer genau in der Richtung der alten Wehranlage, auf den übrigen Seiten greifen die Wälle mehrfach über die Gutsmauer, die sich auf der ganzen Strecke als eine sehr junge Anlage wahrscheinlich des 17. und 18. Jahrhunderts erweist, hinaus. Ihr Verlauf deckt sich auf diesen Seiten nicht mehr mit der Richtung der Mauerzüge und ergibt für das gesamte Befestigungswerk die Grundform eines Rechtecks, dessen eine Seite nochmals an der Stelle gewinkelt ist, wo sich der Ausfluß der im Gutshof befindlichen Quellteiche nachweisen läßt.

Die zu den alten Wehranlagen gehörige S i e d l u n g, die sehr tief im Boden liegt, konnte bisher nur in geringen Teilen erschlossen werden. Eine endgültige Zeitansetzung ist noch nicht möglich, es handelt sich jedoch um einen Zeitraum, der v o r dem 9. Jahrhundert nach der Zeitwende liegt. Der sogenannte Q u e l l h ü g e l im Innern der Gutsanlage ist nach dem eindeutigen Ausgrabungsbefund ein Ruinen- und Schutthügel von Nebengebäuden des Gutshofes, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfallen sind.

Die schichtmäßige Aufdeckung einer T o r a n l a g e und eines W a l l a b s c h n i t t s von 20 m Länge zur weiteren Aufklärung der gut erhaltenen Holzkonstruktion der Wehranlage ist im Gange.

In L a n g e l a u ist der Umhegungswall an zwei Stellen geschnitten worden. Die Ausgrabung ergab keinerlei Holzpalisaden, sondern nur einen einfachen Erdaufwurf, der dem Raum hart außerhalb oder innerhalb des Walles entnommen worden ist. Es scheint hier zu allen Zeiten eine lebendige Hecke das Gebiet der Langelau umschlossen zu haben. Da der zur Sandentnahme angelegte Graben stellenweise im Laufe der Jahrhunderte vollständig durch Torfschichten ausgefüllt wurde, erscheint eine genaue Altersbestimmung durch die Pollenanalyse möglich. Diese Untersuchung ist im Gange. Die unterlagernden Schichten haben u. a. eine Feuersteinspiße der Jüngerer Steinzeit ergeben, die ebenso wie die benachbarten Grabhügel auf eine sehr alte Besiedlung der Gegend der Lauen hinweisen.

Eine Überprüfung der astronomisch gedeuteten Linien am Gutshof Desterholz durch Prof. S o p m a n n = Leipzig und Dr. Rolf M ü l l e r = Potsdam, die beide die Ausgrabungen besichtigten, ist in Angriff genommen.

Abgeschlossen am 22. 8. 1935.

Ein Volk, das keine Vergangenheit haben will, verdient auch keine Zukunft.
Wilh. v. Humboldt

Diesem Fest liegen Prospekte folgender Firmen bei: F. F. Lehmanns Verlag, München; Verlagsbuchhandlung von Quelle & Meyer, Leipzig. Wir empfehlen unsern Lesern, diese Beilagen zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Deimold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil F. Voßner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. B]. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Oktober / Gölthart

Heft 10

Götter der Germanen?

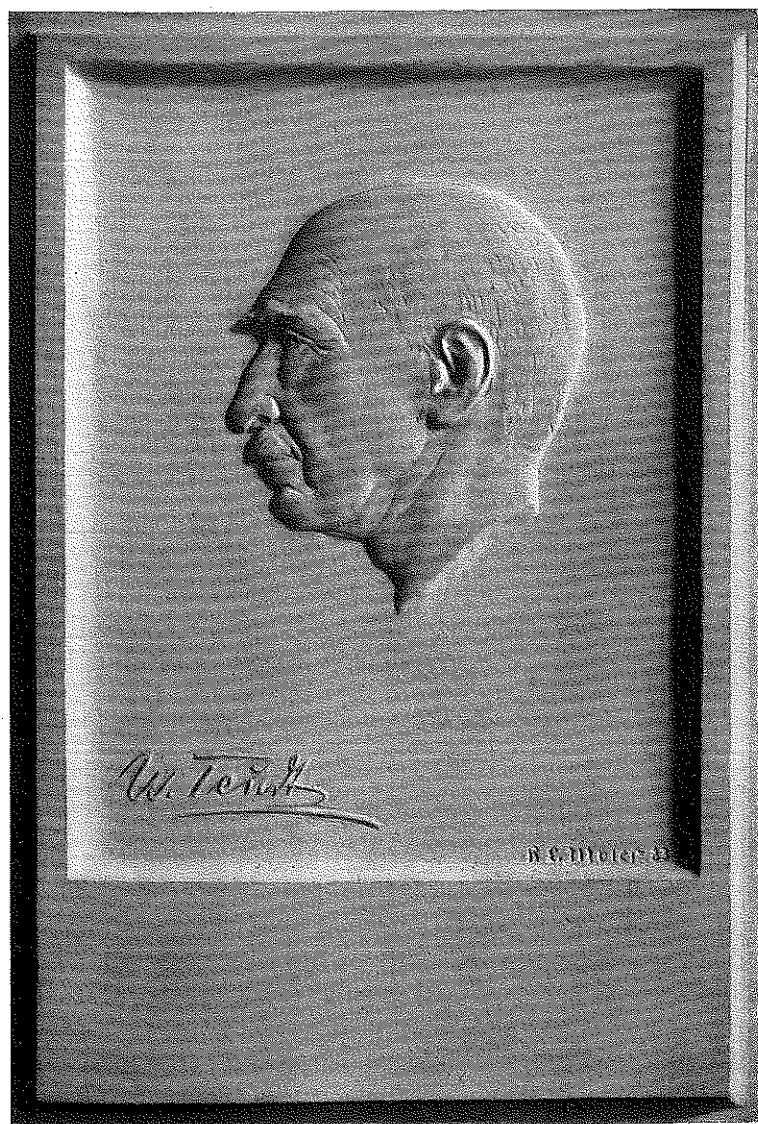
Don Wilhelm Teudt

In der „Kölnischen Illustrierten Zeitung“ stand vor längerer Zeit¹ ein auf Böschles Ausgrabungen fußender Artikel von Professor Bombe, „Die Götter der Germanen“, der auch jetzt noch eine Zurückweisung verdient.

Der Artikel wird hinsichtlich der Tatsachen einwandfrei sein. Aber die ausgesprochenen Urteile und Meinungen sind mit um so größerer Vorsicht aufzunehmen, als es sich um die wohl niemals ganz entwirrbare römisch-kriegerische Mischkultur handelt. Dazu hat die Überschrift „Die Götter der Germanen“ in reklamehafter Aufmachung berechtigten Widerspruch ausgelöst. Von mehreren Seiten wurde mir das Blatt zugestellt mit der Aufforderung, Protest zu erheben gegen die „Beschimpfung unserer Vorfahren als Festischanbeter“. Es wäre etwa dieselbe Beschimpfung, als wenn die üblichen, oft geschmacklosen Heiligenbilder mit der Reklameüberschrift „Die Götter der Katholiken“ gebracht würden. Und wenn es, wie Bombe sagt, so ist, daß die Treverer die Vorstellungen von den Römern übernommen und überseht haben, dann ist es erst recht unberechtigt, die Figürchen als „Götter der Germanen“ zu bezeichnen. Widerspruch erweckt auch auf der Umschlagseite die Unterschrift unter dem großen Bilde der künstlerisch schönen Mädchenfigur, die vielleicht als mythologische Gestalt, vielleicht aber auch als Apfelverkäuferin anzusehen ist. Die Unterschrift lautet: „Die Göttin der Germanen. Ein Aufsehen erregender Fund: Ein Bildnis der germanischen Pferddegöttin, das im Trierer Tempelbezirk von Prof. Boeschle ausgegraben wurde usw.“

Auf jeden Fall haben wir es hier mit einer Empfindungslosigkeit dafür zu tun, daß endlich im dritten Reiche ein deutsches Ehrgefühl erwacht ist, auch im Hinblick auf die Vorfahren. Man lacht nicht mehr darüber, wenn die Germanen auf Bildern wie Indier aufgezogen oder in Hegerhütten wohnend dargestellt werden; denn man hat gelernt, daß nahezu sämtliche „germanisch“ genannten Siedlungsfunde sich auf die Unfreien oder

¹ Nr. 30. Jg. 1933. Wenn der Aufsatz von Bombe auch schon weiter zurückliegt, so verlangen seine Ausführungen doch eine grundsätzliche Stellungnahme.



Wilhelm Teudt

Dem Vorkämpfer für völkische Vorgeschichte zum 7. 12. 1935

Nach einer Plakette von Karl Ludwig Meier, Berlin

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Gulmond

Heft 12

Wilhelm Teudt zur Vollendung des 75. Lebensjahres

von Fr. Plag-Detmold

Fünf Jahre des Kampfes um hohe geistige Güter des deutschen Volkes sind vergangen, seit Eugen Weiß, dem Vorkämpfer für rechte Anschauungen über unsere germanischen Ahnen, Wilhelm Teudt, seinen Aufsatz „Die neue Teutoburger Waldschlacht“ widmete: Die Hermannsschlacht sprengte die äußerlichen Römerröfeln; dem römischen Geist der späteren Jahrhunderte jedoch ist Deutschland erlegen.

Aber schon spürt Weiß den Morgenwind einer anderen Zeit durch die Wipfel des Waldgebirges rauschen, als er seherisch ruft: „Jetzt beginnt der deutsche Geist seine Weltschlacht zu schlagen, und diesmal werden wir siegen!“

Ebenso wie er haben wohl alle unsere Freunde empfunden, die trotz vielseitiger Anfeindungen mit uns gegangen sind und unsere selbstlosen völkischen Bestrebungen gefördert haben, denn: „Es geht in Detmold nicht um einige richtige oder falsche Himmelslinien, nicht um Türme und Felsen, sondern um den deutschen Gedanken, der bestimmt ist, aus der weltlichen Umnachtung hier neu geboren zu werden.“ Nicht um nebensächliche Einzelheiten handelt es sich, die belanglos sind, sondern um den Geist und die innere Einstellung. „Halt' stets den Blick aufs Ganze nur gerichtet, so ist der Streit in Deiner Brust geschlichtet!“ Wer sich zu solchem Denken erheben konnte, ist gewiß nicht enttäuscht worden, dem hat Teudt sehr viel gegeben. Sein Vorstoß hat veraltete Auffassungen grundstürzend geändert, die uns ein zutreffendes Bild von unseren Vorfahren nicht gewinnen ließen.

Als die römische Kirche ihr Machtbereich über Deutschland ausdehnen und alle Bildungsanstalten beeinflussen konnte, breitete sich über die Vorgeschichte unseres Volkes ein Schleier, den zu lüften unerwünscht erschien. Andere Anschauungen konnten sich niemals durchsetzen, weil sie nicht den Interessen der Kirche dienten und deshalb totgeschwiegen wurden. Die „Deutsche Archäologie“ hat bis in die neueste Zeit nur im Ausland geforscht und die „Heimatsforschung“ als minderwertig angesehen.

Durch das Auftreten Teudts hat das Interesse für die eigene Vorgeschichte stark zugenommen. Er hatte erkannt, daß die geistige Erhebung des deutschen Volkes von den Heiligtümern seiner Ahnen ausgehen müsse. Jahre schweren Kampfes, besonders für das Irminsulheiligtum der Externsteine und das Ostaraheiligtum von Desterholz, lagen hinter uns, als das deutsche Erwachen unseren Bestrebungen eine Förderung brachte, die wir kaum jemals erhoffen konnten. Daß schon zu Beginn der Forschungen mit dem ersten Vorstoß alles aufgeheult würde, das seit mehr als tausend Jahren absichtlich verdunkelt ist, war nicht zu erwarten. Mit Vergnügen dürfen wir aber darauf hinweisen, daß die fachwissenschaftlichen Untersuchungen, soweit sie bisher durchgeführt werden konnten, die Forschungen Teudts in allem Wesentlichen bestätigt haben.

An den Externsteinen hat ein umfangreiches germanisches Heiligtum bestanden, das in karolingischer Zeit nachhaltig zerstört wurde. Daß es das Irminsulheiligtum war, von dem Eginhart berichtet, ist nicht mehr zu bezweifeln.

Ebenso sind die ausgedehnten Anlagen in Desterholz kultischer Art und in vorgeschichtlicher Zeit geschaffen. Inmitten dieses Gebietes aber lag das Erdwerk, dessen letzte Reste den Gutshof Desterholz noch jetzt als Wälle zur Hälfte umgeben. Die diebstahlreichen Grabungen haben bisher noch keine Kunde ergeben, die Zweck, Alter und Erbauer erkennen ließen — aber daß hier eine ganz gewaltige Anlage gefunden war, die für die Vorgeschichte unseres Volkes von höchster Wichtigkeit ist, wurde schon nach den ersten Spatenstichen zweifelsfrei erkannt.

Teudt ist stets für die Bedeutung dieser, von ihm als alt angesehenen Wälle eingetreten, während seine Gegner sie als neu und bedeutungslos hingestellt haben. So ist von Oberstudienrat Dr. Alföld, Detmold, in einem Bericht an die Landesregierung und in einer Veröffentlichung nach seinen Unterlagen in den „Wieseler Neuesten Nachrichten“ noch am 5. Juni 1935 als Ergebnis der „genauen Archivforschung“ und „nach Ausweis dieser einwandfreien Aktenbelege“ nach seiner Meinung zweifelsfrei nachgewiesen, daß die Wälle nicht vor 1787 angelegt sein könnten. Auf dieser „aktenmäßig belegten Geschichte“ des Nichtfachmannes Dr. Alföld gründeten sich zu meist Angriffe jener Fachwissenschaftler, die in Vorträgen und Abhandlungen den Entdecker dieser Wälle lächerlich zu machen suchten, ohne sie gesehen zu haben. Univ.-Prof. Kahrstedt, Göttingen, erklärte als Augenzeuge die Wälle in der Weser-Ztg. vom 8. November 1929 als „harmlose moderne Gartenmauern“.

Bei den Grabungen zeigte sich, daß die heutige Umhegung des Gutshofes nur so weit mit der alten Anlage übereinstimmt, als noch Wälle erhalten sind, die neuzeitlichen Mauern jedoch in abweichender Richtung verlaufen. Deshalb stellt sich die von der Umhegung gebildete „Figur“, die bisher die Grundlage zu dem Für und Wider der astronomischen Berechnungen abgab, jetzt anders dar. Mit der Änderung der „Voraussetzung“ sind die Berechnungen zwar nicht falsch, aber hinfällig geworden, wie die Vermutungen, die sich darauf aufbauten. Ob es sich ursprünglich um eine germanische Kulturgasse oder eine römische bzw. fränkische Wehranlage handelt, war noch nicht zu entscheiden, doch wäre dieses wichtige vorgeschichtliche Werk für die Forschung verloren gewesen, wenn sich Teudt durch solche Gegner hätte beirren lassen, die jetzt als verurteilte Wissenschaftler erscheinen möchten, denen „das Maul gestopft“ sei.

Nachdem sich die allgemeine Annahme über die Gestalt der ursprünglichen Anlage als unzutreffend erwiesen hat, versucht man diesen Umstand jetzt einseitig gegen Teudt auszunutzen und alle seine Forschungen zu verdächtigen. Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß durch das Ergebnis in Desterholz weder die Externsteinforschung noch die Ortungslehre oder die Ansichten über die Gestirnskunde unserer Vorfahren irgendwie berührt werden. Sie wurden im Gegenteil durch die neuesten Forschungen, besonders auch D. S. Reuters, wie auch anderer Fachleute, weitgehend bestätigt.

Ebenso wird das Werk Teudts „Germanische Heiligtümer“ in seinen Grundzügen niemals veralten, auch wenn die Fortschritte der Forschung für jede neue Auflage Änderungen erforderlich machen. Es fand deshalb eine so freudige Aufnahme, weil es wissenschaftliche Lehrmeinungen angriff, die man als verhängnisvolle Irrtümer selbst empfand. Es übte Kritik an der Vorgeschichtswissenschaft, die man als rückständig in Methode, Voraussetzungen und Fragestellungen schon selbst ansah. Dabei brachte es zahlreiche neue Anregungen, die erfrischend wirkten. Nicht durch Museen mit aufgespeicherten Scherben und Steinen, die nur für den Fachmann sprechend sind, wurde man geführt, sondern in die freie Natur. Wie trefflich verstand es der Altmeister, an dem, was er vorführte, für die Vorfahren und die eigene Vorgeschichte zu begeistern. Das war es, was man zur Erhebung brauchte, und danach hatte man sich schon lange gesehnt! Was geboten wurde, war keine trockene Wissenschaft, hier pulste frisches Leben. Jeder, der Lust und Liebe zur Sache hatte, konnte dabei mitsuchen und zur Aufhellung der eigenen Vorgeschichte beitragen. Wenn heute stellenweise die Jugend schon im ersten Schuljahr Anteil nimmt, so haben Teudts Anregungen nicht wenig dazu beigetragen.

Zahlreiche Hinweise sind von Teudt gegeben, die uns heute das Land unserer Väter in ganz anderem Licht erscheinen lassen als früher. Das Bild hat nicht ein schwarzer, römischer Pinsel gemalt, es erscheint uns licht und freundlich. Erwähnt sei aus der Masse des Gebotenen, was über die germanischen Marken und ihre Bedeutung für das Volksleben gesagt wird. Dann die Anschauungen über Ahnengräber und Kultstätten, über Kampfs- und Rennbahnen, über Reiter- und Feste, Pferde- und Jagdzucht u. a.

Das wichtigste bleibt immer, daß uns heute unsere Vorfahren als arbeitame, tüchtige, geistig hochstehende Menschen erscheinen mit hoher Eigenkultur und Gotteserkenntnis, die ein stark ausgebildetes Gefühl für Ehre und Recht hatten, das in der Treue wurzelt. Meintaten, wie sie die Westfranken bei Cannstatt und Verden verübten, wären ihnen nicht möglich gewesen.

Von besonderer Bedeutung für das Germanentum ist deshalb die Betrachtung der Person des Westfrankenkönigs Karl und die durch ihn eingeleitete Kulturvernichtung der Befehrszeit, der die Romanisierung der Volksseele folgte — Umstände, die trotz ihrer hohen Bedeutung für die Wiedererkennung des vorausgegangenen germanischen Wesens unbeachtet geblieben waren.

So hat Teudt, der in diesem Monat sein 75. Lebensjahr vollendet, bis jetzt in alter Frische mit ungebrochenem Kampfesmut und Kampfeswillen gegen alle Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit über unsere Vorfahren angekämpft und ist bemüht gewesen, das Band, das uns mit ihnen einst verband, neu zu knüpfen.

Wir Freunde germanischer Vorgeschichte aber, die wir trotz vieler Anfeindungen zu ihm gehalten, seine Bestrebungen durch lange Jahre gestützt und gefördert haben, blicken heute mit Stolz auf unseren Vorkämpfer für deutsches Wesen, auf den Führer

in der geistigen Teutoburger Waldschlacht! —

„Der Germane wählt sich seinen Herrn, und seine Treue ist daher Treue gegen sich selbst: das ist die Moral der Freigeborenen. Doch hat sie die Welt noch niemals in der Art erblickt wie beim Germanen . . . Eines ist sicher: will man die geschichtliche Größe der Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfaßt, so muß man seine Treue nennen. Das ist der ganze Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken läßt.“

Houston Steward Chamberlain

Das vorgeschichtliche Europa Kulturen, Völker und Rassen¹

Von + Univ.-Prof. Dr. Dr. Hans Bahne

Nord und Süd

Nord und Süd! Bei aller Überschau des Werdens Europas ist dieses Gegenpaar immer wieder ein Drehpunkt auch aller wissenschaftlicher Überlegungen. Gewiß sind Osten und Westen besonders rassistisch von nicht geringer Wichtigkeit, aber die Nord-Süd-Spannung ist im europäischen Völkerleben allein schon infolge ihrer erdgeschichtlichen Bedingtheit immer wieder von besonders eindringlicher Bedeutung, den Osten und Westen stark beeinflussend und zwingend in die nord-südlichen „Kraftlinien“ der Geschichte der Europamenschheit. —

Fahl verfinst die Sonne in schneebelasteten Wäldern des nordischen Winterlandes; fahl erwacht sie gar oft das ganze Jahr hindurch über grauen Meeresstogen; das Leben scheint im Winter erstorben im Norden. Nur der Mensch extrokt das Bleiben auf der Scholle, die seiner Hände Arbeit fruchtbar gemacht hat — er harret aus, hoffend, und grübelnd über Tod und Leben, über Licht und Finsternis, — bis die Winterriesen erschlagen sind vom strahlenden Frühlingsgott, dem Altbeglückter, der der bräutlichen Erde den Schleier entreißt und sie schmückt mit dem herrlichsten Frauenkleide, mit den Blumen des Frühlings und Sommers. Die Sonne ist geehrt und geliebt als Weckerin und Geberin allen warmen Lebens; dem Süden ist sie gar wohl sengende Würgerin, Feindin! — Der Nordmensch ist Grübler über Sonnenschicksal und Licht und Finsternis aus Lebensnot und Kampf.

Ernst und kühl, oft gar zu kritisch ist sein Sinn, stark die Herzen der Nordlinge im Herrnglauben an die eigene Kraft, voll inniger Lebensfreude die Gaben der gütigen Mutter Erde und die Früchte der eigenen Arbeit genießend, die der Scholle mehr abringt, als sie freiwillig gibt. — Die Gewalten des sommerlichen Lichtes helfen ihm ja sichtlich. Finster und Frost sind ihm seit Urzeiten Feinde. — Spät ist nordisches Reisen von Mensch und Volk; herb die Jugend, herbe, stählerne Mannheit ist unnachgiebig, wie gegen die Natur, so gegen sich und ihresgleichen; wenig geneigt, eines anderen Hoheit über sich zu setzen; es sei denn ein Held größeren Maßes! Gewählte Volkskönige, Männer hoher Spannkraft führten die Nordleute mehr denn einmal gen Süden als Eroberer, Erben und glückliche Bollender der Kultur der Unterworfenen. Gerade im Norden gewannen große „Ideen“ höherer Art immer wieder ihre Heerscharen: „Idealisten“, voll von unerschrockener Zukunftshoffnung und unerschütterlichem Lichtglauben! Zäh und langsam schreitet unserer Artung Leben dahin, unentwegt nach hohen Zielen schauend, die über dem fagen Heute sind! —

Und dort, jenseits der Alpen im Süden schläft der große Pan, „die Allnatur“, in jeder sengenden Mittagsglut der übermächtigen Sonne; die Erde schwelgt oft und lange in zuviel Licht. Heißblütige, schnelllebende und schnellverschaffende Menschen sind dort heimisch; Himmel und Erde erglühn in verschwenderischem Geben, oft allzu gütigen Eltern gleich, die liebreich der Kinder Wege vor bitterer Not bewahren möchten, daß ihre Sinne sich frei entsalten, das Schöne und Herrliche des Lebens zu schauen, zu erfassen und zu predigen; — aber Verweichlichung und Verwöhntsein, Frühreise und Mangel an Stahl im Willen und Wirken lassen auf schnelle, sich gern „darstellende“, ja

„anbietende“ üppige, hohe Jugend oft gar bald müdes, genießerisches oder ziellos verdämmendes Altern folgen.

Die Erde, die Natur, verehrt als ewig gebende Mutter, — oft fast mehr als sinnlich schrankenlose Geliebte empfunden. Daneben Todesmelancholie und -furcht oft allzu erdgebunden, die nach Erlösung schmachtet vom Erdendasein, das wir lieben! —

Seit alters im Orient und „Süden“ Herren großer Reiche, prahlende „Herren der Welt“, schnelle Sammlung und schnelle Zertrümmerung großer Kräfte; schnell wechselnde Volks- und Staategebilde, — mehr als einmal über den Haufen gerannt von härteren Eroberern aus dem Norden! —

Während eines jahrtausendelangen Entwicklungsganges der Völker im Norden und Süden zeigten sich solche Grundunterschiede immer wieder, trotz hin- und hergehender uralter Art- und Blutsverwandtschaften und Wanderungen. — Der alten und neuen Völker- und Kulturheimaten Eigenarten haben vielseitige Abwandlungen gebracht. Nord-europäertum gab südlichen Völkern immer wieder seit der Vorzeit blutgebundene Nord-eigenart, „nordbestimmte Artung“; Südartung brachte nordischen Gruppen Ausläge und Einschläge südlicher Leichtigkeit, aber auch Widerstandsminderung gegen die nordischen Daseinsbedingungen!

Völker und Kulturen

Immer schärfer sondernde und sichtende Durchforschung der für alle weiteren Fragen so wesentlichen jungsteinzeitlichen Menschenkreise Alteuropas bringt immer wieder neue Versuche der Aufstellung von Gesamt- und Sondergruppen, die möglicherweise Völker oder wenigstens Stämme gewesen sein könnten. Namenlos sind sie alle vor der geschriebenen „Geschichte“, aber manch eine ragt, wenn man sie aus der Vorzeit weiter verfolgt in ihren Auswirkungen, Wandlungen und Wanderungen, als tragende Menschenart in Völker und Kulturen hinein, die dann in der frühesten geschichtlichen Zeit benannt werden.

Deutlich ist das der Fall bei den nördlichsten Volks- oder Stammesgruppen der endsteinzeitlichen Nordleute. Von den verschiedensten Forschungszweigen her sind sie als die Wurzelgruppe des späteren Germanentums erkannt worden, womit nicht gesagt werden soll, daß das, was wir als germanischen „Typus“ immer wieder beschrieben finden, fertig und eindeutig schon in der Steinzeit überall, wenn auch nur als Oberschicht, vorherrschend gewesen sein mußte. Dagegen sprechen auch die Funde. Hier muß mit allem Nachdruck betont werden, daß in allerlei unserer Vorzeit geltenden Versuchen gar zu leicht von mancher Seite durcheinandergeworfen werden die Feststellungen der körperkundlichen und der kulturkundlichen Erforschung der Lebensbilder innerhalb der alten Kultur- und Volkskreise. „Kulturkreise“ oder Lebenskreise sind zunächst Einheiten oder wenigstens scharf umreißbare Sondergebiete mit weitgehender Übereinstimmung wesentlicher alltäglicher oder höheren Zwecken dienender Erzeugnisse der Werkätigkeit, — also der allgemeinen Lebensweise, sowie der Kunst und Religion, insgesamt der „Gesittung“. Die bereits erörterte rückwärtsblickende Folgerungsart der Sprachkunde und der Erkundung weltanschaulicher und religiöser Erscheinungen bestätigt den „volkheitlichen“ Charakter solcher Gebilde. Die Gleichung „geschlossener Kulturkreis gleich Volk“ ist aber für die Vorzeit in ausgeprägten Fällen durchaus genau so gültig, wie für die Gegenwart, wo infolge des Weltverkehrs derartige geschlossene Kulturen und Völker allerdings immer seltener werden als in der Vorzeit. Es kommt in Zweifelsfällen darauf an, was man als für im Volk maßgebende und lebensbestimmende Kulturererscheinungen ansieht. Auf alle Fälle stimmten in Vorzeit und Geschichte bis heran an die neue Zeit tatsächlich die Grenzen innerlich und äußerlich im wesentlichen geschlossener Kulturen und geschlossener Völker über-

¹ Mit freundlicher erteilter Genehmigung des Verlages Wehagen & Lasling bringen wir nachstehende Leseprobe aus Bahnes gleichnamigem Werke, das wir in Heft 11 eingehend (Seite 346) gewürdigt haben.

ein. Merkmals sind dann dort aber auch, oft schon mit an sich unzulänglichen Mitteln einer alltäglichen Menschenbeobachtung, festzustellende bestimmte körperliche rassische Merkmale als vorherrschend und maßgebend nachweisbar. Immer auch sind im Volkskörper nachweisbar Unterschichten als Ergebnisse von Unterwerfung und Unterdrückung früherer Gebietseinnahme oder als Folge von Zersetzung und Überwucherung starrer oder kulturunbegabteren Volkstums durch „virulenteres“, frischeres, jugendlich-lebensstärkeres. Die Hinterlassenschaft von einer tatsächlichen Oberschicht ist unmittelbar im materiellen Fundmaterial erkennbar; oft daneben, deutlich auch rassistisch, die „Unterschicht“. Wiederum ist auch solches Verhalten seit der Vorzeit immer wieder eindeutig in den nordeuropäischen, nordisch bestimmten Menschengebieten festzustellen. In den eng naturverbundenen Lebensverhältnissen der Vorzeit ist die Gebundenheit von bestimmter körperlicher Form an bestimmte Heimatart in der Ernährungsweise, den Siedlungen bis in die Anlageart der Gräber des Schmuckes, der Handwerks- und Kunstübung und den in solchen Verhältnissen ebenfalls eng natur- und somit rassegebundenen religiösen und Weltanschauungsformen häufiger zu beobachten als in späteren Zeiten. Die Erdoberflächengestaltung nach Landschaften mit zum Teil auch klimatischer Verschiedenheit ergab differenzierte „Wohnraumgebiete“, und darin gestalteten sich rassistisch verschiedenartige Bevölkerungsgruppen, Völker mit verschiedenartiger Gesamtlebensform. In den nord- und mitteleuropäischen Landschaften entstand Ackerbau und Viehzucht von besonderer Prägung als nordisches Bauerntum — angeregt und ermöglicht durch Vorkommen heimischer Pflanzen und Tiere, die sich zur Züchtung eigneten und lohnten.

Kulturarchäologie der frühestgeschichtlichen Zeiten

Wenn auch die Ereignisse der folgenden Jahrhunderte v. Ziv. teilweise „im vollen Lichte der Geschichte“ liegen: unsere Wissenschaft, die sie sich vorbereiten sah, erzählt uns vieles mehr und oft Wahrhaftigeres als die zeitgenössischen Geschichtsschreiber von den Vorgängen, in denen sich der erste Aufschwung unserer germanischen Ahnen zu weltgeschichtlicher Bedeutung vollzog. Die Verschiebungen der Grenzen zwischen Kelten und Germanen und vor allem die gleichzeitigen Verschiebungen innerhalb der germanischen Gebiete selbst, all das ist zum größten Teil Sache der Vorgeschichtsforschung, weil es nicht „historisch“, d. h. schriftlich bezeugt ist. —

Von den Geschehnissen, die der Geschichtsschreiber berichtet, verfolgen wir sozusagen die Spuren der alltäglichen Einzelheiten und diese oft weit rückwärts, zu dem Punkte, von dem aus sich für das Geschehene eine Erklärung findet, die dem zeitgenössischen Zeugen verschlossen bleiben mußte, der „Ausländer“ war, und die auch trotz aller Kombinationen einem modernen, nur „schriftgelehrten“ Historiker meist unbekannt bleibt; während die vorgeschichtliche Archäologie und Rassenkunde erklärenden Aufschluß gewinnt über Art, Wesen, Kulturzustand, Herkunft und Beziehungen der handelnden Menschen in jenem Schauspiel, das auf nordeuropäischem Boden die geschichtliche Zeit einleitet.

Hier an der Grenze von Vorgeschichte und Geschichte zeigt sich in vielen Fällen, daß die Schlüsse gültig sind, wie sie die vorgeschichtliche Archäologie aus den Bodensunden für die früheren Perioden bereits ziehen konnte.

Daß die Träger mehr oder minder umschriebener Kulturgruppen gesonderte mehr oder minder abgeschlossene Menschengruppen waren, Völker oder namhafte Volksteile: dieser Lehrsatz bewahrt sich immer wieder.

So ist die Vorgeschichte an die Lösung der Frage nach der indogermanischen Urheimat mit Erfolg herangegangen, so zeigte sich ihr innerhalb der Germanengebiete die Sonde-

rung zwischen Nord-, Ost- und Westgermanen schon für Zeiten, von denen Geschichte und Sprachwissenschaft nichts wissen; so finden sich für manche Einzelheiten in den Vorgängen der Völkerverschiebungen frühgeschichtlicher Zeiten die archäologischen Parallelercheinungen, zugleich als eine Probe aufs Exempel, daß die Methoden der Vorgeschichte gut sind. Beziehungen zwischen der Geschichte, zwischen Völkern und Kulturen und der Rassen Geschichte kann fast nur die „volkheitskundliche Archäologie“ erhellen, da zu ihren Fundmaterialien die menschlichen Körperreste seit der Urzeit gehören als naturwissenschaftlich sichere Grundlagen der Rassenforschung. Abbildungen und Darstellungen von Menschen in der Vor- und Frühgeschichte sind nur eine geringe Ergänzung unserer Untersuchungen.


Verwandte des Männchens von Ochsen


Von Marie Blent, Berlin, Adlershof


Uraht ist das Steinrelief des Männchens von Ochsen, dessen Abbildung uns Will Vesper in Nr. 1 des Jahrgangs 1933 dieser Zeitschrift brachte, und doch hat es Verwandte, die erst in neuester Zeit das Licht der Welt erblickten, deren Linie, so hoffen wir, auch in der Zukunft nicht sobald aussterben wird, obwohl der Stammbaum wahrscheinlich in die graue Vergangenheit zurückreicht.


Wer die Aufsätze über das Ochsenner Männchen in dieser Zeitschrift gelesen hat, wird wissen, daß ich von Kuchenmännern spreche. Einer davon ist in Nr. 7 dieses Jahrganges abgebildet. Er stammt aus der Schweiz. Auch in meiner Heimatstadt Hersfeld werden ähnliche Kuchenmänner zum „Klaustag“ gebacken. Das Material ist einfacher Kuchenteig, auch Würbeteig genannt (Mehl, Fett, Zucker, Milch, Hefe). Aus diesem Teig werden die Kuchenmänner mit der Hand vorgeformt und mit dem Messer geschnitten. Das Hersfelder Klausgebäck zeigt außer andern Figuren Männer, Frauen und Reiter mit in die Seite gestemmt Armen, einer Armhaltung, die nach den Forschungen Herman Wirths der Jahrgott in der Kultsymbolik der Megalithkultur zeigt.

Professor Wirth fand folgende Stellungen des Jahrgottes heraus:

Beide Arme in die Seite gestemmt () zur Weihnachtszeit;

die Arme aufwärts erhoben () in der Zeit des aufsteigenden Jahres bis zur Sommer Sonnenwende;

die Arme abwärts gesenkt () in der Zeit des absteigenden Jahres bis zur Winter Sonnenwende;

einen erhobenen und einen in die Seite gestemmt oder gesenkten Arm zur Weihnachtszeit ().

Den Beweis für die Richtigkeit der Wirthschen These erbringen die nordischen Bauernkalender des 16. Jahrhunderts, welche noch die gleichen Figuren für die verschiedenen Jahreszeiten zeigen.

Daß es sich bei der Armhaltung der Hersfelder Kuchenmänner nicht um einen Zufall handelt, der in der Technik des Backens begründet ist, beweist der Umstand, daß in andern Orten gleiche oder ähnliche Männer, jedoch mit andern Armhaltungen gebacken werden, die uns ebenfalls durch die Forschungen Professor Wirths als für die Darstellung des Jahrgottes üblich bekannt sind.

In dem Hersfeld benachbarten Rotenburg werden die gleichen Männer und Reiter mit einem in die Seite gestemmt und einem erhobenen, nach dem Kopf gekrümmten Arm gebacken. In Karlsruhe und Wehlar bäckt man zum Nikolaustag Männer mit beiden Armhaltungen. Aus Miltenberg sind mir als Nikolausgebäck solche Männer von

recht beachtlicher Größe bekannt. In einem Arm halten sie ein Gebilde, das wohl einen Weihnachtsbaum darstellen soll, der andere Arm ist entweder erhoben oder in die Seite gestemmt. Doch werden in Miltenberg auch einfachere, kleinere Männer gebacken, wie die Abbildung zeigt. In Schmalkalden in Thüringen bäckt man zum „Herschefflaus“ Männer und Frauen von ungefähr 34 cm Länge. Außer Figuren mit den erwähnten Armhaltungen gibt es dort solche, die beide Arme erhoben haben oder in den über dem Leib zusammengelegten Händen einen Teigring halten.

Es wurde mir ferner von einer glaubwürdigen Frau mitgeteilt, daß vor ungefähr dreißig Jahren in Augustenhof, Kreis Wirtsh, Prov. Posen, zur Weihnachtszeit Kuchenmänner mit in die Seite gestemmt Armen gebacken und an den Weihnachtsbaum gehängt wurden.

Die mir bekannten Kuchenmänner zeigen trotz ihrer Verschiedenheit an Größe und Sorgfältigkeit der Ausführung dasselbe Material, dieselbe Grundform und dieselbe Herstellungsart. Sie werden aus einfachem Hefekuchenteig mit dem Messer zugeschnitten, nicht in Formen gebacken. Am schönsten ist das Schmalkalder Backwerk ausgeführt, obwohl auch hier keine Formen verwandt werden.

Die Zeitschrift „Germanien“ brachte bisher außer dem oben erwähnten Gebäckbrot aus der Schweiz noch die Beschreibung des „Tallfackes“ aus Bad Warmbrunn, eines Kuchenmannes, der einen Arm erhoben und einen in die Seite gestemmt hat und außerdem mit Verzierungen versehen ist, die Wirtshschen Kultsymbolen gleichen.

Männer aus Semmel- oder Würbeteig (Hefeteig) sind offenbar in ganz Deutschland verbreitet, bisweilen auch Frauen oder Männer und Frauen vereinigt. In volkstümlichen Berichten über diese Gebäckbrote wurde bisher jedoch auf die Feststellung der Armhaltung keinerlei Wert gelegt, da ja erst Herman Wirth auf die verschiedene Armhaltung des Jahrgottes aufmerksam gemacht hat.

Ich entnehme folgende Namenreihe für Weckmänner dem Aufsatze von M. Höfler, „St. Nikolausgebäck in Deutschland“¹:

Mitbayer und Österreich: Mannl, Nikolo-Mannl, Nikolo-Hansl, Hansl.

Schwaben: Klausmann, Klausenmandl, Nidlas, Kreuzermann.

Schwarzwaldb: Dampedei (eigentlich so nur auf Weihnachten genannt).

Elfaß: Klaus, Nikolausen.

Begau: Klafenmännl.

Schweiz: Mann-Roggel, Hanselmännli, Grittli-Benz (wegen der Grittstellung), Samichlaus, Chlaus, Wacholdermann, Wildmännli, Kresmi (kresender, gespreizt gehender Mann), Lebkuchenmann, Elgger Mann (Elgg bei Zürich).

Niederdeutschland: Sengter Klas, Klaskerlchen, Spekulatorius.

Niederlande: Sint Nikolaas, Sinterklaas.

Von Straßburg bis Aachen: Weckmännchen.

Nordbrabant: Laai-Laai, Laaimann.

Holland: Moppen (=Frage), Nikolauspuppen.

Mitbayer: Bakenlippl, Teigaffe.

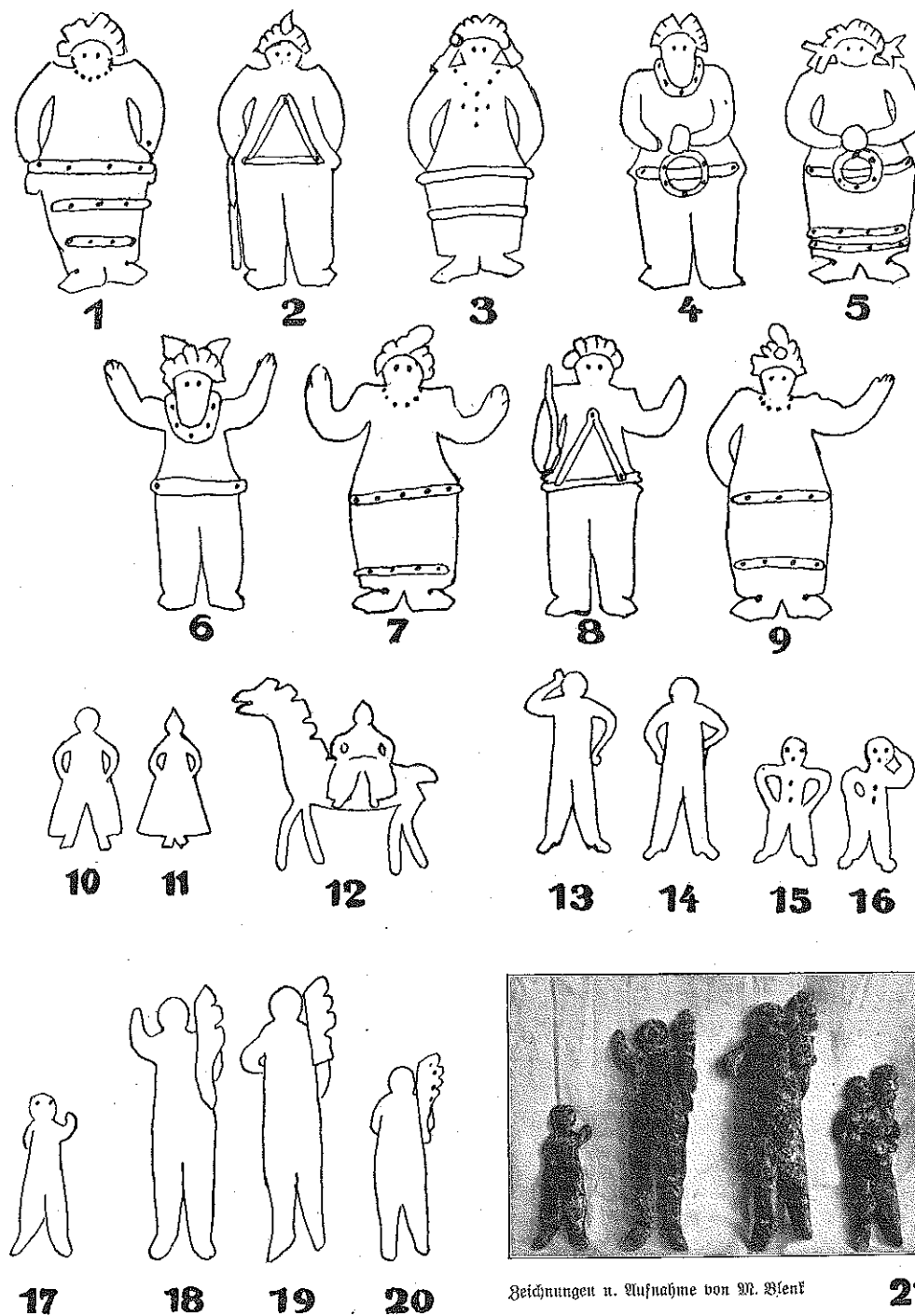
Österreich: Krampus (gehört).

Um Beispiele für Weckmänner anzuführen, muß man auch Reitergebäck heranziehen; denn wie aus dem Hersfelder und Rotenburger Gebäck hervorgeht, haben die Reiter bisweilen die gleiche Armhaltung wie die Männer, abgesehen davon, daß sie mit der gleichen Technik aus dem gleichen Material hergestellt werden. Diese Reiter sind von den mit Model oder Kuchenform hergestellten wohl zu unterscheiden.

In einem Aufsatz von Elisabeth Lemke, „Die Eibe in der Volkskunde“² wird Weih-

¹ Zeitschr. des V. f. Volkskunde, Bd. 12, 1902.

² Zeitschr. des V. f. Volkskunde, 12. Jahrgang, 1902.



17 18 19 20 21
Zeichnungen u. Aufnahme von M. Wient
1—9 Gebäck aus Schmalkalden in Thür., etwa 34 cm lang. / 10—12 Hersfelder Klausgebäck, Länge der menschlichen Figuren etwa 20 cm. / 13, 14 Karlsruher Nikolausgebäck, etwa 23 cm groß. / 15, 16 Weßlarer Nikolausgebäck, etwa 15½ cm lang. / 17—21 Miltenberger Nikolausgebäck, Länge der größten Männer etwa 45 cm.

nachtsgebäck aus Weizenmehl in Form von Lämmchen, Hasen oder Pferden mit und ohne Reiter erwähnt, das in Schlochau, Hammerstein (Westpreußen), Jastrów, Neustettin, Rahebuhr (Pommern) und Nachbarstädten auf den Markt gebracht wurde, und zwar schon in den Jahren 1823–40. Vermutlich handelt es sich hier bei den Reitern um den Kuchenmännern verwandtes Gebäck. Es wäre interessant, wenn man die Armhaltung dieser Reiter heute noch feststellen könnte.

Es ist rein äußerlich klar erkennbar, daß ein Zusammenhang zwischen dem Jahrgott und den Kuchenmännern besteht. Wer einen solchen Zusammenhang für unmöglich hält, der mag bedenken, wie zäh das Volk an alten Sitten und Gebräuchen hängt. Erscheint es ihm unwahrscheinlich, daß sich Formen und Gebräuche über so riesige Zeitspannen erhalten, so sei er daran erinnert, daß das Trägheitsgesetz im Einzelleben wie im Leben der Völker eine ungeheure Rolle spielt. Dieser Beharrungstrieb ist zwar für die Entwicklung des menschlichen Geistes nicht immer von Nutzen, wohl aber für die Forschung nach der Entwicklung dieses Geistes.

Daß Volksgebäude in ihrer Überlieferung nachweislich bis ins Mittelalter zurückreichen, zeigt das Beispiel des „Bubenschenkels“, eines Gebäckes, das am Mittelrhein, am Main mit Zuflüssen, in der Pfalz, Franken und Hessen üblich ist. Dieses Gebäck wird als Buebenschenkel schon 1516 im schwäbischen Eßlingen angeführt.

Sehen wir nun auch den Zusammenhang zwischen unsern Kuchenmännern und dem Jahrgott der Megalithkultur, so wissen wir damit doch, was die Kuchenmänner betrifft, nichts Positives über ihren Ursprung und ihre Bedeutung. Um dies festzustellen, ist zunächst auf ihre weitere Verbreitung zu achten, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern gerade auch außerhalb des Deutschen Reiches. Man müßte ferner nachforschen, von welchem Zeitpunkt an das Material zu den Kuchen das gleiche wie heute gewesen ist. Die Beantwortung dieser Frage würde vielleicht auch ein Licht auf die Ursprungs- und Verbreitungsfrage werfen.

Kehren wir zu dem Männchen von Sachsen zurück. Wilhelm Teudt rechnet dieses alte Bildwerk, „den guten Hausgeist“, das sich genau unter der Herdstelle des Hauses befindet, in bezug auf sein Verhältnis zur religiösen Anschauung unserer Vorfahren „in die Höhenlage der Bilder der Schutzpatrone in katholischen Gegenden“. Es ist eigentümlich, daß auch schon M. Höfler in seinem Aufsatz „St. Nikolausgebäck in Deutschland“ über männliche Figuren als Gebäckbrote schreibt: „Diese Figuren stellen die hausbackenen Gestalten der männlichen elbischen Hausgeister dar, welche ehemals als koboldhafte Heimchen oder Wichtelmännlein am Herde, dem ursprünglichen Hausaltare, gößenartige Verehrung genossen.“ Einen Hinweis darauf, daß die Weckmänner ursprünglich eine kultische Bedeutung haben, sehe ich in den Namen, die einige dieser Gebäckbrote haben. Doch wäre es die Sache eines Sprachforschers, zu untersuchen, ob meine Annahmen, die ja doch die eines Laien sind, sich sprachlich rechtfertigen lassen.

Nach Höfler wird das Gebäck, das männliche und weibliche Gestalt vereint wiedergibt, in Schweden Nisse-Nasse genannt. Der Name Nisse wird im Schwedischen für Hausgeister gebraucht². Es ist auch möglich, daß die häufig wiederkehrende Bezeichnung Hansl auf die Hausgeistereigenschaft hinweist. In Thüringen wird das Steppchen, das man sich als Kobold oder Teufel denkt, auch „Hanslächchen“ genannt³. In meiner Heimat gibt es eine Ortsfrage vom „grüßgrauen Hänschen“, einem koboldartigen „Wiedergänger“, der die Menschen neckte und deshalb verbannt wurde⁴.

¹ „Zur Wiedererkennung des germanischen Geistes und Glaubens“ v. Wilh. Teudt, Germanien, Heft 1, 1933.

² Von Negelein: „Das Pferd i. Seelenglauben u. Totenkult“, Ztschr. d. V. f. Volkskde., Bd. 12, 1902.

³ Sagen aus Nordthüringen, gef. v. Rud. Reichardt, Ztschr. d. V. f. Volkskde., Bd. 12, 1902.

⁴ Wilh. Neuhäus: „Sagen und Schwänke aus dem Kreise Hersfeld und den angrenzenden Gebieten“, Hans Ott-Verlag, Hersfeld 1922.

Ob aber die Kuchenmänner tatsächlich ursprünglich Hausgeister darstellen sollen, möchte ich bezweifeln. Wenn sie die Namen von Hausgeistern führen, so kann das leicht aus einer Zeit stammen, da man das, was sie darstellen sollen, heruntersetzen wollte. Auf diese Profanierung lassen auch Namen wie Moppen (Fragen) und Teigasse schließen. Ebenso gibt die Bezeichnung Nikolaus, die ja bekanntlich die Stelle eines heidnischen Gottes (Wodan) vertritt, zu denken.

Daß für die Kuchenmänner eine gößenartige Bedeutung in Frage kommt, halte ich für ausgeschlossen, obwohl der *indiciulus superstitionum* vom Jahre 743 „Gößenbilder aus geweihtem Mehl“ erwähnt. Die Bezeichnung Gößenbilder ist hier nicht richtig; denn unter einem Gößen versteht man ein Ding, das angebetet wird und dem man eine körperliche Auswirkung zuschreibt. Niemand wird aber wohl auf den Gedanken kommen, daß man Kuchenbrote anbeten und als Gottheit verehren könnte. Dagegen kann man sich wohl vorstellen, daß solche Kuchenbrote entweder den Göttern geopfert oder zu ihrem Gedächtnis gebacken wurden.

Es ist bekannt, daß zu derselben Zeit, da man dies Backwerk herstellt, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands noch heute verkleidete junge Leute und Kinder Gaben erbitten. Es dürfte auch bekannt sein, daß maskierte oder verummte Personen ursprünglich Vertreter der Gottheit darstellen. In Hersfeld ziehen am Vorabend des Nikolaustages verkleidete Kinder als „Mäuse“ von Haus zu Haus und erbetteln Gaben. Ob man den Mäusen ursprünglich die Kuchenmänner gespendet hat?

Die Karlsruher Kuchenmänner werden „Dampedei“ genannt. Höfler bringt als übliche Erklärung des Namens Dampedei Dom(inus) Dei. Ich glaube jedoch, daß diese Erklärung nicht den wahren Sinn des Wortes trifft. Sie sieht zu sehr nach dem christlichen Mäntelchen aus, das diesem Gebäck, welches nun einmal nichtchristlich ist, umgehängt werden sollte, ähnlich wie man die Herkunft des Kasseler „Hornaffen“, eines großen, fringel- oder brezelförmigen Neujahrsgebäckes, auf hora ave zurückführen will, obwohl das Wort „Affen“ auch in dem oben erwähnten „Teigaffen“ aus Altbayern wiederkehrt. Ob das Wort Dampedei etwa sprachlich mit dem Laai-Laai aus Nordbrabant zusammenhängt? Zu dem ersten Teil des Wortes möchte ich bemerken, daß in Tirol die Perchta „Stampe“ genannt wird¹. Auch wäre es vielleicht möglich, daß das schwedische Wort „Tomte“ = Hausgeist in „Dampedei“ wiederkehrt².

Das Wort Dampedei erinnert auch an das Männchen Timpete in dem plattdeutschen Grimmschen Märchen „von dem Fischer und seiner Frau“. Es handelt sich dort um einen verwunschenen Fisch, den der Fischer gefangen hat und dem er auf seine Bitte die Freiheit wiedergibt. Von seiner habgierigen Frau veranlaßt, wünscht sich der Fischer mehrmals hohe Stellung und große Reichtümer von dem Fische, wird aber zuletzt für die Maßlosigkeit seiner Wünsche bestraft. Eigenartig ist bei diesem Märchen die Schilderung der Naturgewalten, der verschiedenen Stadien des Meeressturmes, die immer das Erscheinen des Fisches begleiten und ihn als übernatürliches Wesen kennzeichnen. Das Sprüchlein, mit dem der Fischer den „Butt“ anruft, heißt:

Manntje, Manntje, Timpe Te,

Buttje, Buttje in de See,

Mine Frau, de Fisebill

Will nich so as ich woll will³.

¹ M. Höfler, Anekdote, Ztschr. d. V. f. Volkskunde, Bd. 12, 1902.

² Von Negelein: „Das Pferd im Seelenglauben und Totenkult“.

³ Z. Bgl.: Der redende Fisch. „Unweit Werne liegt die Stelle, eine unterirdische Höhle, mit Wasser gefüllt. Dort hatte einst ein Bauer einen großen, einäugigen Fisch gefangen und in seine Tasche gesteckt. Zu seinem großen Entsetzen rief auf dem Wege nach dem Dorfe der Fisch: Nimm den Einäugigen nicht mit, sonst kostet's dich dein Leben. Da kehrte der Bauer um und übergab den unheimlichen Fisch wieder seinem Elemente.“ Reichardt: „Sagen aus Nordthüringen.“ (Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß es sich bei dem Einäugigen um Odin handelt.)

Wer die Eigenart der mittel- und süddeutschen Mundarten, harte Konsonanten weich zu sprechen, kennt, wird die Ähnlichkeit der beiden Wörter Timpete und Dampedei zu geben.

Der Name Timpete erinnert wieder an das „Timpfenbrot“, das in Westfalen (Enger) und Braunschweig (Veltenhof) gebacken wird. Das Gebäck wird in Enger zum Timpfen-feste (6. Januar) zum Andenken Wittekind's verteilt. Höfner hält das Timpfenbrot für Seelenopferbrot und leitet den Namen von Timp = tipp, Zipfel¹, ab, weil das Gebäck zwei Zipfel oder Knäuse hat.

Aus allem bisher Gesagten ersieht man trotz aller Ungewißheit, daß unsere Kuchen-männer eine kultische Bedeutung gehabt haben müssen. In einer Predigt des heiligen Eligius (588—659) heißt es nun ungefähr folgendermaßen: „Niemand soll zu Anfang Januar verruchte oder lächerliche Betteln oder Hirschlein oder andere Tierfiguren oder Liebesymbole backen.“ Daraus geht klar hervor, daß man solche Betteln (menschliche Figuren) wirklich schon im 7. Jahrhundert zur Fastzeit gebacken hat. Es sei noch er-wähnt, daß zu dem Hersfelder Klausengebäck auch Hirsche und Hasen² gehören. Wenn also auf der einen Seite heute noch Gebäck hergestellt wird, von dem man vermutet, daß es auf heidnischen Ursprung zurückgeht und andererseits Urkunden, die aus dem Ende der Heidenzeit stammen, ähnliches Gebäck erwähnen, so ist der Verdacht sehr groß, daß es sich beide Male um dasselbe oder verwandtes Gebäck handelt. Hoffen wir, daß weitere Nach-forschungen einmal mehr und genaueres über diese Verwandten des Männchens von Döhlen ergeben. Unerlässlich für weitere Forschungen ist es aber, daß alle, die die Mög-lichkeit dazu haben, sich an der Sammlung von ähnlichem Backwerk beteiligen. Wer sol-ches Gebäck kennt, den bitte ich um Mitteilung an diese Zeitschrift. Wer hilft mit, den Stammbaum der Kuchenmänner noch weiter zu verfolgen?

Steinkreuze bei Nordhausen

Von Dr. Ella Runge

Geht man von der Stätte der alten Heinrichsburg in Nordhausen die „Wassertreppe“ hinunter, weiter an der „Furtmühle“ vorbei, so kommt man nach etwa einem Kilometer auf den „Hölungsbügel“. Dieser Weg wird jetzt wenig befahren, weil eine neuere Chaussee die Steigung umgeht, früher war er die Verbindung nach Westen hinaus. Fast auf der Höhe stehen am Wegrand 6 Steine, weiterhin noch ein einzelner, größerer. Sie gehören anscheinend nicht zusammen, denn sie sind nach Werkstoff und Bearbeitung verschieden. 2 sind stark be-schädigte Steinkreuze, 2, sowie der größere, einfach rechtwinklig zugehauene Steine (wie Grenzsteine), 2 zeigen Verzierungen (s. Abb. 2). Bei dem eckigen ist sie eingetieft, bei dem runden erhaben gearbeitet und auf beiden Seiten verschieden. Wozu diese Steine gedient haben, darüber ist hier nichts bekannt. Der Name „Hölungsbügel“ könnte sich auf den Hohl-weg beziehen, der etwas östlich von den Steinen in den Hügel einschneidet (s. Abb. 1). Bügel = Büchel, Hügel. Doch erzählte mir der um die hiesige Heimatkunde sehr verdiente Lehrer Karl Meyer, daß er auf einer alten Karte die Form „Uff'm Hölde's Buhl“ gefunden habe. Daß es dort spukt, wurde von verschiedenen Seiten berichtet. Einmal sollte es ein Schimmelreiter ohne Kopf sein. Das würde nun allerdings besser auf Wotan als auf die Holde passen. Ferner wird erzählt, daß dort eine Schlacht geschlagen worden sei; tatsächlich ist das Grab eines fränkischen Kriegers da gefunden worden. Später soll das Gelände Ordensbesitz gewesen sein.

¹ Schiller-Lübben, Mnd. Wörterbuch 4, 544.

² Hasen von gleicher oder ähnlicher Form und Ausführung sind ebenfalls in den verschie-densten Gegenden Deutschlands teils zu Weihnachten, teils zu Ostern üblich.



Abb. 1

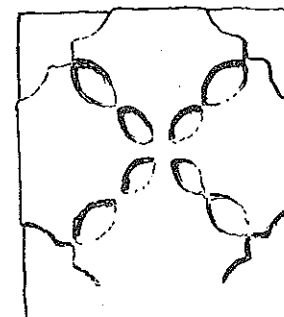
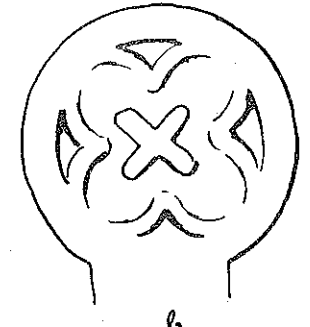
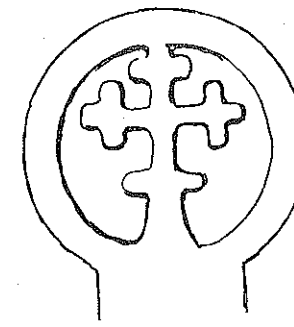


Abb. 2



Steinkreuze bei Nordhausen

Schmiedeeiserne Beschläge auf Kirchentüren in Mitteldeutschland

Von Dr. Albert Schröder, Leipzig

Einen höchst eigenartigen Schmuck einer größeren Anzahl von Türen mitteldeutscher Kirchen bildet ein schmiedeeisernes Bandwerk. Obwohl dieses zunächst die Funktion zu erfüllen scheint, der Tür die erforderliche Stabilität zu geben, ist doch die Form der ornamentalen Anordnung der Eisenbänder so gegeben und auch das Hinzutreten figürlicher Einzelheiten läßt erkennen, daß dem Ganzen ein tieferer Sinn innewohnen muß.

Das künstlerisch bedeutendste Beispiel ist die ehemalige Tür der Kirche zu Wahren bei Leipzig, heute in den Sammlungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig¹. Doppelte Eisenbänder, zwischen denen kleine Bogenornamente stehen, umrahmen rundbogig das Mittelfeld der Tür, deren oberen Teil geschmiedete Blattpflanzen ausfüllen, darunter befinden sich zwei Querstreifen mit Ornamenten und Figuren. Links unten ist eine primitive Darstellung des Fegefeuers: ein härtiger Teufel trägt eine Seele auf der Schulter davon, während ein affenartiges Ungeheuer die Seele beißt; ragende Spitzen sollen offenbar die Flammen der Hölle darstellen. Im Felde darüber steigt die geläuterte Seele in Gestalt eines schreitenden Mannes zum Himmel empor. Blattornamente füllen auch hier die Fläche aus. Das nächst vergleichbare Beispiel ist die ehemalige Tür der Kirche zu Beiersdorf bei Grimma, jetzt auf dem Rittergut Seelingstädt². Zwischen den waagerechten Flächen ist allerhand aus Eisen geschmiedetes Geklüppel verstreut: Vögel, Schlangen, Fische und Bögel; es handelt sich also um eine Versinnbildlichung der vier Elemente. Und damit dürften überhaupt die geistigen Quellen charakterisiert sein, aus denen diese Art der Schmuckform hervorgegangen ist. Sie stehen auf der Grenze mythologisch-religiöser Vorstellung; die letztere ist noch durchaus gestaltet unter dem Eindruck eines den geheimnisvollen Urkräften der Natur zugewandten Kultus, während in der ersteren sich bereits eine im Geistigen verwurzelte Erkenntnis Bahn gebrochen hat, die um die tieferen Probleme des menschlichen Daseins weiß. Charakteristisch bleibt, daß die Wahrer Tür in dieser Beziehung in unserem Gebiete nicht nur die einzige ist, sondern auch der Inhalt ihrer Darstellungen klar den Ausdruck primitiver religiöser Vorstellungen zu erkennen gibt. Für die zweite Art lassen sich daher noch mehrere Beispiele anführen, wie etwa die Tür in Alsen, Kr. Kalbe, deren Beschlagteile in Tierköpfe enden³, desgleichen bei der Tür in Steudnitz i. Thür.⁴ und derjenigen in Alt-Penig. Reicher ausgestattet ist die Tür in Eisdorf, Kr. Merseburg. Vierfüßige Tiere, z. B. Hirsche, beleben die Fläche, während die an den Enden gespaltenen und ankerartig auseinander gebogenen Hauptstangen selbst wieder in Tierköpfe auslaufen⁵.

Daneben finden wir eine größere Gruppe, bei der das zwischen den beiden horizontalen Eisenstangen angebrachte schmiedeeiserne Bandwerk in Form und Anordnung vollkommen zum Ornament geworden ist. Es genügt, auf einige Beispiele hinzuweisen: Dondorf, Kr. Ebersberg⁶, Grethen bei Grimma⁷, Höfen bei Grimma⁸, Kleinbardau bei Grimma⁹, Kornhochheim i. Thür., Thierbach bei Pausa¹⁰, St. Martinskirche in Thossen

¹ Bau- und Kunstb. Agr. Sachsen, Heft 16, 1894, S. 137/39. Mitteil. der Deutschen Gesellschaft, 11. Bd., 3. Heft, Leipzig 1920, S. 10, Taf. v. S. Lier, Geschichte der Metallkunst, Stuttgart 1904, S. 32, Fig. 27.

² Bau- u. Kunstb. Agr. Sachsen, Heft 19/20, 1897, S. 8, Fig. 6. Lier, a. a. O., S. 3.

³ Lier, a. a. O., S. 4/5.

⁴ Lier, a. a. O., S. 3.

⁵ Lier, a. a. O., S. 3.

⁶ Bau- u. Kunstb. Prov. Sachs., 1883, S. 25, Fig. 14.

⁷ Bau- u. Kunstb. Agr. Sachs., Heft 19/20, 1897, S. 77, Fig. 99.

⁸ Ebenda, S. 132, Fig. 175.

⁹ Ebenda, S. 142.

¹⁰ Ebenda, Heft 11, 1888, S. 84.

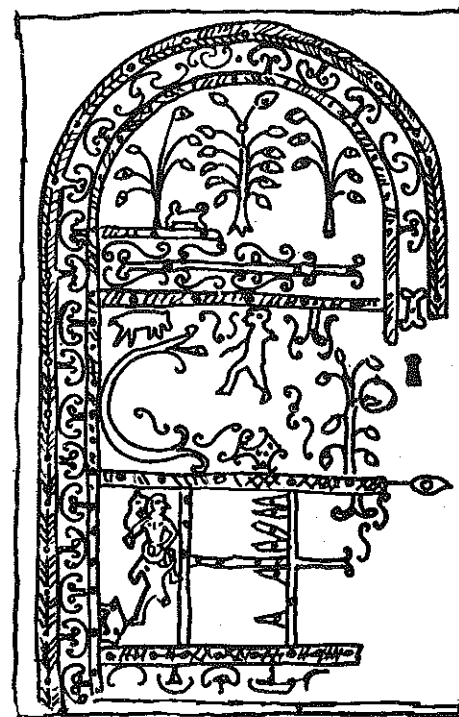


Abb. 1. Ehemalige Kirchentür in Wahren; jetzt in den Sammlungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig

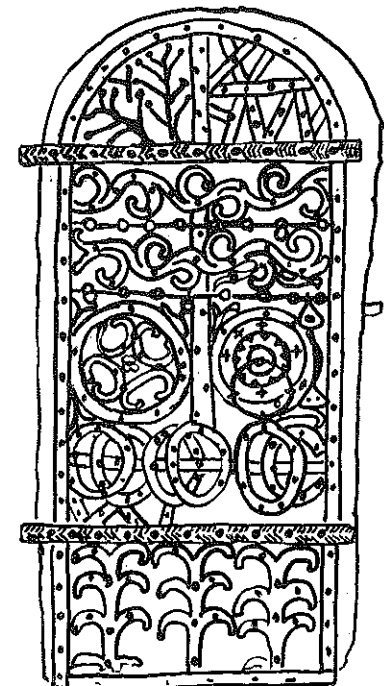


Abb. 2. Kirchentür aus Moheda in Småland. Nord. Museum, Stockholm

bei Plauen¹¹, die sehr reich verzierte Tür in Walddörchen bei Auerbach¹² und die ähnlich ausgestattete Tür in Zwätzen, Bez. Jena¹³.

Der Inhalt der Darstellungen und die besondere Art der technischen Behandlung des Eisens — Fischgräten- und Kreuzbandmuster mit Mittelrippe, die mit dem Meißel aufgeschlagen werden —, lassen die Frage nach weiteren Zusammenhängen aufwerfen. Die charakterisierte Verzierungsart war eine „Eigentümlichkeit der Schmiede des nördlichen Europa; in den skandinavischen Ländern wurde sie schon zu Ende des ersten Jahrtausends bis ins 16. und 17. Jahrhundert geübt. Dänen haben die Motive auch nach England gebracht“¹⁴. Der Weg führt also nach Schweden und Norwegen, in jene Gebiete nordischer Geisteswelt, deren Wurzeln sich berühren mit germanischer Erlebnisvorstellung und formaler Gestaltung. Gleichsam Stationen auf dem Wege dorthin sind einige Türen in Brandenburg: Friedersdorf bei Dobrilugk, Mittenthal und Gransee bei Ruppiner¹⁵. Und dann finden wir diese Türen in größerer Zahl in den nordischen Ländern; das Nordische Museum in Stockholm bewahrt mehrere Beispiele¹⁶. Meistens handelt es sich

¹¹ Ebenda, S. 87.

¹² Ebenda, Heft 9, 1888, S. 12, Fig. 3. Lier, a. a. O., S. 32.

¹³ Bau- u. Kunstb. Thür., 1, S. 237. Lier, a. a. O., S. 32.

¹⁴ Die Beschläge an der Tür in Zwätzen erinnern an gleichartige in Süddeutschland, Franken weist einige aus dieser Frühzeit auf. Die Verbindung nach der Gotik bilden für das hier in Frage stehende Gebiet beispielsweise die Türen von Theuma bei Plauen oder Wolteritz bei Delitzsch.

¹⁵ Lier, a. a. O., S. 7.

¹⁶ Bau- u. Kunstb. Brandenburg, S. 202. Deutsche Volksk., Bd. Brandenburg, Abb. 225, 226.

¹⁷ Vgl. S. Hildebrand u. Chr. Eichhorn in: Minnen från Nordiska Museet. Stockholm. Es handelt sich vor allem um die Türen aus Skirö, Moheda und Suetlanda in Småland. (Das Nordische Museum in Stockholm, 1888, S. 9, Abb. 3).

auch hier um ornamentales Eisenwerk, das zum großen Teil in der obengenannten Weise verziert ist; W. Anderson bietet dazu noch eine wertvolle Ergänzung mit der Tür aus Värjas in Västergötland¹⁷, die außer ornamentalen Eisenbändern eine größere Anzahl von Tieren, Menschengestalten und Fabelwesen aufweist. Wir haben also hier in gewissem Sinne eine Synthese der Inhalte von den bildlichen Darstellungen auf den Türen von Wahren und Beiersdorf, wobei die aus einem, den geheimnisvollen Kräften der Naturgewalten zugewandten Kultus erwachsene, imaginäre Vorstellungswelt der nordischen Völker einzumünden scheint in eine tiefere geistige und seelische Erkenntnis.

Einen aufschlußreichen Beitrag über die schwedischen Arbeiten liefert Axel S. Romdahl¹⁸. Er geht aus von der am Haupteingang der Røgslösa-Kirche in Östergötland befindlichen Tür und zieht einige eisenbeschlagene Risten von Bortorp, Rydaholm und Nyby in die Betrachtung ein. Romdahl erkennt stilistische Beziehungen zu den Bronzetüren in Mittel-

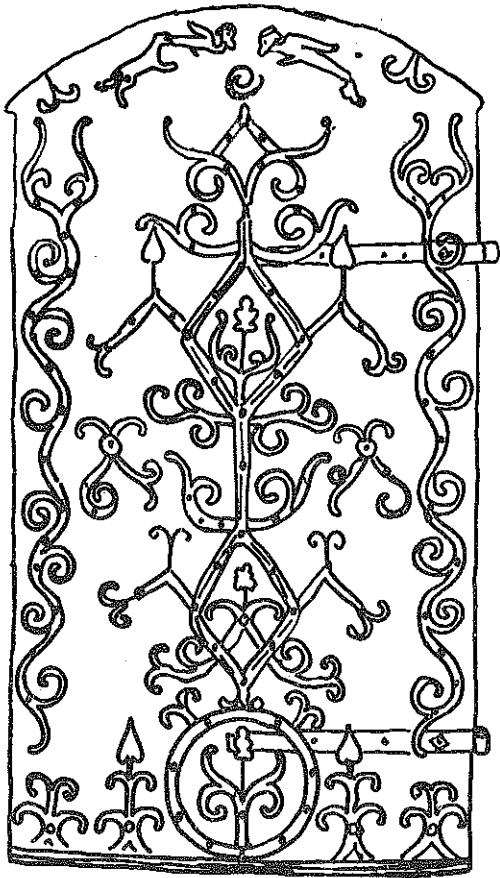


Abb. 3. Kirchentür aus Skirö in Småland. Nord. Museum, Stockholm

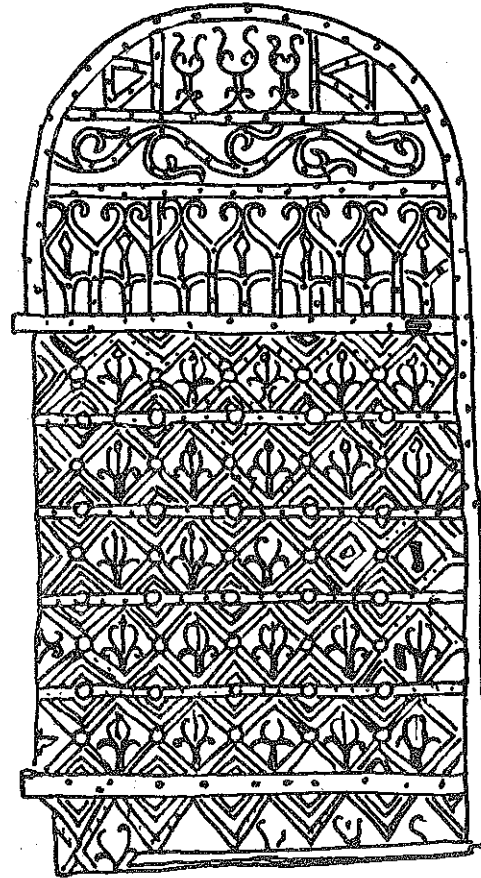


Abb. 4. Kirchentür aus Huetlanda in Småland. Nord. Museum, Stockholm

¹⁷ Vgl. W. Anderson, Die altnordische Kunst in: Die nordische Welt 1934, Abb. 27.

¹⁸ Axel S. Romdahl, Die Røgslösa-Tür und eine Gruppe romanischer Schmiedearbeiten in den alten Götalandsländern in: Fornvännen, Stockholm 1914, S. 231 ff. Dort ist nicht genannt die im Staatl. Histor. Museum zu Stockholm befindliche Tür aus Vänge, Östergötland (vgl. H. Gildebrand in: Månadsblad, Stockholm 1872, S. 107 ff.). Als Beispiel von der Insel Malmö sei verwiesen auf die Tür von Råte (vgl. Albrecht Schröter in: Skane. Ausstellungs-katalog Malmö 1914, Fig. 23). Für die Tür von Väversunda vgl. ferner: Medeltidsminnen från Östergötland, Stockholm 1906, Fig. 9.

und Südeuropa, z. B. zu der St.-Zeno-Tür in Verona. Eine weitere Gruppe kann durch die Signatur dem Meister Asmund zugeschrieben werden; es handelt sich um die Türen folgender Kirchen: Väversunda in Östergötland, Ströja auf Visingsö und Värjas in Västergötland. Außerdem ist auf eine weitere, teilweise von der erstgenannten abhängigen Gruppe hinzuweisen, zu der die Türen gehören von Götlanda in Västergötland, ferner von Högby, Härberga, Skönberga, Bjälbo, Fornåsa, Ristinge und Åst in Östergötland und Edåsa in Västergötland. Diese letzteren zeigen nun schon eine Verflachung im Kompositionellen und Formalen; erst die Zeit der Gotik bringt einen verjüngenden Einfluß, wofür als Beispiel die Tür von Östra Skutuby in Östergötland genannt sei. Bezüglich der Datierung kommt Romdahl zu dem Ergebnis, daß die Tür von Røgslösa um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist, Meister Asmund in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts tätig war und die weiteren Beispiele sich bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts verteilen; der Hersteller wird im westlichen Östergötland vermutet.

Nicht unwesentlich ist es, noch einen Blick auf die Deutung des Inhaltlichen der Schmiedeeisenarbeiten zu werfen. In Røgslösa ist zu oberst ein Hirsch dargestellt, verfolgt von einem auf einer Lur blasenden Jäger, ferner ein Falke und einige Hunde, darunter einige Bäume, eine Frauenfigur mit einem Zweig in der Hand, eine Schlange, eine Teufelsfigur eine Frau mißhandelnd und schließlich der Erzengel Gabriel auf einem Drachen stehend. Wir haben also eine Verbindung von Darstellungen der täglichen Beschäftigungen der damaligen Menschen mit dem Versuch, auch das zum Ausdruck zu bringen, was sie in ihrer tieferen geistigen Erkenntnis bewegt, denn mit den Bäumen soll der Lebensbaum verdeutlicht sein, und auch der Sündenfall kommt zur Darstellung. In den vier oberen Figuren der Tür zu Värjas sieht Romdahl Adam und Eva mit Gottvater und dem Teufel zur Seite. Das in geistig-religiöser Beziehung aufschlußreichste Beispiel bietet die Tür von Väversunda, in deren oberem Abschluß die Kreuzigungsgruppe erscheint in der Form, wie sie uns aus der weiteren darstellenden Kunst dieser Zeit bekannt ist. So erkennen wir in diesen, größtenteils aus dem 12. Jahrhundert stammenden Eisenbeschlägen eine Ausdrucksform der geistigen, in gewissem Sinne auch religiösen Erlebniswelt unserer Vorfahren, die gleichzeitig die Brücke schlägt zu jenen nordischen Völkern, die auch germanischen Blutes sind. Erste Zeugnisse einer beginnenden Christianisierung scheinen sich in ihnen auszusprechen, obwohl noch manches im Banne altgermanischer Naturmythologie steht.

Der Burghof in Desterholz

von M. Teudt

Die Aufdeckung eines vorgeschichtlichen, einst gewaltigen Befestigungswerkes unter den jetzigen Wällen des Gutshofes in Desterholz im August d. J. durch Professor Reinerth, den Leiter des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, und damit der Gutshof Desterholz selbst hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen. Die Grabungen und Untersuchungen an und in dem 32 Morgen großen Grundstück sind noch nicht beendet und das hoffentlich möglich werdende Endurteil über Erbauer und Alter der Befestigung und über die Bedeutung des Platzes vor und nach Entstehung des Sandmanerwerkes kann noch nicht gefällt werden. Über die Grabung wird Professor Reinerth selbst auch in dieser Zeitschrift berichten. Ich meinerseits möchte den Wunsch vieler Leser nach Unterrichtung über die Verhältnisse des Gutshofes und die Fragen, die ihn jetzt noch umschweben, erfüllen und in Rücksicht auf die Nichtkennung meines Buches „Germanische Heiligtümer“ dabei auch einleitend in kurzer Zusammenfassung einige Vorfragen berühren.

Die Desterholzer Mark mit ihrem Gutshof („Haus Desterholz“, später Gierken) macht die Ostseite des weiten flachen Heidegebietes der Senne aus, deren ganzer an den Hang des Teutoburger Waldes heranreichender Nordoststrand eines der bedeutendsten Hünengräberfelder Deutschlands ist. Die großen Hügelgräber stammen aus der Bronze- und ältesten Eisenzeit, und sind z. T. noch älter.

Hier hat der Besiedlungseifer nach dem Weltkrieg eingekehrt, zum Kummer der Natur- und Altertumsfreunde, die mit der Naturschönheit und Einsamkeit auch die Hünengräber noch mehr dahinschwinden sehen. Durch Mittelalter und neuere Zeit waren nur zwei Höfe und drei Kotten (Arbeiterstätten) in Desterholz vorhanden.

Eine Wanderung zu den Gräberfeldern ließ mich 1924 300 m abseits der „Fürstenallee“ den wie ein ansehnliches Waldstück aussehenden, wenig bekannten Gutshof sozusagen „entdecken“, der im Schatten seiner damals noch vorhandenen alten Eichen und Buchen sein Geheimnis verbarg. Der freundliche Besitzer, der den gegen Kriegsende gekauften, verwahrlosten Hof zu einem Sommeritz umwandelte, hatte bereits eine hübsche Schrift mit Aquarellen über den Hof und seine Geschichte in der neueren Zeit zusammengestellt und befaßte sich auch — vergeblich — mit der Frage, was wohl der mit Wällen und Mauerwerk umfriedete alte Platz bei seiner ersten Anlage bedeutet haben möge; ob Bauernhof, Herrenitz, Försterei, gewerblicher Platz, Fluchburg oder Kloster, nichts wollte stimmen. Der Besitzer klagte, daß Personal aus der Umgebung nicht zu erhalten sei wegen des Berufs und der Sputgeschichten, die mehrfach auch an mich herangetreten sind.

Die in der Folgezeit gesammelte ansehnliche Zahl urkundlicher Nachrichten führten unter vorsichtiger Zuhilfenahme logischer (denkrichtiger) Schlüsse zu einem fast lückenlosen Bilde der mittelalterlichen Gutshofgeschichte bis zurück in die Zeit Ludwigs des Frommen.

Gesichert ist die Tatsache, daß der Gutshof im Mittelalter Paderborner Lehen war. Eine Nachricht von 1002 besagt, daß eine Nonne des Klosters Geseke namens Oda ihr Erbgut in Desterholz an Paderborn verschenkte. Da es, wie gesagt, in Desterholz außer den drei Kötterstätten nur zwei Höfe gab, von denen die spätere gräfliche Meierei lehnsfrei war, so kann es sich bei dem Geschenk wiederum nur um unseren Gutshof gehandelt haben. Paderborn verlehnte ihn an die Familie Schwarz in Braunenbruch bei Detmold; man ist nicht sicher, wann es geschah, aber in dem Lehnbrief vom Jahre 1482 heißt es bei der Verleihung „wie schon immer“. Da Schwarz einen Meier auf den Hof setzte, hieß er von da ab durch lange Zeiten bis zum Verkauf an die lippischen Grafen 1493 darüber hinaus „Schwarzmeiershof“. Die geistliche Hand über dem Hofe ist unleugbar und bedeutsam. — Eine sehr bestimmt ausgesprochene Nachricht des als unzuverlässig geltenden, aber besten Kenners der Corveyer Klosterbibliothek vor ihrem fünfmaligen (!) Brande im Dreißigjährigen Kriege, betrifft einen testamentarischen, aus der Zeit zwischen 826 und 852 stammenden Anspruch Corveys auf die Desterholzer Besitzung Bevos, eines Sohnes des Herzogs Ekbert; nur unser Gutshof kann gemeint sein. Gleichgültig, ob der Anspruch erschwandelt ist oder nicht, jedenfalls sind Beziehungen, die zwischen dem Gutshof und dem weit entfernten Corvey bestanden, höchst beachtlich im Blick auf die Gethi-Angelegenheit, auf die wir unten zurückkommen werden.

Zu den umgebenden Gräberfeldern ist noch zu sagen, daß die östlich bis an die große Straße gelegenen noch kartennmäßig nachzuweisen, aber im Ader verschwunden sind. 1200 m südöstlich ist die von Gräbern durchsetzte Schwedenschanze. Ebenso weit südwestlich das große Gräberfeld „Auf der Horst“. Von da an sind die Gräber über den West- und Nordbogen bis zum Forsthaus Nassesand, im Nordosten z. T. nahe an den Gutshof herankommend, verstreut. Während der Dampfpflug über die südliche, 150 m

bis an den Gutshof heranreichende Heide ging, war ich 1926 Zeuge, als Schwanold einige späteisenzeitliche Gräber (ohne Beigaben) öffnete.

Wenn sich eine vorgeschichtliche Burg so auffällig in ein dem Volke geheiligtes vorgeschichtliches Gräbergebiet einschleibt, so muß eine unserer Fragestellungen dahin gehen, ob nicht ein innerer Zusammenhang zwischen beiden gefunden werden kann. Dabei darf auch nicht achtlos beiseite geschoben werden, daß in einer Aufzählung lippischer „Antiquitäten“ durch Wasserbach 1650 zu lesen ist: „sanum Ostarac deae prope Osterholt (ein Heiligtum der Göttin Ostera nahe bei Desterholz)“. Es sind merkwürdige Genossen in Wissenschaft und Kirche, die wie Verbündete erscheinen, um den Osterabegriff der germanischen Mythologie, ja auch den Namen auszumerzen, und es ist ihnen außer beim Osterfeste nahezu gelungen. Eine protestantische Realenzyklopädie, die 13 000 Seiten zählt, verweist im Stichwörterverzeichnis auf „Passah“.

Wenn die geschichtlichen und sonstigen Nachforschungen sich überaus dankbar erweisen, und ein allmähliches Eindringen in das Geheimnis des Gutshofes erwarten lassen, so hielten sich die Grabungsversuche in ganz unzulänglichen Grenzen. Der zu einer gründlichen Spatenuntersuchung des Gutshofes nötige geldliche Aufwand wurde von Dr. Stieren, Münster, auf 4000—5000 RM. geschätzt. Bei der kühlen Einstellung der damaligen Behörden zur germanischen Vorgeschichte im allgemeinen und wegen der Ablehnung des Ergebnisses meiner Externsteinuntersuchung seitens der in Detmold politisch und wissenschaftlich maßgeblichen Kreise im besonderen, war an die Aufbringung einer solchen Summe für Desterholz nicht zu denken. Der verstorbene Landespfleger, Schulrat Schwanold, der mir damals freundlich half, mußte sich mit vier kleinen Einschnitten in die Wälle begnügen. Aus ihnen ergab sich wenigstens, daß unter der jetzigen Form noch ein älterer Zustand der Wälle vorhanden war, und daß der westliche Teil derselben von einem Spitzgraben begleitet gewesen ist, so daß der Gedanke an ein römisches Kastell auftauchte. Er mußte jedoch aus mehreren anderen widersprechenden Gründen wieder aufgegeben werden. Schuchhardt hat damals auf Grund einer kurzen Oberflächenbesichtigung, von der wir erst nachträglich erfuhren, das Alter der Wälle auf das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges angegeben, und Dr. Alföld hat noch im Frühjahr 1935 geglaubt, als gesichertes Ergebnis seiner eingehenden archivalischen Forschungen noch jüngeres Alter der Umhegung feststellen zu können, während Reinerth wenige Monate später ihre vorgeschichtliche Entstehung in unwiderleglicher Weise nachwies!

Der Irrtum, den alle übrigen an der Sache beteiligten Forscher und Sachverständigen mit mir geteilt haben, durch den es möglich wurde, daß das Katasterbild des Hofgrundrisses fast zur Hälfte sich als unbrauchbar für die astronomische Berechnung erweisen konnte, ist ganz anderer Art, als Alfölds Irrtum. Er bestand darin, daß angenommen wurde, die ursprüngliche Linienführung der Umhegung sei durch die Mauern ohne Wall ebenso gewährleistet, wie durch die Wälle. Auch noch zu Beginn der jetzigen Grabung ist diese Möglichkeit nicht bedacht oder wenigstens nicht zur Sprache gekommen.

Die Frage nach der Linienführung der einzelnen Seiten der als sechseckig erscheinenden Umhegung hatte 1927 von der astronomischen Seite her eine besondere Bedeutung bekommen, die die übrigen auffälligen Eigenschaften des Gutshofes unverdienterweise in den Hintergrund drängte. Meine Beobachtung, daß zwei der Richtungen himmelskundlich gewertet werden könnten, war eine mehr zufällige, wenn auch durch die frischen, später restlos bestätigten Externsteinerfahrungen angeregt. Die Verhandlungen mit meinen Beratern im astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin haben zu der Feststellung geführt, daß die übrigen vier Linien eine zeitlich zusammenstimmende Gruppe von Fixsternazimuten mit mythologischer Bedeutung bildeten. Daraus ergab sich dann nach eingehenden Erwägungen des Für und Wider das bekannte Gutachten

betreffend die astronomische Bedeutung des Gutshofes. Seine theoretisch-wissenschaftlich richtige Grundlage ist seither unangetastet geblieben und schließlich von dem Direktor der Leipziger Sternwarte noch weiter ausgebaut worden.

Wenngleich die durch Professor Reinerth vorgenommene Ausgrabung noch nicht ihren völligen Abschluß gefunden hat, so sind doch infolge des erwähnten Irrtums durch die Grabung Veränderungen des Grundrisses auf der Ostseite festgestellt worden, die es unwahrscheinlich machen, daß die erforderlichen erneuten astronomischen Untersuchungen zu einem gleich eindrucksvollen Ergebnis führen werden.

Wenn daher die astronomische Seite des Gutshofproblems, die bisher die Aufmerksamkeit in so hohem Maße auf sich gezogen und auch geholfen hat, das Thema „Germanische Astronomie“ lebendig zu machen, nunmehr zurückgestellt wird, so ist es erforderlich, dem positiven Ergebnis der Reinerth'schen Grabung um so größere Beachtung zuzuwenden.

Die Ergrabung eines Befestigungswerkes in der Bauart der Wälle oder Mauern mit Holzkonstruktion, wie sie als vorgeschichtlich von der Wissenschaft bei zahlreichen germanischen oder keltischen Burgen in Deutschland festgestellt sind, gelegen in dieser vorgeschichtlich so hochbedeutsamen Gegend in der Desterholzer Mark, ist ein Erfolg von so erheblicher Bedeutung, daß die Weiterforschung auf den Plan gerufen wird.

Von Wichtigkeit für die Aussichten der Weiterforschung in der Desterholzer Mark ist das noch nicht veröffentlichte Ergebnis der Reinerth'schen Grabung in dem als alte Kampfschiffbahn erkannte Langelau und der dazu herangezogenen Pollenanalyse. Beide Untersuchungen haben die vorgeschichtliche Entstehung des Langelauwalles (zwischen 200 und 600) festgestellt. Zu wesentlich gleichem vielleicht noch erheblich weiter zurückgreifendem Ergebnis und zur Übereinstimmung mit Dr. Ostendorf (vgl. „Germanien“, 1934, Heft 6) gelangten die neuesten geologischen Untersuchungen durch Dr. v. Hünen.

Das Desterholzer Grabungsergebnis führt zu Schlussfolgerungen und Erwägungen, die ich nunmehr in folgenden Sätzen zusammenfassen will.

Alle Erwägungen, geschichtlichen Nachforschungen und Einwände, die sich auf eine Entstehung des Gutshofes erst in geschichtlicher, christlicher Zeit bezogen, sind endgültig erledigt.

Die auf guten Gründen (u. a. auf den Oberflächen- oder Streufunden bis zur Steinzeit) beruhende Überzeugung von einem sehr hohen Alter des Hofes als Betätigungsplatz unserer Vorfahren haben eine überaus starke Stütze erhalten.

Die geschichtlichen Nachrichten, die uns den Hof schon in frühesten christlicher Zeit als klösterliches Eigentum erkennen lassen, wecken schon immer die Frage nach den Ursachen des kirchlichen Interesses, sowie des Wettbewerbs zwischen Paderborn und Corvey um den Besitz dieses Hofes; sie fordern jetzt im erhöhten Maße weitere Nachforschungen z. B. auch im Sinne meiner Hypothese, daß der Gutshof zwischen 815 und 822 der Schauplatz der Gründung des 822 nach Corvey verlegten Klosters „Sethi“ gewesen sei.

Die mannigfachen auf militärischer Begutachtung beruhenden Zweifel, daß aus rein kriegerischen Gründen an diesem Platz ein Befestigungswerk für Angriff oder Verteidigung oder gar eine „Fluchtburg“ gelegt sein könne, erheben sich erneut und werden durch Einzelheiten des Grabungsergebnisses eher verstärkt als beseitigt. Hierhin rechne ich den durch die Grabung aufgedeckten Eckturm zwischen Seite IV und V mit großer Grundfläche, und zwar nicht nur deswegen, weil auffälligerweise an den anderen Ecken kein Turm gefunden ist, sondern weil er wegen der Bauart (Sand in Holz- und Torfwandung) nicht hoch gewesen sein kann und vielleicht nur eine niedrige Plattform war, vor allem aber, weil er zu weit ins Innere der Befestigung zurückgezogen war, um seine wichtigste militärische Aufgabe, nämlich die Flankierung erfüllen zu können, denn seine Wandung war stärker als das überragen über die Mauerlinie.

Ob die schwachen Gräben im Ernstfalle ausreichende Dienste leisten konnten, und warum die Anlage den sumptigsten Teil des Hofgeländes nicht außerhalb der Mauern ließ, wo er einen wertvollen Dienst leisten konnte, — alle derartigen Fragen dürfen nicht unbeachtet bleiben; aber eine ablehnende oder ausweichende Beantwortung würde ohne Einfluß sein auf die Richtigkeit des Satzes, daß den Alten ein kriegsgemäß erbautes, ja auch unnötig gewaltiges Wehwerk zur Umhegung von Kultstätten nicht unpassend oder zu gut erschienen ist. Es dürfte kaum noch jemand geben, der den ursprünglichen Kultcharakter z. B. der Wittekindsburg, der Milseburg oder der Herlingsburg leugnete.

Jedenfalls kommen hier die in meinem Artikel „Die germanischen Burgen“ („Germanien“, 1934, Heft 7) dargelegten Gründe und Bedenken in Betracht, die gegen die übliche Einschätzung der im alten Germanien sich findenden Ringwälle und sonstigen Wallburgen als bloße Befestigungen gerichtet sind und statt dessen der Mehrzahl die uralte, meist dauernd überwiegende Eigenschaft als umhegte, mehr oder weniger stark befestigte Kultstätten zuweisen. Es sind Kultburgen, die oft auch ohne ernstliche Rücksicht auf eine feindliche Belagerung erbaut wurden und in schwerer Not noch nicht einmal eine Zuflucht bieten konnten, wie später die Wehrkirchen.

Schließlich kommt beim Desterholzer befestigten Hof noch ein Gesichtspunkt in Betracht, dessen Bedeutung zwar von manchem nicht empfunden werden wird, weil seine Berechtigung überhaupt nicht materiell erweisbar ist. Aber für viele andere sind solche psychologischen (seelenkundlichen) Unwägbarkeiten erst recht von Bedeutung. Das ist die Lage des Hofes in einer Umgebung von Ahnengräbern, die ihn einst rings umschlossen. Diese Lage läßt eine rein kriegerische Aufgabe als unmöglich erscheinen, wenn an germanischen Ursprung gedacht wird, was bei Kulturwerken auf germanischem Boden bis zum Gegenbeweise die Regel sein muß.

Die Annahme eines mit erheblichem Zeitaufwande für die Dauer geschaffenen Römerlagers jedoch stößt nicht nur nach meiner Kenntnis der Römerkriege auf ihre Unvereinbarkeit mit den jeweiligen Aufgaben der Feldherren, sondern wird auch von dem Gewicht des nachstehenden militärischen Gutachtens betroffen.

Wenn aber die Sachsenkriege (also fast 800 Jahre später!) als Erbauungszeit auch noch in Erwägung gezogen werden, so würde es sich nach Lage der Dinge in der ganzen Regierungszeit Karls ausschließlich um den Bau einer Zwingburg oder den Umbau einer schon vorhandenen Kultburg zu einer Zwingburg handeln zwecks Unterdrückung der Zusammenkünfte des Volkes an den festlichen Stätten des Ahnen- und Gottesdienstes zwischen Dedingerheide im Süden, Gudenslau, Langelau, Königsau im Norden und Nordwesten und den Externsteinen 7 km nordöstlich. Aber es liegt bis jetzt kein Grund vor, die überlieferte Annahme beiseite zu schieben, daß die von Karl erbaute Burg sich in Lippspringe, und zwar an der Stelle befand, wo sich über der mit reichlichem Wasser strömenden Hauptlippequelle eine mächtige Burgruine unbekannten Ursprungs erhebt. Es wäre ein hochverdienstliches Werk, mit den Mitteln unserer neuzeitlichen Ausgrabungskunst endlich Licht in das Dunkel der Entstehungsgeschichte dieser Lippspringer Ruine zu bringen.

Über die Wahl des Platzes des Desterholzer Gutshofes zu einer rein kriegerischen Zwecke dienenden Festung haben zu Anfang meiner Untersuchungen zwei dazu besonders befähigte militärische Sachverständige das nachfolgende Gutachten ausgestellt, zu dem später der Festungsbauer General Haenichen in den wesentlichen Punkten bestätigend sich äußerte. Das Gutachten lautet:

Detmold, den 29. Mai 1927

„Nach Besichtigung der Anlagen bei Haus Gierken komme ich zu folgendem Urteil in militärischer Beziehung: Zu rein militärischen Zwecken ist die Umwallung der 32 Mor-

gen Land offenbar ursprünglich nicht angelegt worden. Sie wird von Vorgelände überhöht, mit Ausnahme der Front, die sumpfigen Boden zeigt. Eine Festungsanlage an dieser Stelle beherrschte überdies weder den Gebirgsübergang der Gauselöte, noch den Übergang von Kohlstädt. Weshalb sollte man sonst in diese Gegend eine so starke Besatzungstruppe von 500 bis 600 Mann legen, wie die Verteidigung von 1150 m Länge es erforderte? Dem steht nicht entgegen, daß die ausgeführten Grabungen an zwei Fronten einen Spitzgraben nach römischer Art vor dem Wall erkennen lassen sollen. Römische Truppen können vorhandene Wallanlagen zu vorübergehendem Aufenthalt ausgenutzt und nach ihrer Art militärisch-technisch vervollständigt haben. In dem umschlossenen Raume befinden sich einige Quellen und ein langgestrecktes offenes Wasserbecken, das als Viehtränke Verwendung finden kann. Wenn Haus Gierken in unruhigen Zeiten als Schutzburg zur Aufnahme der umwohnenden Bevölkerung mit ihrem Vieh dienen sollte, so mußte es sich schon um eine Bevölkerung von mindestens 1500 bis 1800 Menschen handeln, um die nötigen Verteidiger zu stellen; eine Bevölkerung, die in der näheren Umgebung nach unserer Kenntnis in historischer Zeit schwerlich gewesen ist. Daß der Hof aber nicht als Fluchtburg angelegt sein wird, ist bereits erkennbar gemacht. Unter militärischem Gesichtspunkt bildet die Veranlassung der ganzen Anlage ein Rätsel, mögen wir dabei eine Zeitperiode ins Auge fassen, welche wir wollen.

gez. Schröder
Oberstleutnant a. D.

gez. Wittenstein
Oberstleutnant a. D.

Es ist nicht zu vermeiden, daß die Ansichten über die militärische Bedeutung des Gutshofes auseinandergehen. Aber ich möchte durch den Abdruck des Gutachtens verhindern, daß die Frage ohne weiteres im Sinne eines reinen Befestigungswerkes als erledigt angesehen wird. Ein Befestigungswerk, bei dessen Bau man weniger an den Kampf mit einem andringenden Feinde gedacht hat, als an eine möglichst stattliche und eindrucksvolle Umhegung eines geweihten Platzes zur Ehre der Gottheit und zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der heiligen Ehen vor dem Unerforschlichen, können wir „Kultburg“ nennen. Der Kultburggedanke ist nicht neu, sondern ist von allen Burgenforschern in besonders eindrucklichen Fällen zum Ausdruck gebracht, meist unter Betonung der negativen Seite, also des Mangels an kriegerischer Brauchbarkeit. Aber der Kultburggedanke hat weder in der Wissenschaft ausreichende Beachtung gefunden, noch ist die Volksmeinung von den Ringwällen und Burgen durch ihn irgendwie beeinflusst. Nach wie vor wird bei jedem alten Ringwall und jeder Wallmauer nur an Kampf und Kriegsgeschrei gedacht, und nicht an die Scharen der Wallfahrer, die zum Heiligtum ziehen. Die Bedeutung des Kultburggedankens für die Germanenfunde, besonders für unser Wissen von dem Einfluß, den der religiöse Glaube auf das Leben, auf das praktische und ideale Tun und Lassen ausübte, ist unverkennbar, und das hohe völkische Interesse an einer Klärung dieses ganzen Fragenkreises, an dem sämtliche vorgeschichtlichen Wissenszweige beteiligt sind, kann gar nicht überschätzt werden.

Die unwillkürlichen Voraussetzungen und die willkürlichen Fragenstellungen, mit denen ein Forscher an eine Einzelaufgabe herantritt — unvermeidlich und berechtigter Weise, — bilden den Grundzug einer wissenschaftlichen Untersuchung und üben ihren Einfluß auf deren Art und Gang.

Nachdem seit Reinert's Grabungsergebnis die Erforschung des Desterholzer Gutshofes ganz auf die Burgenfrage eingestellt ist, d. h. ohne Ablenkung nach der astronomischen Seite hin, ist es unser aller Hoffnung, daß die mit völkischem Grundzuge nach den bewährten Grundsätzen deutscher Wissenschaft fortzuführenden Untersuchungen fortschreitende Klärung bringen werden.

Vorzeit im Brauchtum

Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch heißt ein Büchlein, das Otto Lauffer als Band I für die Sammlung „Fort deutscher Volkskunde“ veröffentlicht hat (Schriften des Bundes für deutsche Volkskunde. Berlin und Leipzig 1934: W. de Gruyter & Co. 54 S. mit 8 Abb. auf Tafeln. Kl.-8° [F.] Pappb. 1.20 RM.).

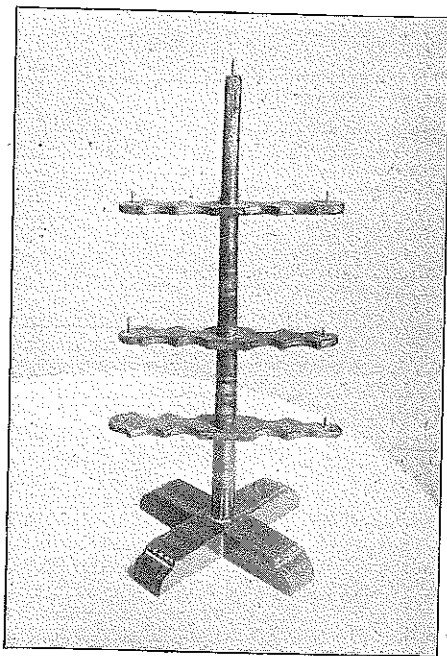
Das schmuck ausgestattete Bändchen ist außerordentlich klar geschrieben und zeigt einleuchtend, wie nach der Forschung der strengen Volkskunde allmählich die Sitte des stehenden, Lichtergeschmückten Tannenbaumes aufgefunden ist und sich verbreitet hat. Zunächst gibt es keine Möglichkeit, eine ursprüngliche Einwirkung auf die Ausgestaltung des Weihnachtsbaumes von Seiten der Kirche nachzuweisen. Der Versuch etwa, ihn vom Paradiesbaum abzuleiten, ist als völlig abwegig zurückzuweisen. Die Kirche hat den Weihnachtsbaum vielmehr zunächst abgelehnt und auch sehr richtig „Aberglauben“, also Reste des Eigenglaubens vermutet. „Den richtigen Ausgangspunkt... gewinnt man erst dann, wenn man sich an den aus germanischen Überlieferungen entstandenen Glauben der Wittwinterzeit erinnert.“

Die Anfänge des Tannenbaumes sind im Vorstellungskreis der sog. Zwölften zu suchen, also der Zeit, die mit der Nacht vor dem 25. Jul-Dezember beginnt und mit dem Dreikönigstag (6. Hartung-Januar) aufhört. In dieser Zeit nun, wo die Sonne, das segenspendende Licht am tiefsten steht, am wenigsten Kraft hat, haben die Mächte der Finsternis am meisten Gewalt und treiben ihr Unwesen. Vor ihnen müssen Haus und Hof, Menschen und Vieh geschützt werden. Mannigfache Mittel, dem Unfegen zu wehren und den Segen zu fördern, verwendet noch heute das bäuerliche Brauchtum. Zwei sind es besonders, die mehr und mehr an Bedeutung gewonnen haben: das winterliche Grün und das Licht. Ursprünglich war ihre Wertung landschaftlich verschieden, bis sich beide zu der Einheit zusammenfanden, dem Lichtergeschmückten Tannenbaum, die wir heute als Sinnbild deutscher Weihnacht und als Sinnbild des Deutschtums jenseits der Grenzen kennen.

„Da, wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging (vornehmlich im Südwesten), führte sie zum Weihnachtsreis, dann zum Schmuckbaum und endlich zum Lichterbaum. Im Osten und im Norden aber knüpft die Formgestaltung zunächst an den Gebrauch des Lichtes, und sie führt dann noch zum Weihnachtsleuchter, zur Lichterkrone und endlich zur — mehr oder minder mit Grünzweigen geschmückten — Lichterpyramide.“ Die Einheit, der Weihnachtsbaum, wurde dann vom Volke her, nicht von der Kirche, zu der Geschichte von Christi Geburt in Beziehung gesetzt. Erst dann vollzog die Kirche die Aufnahme, und „entscheidend war, daß ein neuer, vom ganzen Volke erfassbarer gedanklicher Nährboden gewonnen wurde, auf dem der Gebrauch des Weihnachtsbaumes sich jetzt voll entfalten konnte.“

Das ist in kurzen Zügen der Aufbau des aufschlußreichen Bändchens. Auf die zahlreichen Belege für die Bräuche, die mit den verschiedensten Arten des Wintergrüns verbunden sind, auf den Rauchsegen, auf die Verwendung der Lichter, auf die Geschichte des eigentlichen Weihnachtsbaumes können wir nicht eingehen. Nur das soll noch bemerkt werden: die Gesamtdarstellung konnte nur entstehen durch die richtige Verwendung von sehr vielen Einzelzügen, und mancher Leser mag sich noch an einen solchen erinnern, der zur weiteren Aufhellung dienlich ist. — Eine grundsätzliche Frage mag noch kurz gestreift werden! Der Verfasser geht bei der Behandlung des Wintergrüns und der Lichter wesentlich aus von der Bedeutung dieser beiden Elemente als Abwehrmittel gegen die feindlichen Mächte der Finsternis. Das ist sozusagen etwas Negatives. Ob nicht auch das Positive zu berücksichtigen wäre? Das Licht als Sinnbild des Guten, und das Wintergrün als Sinnbild des Lebens, wie der Weltenbaum, der Lebensbaum, der „wintergrüne der Bäume“ ist.

Der Siebenstern in Bevensen. Otto Siegfried Reuter sagt in seinem Buch: „Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube“: „Im Saterlande und im Jeberlande ist um Neujahr bis zum Tage der Heiligen Drei Könige, also in den Heiligen Zwölften, den



Weihnachten, zu der Zeit, da die Götter bei den Menschen einführen, das Wandern mit dem „Siebenstern“ gebräuchlich. Um Weihnachten kehrt der alte liebe Gott bei den Menschen ein. Wodans Sternbild ist dieses Siebengestirn, der Wagen, Himmelswagen.“

Nun ist auch hier in der Lüneburger Heide zu Bevensen am Weihnachtsfest der Siebenstern, ein hölzerner Leuchter mit sieben Lichtern, im Gebrauch, und zwar im Frühgottesdienst um 6 Uhr morgens am ersten Festtag. Da sieht man dann in der dunklen Morgenfrühe die Kirchgänger zur Kirche wallen, alle mit dem brennenden Siebenstern in der Hand. Alle andere Beleuchtung im Gotteshaus ist abgestellt, aber von den Hunderten von Siebensternen entfaltet sich ein wunderbares ergreifendes Leuchten in dem großen Raum und erfüllt symbolisch die Seelen mit dem Lichte des Heilbringers.

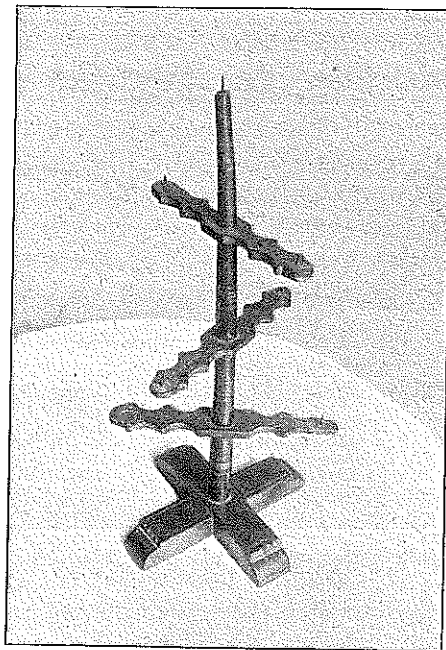
Nachforschungen haben ergeben, daß diese Sitte nicht von alters her geübt ist. In der Mitte vorigen Jahrhunderts habe der hiesige zweite Pastor von den Kirchenvorstehern auf Kosten der Kirchengemeinde um Beleuchtung der Kirche in diesem Gottesdienst gebeten, sei aber abschlägig beschieden. Da sei er zu allen Bürgern ins Haus gegangen und habe sie gebeten, ihren Siebenstern mitzubringen und die sieben Lichter anzuzünden. Von da an sei diese Sitte in Gebrauch gekommen, welche die Gemeinde, groß und klein, mit großer Freude bis

heute ausübt. Es muß nach dieser Erzählung also bei den Bürgern, wer weiß wie lange schon, in den Häusern dieser Siebenstern Verwendung gefunden haben.

Die beifolgenden Bilder zeigen die Form dieses Siebensterns. Es sind die Photographien von dem ältesten hiesigen und einzigen noch vorhandenen Leuchter. Im Laufe der Zeit hat leider ein Drechsler diese alte Form verändert, die Lichtträger rund gedreht und den Fuß als runde Scheibe darunter gesetzt. An der alten Form im Bilde aber erkennt man am Ende der flachen, breittigen Form der Lichtträger das dreiteilige Kleeblatt. Auf diesen Brettchen steht sehr bezeichnend eine E- oder Eke-Rune \times , neues Leben, Wintersonnenwende, und der Leuchter gründet in einem Fuß in Kreuzesform, alles braun mit Goldzeichnung der Rune.

In dieser Kreuzform des Fußes steht nun ein konischer Stamm. Die drei Brettchen, die am Ende in einer kleinen Holzschale die Lichter tragen, sind durchlocht und übereinander in Abständen auf den Stamm geschoben. Ein Licht steht auch auf der Spitze des Stammes. Wenn man diese drei Brettchen nun so dreht, daß sie genau übereinanderstehen, so hat man vor sich das Bild des alten germanischen Weltenbaumes mit seinen Ästen.

Natürlich müssen bei Gebrauch in der Kirche diese lichttragenden Brettchen an-



ders gedreht werden, so daß sie nicht übereinanderstehen. Dann bilden ganz von oben gesehen diese sieben Flammen eine besondere Figur, so: \times , das Licht auf der Spitze in der Mitte, darum herum die andern sechs. Es entsteht also gewissermaßen eine Nord-Südlinie, eine Nordost-Südwestlinie und eine Nordwest-Südostlinie, die Hagakrune \times . Die Nord-Südlinie stellt die Auf- und Nieder-Bewegungslinie der Sonne im Lauf des Jahres dar, die beiden andern Linienendpunkte die Sonnenaufgangs- und -untergangspunkte im Sommer und im Winter. Und in der Mitte steht das Auge Gottes, das von da aus die ganze Welt überblickt.

Schulz, Pastor i. R., Bevensen.

Die Volkskunde als Hilfsmittel zur Deutung der schwedischen Felsbilder. Die schwedischen Felsbilder sind verschiedentlich schon zum Gegenstande von Untersuchungen gemacht worden, um ihren Sinngehalt zu deuten. Wir nennen nur Almgren¹ (i. „Germanien“ 1935, S. 26), Schneider² (i. „Germanien“ 1934, S. 380) und W. Schulz³. Es bleiben aber noch Aufgaben genug zu lösen. Neue Versuche unternimmt W. Gaerte⁴, bei denen insbesondere die Volkskunde (und Völkerkunde) herangezogen wird. Über den einen „Ar-nordische Hochzeit im Schiff“ wollen wir kurz berichten. Almgren hat schon darauf hingewiesen, daß im Mittelpunkt des Bildvorfurfs ein Liebespaar (Nr. 7 und 8 unserer Abbildung) stehe; die Beziehung der übrigen Personen zu ihm hat er nicht weiter erörtert. Diese Aufgabe hat sich Gaerte gestellt. Die neun Nebenpersonen — Männer — halten etwas in die Luft, es mögen Schwerter oder Stöcke (Nr. 1, 2, 4, 6, 9), Hämmer oder Äxte (Nr. 3 und 5) oder Keulen (Nr. 10 und 11) sein. Um dieses seltsame Gebaren zu deuten, zieht Gaerte Hochzeitsbräuche heran, wie sie heute noch in Deutschland⁵ und in an-

¹ Die Felsbilder als religiöse Urkunden.

² Germanische Religion vor dreitausend Jahren.

³ Die religiöse und geistige Kultur der germanischen Bronzezeit. Jahresheft der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz III, 1929.

⁴ Die Bedeutung der Suren in der urgermanischen Religion. — Die altgermanische Trommel und ihre Bedeutung. Ar-nordische Hochzeit im Schiff. In: „Altpreußen. Vierteljahrsschrift f. Vor- u. Frühgeschichte“, Jg. 1, S. 1. Königsberg 1935.

⁵ Siehe auch „Die Schwerterhochzeiten“ (Seltene Bräuche aus der germanischen Zeit in Franken von G. Neuner). „Germanien“ 1935, S. 299.

deren europäischen Ländern hier und da üblich sind und wie sie gelegentlich heute wieder aufleben. Dabei spielen namentlich die Schwerter eine Rolle: in Estland halten der Hochzeitsmarschall, der Bräutigamsvater und der Bräutigam ihre Schwerter über dem Haupte der Braut und gehen dreimal um sie herum.

In Schwaben, Baden, Mittelfranken schützen die Brautführer die Braut mit gezogenen Säbeln. Der Sinn dieses Brauches ist der Schutz der Hochzeit vor bösen Mächten (der übrigens auch auf andere Weise erfolgen kann; sehr viele Hochzeitsbräuche lassen sich auf dieses Schutzbestreben zurückzuführen). Den gleichen Sinn hat die Verwendung der Streitart, an deren Stelle heute das Beil getreten ist. Auch wenn man die Geräte in der Felszeichnung als Stöcke und Keulen auffaßt, ändert das nichts an der Deutung, denn der Waffenscharakter bleibt bestehen und aus den heutigen Volksbräuchen lassen sich Gleichläufigkeiten nachweisen.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11

Bleibt noch der Hammer. Auch dieser wird noch heute als wirksames Abwehrmittel verwandt. Andererseits zeigt sich bei ihm sehr deutlich die „andere Seite“ (wie so häufig in Volksbräuchen): er ist nicht allein ein Mittel, böse Mächte abzuwehren, sondern ist ebenso ein Gegenstand, die Kraft der guten Mächte zu verpflichten. Meines Erachtens wird dies Positive dem Negativen (Abwehr des Bösen) zuliebe zu sehr in der Volkskunde vernachlässigt, und ein unerwünschtes Ergebnis ist es dann, daß unsere Ahnen als von ständiger Gespensterfurcht erfüllt erscheinen, ohne irgendwie Glauben und Zutrauen an gütige Mächte zu haben. Es hat zwei Welten gegeben, wie etwa in der verwandten altpersischen Glaubenswelt! — Jedenfalls bleibt der Herkules Malliator, der hammer-schwingende Donar, der die Fruchtbarkeit bringt, bis weit ins Mittelalter hinein lebendig. So heißt es z. B. in Frauenlobs Marienleich:

Der smit uz Oberlande (= aus dem Himmel) warf sinen hamer in mine schoz und worhte sibem Heiligkeit.

Von den übrigen Einzelheiten des Schiffsbildes, die Gaerte noch behandelt, soll uns hier nur noch der Baum beschäftigen. Der Tracht nach ist es am ehesten eine Tanne. Ob es von Bedeutung ist, daß er die Siebenzahl darstellt dadurch, daß er sechs Äste und eine deutliche Spitze hat, mag dahingestellt bleiben. „Eine sichere Beziehung zu der Hochzeitshandlung ist auf Grund des Bildes nicht festzustellen. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß noch heutigentags im Volksleben Bäume verschiedenster Art bei Hochzeitsbegehungen eine Rolle spielen.“ G. weist dann darauf hin, daß in Upland (Schweden) vor das Brauthaus junge Tannen gesetzt werden, deren Äste mit Ausnahme des Wipfels abgeschnitten sind, und führt noch weitere Beispiele an. Ich möchte noch eins hinzufügen: Im Kreis Verfenbrück besteht, wie ich auf einer Fahrt noch diesen Sommer gesehen habe, der Brauch, auf den Giebel

des Bauernhauses, in dem eine Tochter sich verheiratet, eine junge Fichte oder einen Wacholder zu setzen. Beides sind wintergrüne Bäume, „Lebensbäume“, und der Wacholder hat mehrere Namen, die darauf ausdrücklich Bezug nehmen. Schon im Althochdeutschen ist er als Quecholder belegt; darin steckt die gleiche Wurzel wie in Quecke (*Agropyrum repens*): quec = lebendig, verwandt mit dem lateinischen vivus. Im Rabensbergischen heißt er geradezu Quake. Der immergrüne Baum als Sinnbild der Lebenskraft soll auch der Ehe Leben und Fruchtbarkeit bringen.

Die Arbeit Gaertes zeigt wieder einmal, wie innig Vorgeschichte und Volkskunde zusammengehören, wie durch diese noch manche Fragen gelöst werden können. Der Brauch, den dieses Schiffsbild festgehalten hat, läßt sich in einer Überlieferung von mindestens 3000 Jahren verfolgen!

Euffert.

Die Bücherwaage

Chomton, Werner, Heinrich der Löwe. Mit Bildern des Verfassers. Buchausstattung von Friedrich Heinrichsen. Stuttgart 1935. R. Thienemanns Verlag. 180 Seiten. 8° (F). Ganzleinen 4,20 RM.

Romane und Erzählungen aus dem Gebiet der gesamten Geschichte sind ebenso notwendig wie wissenschaftliche Darstellungen. Diese wenden sich an den Verstand, jene rufen das Gefühl an, und, weil es elementarer ist, hat es größere Gewalt und Wirkung. Zumal die Jugend soll angepackt werden, begeistert, d. h. aus dem Geist eines geschichtlichen Ablaufs heraus ergriffen werden. Der Gestalter steht vor der besonderen Aufgabe, daß er seine Fabel nicht frei erfinden kann, der Weg ist ihm vorgezeichnet, und trotzdem muß er irgendwie zum ergreifenden menschlichen Erlebnis gelangen. Die Größe Heinrichs und die Tragik seines Lebens macht die Aufgabe leichter, ein besonderer Umstand macht sie schwieriger, insofern als mit der Darstellung Heinrichs eine „Glaubenswende“ notwendig verbunden sein muß. Von allem abgesehen, was im Persönlich-Menschlichen von Spieler und Gegenspieler bedingt liegt, streiten miteinander der Reichs-gedanke der Zeit, der sich im Rechte glaubt und glauben muß, für den der dänenbedrängte

Norden und der slawenüberflutete Osten gering sind im Vergleich zu Rom (= Beherrschung der nun einmal vorhandenen Kirche) und der Reichs-gedanke der Zukunft, der als solcher seiner selbst noch unbewußt ist und noch belastet ist mit den naturgegebenen „Schwächen“ eines seiner ersten Träger. Der Kaiser Barbarossa ist verstrickt in eine Idee, ein Erbe aus der Antike, als unseliges Erbe weitergegeben von Karl dem Franken, und diese Idee mußte erst selber untergehen in Tragik, ehe eine neue wachsen konnte. Der „Abfall“ Heinrichs ist die Geburtsstunde der neuen Idee, aber der letzte „Stammesherzog“ kann sie nur emporführen aus einer „begrenzten“ Machtpolitik heraus. Zugleich muß trotz allem merkbar genug angedeutet werden, welche Auswirkungen beide Ideen für die deutsche Geschichte gehabt haben. Das, scheint mir, ist dem Verfasser gelungen, indem er auch die Nebenfiguren geschickt verwendet, bei denen der Gestalter größere Freiheit hat (am besten der fast machiavellistische Jordan von Blankenburg). Jener Kampf der Kräfte muß hinter jeder Schilderung des Lebens Heinrichs stehen. Chomton findet für die Lebensschilderung leicht die gegebene dramatische Aufgliederung, und unter sorgfältiger Be-

nutzung der Quellen und vorliegenden Arbeiten — die beigegebene Zeittafel gibt den geschichtlichen Ablauf genau — erzählt er es im besten Sinne spannend, nur gelegentlich etwas nachlassend, weil er nichts übergehen will. — Was die Ausstattung angeht, muß der schöne Einklang zwischen Bildern, Buchschmuck und Satz hervorgehoben werden.

J. Friedrich.

Professor Dr. R. R. Schmidt, *Der Geist der Vorzeit*. Mit 100 Abbildungen auf 50 Tafeln und 100 Textabbildungen und Karten. 255 Seiten. Geh. 5 RM., Ganzleinen 6,50 RM. Berlin 1935, Reil-Verlag.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist ein Meister der Urgeschichtsforschung, der Gründer des Tübinger Instituts für Urgeschichte. Er gibt einen Überblick über die gesamte Menschheitsentwicklung vom Erwachen des Urmenschen bis zum Ausgang der Steinzeit. Eine erstaunliche Fülle von Material wird in außerordentlich lebendiger, künstlerischer Gestaltung dargeboten. Hervorragende Abbildungen sind in Fülle hinzugegeben.

Das Neue und Einzigartige an dem Werk ist, daß hier zum ersten Male der Versuch unternommen wird, die Urgeschichtsforschung mit der Seelenkunde zu verbinden. G. Neefel hat einmal hervorgehoben, daß „die heidnischen Germanen... unberührt (waren) von Materialismus und Idealismus; denn sie bejahten unbefangenen die leibseelische Wesenheit des Menschen, vorausnehmend oder vorausahnend, was Denker wie Ludwig Klages und der vor kurzem zu früh verstorbene Prinzhorn in unseren Tagen in Widerspruch zu Jahrhunderte alten geheiligten Schuldoctrinen von neuem zur Geltung bringen“. R. R. Schmidt wendet die bahnbrechenden Ergebnisse der deutschen seelenkundlichen Forschung von Klages, Prinzhorn u. a. auf die Urgeschichte an. Wer die Kunst der Altsteinzeit, die urgeschichtlichen Sinnbilder verstehen will, der hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Seele des steinzeitlichen Menschen zu verstehen, und das wird nur dem gelingen, der die seelenkundliche Forschung kennt. Die kurze Einführung „Seele und Artgedächtnis“ bedeutet nicht weniger als den Entwurf einer „Seelen-Ökogenese“. Schmidt stellt das psycho-biogenetische Gesetz auf: „Jedes Menschenleben wiederholt bei seiner seelisch-geistigen Entwicklung die Denkformationen der menschlichen Stammesgeschichte“ (S. 18). Urgeschichte ist daher „die Rückbesinnung auf

die Urgesetze des Lebens. Das Zeitalter, in dem unsere Vorzeit noch 'totes Altertum' und unsere Vorgeschichte eine vorwiegend 'typologische' (morphologische) Wissenschaft war, ist vorüber“ (S. 20).

Wenn Umgren sein bedeutendes Buch über die schwedischen Felszeichnungen einen Versuch des Archäologen nennt, die Fragen der Felszeichnungen für den Religionsforscher zurechtzulegen, so können wir das Werk R. R. Schmidts, der mit Prinzhorn befreundet war, als eine Darlegung der Urgeschichte für den Seelenforscher bezeichnen. Mit Recht nennt der Verfasser sein Buch „den ersten Versuch einer Entwicklungsgeschichte unserer Vorzeit-Psyché“ (im Vorwort).

Einige seiner Leitsätze wollen wir noch anführen: „Der Bau unserer Seele ist eine Schöpfung der Vorzeit.“ „Der Geist der Vorzeit lebt in uns allen; in seinen Denknöten wurzelt unser unbewußtes Leben.“ „Aus der Tiefe der archaischen Seele steigt die mythische Welt, das unbegrenzte Offenbarungswissen der Menschheit. Die Erlebnisschau der Jahrtausende begründete die gültige Glaubensform, in der sich die göttliche Schöpfung offenbart.“ „Die archaischen Erlebnis-sichten... (bleiben) im Unbewußt-seelischen... wirksam (dispositionsfähig).“ „Das Stammesgedächtnis — unsere Stammesgeschichtliche (phylogenetische) Erinnerung — wurzelt tiefer denn alle historische Tradition.“ Es ist die lebendige Organisation des unbewußt schaffenden... Lebens.“

Wie gesagt, führt das Buch bis zum Ausgang der Steinzeit, also bis zum Entstehen des nordeuropäischen indogermanischen Kulturkreises. Das Schwergewicht des Buches bildet die Schilderung der altsteinzeitlichen Kunst des „Arnordlandes“, deren Schöpfer die Cro-Magnon-Rasse, die Urform der fälisch-nordischen Rasse ist. Die großartige Darstellung der Malerei der Kulthöhlen konnte nur ein Forscher geben, der diese nicht nur selbst besucht hat, sondern dem diese Kunst zu einem tiefen Erlebnis geworden ist.

R. R. Schmidts Buch endet da, wo Umgren beginnt. Wenn bei der Fülle des Gebotenen ein Wunsch bleibt, so ist es der, daß die Verbindungslinien von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit eingehender aufgezeigt worden wären. Dr. Otto Huth.

Dr. Matthias Zender, *Volksjagen der Westeifel*. 372 Seiten, 6 Tafeln. Brosch. RM. 8,50, gebunden RM. 10,50.

Erfreulicherweise mehrten sich jetzt wieder die volkskundlichen Veröffentlichungen, die neu gesammeltes Material bringen. Zender

hat im abgelegenen Gebiet der Westeifel über 4000 Volksagen aufgezeichnet, von denen er in seinem Buche etwa 1300 veröffentlicht. Ein späterer Band soll Märchen und Schwänke bringen. Die Zenderische Sammlung ist längst nicht so reichhaltig an mythischen Motiven wie die Sammlung Hoffmanns aus der Nordeifel und dem Herzogtum Jülich. Das muß noch andere Gründe haben als nur den, daß Hoffmann im wesentlichen vor dem Kriege, Zender in den letzten Jahren sammelte. Die Zenderische Sammlung unterrichtet jedenfalls zuverlässig darüber, was an Sagenut heute in der Westeifel noch lebendig ist. Die große Bedeutung der Sagenüberlieferung für die Germanenkunde, die leider bisher nur wenige erkannt haben, ist eben erst durch die ergebnisreichen Forschungen von Otto Höfler erneut dargetan worden. D. H.

A. Clemen Schöner, Germanen und andere frühneuromanische Namen nordischer Stämme. J. C. B. Mohr. Tübingen 1934. RM. 2.—

Im Vorwort weist der Verfasser darauf hin, daß ganze Forschergeschlechter sich um die Aufhellung des Gesamtnamens Germanen sowie der zahlreichen germanischen Stammes- und Völkernamen bemüht haben, ohne daß die geleistete Arbeit zu einem befriedigenden Ergebnis geführt habe. Er macht insollgedessen den Versuch, von dravidischen Wurzeln aus ein neues Licht auf einen Teil der Namen fallen zu lassen. Er meint, der Name Germane sei restlos aus keiner bekannten europäischen Sprache zu erklären, weder aus dem Germanischen, noch aus dem Keltischen, noch aus dem Lateinischen, und folgert daraus, er stelle die naive Prägung einer früh-europäischen Rasse dar. Er faßt die Germanen als die „Hellen“ oder „Blonden“. Den Stammesnamen der Hellen (Chatten) deutet er als die „Leute mit dem Haarmuß“, die Harier als die „Tätowierten“,

die Memannen als die „Leute am Flusse Leman (Rhein)“, die Bataver als „die Leute am geteilten Wasser“ (Niederrhein und Waal), die salischen Franken als „die Leute an der Sala (Zuidersee)“, die Sigambrier als „die Sieganwohner“, die Ampsivarier als „die Emsanwohner“, die Wandalen als die „Leute am großen Wasser“, die Goten als „die Siedler an den Haff-Zuflüssen“ (Pregel, Passarge, Rogat, Weichsel und Rheda), die Bastarnen als „die Leute am starken Zufluß vom Waldgebirge“ (Moldau, Sereth, Pruth usw.). Auch den Landschaftsnamen Bessarabien bezieht Schöner auf den Sinn: „Wasserzufluß vom Waldgebirge“. Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß der Verfasser zur Entschleierung alter dunkler Namen und Zusammenhänge sein Hauptaugenmerk dem Gebiet der Gewässernamen zugewendet hat, indem er als Sprachquelle das Dravidische heranzieht. Darin liegt aber auch die große Schwierigkeit für jeden, der nicht indogermanischer Sprachforscher von Fach ist, Schöners Ableitungen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen. Eine kurze Darstellung, wie der Verfasser sich die Völkerverschiebungen der europäischen Frühzeit vorstellt, um seine Annahmen zu begründen, wäre nicht nur erwünscht, sondern für weitere Leserkreise erforderlich gewesen. Ein paar kurze Hinweise, wie der auf die Vandalen, genügen dazu nicht. E. W.

Albert Hupkens, Rheinische Familienkunde. Rheinisches Volkstum, Heft 5. Düsseldorf, Schwann 1935. 86 S., 1,60 RM.

Dies erstaunlich reichhaltige Heft bringt eine vollständige Einleitung in die Familienkunde und ist daher, wenn es auch immer auf rheinische Verhältnisse und Quellen besonders eingeht, für den Familienforscher überhaupt von großem Nutzen. D. H.

kannt, um 550 v. Chr. noch in Sizilien. Auch später noch bezogen die Griechen die feinen Leinengewebe aus Kolchis und Thrazien, wie die Römer von den Germanen. Noch in nachchristlicher Zeit wurden gotische Frauen von den Griechinnen wegen ihrer wunderbaren Leinengewebe beneidet! / J. Gräß, **Die biologischen Ergebnisse der Ausgrabungen in den bronzezeitlichen Fundstätten von Breich und Lenzerföge.** Ebenda. Die Untersuchung der organischen Reste, die bei der Ausgrabung der bronzezeitlichen Germanendörfer Lenzerföge und Breich durch Dr. Waldtraut Bohm gemacht wurden, hat z. T. einzigartige Ergebnisse gezeitigt. An Getreidefrüchten wurden Gerste, Einkorn, Emmerweizen und in geringen Mengen Roggen gefunden. Drei Stücke einer bröckeligen, ganz verkohlten Masse erwiesen sich als Brot, das aus gesäuertem Teig gebacken ist. Es fanden sich außerdem Bohnen, Erbsen, erstmals in Norddeutschland Linzen und Buchweizenkörner, sowie Wicke, Eicheln und Bucheckern. Außerdem konnte Honig nachgewiesen werden. Die Verfärbung der Erde an der vermuteten Schlachtfeldstelle war durch Blutkohle verursacht. In der Gießener Werkstatt fand sich eine Metallschale, deren chemische Untersuchung zeigt, daß hier eisenhaltiges Moor- oder Wiesenerz mit Kupfer zusammengeschmolzen war, ein erster Vorbote der Eisenzeit! / J. Gräß, **Ein Fund von Honig in einem alemannischen Totenbaum von Oberfladt.** Ebenda. Ein Tongefäß enthielt nicht nur einen größeren Honigrest, sondern auch Spuren von Fett und von Weizenbrot. Man hat den Toten also nicht nur Obst, wie bisher bekannt, sondern auch andere Nahrungsmittel mitgegeben.

Zur Slavenfrage

Johannes Kretschmar, Die Völkerlage des Saale-Mulde-Gebietes in der Hermunduren- und Slavenzeit. „Mannus.“ 27. Jahrg., Heft 1/2, 1935. Bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts ist das Saale-Mulde-Gebiet von Hermunduren und Warnen besiedelt und steht mit seiner hohen Kultur mitten im damaligen Weltverkehr. Nach Zerstörung des Thüringerreiches 531 findet eine starke germanische Abwanderung statt. Das Gebiet verödet. Allmählich beginnen Slaven aus der Lausitz einzuwandern, aber die Funde bleiben an Wert und Zahl gering. Die großen Handelswege führen jetzt über den Brenner an den Rhein ins Frankenreich oder — die große Wikingerstraße — vom Norden die Oder entlang über Prag. Erst die Wiedereindeutschung beendet die Ausschaltung und wirtschaftliche Verfüm-

merung dieses ursprünglich ferngermanischen Gebietes. / **Lothar F. Zoh, Ein slavisches Hirschhorngewand von Breslau-Schönbüh.** Ebenda. Das kurzgezähnte, mit handgerechtem Stiel versehene Horngewand, zu dem einige Entsprechungen aus Ostdeutschland z. T. aus sicher slavischen Funden vorliegen, hat jetzt seine Deutung gefunden. Es diente zur Herstellung von Wellenbandverzierungen am Lehmverputz der Häuser und ist zuweilen, aus Holz gefertigt, in gleicher Verwendung noch heute in Gebrauch. / **Karl F. Meyer, Wege zur Erkenntnis der vorchristlichen Geisteskultur der Slaven.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrg., Nr. 14. Ein erster Versuch, mit Hilfe des Wortschatzes der ältesten schriftlichen Denkmäler die geistige Vorstellungswelt der Alt-Slaven zu erschließen. Hertha Schemmel.

Vom Geist germanischen Rechts „nach Bestimmungen des altischwedischen Rechtsbuches aus Westergötland“ berichtet Dr. Herbert Reier in Heft 7 1935 der Monatschrift „Der Norden“ (Wilh. Limpert-Verlag, Dresden/Berlin): Erwerb des Ackerlandes, Befriedung der Feldflur, Behege, Allmende und Grenze; Sippe, Sippengenosse und die Pflichten der Ehe im germanischen Bauern- und Volksstaat, ehe dessen Leben durch den mittelalterlichen Lehnstaat erstickt wurde.

Die Blätter „vom Leben und Dichten“, **Sturm und Stille** (Herausgeber Karl Cajka, Wien), schließen an ihre Gorch-Folge im Ernting eine Nordland-Folge im Silbhart an. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, wie hier von Wien aus die nordische Bewegung aus Blutsverbundenheit heraus gefördert und völkisches Bewußtsein geweckt wird.

Drei Dinge haben wir betont, als wir auf die Zeitschrift **Das Bild** hinwiesen: den Versuch, in jedem Heft das Kunstschaffen eines besonderen Landschaftsraumes darzustellen, die bewußte Betrachtung von Gegenständen aus der deutschen Vor- und Frühzeit als Kunstwerke (nicht als kulturgeschichtliche „Altentümer“) und die hervorragende Ausstattung (Druck, Papier und Bilder) der Hefte bei mäßigem Preise. — Die Hefte, die den Jahrgang 1934 abschließen, und die neuen Hefte des Jahrgangs 1935, lösen vollkommen das Versprechen ein, mit dem das Unternehmen begonnen wurde. Leider können wir in

¹ Das Bild. Monatschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgeber: Deutsche Kunstgesellschaft Karlsruhe. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe i. B. Vierteljährlich 3 RM.

Zeitschriftenchau

Zur Bodenkultur der Germanen

W. von Stöckar, Zur Urgeschichte des Flachses. „Mannus.“ 27. Jahrgang, Heft 1/2, 1935. Wie so vieles sollte auch der Lein aus dem Süden oder Osten bei uns eingeführt sein. Um 3300 v. Chr. kennt man Flachsspuren aus Ägypten, ähnlich

alte, sonst aber nur aus dem nordischen Gebiet. Jetzt hat es sich erwiesen, daß es sich um ganz verschiedene Arten handelt, von denen die unsere gerade im mittel- und nordeuropäischen Gebiet sehr früh gezüchtet und verarbeitet worden ist. Um 900 v. Chr. ist der Lein in Griechenland noch unbe-

„Germanien“ nur einzelnes aufzählen aus dem Gebiet, das uns besonders nahe liegt, und können über die anderen Beiträge, die das Mittelalter und die Neuzeit behandeln, nur sagen: wie oft sprechen uns die wiedergegebenen Werke unmittelbar an, daß wir sogleich fühlen (und man es uns nicht erst zu beweisen braucht): das ist deutsch! —

In einem Aufsatz von Dr. W. Schleitermacher über die „Kunst der Bronzezeit im Norden“ (S. 10/1934) wird sehr richtig darauf hingewiesen, daß wir uns häufig noch kein richtiges Bild machen von der Umgebung der Menschen, die für ihre wichtigsten Geräte die Bronze als Werkstoff benutzten. „Metallischen Glanz statt der mehr oder minder beliebten grünen Oxidschicht müssen wir uns auch an den Bronzen unserer Museen denken, wenn wir uns an ihnen ein Bild der Vorzeit machen wollen.“ Zum Metallglanz gehört die Farbe, wie sie in Volkstracht und volkstümlichen Gerät sich noch heute erhalten hat. Der Boden vermochte die Farbe nicht zu bewahren, aber wir dürfen wohl in etwa zurückschließen aus der Schilderung der Farbenfreudigkeit, wie sie in den homerischen Gesängen für die ausgehende Bronzezeit des Südens sich zeigt. Der Norden, dessen Sängerepik für uns stumm geworden sind, hat sicher ebenso Freude an der Farbe besessen, „hat man doch erst kürzlich wieder im purpurnen Farbstoff der Malbe eines der Farbmittel erkannt, welche in der Bronzezeit bei uns angewendet worden sind“. — An diesen Aufsatz schließt sich glücklich an: Dr. Herbert Rode, „Auf den Spuren germanischer Kleiderverzierung“. Es zeigt sich die auffallende Tatsache, daß vornehmlich in Niedersachsen auf kirchlichen Ausstattungsstücken neben religiösen Darstellungen geradlinige Muster auftreten, die nichts mit der Kirche zu tun haben, aber ihre nächsten Parallelen in der „heidnischen“ germanischen Kunst finden. Im Vordergrund steht das Falkenkreuz (Abbildungen: Antependium aus dem Landesmuseum Hannover, Pluviale aus Hildesheim im Viktoria- und Albert-Museum (London), Leinenstickerei aus der Wiesenkirche in Soest). Es handelt sich bei diesen Leinenarbeiten um Stücke häuslichen Kunstfleißes, und die Frau war hier Trägerin einer Überlieferung, die weit bis in germanische Vorzeiten zurückreicht. Vergleichsbeispiele finden wir in der germanischen Ornamentik. Germanische Gewänder sind leider nur in geringen Resten erhalten, aber wir dürfen den Rückschluß wagen, daß auch sie in gleicher Weise verziert gewesen sind. —

Mit einem nach Gestaltung und Werkstoff andersartigen Gebiet macht uns der Beitrag von Prof. H. A. Bühler bekannt („Frühgermanische Kunst“). Ein Tierkopf aus dem Osebergschiff und das außerordentlich schöne und reiche Tor der Kirche von Bang (Norwegen) zeigen die meisterhafte Beherrschung des Holzes und sinnbildlich in unendlicher Verflechtung des Weltenbaumes die Gotteswelt.

Da das Nebelungheft 1934 der Mark gewidmet ist, wird auch der Stoff des Beitrages, der Vorgeschichtliches behandelt, dieser Landschaft entnommen, Ein germanisches Urnenfeld (Friedhof in der Feldmark des Dorfes Ruhbier) in der Ostprignitz (R. v. Uslar). Der Verfasser versteht auch diesmal wieder an einem Beispiel, das zunächst etwas willkürlich aus der Gesamtmenge vorgeschichtlicher Funde der Mark ausgewählt erscheint, sehr fein zu zeigen, „welche neuen Fragen ein derartiger Fund an den Forscher stellt, und welche reizvolle Gesichtspunkte daraus, zu dem geschichtlichen Hintergrund und zu der geistigen Verfassung, aus denen jene Erzeugnisse germanischen Kunstfleißes erwachsen sind, sich ergeben“. Hinzugefügt sei noch, daß der kleine Aufsatz im besten Sinne volkstümlich gehalten ist.

In der „Märkischen Backsteingotik“ von Frz. Langheinrich werden gewisse Gedanken angedeutet, die sich beim Lesen der Betrachtung Prof. Erich Jungs, „Vom Deutschen Turmbau“ wieder einstellen. Es gibt allerlei an den Bauten, das mit dem Bauwerk nicht erklärt werden und auch nicht einfach als Schmutz gedeutet werden kann. Man muß durchstoßen zu metaphysischen Grundlagen, die wiederum rassenseelisch bedingt sind. Jung zieht eine Verbindungslinie vom aufgerichteten Steinmal, vom Ahnenpfahl über die Irminsul, über den Thundar von 1114 am Welfesholze und die Mariensäulen zum Turm. „Darin, daß die deutschen Baumeister beim kirchlichen Kultbau das Bauglied des ragenden Turmes so stark ausgebildet und besonders bevorzugt haben, drückt sich also eine uralte Vorstellung aus: daß das hochragende Mal dem Übersinnlichen, Göttlichen geweiht ist.“ In der Anlage der Rosenfelder, die irgendwie zusammenhängen mit den „Halbsonnen“ an den niederdeutschen Holzbauten, kommt nach Jung noch ein anderer vorchristlicher Glaubensrest zum Durchbruch: die Ehrfurcht vor dem Himmelsgestirn der Sonne. ☼

Vereinsnachrichten

Der erste Lehrgang der Pflegstätte für Germanenkunde (v. 29.—31. 10. 35) ist unter lebhaftem Beifall und Dank der Hörer durchgeführt worden. An seinem Beginn und Ende standen Vorträge von grundsätzlicher Bedeutung: Dr. Teudt (Fortschritte der Germanenkunde; germanische Burgen; Stätten der Ostingmark); Studienrat Sauerländer-Bielefeld gab eine klare Einführung in das nordische Schrifttum, dessen Bedeutung für die Schule noch nicht voll gewürdigt wurde; Studienrat Siefert hielt einen ausführlichen Vortrag (wie die meisten anderen mit Lichtbildern) über die Entstehung des Germanentums und sein Verhältnis zu den Indogermanen, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Forschung. Über die Ausgrabungen an den Externsteinen berichtete Prof. Dr. Andree-Münster (s. u.). Eine richtungsweisende Ansprache von Oberstleutnant Plag schloß die drei Vortragsstage ab, deren Nachmittage durch germanenkundliche Besichtigungen ausgefüllt waren.

Die vorjährigen Ergebnisse der Grabung an den Externsteinen sind in „Germanien“ ausführlich veröffentlicht, so daß hier aus dem Bericht von Prof. Andree nur folgendes wiedergegeben sei: Vor der sog. Kanzel wurde 1935 eine zweite Trockenmauer gefunden. Sie hat nach vorn sehr schöne glatte Steine und ist nur 40 bis 50 cm breit. Dahinter finden sich einige Brocken, die nicht mit der Mauer in Verbindung stehen. Vielleicht bildete die Mauer eine Rampe für einen kleinen Platz vor Felsen 2. — Bestimmtes läßt sich nicht aussagen, auch nicht über ihr Alter, obgleich vorgeschichtliche Scherben (d. h. solche, die aus der Zeit vor dem Frankeneinfall stammen) neben der Mauer gefunden sind.

Vor dieser Trockenmauer legte man eine rundliche Steinpackung im Durchmesser von 2 m frei. Darunter glaubte man die Einfassung eines alten Brunnens, in den dann später Steine hineingeraten seien, gefunden zu haben. Es ist ein in den Boden eingearbeiteter Schacht von 2,50 m Tiefe, er endet auf dem gewachsenen stark klüftigen Sandstein, hat keine Ausfütterung von Holz oder Ton, so daß es sich nicht um einen Brunnen oder eine Zisterne handeln kann. Die Ausfüllung des Schachtes ent-

hält andere Schichten als seine Umgebung: es sind wechsellagernd etwa 5 cm starke Sandschichten, mit Holzkohle durchsetzt und von ihr schwarz verfärbt, und Schichten von Lehm mit Sandsteinstückchen. Dieser Schichtenwechsel ist in der Umgebung nicht vorhanden. Vorgeschichtliche Scherben wurden auch hier gefunden; eine zeitliche Bestimmung ist jedoch nur höchstens insofern möglich, daß das Ausfüllen des Schachtes außerordentlich früh geschehen sein muß, denn frühmittelalterliche Scherben befanden sich nur in der allerobersten Lage. In der Umgebung dieser Trockenmauer und des Schachtes liegt ein weißer Sand mit kleinen Feuerstellen (Holzkohle in großen Mengen) und in der Regel befanden sich dabei vorgeschichtliche Scherben. Mit den Resten dieser Feuerstellen nun und teils mit Sand und Lehm ist das Schachtloch planmäßig zugeschüttet worden.

In den letzten Wochen entdeckte man auf der anderen Seite der Wiembefe, gegenüber dem Ulrichschen Hause, einen schmalen Streifen absichtlich gesetzter kleiner Sandsteine (Zweck der Steinsetzung ist noch unbekannt) von 30 m Länge, und etwa 10 m dahinter, im Eichwald, Reste von mehreren Wällen, und zwar, wie es bisher erscheint, in der Regel 2—3 zueinandergehörende. Sie verlaufen mehr oder weniger gebogen und ziehen sich bis zum Kinderheim hin. Hoffentlich wird sich noch ihr genauer Verlauf feststellen lassen. Ob sie überhaupt mit den Externsteinen in Verbindung gestanden haben, kann jetzt natürlich noch nicht gesagt werden, ebenso wie ihr Zweck noch unklar ist. Die Wiembefe floß früher am Steilabhang des Bärensteines, bog bei der alten Holzhäuser Straße auf die Ecke von Felsen 1 zu und von dort wieder um. Die Wälle scheinen nahe an dem früheren Lauf der Wiembefe aufzuhören. Holzkonstruktionen sind bei den Wällen, meist an den Außenseiten, deutlich zu erkennen.

Die Ortsgruppen des Industriegebietes Essen, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Hagen und Dortmund veranstalteten unter der Führung von Studienrat Riden am 13. Silbhart abermals eine größere gemeinsame Besichtigungsfahrt, und zwar in das in frühgeschichtlicher Zeit heizumstrittene Gebiet am Niederrhein. Museumsdirektor Dr.

Stampfuß-Duisburg hatte es übernommen, die Teilnehmer durch die Wallburg in Hünge — einer großartigen Ringwallanlage — und das von ihm in fast zehnjähriger Arbeit erforschte Gräberfeld im Diersdorfer Wald zu führen. 1921 ist hier ein bronzezeitlicher „Friedhof“ aufgefunden. Viele hundert Grabhügel sind heute noch festzustellen. — Im Beowulflied haben wir ein frühes Schriftzeugnis für die Bestattungsweise der bronzezeitlichen Germanen und die feierliche Verbrennung und Grablegung. Dr. Stampfuß gab an Hand dieser Überlieferung ein anschauliches Bild vom Totenkult unserer Ahnen. Wichtig ist, daß die Ausgrabungen im Diersdorfer Gräberfeld zum ersten Male den Nachweis des urgermanischen Charakters des niederrheinischen Siedlungsraumes erbracht haben, während bisher die rheinischen Funde mehr oder minder deutlich und umfangreich feltische Herkunft aufwiesen. Die Ausdehnung der Germanen, die bekanntlich vom heutigen Schleswig-Holstein ihren Ausgang nahm, hat um 1000 bis 800 vor Zv. das hiesige Gebiet erreicht, nachdem um 1200 die Schranken von Teutoburger Wald und Wesergebirge überschritten waren. Die zu dem Gräberfeld gehörige Siedlung scheint sich in den fruchtbaren Rheinniederungen nach Westen zu befinden zu haben. — Nach der Mittagspause in Kantien erfolgte die Besichtigung des Amphitheaters der Colonia Trajana unter Führung des wissenschaftlichen Leiters der dortigen Ausgrabungen, Dr. von Petrikovits. Er gab einen Überblick über die Ausgrabungen an dieser Stätte, die nicht allein der Erforschung der römischen Besiedlung auf dem Boden der Siegfriedstadt Kantien, son-

dern auch der germanischen dienen. Für die Germanenforschung wichtig erwies sich eine Siedlung, die durch einen Zufall zwischen „Reege Mühle“ und der sog. „Bifley“, dem Rest eines alten Rheinarms, angeschnitten wurde. Sie gehört zeitlich in die frühe römische Besiedlung des Landes, muß aber aus verschiedenen Gründen mit hoher Wahrscheinlichkeit als der Verwaltungsmittelpunkt der germanischen Egerner angesehen werden, die als ein Teil der Sugambri in diese Gegenden an das linke Rheinufer versetzt wurden. Die Holz- und Fachwerkbauten liegen in mehreren Kulturschichten übereinander und sind bei den Grabungen scharf zu trennen. Die ältesten Siedlungsspuren reichen nach Ausweis der mitgefundenen römischen Keramik in die Zeit des römischen Kaisers Tiberius (14–37 n. Zv.) zurück. Die Bauten zeigen außer reiner Holzbautechnik auch Ziegelfestung des Fundamentes. Der Siedlungsbereich dieses germanischen Vorortes der Colonia Trajana scheint ziemlich ausgedehnt zu sein. Die erfolgversprechenden Grabungen sollen fortgesetzt werden. Ihre Bedeutung liegt darin, daß die Hoffnung besteht, hier Spuren germanischer Siedlung am linken Niederrhein verfolgen zu können. — Anschließend wurden noch die Grabungen in der Krypta des Domes besichtigt. Ein angeregtes Zusammensein mit Begrüßung durch den Bürgermeister und Bericht von Dir. S. Müller über die Bremer Tagung schloß die schöngelungene Fahrt ab.

Berichtigung! Die Ausnummer unserer Detmolder Kanzlei, Hitlerdamm 12, ist Nr. 3264 (nicht 3246!).

Fr. german. Vorgeschichte.

Der Mensch soll sich nicht begnügen mit einem gedachten Gott; wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott, sondern man soll haben einen wesehaften Gott, der weit über den Gedanken des Menschen und über allem Vergänglichen ist. Der Gott vergeht nicht, der Mensch lehre sich denn willentlich ab.

Meister Eckhart

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil F. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. III. Bj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

9-12-1935

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Januar

Heft 1

Aus dem Inhalt:

Die Berliner Aussprache

Arendt Fransen: Grundsätzliches zur Frage
der Externsteine (4. Teil. Mit 11 Abbildungen)

Edmund Weber: War der Zoozen das Sem-
nonenheiligtum?

Hans Pinter: Der heilige Hain von Reß-
lingen (Mit 2 Abbildungen)

Die Fundgrube / Aus der Landschaft

Die Bücherwaage / Zeitschriftenschau

Vereinsnachrichten



Verlag von K. F. Koehler Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der »Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold«, Bandelstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich
Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede
Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag
bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu rich-
ten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag
R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleitung Det-
mold: Studienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11. Verantwortlich für den Anzeigenteil G. W. Diehl,
Leipzig. Verlag: R. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121. Druck: Offizin
Haag-Drugulin AG., Leipzig, Salomonstr. 7. D. H. IV. Bj. 1934. 3200

Inhalt des Januarheftes

Die Berliner Aussprache.....	1
Grundsätzliches zur Frage der Erternsteine (4. Teil). Von Wendt Traussen	4
War der Zoozen das Semnonenheiligtum? Von Edmund Weber.....	17
Der heilige Hain von Rellingen. Von Hans Pinter.....	20
Die Fundgrube	22
Aus der Landschaft.....	24
Die Bücherwaage	26
Zeitschriftenchau	28
Vereinssnachrichten	31

Die »Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold«

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen
Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deut-
schen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese
selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler
aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vor-
handen, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold

Fernruf Detmold 2766

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Stu-
dienrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11, zu
senden. Für unüberlangt eingehende Beiträge wird
keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Be-
sprechungen erfolgen in der Gruppe »Die Bücher-
waage«

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigen-
abteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorher-
gehenden Monats angenommen. Die Preise werden
jederzeit gern mitgeteilt



bringt packende Erlebnisbücher, Zeugnisse deutschen Geistes und deutscher Leistung

Arminius, Feldherrntöpfe 1914-1918

Die Oberbefehlshaber bei Freund und Feind: Hindenburg und Ludendorff, Moltke und
Fallenhayn, Conrad und Foch, Joffre und Haig, Pershing, Cadorna, Nikolajewitsch und
andere werden von einem wirklichen Kenner ausgezeichnet und mit besonders großer Sach-
kenntnis dargestellt. So entsteht eine spannende Geschichte des Weltkrieges, gesehen aus der
Perspektive der verschiedenen Großen Hauptquartiere.

Ludner, Seeteufel erobert Amerika

Mit Graf Ludner, dem »Seeteufel«, nach Amerika! Von dieser Fahrt mit einem Segel-
schiff, bei der die Herzen des ritterlichen Volkes jenseits des Ozeans gewonnen werden
sollten, erzählt dieses Buch. Es schildert Ludners Abenteuer und seinen Kampf für ein
starkes und einigtes Deutschland in den Jahren nach dem Zusammenbruch, manche Anek-
dote aus der Kriegszeit ist geschickt eingeflochten und klingt machtvoll aus in einem Be-
kenntnis zum Dritten Reich.

H. H. Houben, Der Ruf des Nordens

Seit Jahrhunderten schon hat die grausame Schönheit der Arktis ihre dämonische An-
ziehungskraft auf die Menschheit ausgeübt. In diesem Buche werden Abenteuer und Lei-
stungen der Nordpolfahrer von den alten Griechen bis auf Nobile in knappen und daher
äußerst spannenden Skizzen so lebenswahr geschildert, daß man glaubt, die Tragödien im
hohen Norden mitzuerleben.

Herbert Schulzebeer, Standarte X

Sie ist der Typ einer Standarte. Sie will nicht besser, aber auch keineswegs schlechter als
legendäre andere sein. Sieben Tote und viele Verwundete hat sie während der Kampfzeit
verloren. Ein junger Mediziner, der den letzten Groschen, Berufsaussichten und Leben täg-
lich einsetzt, schildert ihr Kämpfen und Werden. Der hartnäckige Kampf für das Deutsch-
land Adolf Hitlers, der hier gezeigt wird, erinnert alle Kämpfer an schwere, schöne Stun-
den und mahnt ebenso eindringlich die Jugend zu gleicher Opferwilligkeit.

Rudolf Herzog, Die Nibelungen

Das unsterbliche deutsche Heldenepos ist von einem Sprachmeister vom Range Rudolf
Herzogs gestaltet worden. Der Glanz der Sprache wetteifert hier mit der erschütternden
Größe und Menschlichkeit des Stoffes. Der im Grunde heldische Sinn des deutschen Vol-
kes, der nach dem Kriege durch das Vordringen artfremder Geistigkeit unterbunden war,
findet jetzt schönste Auferstehung, so daß die Nibelungensage, wie schon vor dem Kriege,
Gemeingut aller Deutschen werden wird.

Jeder Band in Ganzleinen gebunden 2.85 Mark

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages R. F. Lehmann in München bei,
auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Bedeutende Urteile über

Heinar Schilling

Germanische Geschichte

Dr. von Leers in der „Deutschen Zeitung“ vom 5. 12. 34

... Endlich bekommen wir hier seit langem eine wirklich exakte und doch lebendige Darstellung der germanischen Geschichte. Das Schöne ist, daß diese Geschichte ganz aus nordischem Geist geschrieben ist und mit ihren zahlreichen Karten, Übersichten und ihrer eingehenden Entwicklung in dieser Art bisher überhaupt noch nicht da war. Das Buch gehört zu den Standardwerken unserer Zeit.

Kölnische Zeitung vom 16. 12. 34

... Mit diesem Buch ist Schilling ein ganz großer Wurf gelungen. Es ist in hervorragender Weise dazu geeignet, gerade die Jugend mit der Geschichte der Germanen vertraut zu machen und kann auch in der Schule viel zur Verlebendigung des Unterrichts beitragen.

„Das deutsche Wort“ (Literarische Welt) vom 18. 11. 34

Daß wir dies mächtige Heldenlied deutscher Kraftentfaltung endlich einmal in einer geschlossenen Darstellung in einem Bande in die Hand bekommen, ist eine große Sache, und man darf wohl mit Gewißheit voraussagen, daß Schillings Buch einen starken Erfolg haben wird - denn wir haben ein solches Buch längst nötig.

Gr. 8°. 592 Seiten. Mit 2 Karten. Ganzleinen 9.60 RM

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935

Dezember

Heft 12

Aus dem Inhalt:

Fr. Plat, Wilhelm Teudt zur Vollendung des
75. Lebensjahres

Prof. Dr. Dr. Hans Bahne, Das vorgeschicht-
liche Europa

Marie Blenk, Verwandte des Männchens von
Ecksen (mit 21 Abbildungen)

Dr. Ella Runge, Steinkreuze bei Nordhausen
(mit 2 Abbildungen)

Dr. Albert Schröder, Schmiedeeiserne Beschläge
auf Kirchentüren in Mitteldeutschland
(mit 4 Abbildungen)

W. Teudt, Der Burghof in Desterholz

Vorzeit im Brauchtum

Die Bücherwaage / Zeitschriftenschau



Verlag von K. F. Koehler Leipzig

»Germanien«, Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens
Zeitschrift der »Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold«, Bandstr. 7

Jährlich erscheinen 12 Monatshefte

Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich
Zustellgebühr. Einzelheft RM 1.20

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig Nr. 4234

Bezugsart. Die Monatshefte können durch jede
Postanstalt, durch den Buchhandel oder vom Verlag
bezogen werden

Beschwerden wegen Ausbleiben der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu rich-
ten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag
R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

R. F. Koehler Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, Fernsprecher 64121

Manuskripte sind an die Hauptredaktion: Stu-
dientrat D. Siefert, Detmold, Hermannstr. 11, zu
senden. Für unverlangt eingehende Beiträge wird
keinerlei Haftung übernommen.

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden. Ausführliche Be-
sprechungen erfolgen in der Gruppe »Die Bücher-
waage«

Anzeigen und Beilagen werden von der Anzeigen-
abteilung der Monatshefte (R. F. Koehler, Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81) bis zum 15. des vorher-
gehenden Monats angenommen. Die Preise werden
jederzeit gern mitgeteilt

Inhalt des Julmonathestes

Wilhelm Leudt zur Vollendung des 75. Lebensjahres. Von Fr. Plag	353
Das vorgeschichtliche Europa. Von Prof. Dr. Dr. Hans Hahn	356
Berwandte des Männchens von Ochsen. (Mit 21 Abbildungen.) Von Marie Blent	359
Steinkreuze bei Nordhausen. (Mit 2 Abbildungen.) Von Dr. Ella Runge	364
Schmiedeeiserne Beschläge auf Kirchentüren in Mitteldeutschland. (Mit 4 Abbildungen.) Von Dr. Albert Schröder	366
Der Burghof in Desterholz. Von W. Leudt	369
Vorzeit im Brauchtum	375
Die Bücherwaage	378
Zeitschriftenchau	380
Vereinsnachrichten	383

Die »Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold«

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen
Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deut-
schen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken. Wer diese
selbstlosen Bestrebungen unterstützen will,

werde Mitglied der Vereinigung!

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler
aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vor-
handen, als gemeinhin angenommen wird.

Anmeldungen sind an die Hauptstelle, Detmold, Bandelstraße 7, zu richten

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte, e. V., Sitz Detmold
Fernruf Detmold 2766

P. J. KREUZBERG

Deutsche Vor- und Frühgeschichte mit besonderer Betonung des Rheinlandes

8° — 232 Seiten — Darunter 20 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier und 22 Zeichnungen
im Text — Kartoniert RM 2.50 — Gebunden RM 3.50.

Was der gewissenhaften Forschung aus der Zeit deutscher Vor- und Frühgeschichte als richtig erscheint, wird in
diesem Buche zusammenfassend dargeboten und in einzelnen, charakteristischen Zügen gestaltet, um jene Zeit deut-
scher Urgeschichte nicht nur unserem Geiste, sondern auch unserem Herzen näher zu bringen.

HAUSEN VERLAG / SAARLOUIS

Für den Weihnachtstisch des Germanien-Lesers

Gerhard Raab: Ewiges Germanien

Die Gesamtschau des germanischen Mythos und seines Gestaltwandels bis in Kultur
und Gedankengut der Gegenwart hinein. In Ganzleinen 7.50 RM

Hermann Wille: Germanische Gotteshäuser

Willes Untersuchungen über die »Hünenbetten« als Sockelmauern germanischer
Kultstätten. Mit 50 Lichtbildern. In Ganzleinen 7.50 RM

Werke von Heinar Schilling:

Germanische Führerköpfe

Packende Lebensbilder großer germanischer Führergestalten, die in fernen Zeiten Ge-
schichte, ja oft Weltgeschichte machten. In Ganzleinen 2.85 RM

Germanische Frauen

Zwanzig Lebensbilder berühmter germanischer Frauen, wie sie uns die Geschichte
und altnordische Sagen überliefert haben. In Ganzleinen 2.85 RM

Germanische Geschichte

Von den Kimbern und Teutonen bis Wittekind erlebt der Leser die dramatischen
Schicksale germanischer Völker. 600 Seiten. In Ganzleinen 9.60 RM

R. F. Koehler / Koehler & Amelang / Leipzig

Eberhard Wolfgang Möller

Das Schloß in Ungarn

Roman / 60. Tausend / 420 Seiten

Eberhard Wolfgang Möller, der Träger des Nationalen Buchpreises 1934/35, der durch sein erfolgreiches lyrisches und dramatisches Schaffen bereits als eine unserer stärksten Begabung bekannt geworden ist, tritt hier mit seinem ersten großen Roman vor die Öffentlichkeit. In ihm wird von den vielen merkwürdigen Seelen, ernsten und heiteren, offenen und geheimnisvollen, erzählt, die sich auf dem „Schloß in Ungarn“ um einen alten Sonderling gesammelt haben und die dort nun in den Wirren der 48er Revolution das Werden eines Volkes miterleben. Bunte und ganzvolle Lichter spielen über liebevolle und zärtliche, zwiegesichtige und dunkle Bilder und geben dem Roman stärkste dichterische Wirkung. Selten hat ein Buch so sehr Erfüllung aller Hoffnungen bedeutet.

Dappband RM 4.50 / Ganzleinen RM 5.50

Zeitgeschichte

Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H. / Berlin W 35